

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."

Joh. 5, 39.



Zwanzigster Jahrgang 1892.



St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1892.

Inhalts-Verzeichnis.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. Januar 1892. Nro. 1.

Vorwort.

Habakuk 2, 4.

Siehe, aufgeblasen, nicht gerade ist seine Seele in ihm; aber der Gerechte in seiner Glaubenstreue lebt er.

Es ist dieses Vorwort bereits das zwanzigste, welches für die Theologische Zeitschrift geschrieben werden soll. Für Bücher werden die Vorreden meist zuletzt geschrieben. Wenn das Ganze fertig ist, so sagt man, was man gewollt und wie man es durchzuführen beabsichtigt hat. In dieser Absicht schreiben wir allerdings nicht für die Theologische Zeitschrift. Es ist auch nicht so, daß mit jedem neuen Jahrgang ein neuer Abschnitt in der Thätigkeit eines Blattes, wie unsere Zeitschrift, einzutreten hätte. Sie ist auch ihrer Bestimmung nach nicht an den Ideenkreis des Kirchenjahres gebunden, noch auf die Festthatsachen desselben beschränkt. Es ist vielmehr ein und dieselbe Arbeit, die durch den Wechsel der Jahrgangsnummern sowenig unterbrochen wird, als eine Straße durch die Meilensteine versperrt wird. Gerade sowenig aber auch eine Straße bei jedem Meilensteine eine Biegung macht, soll auch ein neuer Jahrgang eine veränderte Richtung der Zeitschrift anzeigen. Schon der Umstand, daß sie der Synode angehört, muß ihr dieselbe Richtung vorschreiben, in welcher sich das theologische Arbeiten und das kirchliche Leben der Synode im allgemeinen bewegt. Solange aber die Synode auf der Grundlage, auf welcher sie entstanden und gewachsen ist, bleibt und ihre ursprüngliche Richtung innehält, wird sich auch die Zeitschrift dementsprechend darstellen. Das scheint eher ein Nachteil, als ein Vorteil zu sein, denn die Zeitschrift muß verzichten auf den hohen selbstgenugsamen und imponierenden Ton eines Regierungsorgans, sie muß verzichten auf die Schneidigkeit eines Parteiblattes, ebenso wie auf Geschlossenheit der Zeitschrift einer theologischen Schule und auf die ins einzelne gehende Ausprägung eines Blattes, das Sache einer besonderen Persönlichkeit ist.

Auf alle diese Dinge muß ein Blatt, das im Dienste einer Gemeinschaft stehen will, verzichten, und auch die Theologische Zeitung ist von dieser Schranke nicht befreit. Wird dieselbe nicht beachtet, so tritt man aus dem Dienst der Gemeinschaft, der man angehört, heraus, man sucht mehr zu scheinen, als man ist, mehr zu nehmen, als einem gehört, und mehr zu thun, als wozu man befugt ist. Da hört dann das gegenseitige Dienen, das ge-

meinsame Tragen der Last auf. An die Stelle der ruhigen, gewissenhaften Arbeit, welche vor allem sich nach dem Maßstab der Pflichterfüllung richtet und nach möglichster Vollkommenheit in ihrem Kreise strebt, tritt jene erregte und spekulierende Geschäftsthätigkeit, der alle Mittel zu ihrem Zwecke recht sind, und der es nicht darauf ankommt, was sie ist und thut, sondern nur darauf, als was sie vor Menschen gilt und was sie von den Menschen erlangen kann.

Wenn da auch nicht gerade gepredigt wird: Der Zweck heiligt das Mittel, so wird doch erwartet, daß der Erfolg das Verfahren rechtfertigen werde. Das ist Weltglaube. Er wird wohl sehr leicht angenommen, aber es fehlt ihm die lebenschaffende Kraft. Nicht Leben wirkt er, denn er ist nicht die Kraft, wodurch der Mensch sich im innersten Grunde seines Wesens, d. h. in seinem Zusammenhang mit Gott, erfaßt und auf seine Gemeinschaft mit Gott zurückzieht, sondern es stellt der Mensch sein Verhältnis zur Welt in den Vordergrund, er erfaßt sich nach dem, als was er vor der Welt und in der Welt erscheint. Dieser Weltglaube macht aufgeblasen, bringt Erscheinungen hervor, denen der wirkliche Lebensgehalt fehlt, und erzeugt Bestrebungen, deren Ziel versteckt und verhüllt wird, weil es sich auch vor der Welt nicht offen darlegen darf, sondern in Formen einhüllen muß, die sein verkehrtes, selbstsüchtiges, gehaltloses Wesen verdecken. Diese Selbstüberhebung und dieser Mangel der Aufrichtigkeit und Geradheit hängt allem Weltwesen an, zeigt sich aber in ganz besonders widerwärtiger Weise da, wo es sich in kirchliche Formen auszuprägen und in den Schein des Reiches Gottes zu hüllen sucht. Gerade da ist es aber auch am verderblichsten. Da ist es nicht etwa bloß tot und vergänglich, sondern tötend und zerstörend.

Der Gerechte aber lebt in seiner Glaubenstreue. Er ist das Gegenteil eines solchen Ungerechten, der etwas scheinen will, was er nicht ist, und Ziele vorgiebt, die er nicht hat und nicht haben und nicht erreichen kann. Diese Glaubenstreue zeigt sich zunächst im richtigen Glauben sich selbst gegenüber. In der Theorie fehlt es unserer heutigen Christenheit allerdings nicht daran. Man streitet wohl nicht gegen Schriftworte, wie: „Ohne mich könnt ihr nichts thun," oder singt auch kräftig mit, wenn es heißt: „Mit unserer Macht ist nichts gethan," aber in der Praxis, da sucht man seine Macht zu vermehren, und es ist oft weniger die Ausbreitung des Evangeliums, als die Erweiterung der eigenen Kirche und der eigenen Macht, welche zu erregtem Wetteifer gegen einander treibt. Wie im großen, so auch im kleinen und einzelnen. Da wird das Prophetenwort oft zur beißenden Ironie. Mancher vor Menschen Gerechte lebt seines Glaubens wie der Pharisäer, welcher in seinen eigenen Augen und in dem Urteil der Menge auch gerecht war und doch vor den Augen des Herrn nicht bestehen konnte.

Der wirklich — im Sinne des Prophetenwortes — Gerechte lebt in seiner Glaubenstreue, die ihn vor allen Dingen in den von Gott gezogenen Schranken hält, innerhalb dieser aber auch erhält und festhält gegen alle Versuchungen und Anfechtungen gegenüber den Vorspiegelungen des eigenen

vergänglichen Wesens, wie gegenüber den Meinungen der tonangebenden Geister und der ihnen blindlings folgenden Menge. Alles Lebendige hält sich vermöge seiner ihm innewohnenden Lebenskraft innerhalb gewisser Schranken und Grenzen, es geht nicht ins Maßlose und strebt nicht ins Grenzenlose, sondern so lange es gesund und lebensfähig ist, sucht es innerhalb seines eigenen Lebensgebietes sich möglichst vollkommen auszuprägen und sich in seiner Art zu erhalten.

Innerhalb dieser Grenzen und Schranken, in welchen der Gerechte durch seine Glaubenstreue gehalten wird, erweist sich aber dieselbe als eine Lebenskraft, nicht als eine Last; als ein Lebenstrieb, nicht als Trägheit; als eine Kraft des Widerstandes gegen alles Unwahrhaftige und Unrechte, ebenso wie als eine Fähigkeit zur Ertragung und Überwindung aller der Mächte des Hasses, des Neides, der Bosheit, der Finsternis, des Leidens und Todes, welche in das Lebensgebiet des Gläubigen einzudringen und ihn zu fällen suchen. Der Glaube macht vorsichtig, bis zur Ängstlichkeit vorsichtig, im Suchen nach dem schmalen Wege, im Ringen nach dem Eingang durch die enge Pforte, im Schaffen der Seligkeit; ebensowenig giebt er sich einem blinden Vertrauen an Menschen hin, sie mögen ihm noch so sorgfältig unter dem Schein der Harmlosigkeit und Arglosigkeit entgegenkommen; er läßt sich dadurch nicht von der unerschütterlichen Grundlage seines Lebens wegführen oder von da weglocken, wo er allein Antwort auf die Frage nach seinem Heil und nach seiner Seligkeit finden kann, nämlich von dem Wort der göttlichen Offenbarung, das sich schließlich doch erfüllt und in seiner Erfüllung den Unterschied zwischen dem Gerechten, der in seiner Glaubenstreue lebt, und dem Ungerechten, dessen inneres Wesen nicht gerade, nicht aufrichtig ist, an den Tag bringt.

Aber so vorsichtig und wachsam die Glaubenstreue gegen alles ist, was sich mit dem Anspruch, etwas Erstrebenswertes zu sein, an den Gläubigen herandrängt, so selbstgewiß und sicher macht sie ihn der göttlichen Verheißung, der Zukunft der Welt und des Reiches Gottes gegenüber. Er weiß, in dem lebendigen Wort Gottes, in jeder wahren Weissagung ruht der Trieb und die Kraft, sich zu erfüllen. Er ist gewiß, daß die Erfüllung nicht ausbleibt, und in dieser Gewißheit kann er warten, hoffen und aushalten. In diesem Hoffen und Aushalten versäumt er nichts; ebensowenig als er sich dadurch irre machen und erschüttern läßt, daß der Weltlauf oft den Anschein erzeugt, als kümmere sich Gott weder um das Kommen seines Reiches, noch um den Übermut der Welt. Das alles hat seine Zeit; die Welt geht in diesem Vorwärtsdrängen und damit, daß sie sich erhebt und überhebt, ihrem Ende entgegen, während das Reich Gottes in seiner Verborgenheit in der Welt auch unter dem Widerstand und der Anfeindung, die es erfährt, dennoch seiner Vollendung entgegeneilt.

Im Lichte des Glaubens erscheint die Zeit kurz; aber sie ist weder zu kurz, sodaß sie zur Erwirkung des Heils nicht ausreichte, noch zu lang, sodaß man einmal so fertig wäre, daß nichts mehr zu thun bliebe. Es ist eines der hervorstechenden Merkmale der Kreise, die sich so gern als die feine Welt be-

zeichnen, daß sie entweder nicht genug Zeit oder zu viel Zeit haben; entweder an Aufregung und Hast oder an Langweile leiden. Was dort in so bestimmter klarer Weise zu Tage tritt, geht durch das ganze Weltwesen hindurch, es mangelt dem zeitlichen Treiben am Gleichmaß, es fehlt eine Macht, die den Menschen und sein Thun bestimmt und leitet, so daß er nicht zum Sklaven der Zeitverhältnisse, Zeitereignisse und Zeitmeinungen wird. Der Gläubige, welcher weiß, daß das Wesen dieser Welt vergehet, wird von dem Vergehen dieser Dinge weder überrascht, noch enttäuscht; er weiß, es ist nur das Offenbarwerden des Weltwesens; darum stürzt er sich nicht darauf und bindet sich nicht an dasselbe. Wenn er gleich des Tages Last und Hitze geduldig trägt, so trägt er sie deswegen, weil er weiß, daß er sie im Dienste eines Herrn und einer Sache trägt, die nicht trügen und daß, wenn es der Welt und dem Weltsinn auch anders erscheint, dieser Schein dennoch trügt.

Der Glaube, in welchem der Gerechte lebt, gestaltet sich in ihm zur weltüberwindenden Macht. Nur darf man die Weltüberwindung nicht mit Welteroberung verwechseln. Das that schon das Judentum und Heidentum, das sich vor dem Christentum fürchtete, weil ihm um seine Herrschaft bangte. So haben aber auch viele Christen gethan und so thun viele jetzt noch, welche durch ihre kirchlichen und gelehrten Systeme die Welt erobern und dieselbe sich unterwerfen wollen, dabei aber in Selbstverblendung dem Weltwesen sich gefangen geben. Selbst der Herr, der sagt: Ich habe die Welt überwunden, tritt nicht als Welteroberer auf, sondern er wartet, bis Gott ihm seine Feinde zum Schemel seiner Füße lege. Soll unser Glaube der Sieg werden, der die Welt überwindet, so werden wir niemals zu Weltherrschern, vor deren äußerer Macht sich die Welt fürchten und vor deren äußerer Herrlichkeit sie sich beugen müßte, sondern es bleiben beide Seiten des Wortes Christi wahr, nämlich einerseits: „In der Welt werdet ihr Angst haben,“ aber es bleibt ebenso gewiß: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Krankheit und Heilung.

(Von P. J. G. Enßlin.)

Im Gebiet der ärztlichen Wissenschaft kann man Tausende von Büchern und Schriften finden, welche über obiges Thema verfaßt wurden. Was immerhin davon zeugt, daß von dieser Seite viel versucht wurde, der leidenden Menschheit entgegen zu kommen. Allein auf Grund der heiligen Schrift, welche viel von leiblicher Krankheit und Heilung lehrt, wurde auch von seiten der Theologen und Bibelgläubigen schon manches über diesen Gegenstand geschrieben und gelehrt. Wenn wir nun auch in der theologischen Zeitschrift davon handeln wollen, so versteht es sich von selbst, daß wir in ihrem Gebiete bleiben und nur so weit das ärztliche Gebiet betreten wollen, als es die Darstellung der Bibelwahrheit über obigen Gegenstand erheischt. Auf diese Sache aber näher einzugehen, erscheint uns nicht nur nützlich, sondern auch zeitgemäß zu sein, zumal in unserer Zeit der schroffe Gegensatz hervortritt, daß viele

dieselbe Sünde begehen, deren sich einst der König Assa schuldig machte, nämlich die, daß sie in ihren Krankheiten nicht den Herrn, sondern die Ärzte suchen; andere dagegen den sogenannten Glaubenskuren huldigen und direkt vom Herrn Hülfe und Heilung haben wollen. Ein Christ muß nun freilich wissen, welche Stellung er der ärztlichen Wissenschaft und den Lehren der hl. Schrift gegenüber einzunehmen hat. Es gilt da eben, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist. Denn auf Grund der ärztlichen Wissenschaft den Boden der hl. Schrift zu verlassen, hieße doch, trotz allem Schein der Aufklärung irre gehen, und einseitig handeln; denn die ärztliche Wissenschaft faßt die Krankheit und ihre Heilung im allgemeinen bloß von ihrer natürlichen Seite auf, wozu sie auch von ihrem Standpunkt aus berechtigt sein mag; die heilige Schrift dagegen faßt sie in ihrem Verhältnis zur leiblichen und geistigen Natur und Wesen des Menschen, welche beide durch den Sündenfall tief berührt, aber auch beide im Erlösungsplan Gottes bedacht sind. Fassen wir daher im folgenden zuerst die Krankheit in ihrem Verhältnis zu beiden Naturen ins Auge.

Es möchte wohl der ärztlichen Wissenschaft im allgemeinen nicht schwer sein, für jede leibliche Krankheit eine natürliche Ursache zu finden, insbesondere für solche Krankheiten, welche durch Verletzung der Naturgesetze und der Organe des menschlichen Körpers hervorgerufen werden. Werden doch die Fremdstoffe, welche in den Körper eingedrungen, oder in demselben vorhanden sein mögen, mit den, der jetzigen Wissenschaft zu Gebote stehenden Mitteln und Werkzeugen bald entdeckt und in ihrer Wirkung erkannt. So hat sie auch, Hand in Hand mit diesen Fortschritten, in betreff der Heilmittel und Methoden viele Entdeckungen gemacht, mit welchen sie der Krankheit entgegen treten und eine Heilung der beschädigten und kranken Körperteile bewirken will. Die ärztliche Wissenschaft rühmt daher so weit gekommen zu sein, daß sie behaupten darf: „Wir können jede Krankheit heilen, nur nicht jeden Kranken."

Wenn nun unser Herrgott weiter nichts mit der Krankheit zu thun hätte und wenn ihre, von den Ärzten entdeckte natürliche Ursache auch ihre letzte wäre, so könnte ihr vollständig auf natürliche Weise entgegengetreten werden. Allein ihre eigentliche und letzte Ursache ist doch die geistliche Krankheit der Sünde, welche auf den Sündenfall und den sündigen Zustand des Menschen zurückgeführt werden muß. Durch einen Menschen ist ja die Sünde gekommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde und ist also der Tod zu allen Menschen hindurch gedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. Das Größere aber, der Tod schließt das Geringere, nämlich die Krankheit oder Todeswirkung in sich. An dem Tage, da Adam in Sünde gefallen, wurde er ein mit Krankheit und Tod behafteter, ein Schwächling, Siechling und Sterbender. Die einzelnen Krankheiten sind Vorläufer und Bahnbrecher des Todes und der Tod selbst ist die Summa, das Fazit aller Krankheiten. Wenn es heißt: Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahinmüssen, Ps. 90, 7, so will das sagen,

daß der Tod samt seinem ihm vorlaufenden Geleite, dem mannigfaltigen zusammengesetzten Heer von Krankheiten, im allgemeinen als eine unabänderliche Ordnung der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit angesehen werden muß, welcher jeder Mensch ohne Ausnahme, als ein Glied der mit der Sünde behafteten Menschheit unterworfen ist und je nach Verhältnis darunter zu leiden hat. Darum wird auch Krankheit mitgenannt unter dem Fluch, den Gott über das Volk Israel senden würde, wenn es von seinen Geboten weichen wollte; 5. Mos. 28, und darum wird auch unter Umständen sogar dem Satan Raum gestattet, Krankheiten über den Menschen verhängen zu dürfen. Hiob 2, 6 und 1. Cor. 11, 32. Zwar folgt hieraus noch nicht, daß das Kranksein des Einzelnen in einem meßbaren Verhältnis steht zu seinem persönlichen Verschulden. Wenn auch manche Krankheiten als natürliche Folgen einer Sünde erscheinen, oder als durch Gottes wunderbares Eingreifen gewirkte Strafen angesehen werden müssen, so treffen die Schläge, Plagen, Pfeile und Todesgeschosse des Herrn, wie öfters, namentlich tödliche Krankheiten genannt werden, nicht immer gerade die Schuldigsten am härtesten. Es läßt sich aus dem Zusammenhang der Krankheit mit der Sünde und dem Walten Gottes nachweisen, daß die Krankheit auch zum Offenbaren der Werke Gottes dienen muß, teils insofern, als dadurch Gottes, alles wohlmachende und zum herrlichen Ziele führende, Gerechtigkeit und Gnade verherrlicht werden soll, Joh. 11, 4, teils auch insofern, als die Einzelnen durch Krankheit heilsamlich erzogen und bewährt werden müssen. Die Krankheiten, als ein getreuer Abdruck der im Menschen wohnenden Sünde, helfen die Gemeinschaft mit der Sünde verbittern und verzäunen, nehmen die höheren Lebenskräfte in Anspruch, setzen sie in Übung und machen für den Segen der herrlichen Lebensmitteilungen Gottes empfänglich. Daß daher die natürliche Ursache der Krankheit nicht die letzte ist und auch nicht in allen Fällen durch rein natürliche Mittel gehoben werden kann und darf, das geht aus dem Angeführten überzeugend genug hervor. Ja wer den biblischen Nachweis über Ursache und Zweck der Krankheit verkennt, und seine Hülfe nur bei den Ärzten sucht, geht trotz seiner vermeintlichen Aufklärung in Irrtum und Finsternis dahin und erkennt in seinem Unglauben nicht die Wahrheit, welche der Herr im Gleichnis vom Schalksknecht aufstellt, wo er gerade in diesen Heimsuchungen Gottes, auch die Forderung steht: „Bezahle mir, was du mir schuldig bist!" und die Vollziehung des Befehls erkennt: „Verkaufet ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hat." Wer aufmerkt, kann auch in den scheinbar unbedeutenden und leicht vorübergehenden Krankheiten die Stimme Gottes hören, die sowohl von seiner Gnade und Liebe, als auch von seinem Ernste und Gerechtigkeit, die da fordern und befehlen, predigt. Leider lassen sich viele im Unglauben durch ihre verfinsterte Vernunft leiten, hören nicht auf die Stimme Gottes, sehen auch nur auf die natürliche Ursache der Krankheit und suchen in derselben nicht den Herrn, sondern nur die Ärzte. Es gilt von solchen, was in Jerem. 5, 3 gesagt ist: „Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht."

Mit dem Bisherigen ist nun durchaus nicht gesagt, daß es in allen Fällen für Sünde gerechnet werden könne, wenn man in Krankheitsfällen den Arzt rufen und seinen Beistand in Anspruch nehmen wollte, denn Gottes Wort ist an und für sich nicht dagegen, es verlangt keinen Fatalismus und auch keine Vermessenheit und Versuchung Gottes, was die Ignorierung ärztlicher Hülfe unter Umständen sein würde. Ganz natürlich ist es ja in Krankheits- und Unfällen sich selbst in geeigneter Weise helfen, oder sich helfen zu lassen. Hiob schabte sich mit Scherben um seine Schmerzen zu lindern, Hiob 2, 8. Paulus rät dem Timotheus: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Weins um deines Magens willen, und daß du so oft krank bist.“ 1. Tim. 5, 23. Der Herr aber spricht: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ Matth. 9, 12. Es wird darum vom Herrn selbst für Sünde angerechnet, den Kranken die Hülfe und Pflege zu verweigern. Dagegen wird von ihm die That des Samariters, der in die Wunden dessen, der unter die Mörder gefallen war, Öl und Wein gegossen, sie verbunden und so den Kranken verpflegt hatte, zur Nachahmung empfohlen. Luk. 10, 30—37. Wenn aus der ärztlichen Kunst nicht mehr gemacht und von ihr nicht weiter erwartet wird, als sie ist und leistet, so kann jeder Christ mit gutem Gewissen ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen; denn sie ist in der That nur eine künstliche Krankenpflege, wie sie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter ihrer Bedeutung nach angedeutet wird. Die Hülfe der Ärzte kann nur in relativer Weise ein Heilen genannt werden, denn das eigentliche Heilen versieht Gott durch seinen Segen, den er in wunderwirkender Weise erst geben muß, oder den er in der Natur vorhanden sein läßt, welch letzterer dann von ärztlicher Seite durch entsprechende Mittel und künstliche Pflege unterstützt werden mag. Mag auch angenommen werden, daß durch Ignorierung der ärztlichen Hülfe vieles an Kranken und Leidenden vernachlässigt und verderbt werden mag, so kann doch ihre Hülfe den Segen und die Heilung von oben nicht ersetzen. Davon sind nicht allein solche überzeugt, welche den sogenannten Glaubenskuren huldigen, sondern auch viele andere nüchterne Leute, welche in ihrer Krankheit, auch gewissenshalber, nicht ohne ärztliche Hülfe sein wollen. Reelle und gläubige Ärzte werden sich auch nicht vergöttern lassen, wenn sie augenscheinlich Hülfe leisten konnten, sondern mit jenem bedeutenden französischen Arzt bekennen: „Ich habe verbunden, der Herr hat geheilt.“ An Gottes Segen ist alles gelegen! Das ist aber das Verwirrende und die, zu Extremen führende Thatsache, daß der Unglaube den Segen Gottes leugnet und ignoriert, dagegen auf Menschen und Mittel seine Hoffnung setzt, und die Menschen und ihre Wissenschaft vergöttert. Haben die Ärzte auch für jede Krankheit ein Mittel und eine Methode der Behandlung, so können sie doch nicht jeden Kranken heilen, denn für den Tod ist kein Kraut gewachsen und die Krankheit als Zuchtrute und Erziehungsmittel in der Hand des Herrn können sie ihm nicht durch physische Kraft und Geschicklichkeit entreißen. Kein Wunder ist es aber, daß manche in ihrem Unglauben, wenn sie sich von seiten ärztlicher Hülfe immer und immer wieder ge-

täuscht sehen, weil sie eben doch den Segen Gottes nicht ersetzt, schließlich an der Möglichkeit des Gesundwerdens verzweifeln, dieweil sie auch von den Ärzten hoffnungslos aufgegeben werden müssen; oder, wenn sie zum Glauben an Gottes Segen gebracht werden, alle ärztliche Kunst und Mittel beiseite werfen und ihre Heilung direkt vom Herrn erwarten, der das Gebet des Glaubens erhört und auch da noch heilen kann, wo ärztliche Hülfe aufgegeben werden muß. Der Unglaube ist aber auch vielfach die Ursache, warum manche nicht zur Heilung kommen können, trotz aller ärztlichen Hülfe. Er ist es auch, der den Herrn nötigt, ein größeres Übel widerfahren zu lassen, weil er die leichten Schläge und die sanfte Rute der Züchtigung nicht achtet. Joh. 5, 14. Wie darum die Krankheit in ihrem Verhältnis zur Sünde und dem sündigen Wesen des Menschen gefaßt werden muß, so muß auch die Heilung von derselben in ihrem Verhältnis zur Gnade und Erlösung durch Jesum Christum gefaßt werden; denn wenn die letzte Ursache der leiblichen Krankheiten oder Todeswirkungen in der geistlichen Krankheit der Sünde liegt, so müssen wir auch konsequenterweise erwarten, daß der Heilsratschluß der Erlösung ein Gegenmittel enthalten muß, durch welches auch leibliche Übel gehoben werden können. In dieser Erwartung sehen wir uns auch nicht getäuscht; denn schon in den vorbereitenden Heilserweisungen, die dem Evangelium vorausgingen, ist ein solches Gegenmittel verspürt worden; denn es wirkte mächtig und wohlthuend schon im alten Bunde. Es ist eine der Grundlehren des alten Testaments, daß Gottes Sorgfalt und Vorsehung nicht nur die geistliche, sondern auch die zeitliche und leibliche Not seines Volkes umfaßte, und daß Gott durch die Verheißung sowohl seinem leiblichen als auch seinem geistlichen Bedürfnis entgegenkam. Gott hat seinem Volk verheißen, sein Arzt zu sein, und alle Plagen der Ägypter von ihm fern zu halten, wenn es in seinen Geboten und Wegen wandeln und verbleiben wolle. 2. Mos. 15, 26. Damit ist doch klar und deutlich gesagt, daß sein Volk eigentlich nicht mit Krankheit sollte geschlagen werden müssen, und daß es möglich ist, durch Gehorsam gegen Gott sie von sich fern zu halten. Ist nun das geistliche Israel nicht ebensowohl Gottes Volk wie das Israel des alten Bundes, und sollten nicht auch uns diese göttlichen Zusagen gelten? Daß sie auch uns im neuen Bunde gelten, können wir aus dem schließen, daß dem gefallenen Israel auf Grund der Verheißung immer und immer wieder Gnade und Errettung aus großen Nöten widerfuhr. Es durfte aber schon trinken aus dem geistlichen Fels, der mitfolgte, welcher war Jesus Christus. 1. Cor. 10, 4. Daher auch das prophetische Bild des künftigen Erlösers, als das eines großen Arztes, 2. Mos. 15, 26, als eines herrlichen Königes, Dan. 7, 13. 14, und als eines gnadenreichen Erlösers, Jes. 59, 20, geschildert wurde. Nun aber im neuen Bunde, in welchem wir stehen, ist ja die Verheißung erfüllt; die heilsame Gnade des Erlösers, welche uns zum geistlichen und leiblichen Wohle und Heil berechtigt, ist allen Menschen erschienen. Das bewies der Herr Jesus in seinem messianischen Berufe

auf Erden; denn er stellte sich als den dar, der die geistliche Krankheit der Sünde, als die letzte Ursache der leiblichen Krankheit heben und wegtragen konnte und darum auch als den ganzen Heiland, der die wahre und vollkommene Heilung auch für die leibliche Krankheit gebracht hat, wie es auch der Apostel Petrus, Act. 4, 12, klar und offen bezeugt. Sein ganzes Leben giebt davon Zeugnis, daß er der wirkliche Arzt ist; denn er ging umher und heilete allerlei Seuche und Krankheit, Math. 4, 23, und machte gesund allerlei Kranke, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht: „Er hat unsere Schwachheit auf sich genommen und unsere Seuche hat er getragen." Math. 8, 17. Ja seine Thaten und Werke zeugen davon, daß er die Macht hat auf Erden Sünden zu vergeben und die Bande zu lösen, mit welchen der Mensch um der Sünde willen gebunden werden kann. Wie Sünde und Tod aufs innigste verbunden sind und eines aus dem andern kommt, so ist auch die Sündenvergebung durch Christum und die Heilung von leiblichen Krankheiten und Lösung von Banden der Finsternis unlösbar verbunden; denn es folgt eines aus dem andern: Math. 9, 2. 6, Luk. 13, 16, und fließen auch beide aus einer und derselben Quelle des Heils. Das kann insonderheit aus dem Versöhnungstod Christi gefolgert werden; denn durch denselben ist unsere Sündenschuld gebüßt, Jes. 53. 1. Petr. 2, 24, und der Fluch der Sünde getragen worden, Gal. 3, 13, welches als sein Erlösungswerk ebenso weit reicht, als der Fluch der Sünde zu finden ist. Fürs Ganze aber bürgt die Auferstehung des Erlösers; denn durch sie hat Gott dargethan und festgestellt, daß die Sünde als Wurzel der Krankheit zerstört und die Quelle der Lebens- und Auferstehungskräfte eröffnet ist.

Haben wir im Voranstehenden auf Grund der hl. Schrift nachgewiesen, daß der Mensch, wenn er Gott gegenüber recht stände, gesund sein dürfte und daß in Christo eine ganze Erlösung nach Leib, Seele und Geist ist und bei ihm Hülfe in allen Nöten gefunden werden kann und darf, so muß noch wegen der besonderen göttlichen Ordnung, die im Suchen und Finden des Heils eingehalten werden muß, auch davon geredet werden: Wie und unter welchen Bedingungen Erlösung und Heilung auch für leiblich Kranke eintreten kann und darf.

Was im allgemeinen und auch im besondern zur Erlangung des Heils notwendig ist, das ist der wahre und lebendige Glaube an den Herrn Jesum Christum. Ihn hat der Herr als das erklärt, durch welches wir sollen selig werden. Mark. 16, 16. Der Glaube war es auch, wodurch zu unseres Heilandes und der Apostel Zeiten die Kranken und Elenden Gesundheit und Erlösung vom Übel erlangen konnten und durften, und der ist es auch heute noch und bleibt es für alle Zukunft; ihm kommt der Herr mit Hülfe und Heil entgegen. Matth. 9, 22, Akt. 3, 16. Allein, wenn wir die Lebensführungen so mancher Gläubigen, insbesondere die des Apostels Paulus ins Auge fassen, so möchten wir doch an der Allgemeinheit dieses Privilegiums des Glaubens etwas zweifeln; denn so viele ernste und wahre Christen müs-

sen, wie der Apostel, trotz ihres Glaubens ihren Pfahl im Fleisch behalten. Doch wenn wir 2. Kor. 12, 7—9 näher ins Auge fassen, so werden wir solcher Zweifel enthoben und lernen dabei Gottes weise und gnadenreiche Führung kennen. Schon das, daß Paulus es wagen konnte um die Wegnahme seines Pfahles im Fleisch zu bitten, zeigt, daß er solche Erlösung durch das Heil in Christo erwartete und darin eingeschlossen sah. Wie er aber, so dürfen auch wir getrost und zuversichtlich, auf Grund der Erlösungsgnade Christi, um die Wegnahme des Übels bitten. Sehen wir aber auf die göttliche Antwort, welche dem Apostel zu teil wurde, so finden wir den Beweis darin, daß ihn Gott erhört und ihm so viel Gnade und Heil zugesichert hat, als für ihn gut war. Wurde ihm doch so viel Kraft versprochen, daß er seinen Pfahl im Fleisch ertragen konnte und er ihn nicht hindern durfte, seinen Beruf auszurichten. Satan durfte ihn wohl schlagen, aber nicht erschlagen. Wohl sollte er sich immer im Glauben durchzukämpfen und in seiner ihm anhaftenden Schwachheit die Kraft Gottes sich anzueignen haben, aber letztere sollte sich dann auch desto mächtiger erweisen. Aus der Führung des Apostels geht wohl klar und deutlich hervor, daß unter Umständen auch ein Pfahl im Fleisch bleiben muß, insbesondere bei solchen, welche im Heiligtume Gottes dienen, aber es wird auch darin gezeigt, daß Gott das Leiden und die Last tragen hilft, sie soll den Gläubigen nicht erdrücken, wie auch sonst 1. Cor. 10, 13, geschrieben steht: „Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.“ Vergl. Jes. 43, 2. Es scheint zwar hart, (wie Pfr. Ch. Blumhardt sagt,) wenn man den Elenden, Traurigen, in Trübsal stehenden Menschen nicht ohne weiteres sagt: „Sei getrost, dir wird Gott helfen!“ wenn man vielmehr sagt: „Suche dich in deine Trübsal zu schicken und freue dich mit allem, was dich bewegt, Gotte hingeben zu dürfen zu seinem Preis und zu seiner Ehre!“ Aber das ist eben der einzige Weg, auf dem es wirklich dem Heil entgegen geht. Heil Gottes an unsern äußern fleischlichen Menschen hinhängen, daß es uns nur irdisch wieder eine Weile wohl wird, das geht nur bis auf einen gewissen Grad, gleichsam in den Vorhöfen des Reiches Gottes; da läßt Gott allerdings regnen über Böse und Gute. Willst du aber, daß das wahre Heil und ewige Leben dich ergreife, dann mußt du dir diesen scheinbar harten Weg gefallen lassen, welcher im Blute Jesu Christi dir eröffnet ist, wo es nicht anders, als durchs Sterben zur Auferstehung kommen kann.“ Wenn es nun also nach göttlicher Ordnung durchs Sterben gehen soll und der barmherzige Richter nicht so schnell, als wir meinen, vom Widersacher befreien kann, weil er uns durchs Feuer der Trübsal zu Auserwählten machen will, so brauchen wir darum doch nicht vom Beten um Erlösung vom Übel ablassen, sondern sollen vielmehr damit bis ans Ende beharren, welches ja in Kürze kommen kann, wie unser Heiland sagt: Luc. 18, 7. „Sollte Gott nicht retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen und sollte Geduld darüber haben? Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze.“ Ist nun schon eine Kürze

verheißen denen, welche das Heil in Christo kennen und auf Grund desselben nicht nur gegen leibliche Krankheit, sondern auch gegen die Macht der Finsternis zu kämpfen haben, Ephes. 6, 12, wie viel leichter und eher können solche zur Heilung von Krankheiten kommen, bei welchen es vorerst nur auf eine Besserung ihres Lebens oder Bekehrung abgesehen ist. Das lernen wir so recht aus den Heilserweisungen Christi; denn von ihm wurde vielen geholfen, welche den einfachen Glauben hatten, daß er ihnen helfen könne und wolle, ohne daß bei ihnen wahre Buße und Bekehrung und Anerkennung seiner Gottessohnschaft vorausgesetzt werden konnte. Das zeigt insbesondere die Heilung der zehn Aussätzigen und die Geschichte des Blindgeborenen. Seine Wunder und Heilserweisungen mußten ja in den meisten Fällen erst den wahren Glauben und die Annahme seines geistlichen Heils bewirken. Das Volk Israel war schon um der Verheißung willen, als Söhne und Töchter Abrahams, Luk. 13, 16, berechtigt, seinen zugesagten Groschen Matth. 20, 2, und ihr Brot, Matth. 15, 26, nämlich den irdischen Segen in Gnaden und Heilserweisungen des Messias zu empfangen. Er half darum ohne Ausnahme allen und ließ auch durch seine Jünger helfen. Math. 10, 7. 8. Diese große Heilszeit, die nur dem Volke Israel galt, (denn er ist nur gekommen zu den verlornen Schafen vom Hause Israels) ist nun längst vorüber und hat nur so lange gewährt, bis ihn das Haus Israel verworfen hatte. Aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß nun auch die Zeit der Wunder und Zeichen und der leiblichen Heilserweisungen vorüber ist. Gott thut sogar an vielen Gottlosen Wunder der Gnade. Es meinen zwar viele oberflächlich denkende Menschen, daß nun die frühere Geistesgabe, Kranke gesund zu machen, nicht mehr sei und zum Ersatz dafür ärztliche Kunst und Mittel gegeben seien oder dafür angenommen werden müssen. Aber diese irren sehr und kennen die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes; denn die Zeit der Heilserweisungen durch göttliche Kraft ist so wenig vorüber, als Gott aufgehört hat zu wirken. Sie hat ja erst recht nach der Himmelfahrt Christi für alle Völker begonnen und dauert fort, bis daß alles unter die Füße Jesu gethan ist. 1. Cor. 15, 25. Christi Herrschaft schließt sie in sich. Durfte zur Zeit Christi jedem, der zum Volk Israel gehörte, von leiblichen Übeln geholfen werden, warum sollte nicht das geistliche Israel im Glauben an den Namen des Herrn derartige Gnadenerweisungen noch jetzt erlangen dürfen; zumal den Gläubigen die Verheißung gegeben ist: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben.“ Joh. 16, 23. Sowohl die Gebenden und Vermittelnden, als auch die Nehmenden sollen im neuen Bunde Wunder der Gnaden- und Heilserweisungen Gottes erfahren. Von den Ersteren spricht der Herr ausdrücklich: „Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben und so sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden.“ Mark. 16, 17. 18. Für die Nehmenden aber gilt insbesondere die Stelle Jakobi 5, 14—16.

Ist jemand krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Öl in dem Namen des Herrn, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten; und so er Sünden gethan hat, werden sie ihm vergeben sein." Diese bedeutsame Stelle steht gewiß nicht da, daß man nur einen falschen Gebrauch davon machen soll, wie etwa die römische Kirche mit der letzten Ölung thut, auch will sie nicht sagen, daß man durch Gebet, Händeauflegen und Salben mit Öl das nämliche erreichen kann, was durch ärztliche Hülfe erlangt werden mag. Es handelt sich hier gewiß nicht um ein so oder so; der Segen und die Kraft Gottes darf nicht mit ärztlicher Kunst verwechselt, oder ihr gleich gestellt werden; denn obgleich Gott alle Dinge möglich sind, so will er doch nicht haben, daß wir ihn etwa aus Geiz versuchen, oder gar in abergläubischer Weise die äußerlichen Handlungen, wie Händeauflegen und Salben mit Öl, wie ein Sympathiemittel gebrauchen, sondern Gott will, daß wir ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen sollen und dürfen, wo es not thut. Dieser Weg, den uns diese Stelle zeigt, ist vielmehr ein heiliger Weg und muß wohl erwogen werden, ob wir ihn betreten können. Wo die nötige ärztliche Pflege aus Geiz, oder andern unlautern Gründen ignoriert wird, da ist nicht der Glaube, der diesen Weg betreten kann, oder dem die Verheißungen derselben gelten können. Er duldet auch keine Glaubensvermessenheit, wie Dr. A. B. Simpson sagt: „Stehe nicht von deinem Bette auf und gehe nicht auf deinem lahmen Fuß, weil dir jemand sagt es zu thun, wenn du nicht wirklich glaubst, daß der Herr selbst es dir sagt. — Dein Gebet muß gleich dem des Petri sein: „Herr, heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser" und er wird dich sicherlich heißen, wenn er dich heilen soll; aber bei diesem großen feierlichen Werke muß jeder von uns selber den Herrn sehen." Im allgemeinen führt uns Jakobus in dieser Stelle nahe, daß wir in Krankheitsfällen den Herrn suchen und die eigentliche Heilung von seinem Segen und Gnade erwarten sollen, auch wenn wir ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen müssen; denn letztere ersetzt nicht das Heil Gottes und er will auch seine Ehre keinem andern geben, noch seinen Ruhm den Götzen. Wir sollen nicht auf ärztliche Kunst und Mittel unser Vertrauen setzen, oder meinen, daß es in Krankheitsfällen mit diesen allein gethan ist. Daß so viele in ihren Krankheiten scheinbar ohne Gott zurechtkommen, weil sie nicht an sein Heil glauben, soll uns nicht irre machen; denn sie sehen und erkennen nur nicht die Gnade, die über ihnen waltet. Gott ist ja auch gütig gegen die Undankbaren und Gottlosen, so läßt er auch regnen über Gerechte und Ungerechte. Aber er erwartet, daß sie sich durch Güte zur Buße leiten lassen. Wo in Krankheitsfällen der Segen Gottes im Unglauben ignoriert, oder nicht gesucht und nur auf ärztliche Kunst und Mittel gebaut wird, da mag es schließlich dahin kommen, daß Leib und Seele zu Grunde gehen. Wo er aber gesucht wird, da kann auch in Weigerungsfällen bald die Ursache entdeckt werden, warum er vorenthalten wird; denn es gefällt Gott nach seiner Weisheit ihn da und dort zurückzuhalten, weil er zuerst die geistliche Krankheit der Sünde heilen oder

zur Buße und Umkehr verhelfen will. Erkennt der Mensch diese Ursache, so daß er sich demütigt, Gnade sucht und Besserung des Lebens verspricht, so mag es bei vielen schon darum bald heißen: „Er ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch," Math. 18, 27, was Gott als der Herzenskündiger thun kann, ohne daß förmlich nach Jakobi 5, 14. 15 gehandelt wurde. Allein, wer will es als eine verkehrte, vermessene, oder unbiblische Sache erklären, wenn ein Kranker lange Zeit erfolglos von den Ärzten behandelt wurde und zur Erkenntnis gekommen ist, daß er den Herrn, seine Gnade und Segen, anstatt die Ärzte suchen muß, wenn er dann brüderliche Handreichung in Anspruch nimmt und nach der Jakobistelle und vielen andern im Glauben die Heilung und Hülfe erfaßt, welche ihm durch die Verheißungen Gottes zugesichert werden? Müssen wir nicht vielmehr sagen: So ein Mensch schlägt gerade den Weg ein, auf welchem er am sichersten zum Ziele kommt, während derjenige, welcher in Unglauben nur ärztliche Hülfe in Anspruch nimmt, oder diesen heiligen Weg, auf welchem es zur Änderung seines Lebens kommen soll, nicht betreten will, an Leib und Seele Schaden leidet. Wenn der Apostel Jakobus einen solch biblischen Weg zur Heilung von Krankheiten anrät, so thut er das immerhin nur gläubigen Leuten gegenüber, denn andere können und wollen diesen heiligen Weg nicht betreten. Es gilt seine Anweisung nur solchen, welche den Zusammenhang der Krankheiten und leiblichen Übel mit der Sünde und dem sündhaften Wesen des Menschen erkennen und ebenso auch den Zusammenhang des Heiles in Christo mit der leiblichen Heilung fassen können. Aber das ist eben die traurige Thatsache, daß dieser gegenseitige Zusammenhang im allgemeinen zu wenig erkannt wird, daher es auch vielen schwer wird, den rechten Arzt und Helfer zu finden, oder sich entschließen zu können, brüderliche Handreichung zu suchen. Es kommen zwar viele, welche sich zu den Gläubigen zählen, wegen ihrer leiblichen Heilung zu Gott, aber ihr geistliches Leben ist zu mangelhaft, daß er ihnen sogleich ihre Bitte gewähren könnte. Wie viele wollen, im Grunde genommen, nur eine Erlösung vom leiblichen Übel; ihre geistliche Not und Krankheit der Sünde kennen sie noch nicht, wie sie sollten. Gott weigert zwar die Heilung nicht, aber er fängt sie in den Tiefen der Seele an, indem er durch den heiligen Geist die Not und das Elend mit dem Heil und Leben in Christo in Berührung bringt und wenn die Seele zubereitet ist, sein Leben in sich aufzunehmen, kann er auch anfangen, den Leib zu heilen. Vom Geiste Gottes gilt es sich daher mittelst der göttlichen Wahrheit beeinflussen und leiten zu lassen. Wer ihm widerstrebt, hält seine geistliche und leibliche Heilung auf und kann unter Umständen seine Habe vergeblich an die Ärzte wenden. Der Weg aber, den er uns zeigt, ist nun allerdings der Weg des Sterbens, der ungern betreten wird; denn es wird darauf gefordert, der Sünde und allem ungöttlichen Werk und Wesen abzusterben. Die Krankheit der Sünde muß im Lichte des Wortes Gottes erkannt und durch reumütiges Bekenntnis zu Tage gefördert werden. Darum heißt es auch: „Bekenne einer dem andern seine Sünden und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Das Gebet des Gerechten

vermag viel, wenn es ernstlich ist. Jak. 5, 16. Aber ganz umsonst ist es, wenn wir für uns oder andere angesichts bewußter Übertretungen glauben wollen; sie müssen bekannt und womöglich das Entwendete wieder erstattet werden, ehe Gott Hand zur Heilung anlegen kann, oder ehe zuversichtlich die Heilung erwartet werden mag. Durch solch heilsame Wirkung des Geistes aber, die auch zugleich zu brüderlicher Handreichung führt, wird der Gnade und dem Heil in Christo Raum gemacht, so daß Vergebung der Sünde, Friede mit Gott und Gerechtigkeit des Glaubens, ja sogar Freude im hl. Geiste ins Herz einziehen kann. Wer sich im Glauben völlig Gott ergeben und das Wort des Herrn ergriffen hat: „Sei getrost, — dir sind deine Sünden vergeben," der darf auch den andern Teil des Evangeliums vernehmen: „Stehe auf, hebe dein Bette auf und gehe heim." Joh. 5, 8. Heißt es auch noch bei dem einen oder andern aus diesem oder jenem Gott bewußten Grunde, wovon allerdings auch der betreffende Mensch nicht ohne einige Kenntnis gelassen wird: „Suche dich in deine Trübsal zu schicken und freue dich, mit allem was dich bewegt, Gotte hingeben zu dürfen zu seinem Preis und zu seiner Ehre;" so steht doch noch für ihn die Verheißung fest: „Sollte Gott nicht retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen und sollte Geduld darüber haben? Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze." Wenn Gott sein Heil nicht mehr bloß an den äußeren Menschen hinhängen soll, sondern eine völlige Übergabe an Gott geschehen und ein Bleiben in ihm gegründet ist, so kann die Errettung in einer Kürze kommen und zwar so, daß wir erkennen müssen: Gott giebt keinen Stein für Brot, sondern nur gute und vollkommene Gaben."

Wir sehen also, die Zeit der Wunder und der Heilserweisungen an den Kranken ist noch nicht vorüber, sie kann jeden Tag, wenn der Glaube an das Heil Gottes allgemeiner wird, wieder neu aufleben. Auch hat Gott um seiner Ehre willen die ärztliche Kunst und Heilmittel nicht als Ersatz für die betreffende Geistesgabe und für seinen göttlichen Segen eintreten lassen, sie mag zwar Samariterdienste thun; aber Gott will, daß wir ihn und sein Heil im Glauben suchen und von ihm die eigentliche Heilung erwarten. Daß man sich in solcher Erwartung nicht täuscht und die brüderliche Handreichung des Glaubens und der Fürbitte noch heute Wunder der Heilung an leiblich Kranken erfährt, kann an tausend Beispielen nachgewiesen werden. Die Erfahrungen, welche von Pfr. Chr. Blumhardt, Jungfrau Dorothea Trudel, Frl. von Seckendorff, Sam. Zeller und vielen andern gemacht wurden, zeugen laut davon, daß Gott Buße und Glauben in Gnaden ansieht, und daß das Gebet und Fürbitte des Gerechten viel vermag. Sie dienen auch zum Nachdenken und zur Belehrung darüber, wie Krankheit und Heilung im rechten Lichte gefaßt werden mögen; sie sprechen mehr und überzeugender, als mit diesen, in Schwachheit geschriebenen Worten gesagt werden konnte. Sie mögen aber dennoch vielen zum Segen werden.

Konfirmation.

Von P. M. Otto.

I.

Die Konfirmation ist kein Sakrament, aber eine löbliche, kirchliche Handlung, welche mit den betreffenden Kindern vorgenommen, von der Kirche hoch gehalten und treulich gepflegt werden soll!

Die Konfirmation, wie sie heute in der Kirche vorhanden, ist eine noch nicht sehr alte Einrichtung, sondern erst in späterer Zeit aufgekommen. Spener schreibt hierüber: „Die in einigen lutherischen Kirchen übliche — Konfirmation ist nichts Päpstisches, noch etwas aus dem päpstischen Firmungssakrament Hergenommenes. Wir haben sie auch nicht vor ein Sakrament auszugeben, noch derselben an sich selbst eine sonderbare (besondere) Wirkung zuzuschreiben, als welches allein den göttlichen Einsetzungen zukommt, deswegen sie auch nicht allen Kirchen wider deren Willen aufzubringen; sondern sie allein als eine nützliche und erbauliche Ceremonie anzusehen, dero man sich in christlicher Freiheit gebrauche." — In den deutschen Kirchen der Reformation, ja sogar in der englisch bischöflichen Staatskirche, ist die Konfirmation wohl so ziemlich allgemein eingeführt und bis auf die Gegenwart beibehalten worden, und sie ist gewiß in Verbindung mit der Schule, hier in Amerika mit der Gemeinde-Kirchenschule, ein sehr nötiges, taugliches, wirksames Hilfsmittel zur Erhaltung der Kirche, der Gemeinde. Für viele, sonst unkirchlich gesinnte Menschen, ist dieselbe noch eine sittlich-geistige Macht, deren Einwirkung sie sich nicht entziehen können. Es sind in unserem Lande Fälle vorgekommen, daß junge Leute, welche als Kinder nicht konfirmiert wurden, das Bedürfnis empfanden, ehe sie in die Ehe treten können, erst konfirmiert zu werden, und sich der Konfirmation freiwillig unterzogen. An manchen Orten gilt es noch als ein Schimpf, nicht konfirmiert zu sein, und das ist noch ein gutes Zeichen. Die Konfirmation ist aber auch ein sehr geeigneter Vorgang für Kinder und Gemeinden zum Eintritt und zur Aufnahme in die Gemeinde, indem sie geschieht durch Gebrauch des Wortes Gottes und des Gebets, und weil durch dieselbe der Gemeinde neue Glieder einverleibt werden und sie in ihrem Bestehen gekräftigt wird.

Nun ist aber die Frage: Was gehört zur Konfirmation, oder in welcher Weise soll sie geschehen? Auf diese Frage ist verschieden geantwortet worden, und wird auch ferner verschieden geantwortet werden. Verfasser möchte die Antwort geben: Zur Konfirmation gehören drei Stücke:

1) Der vorbereitende Unterricht.
2) Das öffentliche Bekenntnis.
3) Die Einsegnung.

Wenn von der Konfirmation die Rede ist, so versteht man darunter gewöhnlich nur den dritten der obigen Punkte, die Einsegnung, was aber jedenfalls ungenau, unrichtig ist. Zur Konfirmation gehört ganz notwendig der zweite Punkt, das Bekenntnis, und dieses kann nicht wohl verlangt und ge-

leistet werden, wenn nicht der Unterricht vorangegangen ist. Eine rechte Konfirmation kann also nur da stattfinden, wo obige drei Punkte beisammen sind und geübt werden.

Der vorbereitende, oder wie er gewöhnlich genannt wird, der Konfirmanden-Unterricht ist also das erste, grundlegende Stück zur Konfirmation, und wo er recht erteilt und aufgenommen wird, ohne Zweifel das wichtigste. Soll aber dieser Unterricht ein guter, systematischer sein, so ist dazu ein „Leitfaden," ein Lehrbuch nötig, nach welchem derselbe erteilt werden kann. Welches Lehrbuch oder welcher Leitfaden gebraucht werden solle, darüber sollte in einer Synode, also auch in unserer Synode, keine Frage, keine Ungewißheit vorhanden sein. Dieses Lehrbuch sollte in unserer Synode nur der synodale Katechismus sein, und kein Pastor sollte sich erlauben, einen andern zu gebrauchen. Denn das Dasein desselben ist ja der thatsächlich ausgesprochene Wille der Synode, daß er von ihren Gliedern gebraucht werden solle. Und wozu bin ich ein Glied der Synode, wenn ich ihren Anordnungen nicht Folge leisten will. Es ist sehr zu bedauern und dient gewiß nicht zur Befestigung der Einigkeit, zur Kräftigung des Bewußtseins der synodalen Zusammengehörigkeit, daß in unserer Synode zwei, drei oder gar vier verschiedene Katechismen gebraucht werden. An diesem Übelstande ist aber freilich, neben der persönlichen Liebhaberei der einzelnen Pastoren, auch unser Bekenntnis-Paragraph mit seiner „Gewissens-," oder besser Lehrfreiheit, schuld, und wer ernstlich obige Forderung, daß nur der synodale Katechismus in der Synode gebraucht werden dürfe, — stellen wollte, der müßte sich wahrscheinlich die Hinweisung auf § 3 der Statuten gefallen lassen, obwohl dort nur eine Erlaubnis und keine Anweisung gegeben ist.

Zum Gebrauche unseres Katechismus sollte aber nicht bloß die Pflicht, sondern hauptsächlich die Liebe antreiben. Denn nicht bloß deshalb, weil es unser Katechismuns, der Katechismus der Synode ist, sollte er gebraucht werden, sondern auch deshalb, weil er wirklich gut und recht brauchbar ist. Mit Freuden benutze ich diese Gelegenheit, um unserm Katechismus eine Lobrede zu halten, und zwar sowohl inbetreff der Form, als auch des Inhalts. Seinem Inhalt nach ist er ein ziemlich vollständiges Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens und an seiner Hand ist es möglich, den Zuhörer in den ganzen Kreis und Reichtum der christlichen Lehre einzuführen, ohne einen wesentlichen Punkt derselben zu vergessen. Und was die Form der Darstellung betrifft, so darf man auch diese eine gute, gelungene nennen. Die Anordnung und der Fortschritt ist klar und übersichtlich, die Übergänge von einem Punkt zum andern sind meist natürlich und ungezwungen, und aus diesen Gründen darf man ihn ein gutes Buch nennen. Es ist als ein Mangel bezeichnet worden, daß derselbe das Lehrstück der Beichte nicht enthalte, und diesen Einwurf muß man als begründet anerkennen, sofern nicht wörtlich und ausdrücklich von derselben gehandelt wird. Es müßte aber doch ein sehr beschränkter und unachtsamer Katechet sein, welcher in der 136. Frage und Antwort nicht die Hinweisung und Veranlassung fände, die Lehre der

Kirche von Beichte und Absolution anzuknüpfen und darzulegen. Und besonders die Sprüche, welche dort angeführt sind, geben ja so deutliche Fingerzeige und Anweisungen, wie sich der Kommunikant auf den Genuß des heil. Abendmahls vor- und zubereiten soll, daß von einem Mangel nicht wohl die Rede sein kann. Alle Erfordernisse für einen würdigen Genuß des heiligen Abendmahles werden dort kurz zusammengefaßt: Selbstprüfung, Erforschung seines Glaubens, Unterscheidung des Heiligen vom Unheiligen, Versöhnung mit seinem Bruder. Und bei Betrachtung dieses sachlichen Reichtums ist es doch nicht ganz richtig, zu sagen: Daß die Lehre von der Beichte fehle, wenn auch das Wort nicht vorkommt.

Beiläufig möge hier die Bemerkung stehen, daß in dem „Katechismus der christl. Lehre für die vereinigte evang. Kirche" — herausgegeben von Germania News Co., Chicago — zwar nicht das untergeordnete Lehrstück von der Beichte, wohl aber das dritte Hauptstück, von dem Gebet fehlt, und auch mit keinem Worte des Gebets gedacht wird. Und doch wird dieser Katechismus in unserer Synode gebraucht!

Auch als Lernbuch für die Kinder bietet derselbe nicht so viele Schwierigkeiten dar, als ihm von manchen zugeschrieben werden. Diese Schwierigkeiten sollen hauptsächlich darin bestehen, daß die Form der Darstellung nicht einfach und der Fassungskraft der Kinder nicht leicht genug gemacht sei; daß sie zu philosophisch, zu dogmatisch, zu wenig geläufig sei etc. Dabei wird auf den lutherischen Katechismus, mit seiner klaren, leichtverständlichen Sprache, hingewiesen; aber diese Hinweisung dürfte sich bei genauerem Zusehen als eine oberflächliche und unzutreffende erweisen, sowohl in Beziehung auf das Verständnis, als auch auf die Leichtfaßlichkeit beim Auswendiglernen. Es sei genug, bloß auf die Erklärung der drei Hauptartikel des Glaubensbekenntnisses hinzuweisen. Ist etwa jene Erklärung des zweiten Artikels: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott — wahrhaftiger Mensch, — sei mein Herr — — daß ich sein eigen sei etc. — im lutherischen Katechismus leichter zu lernen und zu verstehen, als in unserem Katechismus; — sie steht ja in beiden wörtlich gleich? In diesem Falle wird also niemand behaupten wollen, daß der eine Katechismus einen Vorzug vor dem andern habe, und solcher Fälle ließen sich noch mehr anführen.

Es kann zugestanden werden, daß sich bei Behandlung des Katechismus Schwierigkeiten offenbaren werden; aber diese liegen gewiß mehr in dem Inhalt, als in der Darstellungsform. Und wer dabei im Auge behält, daß es sich um die christlich Heilswahrheit, um geistliche und ewige Dinge und Verhältnisse handle, um göttliche Geheimnisse, welche weder mündlich, noch schriftlich völlig klar und den Kindern verständlich gemacht werden können; der wird sich über vorkommende Schwierigkeiten nicht mehr beschweren, oder dieselben der Darstellungsform zur Last legen wollen. Auch soll ja auf dem Grunde, der im Konfirmanden-Unterricht gelegt wurde, weiter fortgebaut werden, damit der Mensch, wie in Glauben und Liebe, so auch in der Erkenntnis und im Verständnis des göttlichen Wortes und Heilsrates wachse und zunehme.

Es wäre gewiß den Kindern zu viel zugemutet, wenn man von ihnen erwartete, sie würden nun, nach dem Unterricht, alle Lehrpunkte, besonders in der Heilsordnung, ganz und richtig verstehen. Das ist, nach dem natürlichen Sachverhalt, schon gar nicht möglich, weil zu einem richtigen Verständnis derselben die Erfahrung, das Erleben am eigenen Herzen gehört. Diese Erfahrung können aber Kinder noch nicht haben.

Die Anzahl der Konfirmanden ist an verschiedenen Orten verschieden. Nehmen wir einmal die Zahl 12, so haben wir 12 verschiedene Kinder, verschieden an Geistesgaben, Charaktereigentümlichkeit, Erziehung, Unterricht, Lust und Liebe zum Lernen. Da wird also auch das Resultat der Unterweisung ein verschiedenes, nie aber ein befriedigendes sein. — Nehmen wir nun aber eine gleiche Anzahl Erwachsener aus unseren Gemeinden und stellen mit ihnen ein Examen an über Katechismuswahrheiten, wird dann das Resultat ein befriedigenderes sein? Und doch könnte man von ihnen viel mehr verlangen, als von Kindern, wenn man nur an das denkt, was sie durch Predigthören hätten gewinnen können.

Verfasser hat 24 Jahre lang bei seinem Konfirmanden-Unterricht das weitbekannte und anerkannt gute „Konfirmations-Büchlein" der württembergischen Kirche gebraucht und sehr lieb gewonnen. Durch seinen Eintritt in die Synode mußte er jenes Buch beiseite legen und den synodalen Katechismus annehmen und gebrauchen. Der Wechsel ist ihm nicht leicht geworden, aber die Pflicht und Liebe zur Sache ließ ihn bald darüber wegkommen, und seitdem ist ihm der synodale Katechismus lieb und wert geworden, so daß er jenes Büchlein leichter vergessen kann. — Doch soll mit all diesem nicht gesagt sein, daß unser Katechismus in seiner jetzigen Gestalt vollkommen sei und nicht verbessert werden könnte und sollte. Doch ist das eine Frage, die reiflich erwogen werden sollte. Es ist nicht schwer, ein Buch zu verändern, aber nicht jede Veränderung ist auch eine Verbesserung. Neulich ist unsere Agende verändert und, wie ich dafür halte, auch verbessert worden. Aber bei dem Katechismus ist das eine ganz andere Sache. Zwar soll die Agende einer Kirche auch keine andere Lehre enthalten, als die, welche die Statuten festgesetzt haben. Doch werden an eine Agende nicht so strenge Forderungen gestellt, als an einen Katechismus, welcher das religiöse Lehrbuch sein soll. Eine Veränderung, die auch zugleich eine Verbesserung sein müßte, dürfte sich nur auf die Form der Darstellung beziehen, denn der Inhalt soll unangetastet bleiben. Wenn es aber wirklich einmal dazu kommen sollte, und der — oder die Verbesserer mit dem ernstlichen Vorsatz ans Werk gingen, nur die Form, nicht aber den Inhalt zu ändern, würde ihnen das gelingen? Ist es überhaupt möglich? Das Wort ist nicht blos die äußere Form der Darstellung, sondern auch das Gefäß, in welchem der Inhalt angeboten wird. Dazu kommt noch, daß in der Kirche seit Jahrhunderten ein eigener Sprachgebrauch üblich ist, nach welchem die Worte ihre bestimmte Bedeutung haben, und nicht beseitigt werden dürfen, wenn nicht auch die dadurch bezeichnete Sache verändert oder beseitigt werden soll. In neuerer Zeit ist viel von einer „Fort-

bildung der kirchlichen Lehre" die Rede gewesen und solche auch versucht worden, um jene dem Geschmack des Zeitgeistes annehmbarer zu machen. Aber jene „Fortbildung" ist von kompetenter Seite als Fälschung des Sprachgebrauchs und der kirchlichen Lehre bezeichnet und verworfen worden. In solcher Manier darf unser Katechismus nicht „verbessert" werden!

Bei dieser Gelegenheit möchte der Verfasser noch einen Wunsch aussprechen in Bezug auf unsern Katechismus, den Wunsch nämlich, daß es den Gründern unserer Synode gefallen haben möchte, den Katechismus als Symbol, als Glaubensbekenntnis der Synode aufzustellen, anstatt des Bekenntnisparagraphen in den Statuten. An dem Katechismus hätten wir dann doch eine einheitliche Norm, an welche man sich halten, nach welcher Lehre und Leben jedes Synodalen beurteilt werden könnte. Man kann mir einwenden: das konnte nicht geschehen, weil unser Katechismus neu und als solcher noch nicht anerkannt war. Dieser Einwand trifft aber auch den Bekenntnisparagraphen, der in dieser Gestalt, als Bekenntnis, ebenso neu und noch nirgends anerkannt war, sondern sich Anerkennung erst erwerben mußte. — Mit der Aufstellung des Katechismus als synodales Bekenntnis wäre zugleich auch eine andere Frage gelöst, ein anderer Übelstand verhütet worden, daß nämlich nicht verschiedene Katechismen in der Synode gebraucht werden dürften. Und das wäre gewiß eine gute und schöne Sache und würde mehr zur *wahren Union, zur evang. Einheit und Eintracht beitragen*, als alle andern Mittel und Wege.

Vorwort zum pädagogischen Teil.

Blicken wir beim Beginn dieses Neuen Jahrganges des pädagogischen Teils zurück auf diejenigen Aufsätze und Artikel, die der verflossene Jahrgang geliefert, so wollen wir einerseits nicht verkennen, daß manche derselben recht brauchbare und zweckdienliche Winke bezüglich Unterricht und Erziehung enthalten, und daß der etwas ausgedehnte Aufsatz „Die Zukunft der Religion" in dieser Zeit des Abfalls vom lebendigen Gott zur Freude und Glaubensstärkung christlicher Lehre in trefflicher, das Herz erhebender und den Verstand erleuchtender Weise eine Anzahl wissenschaftlichgebildeter Männer im deutschen Volke an unserm Geistesauge vorüberführt, in deren Herzensschrein der Glaube an den lebendigen Gott, den Schöpfer aller Dinge also wohnt und wurzelt, daß ihr Bekenntnis ein Wiederhall ist von dem Lobgesang Off. Joh. 4, 11: „Herr, du bist würdig zu nehmen Preis, und Ehre, und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen;" und aus ihren Aussprüchen auch das Bedürfnis der Erlösung durch Jesum Christum und die Göttlichkeit der Worte Christi wie der ganzen heiligen Schrift so hervorleuchtet, daß wir samt ihnen die Zukunft der Religion ausgesprochen sehen in dem Worte des Herrn Luk. 21, 33: „Himmel und Erde werden vergehen, *aber meine Worte vergehen nicht*."

Andererseits ist nicht zu leugnen, daß manche Artikel und Aufsätze im pädagogischen Teil des verflossenen Jahrganges insofern ohne pädagogischen Wert sind, als dieselben nur die persönlichen Ansichten und Überzeugungen, bezüglich des Verhältnisses der Lehrer zu den Pastoren und zur Synode, und umgekehrt darzustellen suchen, wodurch die Gemüter oft unangenehm bewegt wurden.

Wir wünschen und hoffen, daß derartige Artikel und Aufsätze, (mit Ausnahme eines, der für den verflossenen Jahrgang vorlag, aber des Raumes wegen nicht aufgenommen werden konnte) im Neuen Jahrgange wenigstens bis zur Beschlußnahme der diesjährigen General-Synode nicht eingesandt werden. Möge vielmehr auch der pädagogische Teil des Neuen Jahrganges davon zeugen, daß wir fortan recht beherzigen das Wort heil. Schrift Phil. 2, 1—4: „Ist nun bei euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit; so erfüllet meine Freude, daß ihr Eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einhellig seid, nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut achtet euch untereinander einer den andern höher denn sich selbst. Und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist."

Schließlich seien die Lehrer und Schule haltenden Pastoren dringend ersucht, sich der Mühe zu unterziehen, aus der pädagogischen Wissenschaft und aus dem Bereiche eigener Erfahrungen und Errungenschaften auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung passende Aufsätze und Artikel einzusenden, damit der pädagogische Teil der Theol. Zeitschrift eine recht zweckdienliche Lektüre bieten möge.

Der Lehrer als Gehülfe des Pastors.*)

(Von Lehrer A. Schmiemeier.)

Wenn ich einmal ums Wort bitte, um über dieses Thema zu sprechen, so beabsichtige ich nicht, eine hochgelehrte Abhandlung darüber zu schreiben, auch versuche ich nicht, das Thema nach allen Seiten hin erschöpfend zu behandeln. Dazu wäre ich wohl nicht wissenschaftlich genug gebildet; zudem wäre es auch unnötig, sintemal die Sache, um welche es sich hier handelt, bereits öfters erörtert worden ist. Was ich mit dieser Arbeit darthun möchte, ist: wie ein schlichter evangelischer Lehrer denkt über das: „Der Lehrer der Gehülfe des Pastors."

Ich bin gewohnt gewesen, oft zu hören, „der Lehrer ist der Gehülfe des

*) Anmerkung der Hülfsredaktion. Dieses Referat eines evangelischen und die evang. Synode auch innig liebenden Lehrers ist nicht nur lesenswert, sondern auch beherzigenswert, und ist zugleich recht geeignet, dazu beizutragen, daß die Beschlußnahme der diesjährigen Generalsynode in der Lehrerfrage recht evangelisch sei, und Pastoren, Lehrern und Gemeinden und somit der ganzen Synode zum Segen gereiche.

Pastors" uud habe mir wenig daraus gemacht, denn das schien mir ganz natürlich, da der Lehrer dem Pastor in der Gemeinde half. Für ebenso natürlich hielt ich es, daß der Pastor des Lehrers Gehülfe war, denn er half ihm ja auch in der Gemeinde. Allerdings sagte man das nicht. Warum nicht? Darüber habe ich nie ernstlich nachgedacht. Ich dachte, der Pastor hilft dem Lehrer und der Lehrer hilft dem Pastor, damit die Großen und auch wir Kleinen alle den lieben Heiland kennen und lieben lernten. Der Pastor könne die Arbeit allein nicht gut bewältigen und der Lehrer auch nicht. Darum müßten sie ihre gegenseitigen Gehülfen sein. Daß da ein böser Unterschied sei, so weit dachte ich in meiner kindlichen Einfalt nicht. In diesem Wahne verblieb ich auch noch während meiner Seminarzeit. Unsere Pädagogik kannte keinen prinzipiellen Unterschied, unsere Lehrer klärten uns auch nicht darüber auf, und wenn wir in der Geschichte etwas davon hörten, so focht uns das nicht an, denn so etwas ist in unserer Synode nicht vorhanden, dachten wir.

Doch es sollte anders kommen. Schon am letzten Tage, als einer der Lehrer uns sein Abschiedswort mit auf den ferneren Lebensweg gab, da sagte er unter anderem etwa Folgendes: „Nun wünsche ich Ihnen allen Gottes reichen Segen für Ihr zukünftiges Wohlergehen. Sie gehen jetzt auseinander. Der eine Teil der Klasse geht in die Welt hinaus, um dem Herrn zu dienen in der Schule, der andere geht noch eine Stufe höher um sich im Prediger-Seminar für den Dienst in der Kirche vorzubereiten."

Wie zweideutig erscheint mir jetzt jener Ausdruck. Schon damals wurde er zweifach gedeutet. Ich faßte ihn so auf, wie er jedenfalls verstanden sein sollte, nämlich, daß das Prediger-Seminar eine höhere Bildungsanstalt sei, als das Proseminar. Meine Klassengenossen, die Predigerzöglinge, verstanden darunter, daß der Prediger eine Stufe höher sei, als der Lehrer. Wer hatte den Lehrer recht verstanden? Wenn ich jenen Ausdruck unseres Lehrers mit den Kundgebungen vergleiche, wie sie jetzt in der Synode zu Tage treten, so bin ich geneigt zu glauben, daß meine Klassengenossen mir damals das schon waren, was etliche Prediger jetzt behaupten, nämlich „über."

Ich begann damals zu fragen, als meine Genossen ihre Auffassung des Ausspruchs nicht verschwiegen, ob es wahr sei, daß der Pastor eine Stufe höher sei, als der Lehrer? Dann könne auch am Ende das wahr sein, daß der Lehrer des Pastors Gehülfe sei.

Hast du dich zum Gehülfen gemacht? Hat dein Vater deswegen es sich nahezu $1000 kosten lassen, um aus seinem Sohn einen Gehülfen zu machen? Ist das dein Ziel im Leben, der Gehülfe und dadurch Diener und Unterthan eines anderen Dieners deiner Kirche zu sein? Und jetzt frage ich, wer kann sich dafür begeistern, sein ganzes Leben Gehülfe zu sein? Wer kann mit Freudigkeit junge Leute auffordern, Lehrer zu werden, wenn er weiß, daß sie sich in den Gehülfenstand hineinlernen sollen? Welcher junge Mann von Begabung wird einen solchen Beruf erwählen? Welcher Vater von Einsicht wird da nicht versuchen, seinen Sohn von der Absicht, Lehrer zu werden, abzu bringen? Welcher Lehrer kann seinen besten Schülern seinen eigenen Beruf anempfehlen? Welche Aussicht hat ein Schulamtskandidat denn?

Erstens, in allen pädagogischen und nichtpädagogischen Vorlesungen, Zeitschriften, Schulordnungen, von allen Kanzeln, Bühnen, Platformen, auf allen Konferenzen, Versammlungen und Zusammenkünften zu hören, der Lehrer hat nichts zu sagen, er ist ja nur Gehülfe.

Zweitens steht ihm eine kümmerliche Existenz in Aussicht. Hierüber sagt Kehr in seinem Buch „Die Praxis der Volksschule:“ „Jetzt sucht man befähigte Knaben vielfach nicht mehr zum Eintritt in den Lehrberuf zu veranlassen, sondern davon abzuhalten, denn man erblickt in dem Mangel an Lehrern das einzige Mittel, die ungenügenden Besoldungen zu erhöhen. * * * * Ich befürchte fast, daß damit weiter nichts erzielt wird, als daß die Zahl der Lehrerinnen sich von Jahr zu Jahr vermehren wird, und daß die Seminare gezwungen werden mehr und mehr mit mittelmäßigen Köpfen fürlieb zu nehmen. Vor allem wird man die Aufnahmebedingungen tiefer stellen. Wenn man dann aber Krethi und Plethi in die Seminare bekommt, dann sinkt der Volsschullehrerstand in der allgemeinen Achtung so tief, daß die Gemeinden zu der Ansicht kommen, die bisher gezahlte Besoldung sei noch viel zu hoch. Dann werden die Lehrer intellektuelle und moralische Proletarier und finanzielle dazu.“

So weit Kehr. Wir müssen deswegen im Interesse der Lehrer, der Schule, der Gemeinden, der Synode und des Reiches Gottes im allgemeinen, darnach streben, daß wir die tüchtigsten Knaben, die befähigtsten Köpfe und die besten Kräfte bekommen und behalten, damit das nicht eintritt. Leider aber haben etliche Brüder und Gemeinden, wie es scheint, mit solchen Lehrer-Proletariern bereits trübe Erfahrungen gemacht. Solche Lehrer sind aber nur die ganz natürliche Folge vorherbegangener Sünden und noch jetzt existierender Übelstände. Unser Geschlecht ist dafür in erster Linie nicht verantwortlich, muß aber die Sünden der Väter tragen. Wird die Synode das: „der Lehrer ist der Gehülfe des Pastors“ konsequent durchführen, so werden die Brüder und Gemeinden bald am Ende noch trübere Erfahrungen machen. Jene tüchtigen Knaben 2c. kommen nicht, und wenn sie's thäten, blieben sie nicht. Die Anforderungen, die heutzutage an einen evangelischen Lehrer gestellt werden, sind so groß, und die Besoldung ist in der Regel so gering, daß man sich billig wundern muß, daß solche Männer, die allen diesen Anforderungen Genüge leisten können, sich überhaupt noch dazu hergeben.

Drittens steht ihm eine aufreibende Arbeit in Aussicht, die, wie statistisch nachgewiesen sein soll, ihn in ein frühes Grab bringt.

Viertens, eine herzlose, undankbare Mitwelt, die den Lehrberuf als weniger begehrenswert ansieht, denn den Schweinehirtenberuf. Ein Pastor sagte einmal öffentlich, er wolle lieber mit dem Sägebock umherlaufen, als die Kleinen unterrichten.

Fünftens, unversorgte Hinterbliebene. Doch genug. Wahrlich schon genug.

Von allen aber ist die erstgenannte Aussicht für einen sich selbst respektierenden Mann bie betrübendste und am meisten dazu angethan, ihm die Schule zu verleiden. Es muß die Liebe zum Schulamt, zur Jugend, zur Kirche, zu

seinem Heiland wahrlich eine fast grenzenlose sein, wenn junge, begabte Leute sich trotz alledem zum Gemeindeschullehrer ausbilden lassen, und wenn ältere, tüchtige Lehrer noch in dem Berufe beharren, besonders wenn ihnen außerhalb desselben für ihr irdisches Fortkommen weit bessere Stellen offen stehen, was tüchtigen Lehrern gar nicht selten vorkommt. Wo ist die stattliche Zahl der Lehrer, die bereits im Proseminar ausgebildet ist? Ist die Mehrzahl derselben wohl noch in der Synode als Lehrer thätig? Ich glaube kaum. Warum haben so viele die Toga der Pädagogik an den Nagel gehängt? Wer nicht allzutief von jener Liebe durchdrungen ist, hat den Gehülfenstand in der Regel mit einigen Jahren satt. Man wird doch nicht behaupten wollen, daß sie untüchtig gewesen seien und deswegen ihr Amt niedergelegt haben. Untüchtige Lehrer bildet unser Proseminar in der Regel nicht aus. Mit Abiturienten des Proseminars macht man nur ausnahmsweise jene viel beklagten, trüben Erfahrungen. Diese Ausnahmen kommen auch vor unter Leuten, die ihre Ausbildung im Predigerseminar genossen haben. Meine hier angeführten Gründe resp. Ansichten haben sie aus der Schule hinausgetrieben, und dieselben Gründe werden auch die große Mehrzahl der noch auszubildenden Lehrer in dem noch zu bauenden Lehrerseminar aus den ihnen zugedachten Schulen hinaustreiben, wenn die Synode auf dieser vorgeschlagenen und von einigen Distrikten bereits beschrittenen Bahn fortschreitet. Darum findet das Lehrer-Seminarprojekt auch nur eine solche laue, gleichgültige Unterstützung im allgemeinen. Wir, d. h. die Gemeinden und Synode als solche, wollen eben keine bloßen Gehülfen, wir wollen etwas besseres, oder es beim alten lassen.

Wir wollen auch keine Emanzipation der Schule — d. h. die Losreißung der Schule von Gemeinde und Synode — wie das Eingesandt aus dem Auszug des Schulkomites des Atlantischen Distrikts es andeutet. Wir wollen aber die Schule nicht den Händen von Gehülfen überlassen. Die Kirche braucht deswegen aber nicht von der Verbindung mit der Schule zurücktreten, wie sie im religions- und konfessionslosen Staat hat thun müssen. In einem Staat, der selbst Schule hat, ist das Prinzip der Emanzipation der Schule des Staates von der Kirche das allein berechtigte, trotz gegenseitiger Behauptungen von seiten gewisser Kirchengemeinschaften. Wer den Kampf gegen die nativistischen Schulgesetze einzelner Staaten genau beobachtet hat, wird finden, daß hier die tiefen Wurzeln jener Gesetze liegen. Die Ungerechtigkeit der Gesetze aber besteht darin, daß der Staat dadurch beansprucht, das Recht zu haben, sein Prinzip auch auf die Schulen der vom Staat emanzipierten Kirchengemeinschaften auszudehnen.

Will nun die Synode die tüchtigen evangelischen Lehrer behalten, die sie hat, und noch viele andere dazu haben, so gebe sie dem evangelischen Lehrer eine solche Stellung in derselben, wie seine Selbstachtung, seine Bildung, sein Beruf, seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft, seine ganze Persönlichkeit es erfordern.*) Fürchtet man sich denn etwa, daß seine Eingliederung

*) Es wird auffallen, daß ich das Wort Gottes hier ausgelassen habe. Dieses sagt uns nicht, wie wir in dieser Sache handeln sollen. Das genüge.

in die Synode resp. Distrikte als vollberechtigtes Mitglied, der Synode, der Gemeinde, dem Pastor oder gar ihm selber schaden könnte?

Welches Interesse könnten etwa die Lehrer daran haben ihrer eigenen Synode ꝛc. zu schaden? Ich liebe meine Synode, meine Kirche, gerade so viel wie ein Pastor oder sonst jemand. Ich bin in derselben getauft, zur Schule gegangen, konfirmiert, habe unser Proseminar absolviert, jahrelang in der Synode gearbeitet, habe sozusagen, synodale Milch getrunken, synodale Speise gegessen, synodale Luft geatmet, synodales Brot ausgeteilt, hauptsächlich an kleine, aber auch schon an große Synodalkinder u. s. w. Das Alles kann eine große Anzahl von Pastoren nicht von sich sagen. Ich sollte trotz alledem die Synode weniger lieben, als jene sie lieben?

Pastoren und Gemeinden, die mit dem Geist und den Einrichtungen unserer Synode noch nicht einmal vertraut sind, andere, die in ihren Gemeinden aus keinem Synodalbuch unterrichten und auch keins wollen, solche, die mehr für auswärtige Anstalten, als für unsere eigenen thun, haben sogleich volles Stimmrecht. Auch solche Pastoren und Gemeinden, die gegen Gemeindeschulen sind, oder sich derselben gegenüber doch sehr passiv und ablehnend verhalten, haben Stimmrecht in allen Gemeindeangelegenheiten und damit auch in Schulangelegenheiten. Wir evangelischen Lehrer, ich betone das Evangelische, die solchen Einflüssen das Gegengewicht halten könnten, sollen einfach deren Gehülfen sein? Die sollen für uns stimmen, wir aber sollen keine Stimme haben, sollten gleichsam fünftes Rad am Wagen sein? Man verarge es mir nicht. Dagegen sträubt sich mein evangelisches Bewußtsein, meine Gerechtigkeitsliebe, meine Synodalliebe, meine ganze Persönlichkeit. Darauf kann ich nicht eingehen. Wer die Schule lieb hat, der muß dahin wirken helfen, daß die evangelischen Männer, die bereits in derselben stehen, bleiben; dann, daß sich deren Zahl mehrt. Dieses kann aber nur geschehen, wenn man ihnen ihre persönliche Selbständigkeit nicht zu untergraben sucht und in Synode, Schule und Gemeinde als selbständige, evangelische Männer mit ihnen rechnet. Eine relative Selbständigkeit ist eines Mannes unwürdig. Sie hat immer den Gedanken des Mißtrauens und den Zweifel der Vertrauenswürdigkeit zur Voraussetzung. Würde es nicht vielleicht zum Besten der Synode und verschiedener Gemeinden sein, wenn etliche Pastoren etwas von dieser relativen Selbständigkeit hätten? Wie, wenn man sie alle um dieser etlichen willen wollte relativ selbständig machen? Was würden die Brüder dazu sagen? Will man aber nicht gerade so mit uns Lehrern verfahren? Wohin käme man damit?

Jedenfalls sehr heilsam und gut wäre es, man überlegte sich die Vorschläge des Lehrervereins einmal doppelt sorgfältig und treffe dann die Wahl unter ihnen. Sie sind aus evangelischem Geist und evangelischen Grundsätzen entsprungen. (Siehe Theol. Zeitsch. No. 7, '91, das Referat von P. Habecker). Dazu haben sie noch den Vorteil (oder ist gerade das ihr Nachteil?), daß sie in ihrer Tendenz den Charakter der neuen, modernen Zeit haben. Dieser aber ist die Koordination, wie Pastor J. Grunert in No. 10,

Seite 302, so treffend und richtig nachweist. Man sehe auch Seite 303, Zeile 8. Und so lange wir Lehrer davon überzeugt sind, wollen und können wir keinen Schritt weichen. Gingen wir auf die Vorschläge des Spezial-Komites ein, dann müßten wir etwas thun, was gegen unsere feste Überzeugung und unser Gewissen ginge. Dieses aber ist für einen gewissenhaften Menschen nicht ratsam, am allerwenigsten für einen evangelischen Lehrer.

Einiges aus den Verhandlungen der 29. Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung in Mannheim.

Die Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung tagte in der Pfingstwoche letzten Jahres. In 3 Hauptversammlungen, am 19. 20. 21. Mai wurde über 7 Hauptthemata referiert.

Die erste Hauptversammlung wurde eröffnet mit dem Gesang „Gegrüßt seid Brüder" aus dem Liebesmahl der Apostel von R. Wagner, vorgetragen vom Lehrergesangverein Mannheim-Ludwigshafen und mit dem Eröffnungswort des Vorsitzers: „Mit Gott fang deine Sachen an! Mit diesem Zuruf eröffne ich die 29. Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung." Ein Berichterstatter bemerkt dazu: „Der Eröffnungsgesang des Lehrergesangvereins war schön; aber ein gemeinsamer, schlichter Choral aus den Kehlen der 3000, die dort versammelt waren, ist denn doch etwas Ergreifenderes und erscheint uns zur Eröffnung einer solchen Versammlung geeigneter." *)

Das I. Thema, das zur Verhandlung kam, war: „Die Pädagogik als Kunstlehre."

Aus der Einleitung zu diesem Referate heben wir den Satz hervor: Die theoretische Pädagogik ist nicht die Erziehungskunst selber, sondern die Lehre von dieser Kunst; sie ist also, kurz und bündig gesagt, eine Kunstlehre. Der Referent schloß seinen Vortrag mit einem Ausspruche Diesterwegs: „Nicht der Stoff ist die Hauptsache, sondern der Mensch, der lehrende und erziehende Lehrer. Der Lehrer sei die Schule, die ganze Schule, Zucht, Unterricht und Bildung."

Das II. Thema: „Die Schule als Bildnerin für das sozial-politische Leben.

Unter den Unterrichtsgegenständen, die dem Zwecke dieses Themas entsprechen können, stellt der Referent oben an die Religion, will aber einen sogenannten allgemeinen, von einer streng konfessionellen Richtung befreiten Religionsunterricht, ähnlich wie Pestalozzi und Diesterweg ihn wollten. Die Religion soll Sache des Gewissens, des Herzens und der Gesinnung sein, und soll vor allem pietätvolle und gesinnungstreue Menschen erziehen.

In der Debatte über dieses Thema befürwortete ein Pastor der frei-religiösen Richtung die Art und Weise des Religionsunterrichtes, wie derselbe in

*) Und wenn nach dem Choralgesang einer der versammelten Pädagogen ein herzlich demütiges und gläubiges Gebet gesprochen hätte, so wäre das zur Eröffnung der Versammlung gewiß auch sehr geeignet gewesen.

diesem Referate dargestellt sei, und verstieg sich bezüglich des gläubigen Wissens und der Glaubenssätze im Religionsunterrichte zu der Behauptung, daß die Lehrer zum großen Teil den Glaubenssätzen der Konfession, die sie zu vertreten haben, keinen Glauben entgegen bringen, daß sie also ihre Kinder etwas lehren, was sie selbst nicht glauben; erntete aber mit solcher Behauptung einen gewaltigen Widerspruch und Zischen seitens der Versammlung. Aus diesem Vorgange ist zu schließen, daß der christliche Glaube in den Herzen der versammelten Lehrer noch nicht erstorben ist, wenngleich die religiöse Richtung der Allgem. Deutschen Lehrerversammlung eine mehr rationalistische als positiv gläubige zu sein scheint.

Der Hauptgedanke in dem Vortrage über dieses Thema war der, daß unter den Heilmitteln gegen die schweren Schäden im sozial-politischen Leben die Wirksamkeit der Schule durch den in ihr herrschenden Geist und durch die Stoffwahl und die Art des Unterrichts nicht eins der geringsten ist.

Das III. Thema: „Welche Forderungen stellt die Gegenwart an die Organisation der Volksschule?“

Unter den 6 Thesen dieses Referats, sind folgende hervorzuheben:

1. Die deutsche Nation bedarf zu ihrem Fortbestehen und ihrer gesunden Weiterentwicklung einer „deutschen Nationalbildung“ durch eine „deutsche Nationalschule.“

3. Die deutsche Nationalschule ist eine einheitliche, und kennt daher keine Trennung nach Ständen und Konfessionen.

5. Die deutsche Nationalschule hat die allgemeine Volksschule zur Grundlage und gliedert sich dann auf dieser mit Rücksicht auf die spätere Berufsbildung in verschiedene Abteilungen.

6. Die Hauptaufgabe aller Abteilungen muß die Pflege der deutsch-christlichen Welt- und Lebensanschauung bleiben.

Das IV. Thema: „Welche Anforderungen stellt unsere Zeit an die Ausbildung der Volksschullehrer?

Nicht der Lehrplan, nicht der Wissensstoff, nicht die Methodik: der Lehrer ist die alles treibende Kraft der Schule; wie der Lehrer, so die Schule. Nicht nur „Wer die Schule hat, hat die Zukunft,“ sondern auch: „Wer dem Lehrer die ihm gebührende Vorbildung giebt, wer ihm die Stellung einräumt, die ihm von Gottes- und Rechtswegen gebührt, der hat durch ihn die Zukunft.“ Das ist der Hauptgedanke in der Einleitung zu diesem Referat.

Bekanntlich zerfällt die Ausbildung der Volksschullehrer in zwei große Abschnitte: in die Vorbereitung auf das Seminar und in die eigentliche Seminarszeit. Noch nie, wie der Referent es betont, trat die Vorbildung der Lehrer so in den Vordergrund, als in der neuesten Zeit.

Ein bedeutender Fortschritt in der Lehrerausbildung war die Einrichtung von Präparandenschulen. Diese haben zwar viel geleistet, aber einer zeitgemäßen Vorbildung der Lehrer entsprechen sie nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

In der zum Generalkonzil gehörigen deutschen New-York-Synode hat, nach einem uns vorliegenden Berichte, der Pastorenmangel in Überfluß umgeschlagen. Derselbe spricht sich folgendermaßen aus: „Wie es ja draußen auch vorkommt, daß auf eine Zeit des Theologenmangels ein Überfluß eintritt, so scheint es sich auch hier gestalten zu wollen. Noch aber hat man seit jenen Aufrufen (um Prediger) nicht wieder von hier aus von sich hören lassen, um nach Billigkeit und Pflicht die seither ganz anders gewordene Sachlage darzustellen. Im Gegenteil, von Zeit zu Zeit gehen sogar Anzeigen und Einladungen wenigstens durch den Anzeigeteil großer und weitverbreiteter kirchlicher Zeitungen des alten Vaterlandes, in denen junge Leute aufgefordert werden, um der dringenden Not willen sich zu Predigern für Amerika ausbilden zu lassen. Haben sich nun solche gemeldet und kommen dann mit vielleicht tüchtiger Ausbildung herüber, so finden sie zu ihrem Erstaunen und zu ihrer schmerzlichen Enttäuschung, daß hier nicht nur keine Not um Prediger ist, sondern daß wir hier vielmehr unsere liebe Not haben, den vorhandenen Überschuß unterzubringen. ....

Es ist darum einfach Pflicht, einmal klar nnd deutlich davon zu reden. Das hat denn auch der Präsident der New Yorker Synode in seinem diesjährigen Synodalbericht gethan. Die betreffende Stelle lautet: „Es scheint mir, nach all den im verflossenen Synodaljahr gemachten Erfahrungen, nicht unnötig zu sein, hier darauf hinzuweisen und die Aufmerksamkeit aller, die es besonders angeht, darauf zu lenken, daß wir zur Zeit, und wirklich schon seit einiger Zeit, durchaus keinen Mangel an Pastoren haben. Es sind der Applikationen so viele, daß man wirklich seine Last damit hat. Aus dem alten Vaterlande laufen Gesuche ein, und deren nicht wenige, von ordinierten Geistlichen, die bereits jahrelang im Amte gestanden; von Kandidaten, die beide, eine oder keine der theologischen Staatsprüfungen bestanden haben; von Studenten, die ihr Triennium absolviert haben oder es hier absolvieren möchten. Alle bringen natürlich zufriedenstellende Zeugnisse bei und legen ihre Gründe vor, warum sie sich hierher wenden; vor allen Dingen nämlich wegen der ihnen zu Ohren gekommenen, schreienden, jämmerlichen Not um Prediger hierzulande. Dabei laufen in nicht geringer Zahl Gesuche aus dem Westen und aus dem Osten unseres Landes ein von solchen lutherischen Pastoren, die mit andern respektablen Synoden und unserer eigenen Synode in Verbindung stehen und entweder ganz ohne Stelle sind oder begreifliche und ehrenhafte Gründe haben, eine andere Stelle zu wünschen. Von den zahlreichen zweifelhaften Charakteren, die sich beständig herzudrängen, wo nur die geringste Aussicht einer Vakanz zu sein scheint, reden wir selbstverständlich gar nicht. Es sollte dem falschen Eindruck, besonders auch über dem Meer, gewehrt werden, als ob wir hier mit Schmerzen auf „Missionare“ von drüben warteten, und für die jetzt draußen überfüllte theologische Carriere sich hier ein bequemer und willkommener Absatz böte. Gar manche sind in solchem Wahn herübergekommen und in große Not und bitteren Mangel geraten. Wenn wir da nicht Klarheit schaffen und rund heraus wahrheitsgemäß öffentlich aussprechen, daß wenigstens hier bei uns im Osten nicht nur keine Not um Prediger herrscht, sondern es bei zahlreichen Gemeinden sogar geradezu schwierig ist, eine Pfarrstelle zu bekommen: so kann man uns für viele der aus der jetzigen falschen Meinung erwachsenden, zum Teil sehr ernsten Übelstände mit Recht mit verantwortlich machen.“

Die zum Generalkonzil gehörige New-York-Synode (mit 119 Pastoren und 45,000 Kommunikanten) ist nämlich die größte deutsche Synode im Osten dieses Landes, und an sie wenden sich darum die Stellensucher meistens und zunächst, oder sie werden dahin gewiesen. Die Synode beauftragte ihren Präsidenten, sich mit kirchlichen und andern geeigneten Blättern Deutschlands in Verbindung zu setzen und durch einschlägige Zuschriften womöglich ein rechtes Verständnis der Sachlage zu erzielen.“ Soweit der Bericht.

Ob es im Westen so werden wird? Wahrscheinlich. Unsere Synode wird allerdings an der Sache verhältnismäßig unschuldig sein. Denn wenn auch die Zahl der Studierenden unseres Seminars schon 100 überschritten hat, so ist sie wieder auf etwa 70 zurückgegangen und das ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen gewiß nicht zu viel. Nur muß man nicht vergessen, daß auch andere theologische Lehranstalten die Zahl ihrer Zöglinge oft mehr wie verdreifacht haben, was mit der Zeit sich fühlbar machen muß. Nur daß eben, so lange noch offene Missionsgebiete da sind, diejenigen zunächst das größte Gebiet besetzen, welche über die größte Anzahl Leute zu verfügen haben. Übrigens müssen wir dem betr. Mitarbeiter der A. E. L. Kchztg. gegenüber unsre in der vorletzten Nummer gemachte Bemerkung etwas berichtigen. Unsere evangelische Synode wird am Schlusse seiner Artikel noch genannt und mitgeteilt, daß diese unierte Synode ein Gymnasium in Elmhurst, Ills., und ein theologisches Seminar in St. Louis, Mo., habe.

Das 50jährige Bischofsjubiläum des Erzbischofs Kenrik von St. Louis wurde am 30. November mit dem großartigsten Pomp gefeiert, „welchen die römische katholische Kirche, die Mutter des religiösen Pompes, je auf dem amerikanischen Kontinent entfaltet hat.“ Erzbischof Kenrik ist der erste römisch-katholische Bischof in Amerika, der den 50jährigen Gedenktag seiner Bischofsweihe feiern konnte.

Daß man eine solche Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen ließ, versteht sich von selbst, ebensowenig als man etwas dagegen hatte, sich auch von Protestanten bewundern zu lassen und auch in der That genug willige Bewunderer gefunden hat. Bei der Jubiläumsmesse in der Kathedrale waren 200 Priester, 40 Bischöfe, 12 Erzbischöfe und ein Kardinal anwesend. Erzbischof Ryan von Philadelphia, früher Bischof von St. Louis, hielt die Festrede. Natürlich konnte in derselben die Thatsache, daß Bischof Kenrik seiner Zeit zu den Gegnern des Unfehlbarkeitsdogmas gehört hatte, nicht verschwiegen werden. Nichtsdestoweniger wußte der Festredner ganz glatt darüber wegzukommen. Opponiert hat Bischof Kenrik auf dem vatikanischen Konzil; das war mutig und daher löblich. Unterworfen hat er sich nachher auch; das war demütig und hatte eine heilsame Wirkung, war also auch sehr löblich. Geglaubt an die päpstliche Unfehlbarkeit habe der Bischof von jeher; er habe sich der Formulierung des Unfehlbarkeits-Dogmas nur aus Opportunitätsgründen widersetzt. Es wurden zum Erweis dieser Ausführung einige Sätze aus einer Rede des Bischofs Kenrik citiert. Den letzten derselben wollen wir hier wiedergeben: „Indem ich mich unterwerfe, sage ich zur Kirche mit den Worten Petri und Pauli: „Zu wem, o heilige Mutter, sollen wir gehen, als zu dir? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist die Säule und Grundlage der Wahrheit.“ — Diese Worte beweisen zwar nicht die Unfehlbarkeit, aber sicher eine große Unsicherheit bei Kenrik wie bei Gibbons im Citteren von Bibelstellen.

Auf die kirchliche Feier folgte ein Bankett mit den entsprechenden Reden, bei welchem der „kultivierte und stattliche Jesuit“ Rev. Joseph Grimmelsmann über „Unser Land“ redete. Er behauptete u. a.: „Die Fundamentalprinzipien unserer Konstitution sind mit dem Katholizismus übereins ..... Es war die allgemeine Meinung, daß das Christentum von dem Staat allen Schutz erhalten sollte, der mit dem individuellen Recht des Gewissens und der Freiheit des Kultus vereinbar ist.“ Sodann beklagte sich der Jesuit darüber, daß man die Prinzipien der Konstitution nicht immer beobachte. Schließlich sei das Land nur das, was die Bevölkerung daraus mache. Der Name bleibe einem Lande; dasselbe sei aber in verschiedenen Zeiten etwas verschiedenes. Selbstverständlich fehlte auch die immer wiederkehrende Behauptung nicht, daß die katholische Kirche das staatserhaltende Princip sei. Dreistigkeit ist bei solchen Gelegenheiten meist angebracht und dem Redner hat es daran nicht gefehlt.

Am Abend fand noch ein großartiger Fackelzug statt.

Ueber die Ziele des römischen Katholizismus, oder besser gesagt der Jesuiten, in den Vereinigten Staaten läßt sich die Nuova Antologia in Rom deutlicher aus, denn

dort kann man über diese Dinge unverblümter reden oder schreiben. Zunächst wird in dem betr. Artikel der amerikanische Katholizismus als etwas besseres als der europäische hingestellt. „In den Vereinigten Staaten nimmt der Katholizismus eine praktische Form an; die Religion wird im Dienste der Menschheit gebraucht; sie ist die Vorläuferin alles Fortschritts, die Freundin aller Entdeckungen des menschlichen Geistes. . . . . Sie behalten sich eine Freiheit des Denkens und Handelns vor, wovon wir (d. h. die Italiener) keine Vorstellung haben. . . . . . Ihre Predigten sind verschieden von den unsern; sie klagen und jammern nicht; sie empfehlen nicht als Mittel für alle Übel den Rosenkranz und die neuntägigen Andachten; sie erkennen die Zeitmächte und Zeitmeinungen, die von ihren Brüdern in Europa mehr oder weniger ausdrücklich verworfen werden, an, soweit sie gut und bedeutend sind; sie sind von gesundem Verstand, praktisch und modern. Würde die römisch-katholische Kirche von Baltimore oder Chicago aus regiert, so würden die Dinge ganz anders gehen als jetzt, aber die Kirche wäre nicht mehr römisch."

Es wird nun gesagt, daß gerade wegen dieser befürchteten Änderung der nächste Papst kein Amerikaner sein würde, aber auch darauf hingewiesen, daß man auf der andern Hemisphäre und zwar in Australien anders denke. Dort sei durch einen Mitarbeiter des Sidney Quarterly Review die Frage nach dem nächsten Papst erörtert worden. Nachdem auseinandergesetzt ist, daß der Fortschritt der Demokratie die mächtige und verschiedenartige Thätigkeit der Jesuiten in den Vereinigten Staaten begünstige, wird offen erklärt, daß der Kandidat der Jesuiten der nächste Papst sein würde. „Derselbe wird ein Mann von Erfahrung, von erprobter Verwaltungsfähigkeit, versöhnlich, aber zugleich von unbeugsamer Entschlossenheit sein." Dieser Mann ist Kardinal Gibbons, „dessen Erwählung ein Sieg der Demokratie sein würde, sintemal er von demokratischer Abkunft und von ganzem Herzen auf seiten des Volkes ist. Er würde ein Papst sein, der mehr als irgend ein anderer den Peterspfennig vergrößern könnte. San Francisco allein hat fünfzig römisch-katholische Millionäre.

Überdies ist Kardinal Gibbons ein Mann von großer Fähigkeit und ansprechenden Manieren, mit den besten Eigenschaften eines Amerikaners und Irischmannes begabt. Er ist ein geborener Herrscher. Alle die Eigenschaften, welche die Jesuiten gerne an einem Papst haben, sind in ihm vereinigt."

Um die anscheinende Differenz zwischen der Demokratie und den Jesuiten zu erklären, weist die Nuova Antologia darauf hin, daß die Jesuiten der Ver. Staaten keineswegs die Kleinpolitiker Italiens sind, „und die Ausbreitung des römisch-katholischen Glaubens in New York, in Baltimore, in Chicago, in St. Paul, in St. Louis, in New Orleans, in Cincinnati, in San Francisco ist meist ihnen zu verdanken. Die Kompagnie (d. h. die Jesuiten) hat sich amerikanisiert und in ihren Collegien erzieht sie gleicherweise Katholiken und Protestanten. Die römisch-katholische Kirche der Vereinigten Staaten ist die Kirche der arbeitenden Klassen und hat ein viel breiteres und größeres Herrschaftsgebiet als die abgedroschene weltliche Macht — das soziale Gebiet. Das römisch-katholische-irische Element ist beinahe absolut Herr der Minen in Californien und Nevada und verfügt über Reichtum und Einfluß."

So spricht man sich in Rom und Australien aus, und hierzulande ist man natürlich ein wenig vorsichtiger, denn man weiß, daß dergleichen Klugheit den meisten Menschen gegenüber nicht ohne den gewünschten Erfolg ist.

Die preußische Generalsynode, welche alle 6 Jahre zusammentritt, befand sich im November v. J. in Sitzung. Die bis jetzt eingelaufenen Berichte sind aber so sehr „Stimmungsbilder," wie einer der Korrespondenten einer der größeren Kirchenzeitungen sich bezeichnenderweise ausdrückt, daß man nichts klares daraus ersehen oder deutliches daraus erhorchen konnte, als die Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen der verschiedenen Parteien. Zunächst befürchten die verschiedentlichen Lutheraner ein Bestreben der Ausdehnung der Union auf die neuen Provinzen Preußens seit 1866; ja daß am Ende gar noch die außerpreußischen Landeskirchen sich mit derselben irgendwie vereinigen könnten, so daß einmal eine deutsche evangelische Reichssynode zu Stande käme. Das würde na-

türlich den betr. Artikelschreibern als ein Greuel der Verwüstung vorkommen. Hat man die politische Einigung Deutschlands nur mit Widerstreben hingenommen, weil die Uneinigkeit eine durch ihr Alter ehrwürdige Tradition war, so würde man in einer kirchlichen Einigung den tiefsten Abfall vom Luthertum erblicken, sintemal Luther in Marburg Zwingli auch die Hand nicht gereicht hat. Dieser ganze Schrecken kam daher, daß der Präsideut des Oberkirchenrates, Dr. Barkhausen, es als die Willensmeinung des obersten Landesbischofs aussprach, „daß es vor allem zur Zeit darauf ankomme, alle kirchlichen und kirchenpolitischen Richtungen innerhalb der Evangelischen Kirche zu gemeinsamem Wirken zu sammeln.“

Was die mehr konkreten Dinge sind, welche die Generalsynode beschäftigten, so war es vor allen Dingen das — vor 6 Jahren in Eile angenommene — Gesetz über Versorgung der Pfarrwittwen und Waisen (vergl. Theol. Ztschr. 1886, Seite 24).

In Bezug auf größere „Freiheit und Selbständigkeit“ der evangelischen Kirche wird, soweit das Verhältnis zu dem gegenwärtigen obersten Landesbischof in Betracht kommt, vorläufig nicht viel zu erwarten sein. Dagegen hat die Generalsynode, wie es scheint, dem Oberkirchenrat einen größeren Einfluß als bisher auf die Ernennung der theologischen Professoren zugestanden.

Ebenso wurde die Ablösung der Stolgebühren angenommen, wenigstens wurde der betreffende Entwurf bei seiner Vorlegung mit allgemeiner Freude begrüßt.

Im Übrigen müssen wir spätere Berichte abwarten, aus welchen sich wohl ein klareres Bild dessen, was geschehen und nicht geschehen ist ergibt, als aus diesen mitten aus dem Gange der Verhandlungen heraus geschriebenen Stimmungsbildern.

Die Angelegenheit des trierer Rockes ist nun endgültig erledigt worden, d. h. das Reichsgericht hat die Verurteilung des Redakteurs der Kattowitzer Zeitung, welcher die Ausstellung des trierer Rockes einen „Humbug“ genannt hatte, bestätigt. Der gesetzliche Schutz, den das deutsche Reich dem trierer Rock angedeihen läßt, ist doch recht rührend, während auf der andern Seite die gemeinsten Schmähungen der Reformation und der Reformatoren meist unbestraft bleiben. Das wird man wohl auch nicht Humbug nennen dürfen.

Im vergangenen Sommer war dem altkath. Bischof Dr. Reinkens vom bayerischen Kultusministerium das Tragen der bischöflichen Insignien bei seinen Firmungshandlungen untersagt worden, und zwar auf Grund des § 35 der II. Verfassungsbeilage, der den Privatkirchengesellschaften verbietet, „sich der Glocken oder sonstigen Auszeichnungen zu bedienen, welche Gesetze oder Gewohnheit den öffentlichen Kirchen angeeignet haben.“ Der altkath. Landesverein in Bayern wandte sich darauf unter dem 2. September in einer Immediateingabe an den Prinzregenten mit der Bitte, Dr. Reinkens das Tragen der Insignien zu gestatten und den Altkatholiken die Rechte einer öffentlichen Kirchengesellschaft zu verleihen. Durch Entscheidung vom 11. Oktober hat das Kultusministerim beide Gesuche abschlägig beschieden. Die letztere Bitte wurde unter Berufung früherer Entscheidungen abgelehnt, bezüglich der ersteren aber auf den oben citierten § 35 der II. Verfassungsbeilage verwiesen. Der Kultusminister wies besonders darauf hin, daß unter den Begriff der „besonderen Auszeichnungen“ sowohl die bischöflichen Insignien, als auch die priesterliche Kleidung überhaupt fallen. Die altkath. Geistlichen hatten sich bis dahin bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen der Gewänder des röm.-katholischen Klerus bedient. Der Landesverein erhob deshalb unter dem 25. Oktober gegen den ministeriellen Bescheid Einspruch, stellte die Berufung an den Landtag in Aussicht und sprach zum Schlusse die „zuversichtliche Erwartung“ aus, daß die Regierung „bis zur endgültigen Erledigung dieser Angelegenheit nicht dulden werde, daß unser bisheriger Besitzstand von irgendeiner Seite her gestört werde.“ Der Minister antwortete indes am 30. Oktober, daß jede Nichtbeachtung der den Altkatholiken durch die II. Verfassungsbeilage gezogenen Schranke eine Gesetzesübertretung sei, „deren etwa beabsichtigte Fortsetzung zu dulden, das Staatsministerium nicht berechtigt und daher außer stande sei.“ Auch die Beschwerde an den Landtag dürfte kaum ein anderes Resultat haben.

Der französische Kulturkampf, wie man die Anklage des Erzbischofs von Aix wegen seines groben, gemeinen Schreibens an den Kultusminister zu nennen beliebte, hat sich in den Händen der Ultramontanen zu einem für ihre Zwecke recht brauchbaren Schauspiel gestaltet. Die dreitausend Franks Strafe, zu denen der Kirchenfürst verurteilt wurde, sind ihm durch Sammlungen überreichlich ersetzt worden (die des „Figaro“ ergab am ersten Tage schon 5229 Franks), so daß seine Kasse einen recht netten Gewinn aus seiner Verurteilnng erzielen wird. Nicht minder hat diese Verurteilung zur Erhöhung der Popularität des Kirchenfürsten bei seinen Gläubigen, von denen er eine Menge Zuschriften erhielt, beigetragen.

In Frankreich ist ein neues Fabrikgesetz zustande gekommen. Früher konnten Kinder von zwölf Jahren 12 Stunden am Tage beschäftigt werden. Jetzt ist jede Arbeit von Kindern unter 13 Jahren im Fabrik- und Bergwerksbetrieb verboten, und bis zu 16 Jahren ist ein ärztliches Attest für körperliche Befähigung aufzuweisen. Die Arbeitszeit der jugendlichen Arbeiter bis zu 18 Jahren und der Mädchen unter 21 Jahren wird auf 10 Stunden beschränkt, die Nachtarbeit für beide, sowie für Frauen, wird grundsätzlich verboten. Den bisher Genannten wird ferner ein wöchentlicher Ruhetag zugesichert. Die Geistlichen hatten in der Kammer verlangt, daß dies der Sonntag sein sollte. Aber die Radikalen wollten den Klerikalen nicht die Genugthuung gewähren, daß der christliche Sonntag in die Gesetzgebung hineingebracht würde. So spricht das Gesetz nur von einem bürgerlichen Ruhetage, dessen Bestimmung den Fabrikherren überlassen bleibt. Thatsächlich wird es der Sonntag werden. Zur Überwachung des neuen Fabrikgesetzes werden Inspektoren ernannt. Dasselbe bedeutet eine entschiedene Besserung der sozialen Verhältnisse in Frankreich.

Am 1. November war die Stadt Stavanger in Norwegen der Schauplatz eines aufregenden Ereignisses. Der 54jährige luth. Pastor Lars Oftedal, Pastor an der St. Petrikirche, seit 1882 Mitglied des Storthings, das Haupt der nach ihm benannten christlich-politischen Partei der gemäßigten Linken, „der luth. Papst“ genannt, sollte am 1. November den Nachmittagsgottedienst halten. Statt seiner trat aber sein Kaplan auf, während er selbst mit Frau und Kindern in bürgerlicher Kleidung in der Kirche saß. Auf einmal trat er an den Eingang des Chors und erklärte, veranlaßt dazu durch seinen Bischof Dr. Heuch, der entsetzten Gemeinde, er habe innerhalb der Gemeinde sich gegen die Sittlichkeit verfehlt und müsse deshalb sein Amt niederlegen.

Auf der böhmischen Landesausstellung war anfänglich im Pavillon der retrospektiven Abteilung auch ein altertümliches Schwert aufgestellt, auf dem das für die böhmische Geschichte so verhängnisvolle Datum 1621 sich eingraviert befindet und ebenfalls die Namen der am 21. Juni genannten Jahres auf dem Altstädter Ring hingerichteten 24 Bekenner des Evangeliums deutlich sichtbar sind. Vielen Katholiken wurde dieses Richtschwert sehr unbequem. Bald war es nicht mehr zu sehen. Es hieß, daß es nicht echt sei. Der Grund des Verschwindens ist aber in etwas ganz anderem, als in der Unechtheit des Schwertes, zu suchen.

In Rußland beschränkt sich der politisch religiöse Fanatismus jetzt keineswegs mehr auf Verfolgung in den Ostseeprovinzen, auch gegen die übrigen nicht orthodoxen Christen werden Gewaltmaßregeln angewandt. Als solche werden neuerdings berichtet: die Verhaftung der vier bisher noch auf freiem Fuß befindlichen Hauptführer der protestantischen oder stundistischen Bewegung: des Leiters der armenischen Protestanten, Bagdasarian, des Leiters der deutschen Baptisten, Kalvert, des Oberpresbyters der russischen Malokanen, Mozayew, und des Leiters der Methodisten, Levaskow. Alle vier wurden ohne vorherige Mitteilung aus dem Kreise ihrer Familie gerissen und unter polizeilicher Bedeckung nach einem Bergdistrikt in der Nähe der persischen Grenze gebracht, wo sie fünf Jahre inmitten fanatischer Muselmanen zuzubringen haben. Außerdem sind kürzlich 110 Mitglieder protestant. Sekten, als Baptisten, Methodisten, Molokanen 2c., ohne Unterschied des Geschlechtes, nach einem kleinen Dorf in der Provinz

Elisabethpol verbannt worden. Sie befinden sich daselbst im größten Elend und sind gezwungen, sich ihr tägliches Brod von den Armeniern und Tartaren zu betteln. Besonders empörend ist die berechnende Grausamkeit, mit welcher die russischen Behörden die Heiligkeit des Familienlebens verletzen und Eltern und Kinder voneinander trennen. Unter den 110 Verbannten in Gerusi befindet sich eine ganze Zahl, deren Kinder thatsächlich entführt und zu griechisch-orthodoxen Pflegeeltern gebracht worden sind. Es ist außerordentlich schwierig, diesen unglücklichen Personen Hülfe zu bringen. Alle ihre Briefe gehen durch die Hände der Polizei, und wer sich etwa einfallen lassen wollte, ihnen Hülfsmittel zu senden, würde in kurzem ihr Los zu teilen haben.

Erklärung.

Im Protokoll des Lehrervereins befinden sich Beschlüsse, die Theologische Zeitschrift betreffend, auf welche der Redakteur derselben wenigstens in einem Punkt etwas zu erwidern hat. Da im letzten Punkt gesagt ist, daß dieselben dem ehrw. Synodalpräses unterbreitet werden sollten, so haben wir bisher geschwiegen, um einer etwaigen Erörterung und Entscheidung desselben nicht vorzugreifen.

Es wird dort gesagt: „Die Redaktion sollte eine unparteiische sein." Dem gegenüber haben wir einfach auf die Thatsache zu verweisen, daß noch niemals etwas, was uns von unserm Mitredakteur Herrn Lehrer Säger zur Veröffentlichung zugeschickt worden ist, zurückgewiesen oder geändert wurde, mit Ausnahme der Korrektur der Druckfehler.

Auf unsere Anfrage, woher denn der Beschluß komme, wurde uns von Herrn Säger erwidert, „die Veranlassung dazu sind wohl die Anmerkungen der Redaktion zu dem Artikel: „Erwiderung auf ein Wort zur Versöhnung" in der Aprilnummer, gewesen."

Was wir dort gesagt haben, können wir jederzeit und vor jedermann verantworten; weshalb wir jede weitere Auseinandersetzung für unnötig halten, umsomehr als der Redakteur der Theologischen Zeitschrift im Dienste der Evangelischen Synode steht und dieser jederzeit zur Verantwortung bereit ist, wenn es gefordert werden sollte.

---

† Heinrich August Wilhelm Säger,

Präses des Deutschen Evangelischen Lehrervereins und Redakteur der pädagogischen Abteilung dieses Blattes, ist im Alter von 72 Jahren und 7 Monaten am 13. Dezember 1891 vom HErrn aus diesem Leben durch einen sanften Tod abgerufen worden, und am 17. Dezember christlich zur Erde bestattet; über das Begräbnis ist Näheres mitgeteilt im Friedensboten vom 1. Januar. — Mit Nächstem wird in diesem Blatte ein Nekrolog des Entschlafenen publiziert, worauf wir hiermit verweisen. —

Notiz an die geehrten Mitarbeiter des pädagogischen Teils der Theologischen Zeitschrift. — Alle Beiträge sind in Zukunft an Herrn Lehrer W. Riemeier, 1831 South 8th Street, St. Louis, Mo., zu senden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. Februar 1892. Nro. 2.

Konfirmation.

Von P. M. Otto.

Der Unterricht.

Dieser soll also an der Hand unseres Katechismus geschehen. Und wenn von dem Konfirmanden-Unterricht gefordert wird, daß er ein gründlicher sein solle, so darf von dem Katechismus gesagt werden, daß er dazu gründliche Anleitung darbiete. Aber der gute Katechismus macht noch keinen guten Katecheten, sondern dieser muß zu jenem hinkommen. Zu einem solchen gehören folgende Eigenschaften: Liebe zu und Achtung vor den Kindern, gründliche Vorbereitung auf den Unterricht, Ernst und Ruhe in Behandlung der Kinder und Benützung auch nicht ganz zutreffender Antworten!

Zu einem gründlichen Unterricht gehört vor allem: Erklärung des Katechismus, — Wort- und Sacherklärung. Die Schulbildung der meisten unserer Kinder ist ja von der Art, daß sie der deutschen Sprache nicht recht mächtig sind und also kein Verständnis der Worte haben. Mit dem Worte ist aber ein Begriff, eine Sache verbunden, und wo das Verständnis des Wortes fehlt, da fehlt gewiß auch das des Begriffs. Das zeigt sich sogleich bei der ersten Frage und Antwort. Die beiden Worte: „vornehmste Sorge" — haben verschiedene Bedeutung und bezeichnen verschiedene Begriffe. Sie werden in irdischer und geistlicher Beziehung gebraucht. — Vornehm, d. h. hochgestellt, angesehen, ausgezeichnet, im Verhältnis zu etwas anderem. Es kann auch heißen: das erste, wichtigste, notwendigste vor andern. — Sorge ist so viel als Anliegen, Verlangen, Trachten, Wunsch, Furcht. — Dieses sind die Bedeutungen der Worte im gewöhnlichen Gebrauch, und in diesem Sinne werden sie auch im Geistlichen gebraucht. Die Worte wollen uns sagen: jeder Mensch soll vor allen Dingen hauptsächlich darnach trachten, allen Fleiß anwenden, laufen und ringen, daß er das ewige Heil seiner Seele, die Seligkeit, den Eingang in den Himmel erlangen möge. Um den Kindern die Sache noch verständlicher zu machen, mag darauf hingewiesen werden, daß auch die Kinder schon Sorgen haben, nämlich Schulsorgen, der Wunsch, die Aufgaben für die Schule zur Zufriedenheit des Lehrers zu lösen; die Furcht vor Tadel und Strafe. Das ist eines guten Schülers tägliche Sorge. — Es wird für Lehrer und Schüler von besonderem Nutzen sein, den beigefügten Spruch, Matth. 6, 13, genauer durchzunehmen und zu erklären.

Derselbe gibt Veranlassung, auf die vielen und mannigfaltigen Sorgen der Menschen hinzuweisen; zu zeigen, wie die meisten Menschen, die Anweisung, das Gebot des Herrn: „Trachtet am ersten“ etc. — umkehren und sagen: „man muß zuerst sein Leben machen,“ d. h. nach Geld und Gut trachten, „und hernach kann man auch nach dem Reiche Gottes trachten!!“ Ja, hernach! Wann ist dieses hernach? Gewöhnlich wird über dem ersten das zweite vergessen und versäumt, und daher kommt es dann, daß auch der Herr sein Verhalten gegen die Menschen also einrichtet, wie sie gegen ihn thun. Statt daß ihnen „das Übrige“ zufallen würde als eine Gabe Gottes, müssen sie sich um dasselbe quälen und plagen und kommen dabei ihr lebelang nie zu Glück und Frieden. Sie wollen sich selbst helfen und begehren des Segens Gottes nicht; so bleibt er auch ferne von ihnen. Das sind die rechten heidnischen Sorgen! Ihnen steht gegenüber die einzige christenwürdige Sorge, die der Herr selbst geboten hat: die Sorge für das Reich Gottes und das ewige Heil der Seele.

Wenn nun auch gesagt werden kann, daß der Inhalt der ersten Frage und Antwort schon ein kurzer Inbegriff der christlichen Lehre sei, so ist das eben doch erst ein Anfang, und mit dem Fortschreiten in derselben werden die Schwierigkeiten größer. Von Stufe zu Stufe wachsen dieselben, bis sie in der Lehre von den Sakramenten ihren Höhepunkt erreichen. Hätten wir aber in unserem Unterricht nur solche Kinder, denen das Lernen eine rechte Lust und Freude wäre, die während des Unterrichts ganz stille und aufmerksam wären, daß der Gang desselben niemals durch Zurechtweisung und Strafe unterbrochen werden müßte, dann würden die oben angedeuteten Schwierigkeiten, statt größer, immer geringer werden, und die Kinder im Verständnis weiter gefördert werden können. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Aufmerksamkeit und die Lust zum Lernen im Verlauf des Unterrichts nicht größer, sondern kleiner, und die Flatterhaftigkeit der Kinder immer größer werde. Das ist sehr zu beklagen!

In dem Vaterlande des Verfassers wird die Konfirmation, d. h. die Prüfung und Einsegnung, an einem und demselben Sonntage, nämlich am Sonntag Quasimodogeniti vorgenommen, welcher „der weiße Sonntag“ genannt wird. Aber dieser Gebrauch findet sich nicht überall. In unserer Synode scheint es Sitte zu sein, die beiden Akte zu trennen und dieselben an zwei Sonntagen vorzunehmen. Also zunächst die „Prüfung.“

Soll die Konfirmation eine Erneuerung des Taufbundes und Aufnahme in die Gemeinschaft der christlichen Kirche sein, wie sie in unserer Synode angesehen wird, dann dürfte die Bezeichnung „Prüfung“ oder „Examen“ als ungeeignet für die Handlung erscheinen. Prüfungen und Examina werden mit Schülern und Studenten vorgenommen, um zu erfahren, was sie gelernt haben. Bei der Darstellung der Kinder vor die Gemeinde wird nun allerdings auch etwas verlangt und geleistet, aber diese Leistung soll nicht darlegen die Summe der Kenntnisse, welche die Kinder erworben haben. Das gehört in die Schule. Dieser Akt soll vielmehr von einer anderen Seite betrachtet wer-

den, nämlich vom kirchlichen Standpunkt aus. Auch für diesen Punkt darf wieder auf den Katechismus hingewiesen werden, wo es gar schön heißt: „Die getauften und im christlichen Glauben unterwiesenen Kinder bekennen ihren Glauben." Das ist ohne Zweifel der Hauptpunkt bei der sogenannten Prüfung der Kinder. Die versammelte Gemeinde hat die Erwartung und das Recht, zu erfahren, worinnen ihre Kinder unterrichtet worden seien und was sie dabei gelernt haben. Sollen nun aber die Kinder als Glieder in die Gemeinde aufgenommen und als gleichberechtigt mit den älteren Gliedern angesehen und anerkannt werden, dann ist es nöthig, daß die Kinder mit ihrem Bekenntnis klar und offen darlegen, wie sie auf keinem anderen Grunde stehen und erbaut werden, als auf demselben, worauf auch die Gemeinde steht. Und damit dieses Bekenntnis nicht ein willkürlich gewähltes, vom Pastor formuliertes, in jeder Gemeinde wieder anders gestaltetes sei, so ist es gewiß das Beste, sich bei demselben an den Wortlaut des Katechismus zu halten, denselben auswendig lernen zu lassen und ihn als Inhalt des Bekenntnisses zu gebrauchen. Der Katechismus ist es wert, daß er auswendig gelernt werde, und wenn jeder Konfirmand, der denselben gelernt hat, bei seiner Konfirmation den Vorsatz fassen und ausführen würde, den Inhalt desselben im Gedächtnis und Herzen zu behalten und zu bewegen, wie Maria that mit den Worten des Herrn Jesu; — er würde reichen Segen davon haben. Jetzt aber sehen wir, daß die meisten Kinder nach dem Unterricht das Buch des Katechismus so „zerlernt," d. h. zerrissen haben, daß mit demselben nichts mehr anzufangen ist, als es wegzuwerfen. Wo aber das Buch auf diese Weise behandelt, mißhandelt wird, da wird es auch mit dem Inhalt desselben nicht viel besser bestellt sein. Das ist auch zu beklagen.

Tragen aber nicht manche Pastoren selbst dazu bei, wenn auch nur indirekt, daß es also bei uns steht? Die Frage, welche uns jedes Jahr in dem Formular zum Jahresbericht vorgelegt wird: — „Werden die Bücher der Synode in der Gemeinde gebraucht?"— weist auf einen Schaden hin, der noch in der Synode vorhanden ist. Aber auch bei solchen Brüdern, welche die synodolen Bücher gebrauchen, fehlt es oft an der rechten Wertschätzung, besonders des Katechismus, daher das öftere Verlangen nach Verbesserung desselben. — Summa: der Katechismus ist gut; er eignet sich sehr gut als Anweisung beim Konfirmandenunterricht, und ebenso gut als Stoff für das Bekenntnis der Konfirmanden, und nur Vorurteil aus früherer Gewohnheit dürfte dieser Darlegung der Sache widersprechen!

Die Einwürfe, wie sie gegen Obiges erhoben werden, sollen auch gewürdigt und beantwortet werden. Verfasser hält sich dadurch den Rücken frei, daß er sich auf den Grund der Synode stellt und an den Worten des Katechismus festhält: „die Kinder bekennen ihren Glauben," und das thun sie mit den Worten des Katechismus. Hierüber aber bestehen, selbst in der Synode, verschiedene Ansichten und Meinungen. Das Memorieren und Recitieren des Katechismusinhalts erscheint manchen als zu gering und unwert. Die

„Prüfung" müsse eine „freie" sein. Dagegen ist zu bemerken, daß dabei obiger Katechismusforderung: „die Kinder bekennen ihren Glauben," nicht nachgekommen wird. Sodann wird jeder, der schon einmal einer solchen „freien Prüfung" beigewohnt hat, bekennen müssen, wenn er aufrichtig sein will, daß eine „solche Prüfung" für Kinder und Zuhörer eine rechte Qual sei, wobei man froh ist, wenn sie ein Ende hat. Es müßte jemand sehr unerfahren und unwissend sein, wenn er nicht wüßte, wie es bei solchen Proceduren zu gehen pflegt. Vergegenwärtigen wir uns einmal eine solche „freie Prüfung." Wenn es gut geht, dann wird eine Anzahl Kinder imstande sein, die an sie gerichteten Fragen zu beantworten, denn solche Kinder wird es in jedem Kreise geben. Ob sie aber in jedem Falle die richtige Antwort geben, das ist eine andere Frage! Neben jenen stehen aber dann die schwächer begabten, zaghaften; solche, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Diese werden dann auf die an sie gerichtete Frage schweigen, oder eine verkehrte Antwort geben. Beides aber wird dazu dienen, den Kindern und Zuhörern den Angstschweiß auszutreiben, und dann wird die Frage an ein anderes Kind gerichtet werden müssen. „Aber, man kann ja solchen Kindern leichte Fragen vorlegen;" etwa: wer ist der Schöpfer; — dein Erlöser? Aber auch dann ist es noch möglich, daß eine verkehrte Antwort folge. In manchen Fällen wird der Katechet sogar begabten Kindern etwas nachhelfen müssen, sei es zum Anfang oder zur Beendigung der erwarteten Antwort. Kann es aber etwas Ärmlicheres geben, als wenn der Examinator dem Kinde helfen muß? Solche Warnehmungen sind wenig dazu geeignet, die „freie Prüfung" zu empfehlen und annehmbar zu machen.

„Freie Prüfung" wird es genannt! Sehen wir einmal näher zu, was es damit für eine Bewandtnis habe. Bei einer solchen Prüfung müßte also kein Schüler zum voraus wissen, welche Frage an ihn gerichtet werden würde. Der Fragende würde sich willkürlich bald an dieses, bald an jenes Kind wenden, ohne die Reihenfolge einzuhalten. Selbstverständlich würde aber der Katechet sich immer an diejenigen Kinder wenden, von welchen er erwarten könnte, daß sie imstande wären, eine Antwort zu geben. Auch die Schwächeren würden gefragt werden, und vielleicht auch antworten. Die Frage wäre also auf die Kinder berechnet, d. h. eben an die rechten Kinder gerichtet worden. Der Schein der Freiheit würde also auf diese Weise gewahrt. Nun aber erlaube man die etwas unbescheiden scheinende Frage: War denn in dem vorhergegangenen Unterricht gar nicht auf die künftige „freie Prüfung" hingearbeitet; waren die Kinder ganz und gar nicht auf die „freien Fragen und Antworten" vorbereitet oder abgerichtet worden? Im Konfirmandenunterricht wird, wie bei jedem Unterricht, darauf hingearbeitet, daß die Kinder etwas, ja viel lernen sollen. Dies soll geschehen, nicht hauptsächlich für die Prüfung, sondern für das Leben. Soll nun aber eine „freie Prüfung" stattfinden, so ist es ganz natürlich, ja unerläßlich, daß im Unterricht vorbereitend darauf hingearbeitet, daß die Fragepunkte öfters wiederholt, betont und besonders eingeprägt werden. — Aber wo bleibt dann die so hochgelobte Freiheit? Und wenn für die „freie Prüfung" auch Schriftstellen be-

nutzt werden sollen; müssen dann diese nicht auch auswendig gelernt und hergesagt werden? Da ist ein Lernstoff durch Auswendiglernen angeeignet worden, und die Kinder, welche denselben lernten, wußten also vorher schon, was sie bei der Prüfung zu antworten hatten. Die Antwort war also nicht eine freie, selbstgedachte, sondern eine angelernte, vorbereitete. Daraus ist nun leicht ersichtlich, was es mit dieser sogenannten „freien Prüfung" auf sich habe. — Eines ließe sich vielleicht zu ihren Gunsten anführen: — es wird dabei vielleicht offenbar, ob der Pastor ein tüchtiger Katechet und Instruktor der Kinder sei oder nicht. Aber dazu ist die Konfirmandenprüfung nicht da.

Es soll „lächerlich" sein, wenn die Kinder sich Zeichen zu denjenigen Antworten machen, welche sie bei der Prüfung zu sprechen haben. Das könnte zugegeben werden, wenn die Kinder vom Inhalt des Katechismus sonst nichts lernen würden, als eben die bezeichneten Antworten. Jeder Pastor wird aber doch darauf halten, daß so viel als möglich von dem Katechismus auswendig gelernt werde, und erst gegen das Ende des Unterrichts erfährt das einzelne Kind, welche Antworten ihm zufallen. Und dann werden sie allerdings, nach Kinder Art, Zeichen zu den Antworten machen und sich dieselben dann auch recht einprägen.

Es ist oben bemerkt worden, daß die Prüfung nicht sowohl als solche, sondern als Bekenntnisakt betrachtet werden sollte. Das kann sie aber nur dann sein, wenn sie sich an den Katechismus hält. Und es wird nur mit großem Vorurteil geleugnet werden können, daß der Eindruck auf die Zuhörer bei dieser nicht „nicht freien" Art der Prüfung ein ganz anderer, wohlthuender sei, wenn auf die gestellte Frage, ohne Aufenthalt, ohne störendes Eingreifen, die Antwort sogleich deutlich und bestimmt erfolgt, — wenn der Zuhörer mit Freude und Genuß der Handlung folgen kann und vor dem beängstigenden Gefühl des "Steckenbleibens" bewahrt bleibt. (Es wäre vielleicht nicht übel, wenn Angehörige der Kinder, oder auch andere Zuhörer den Katechismus bei der „Prüfung" in der Hand hätten und auf diese Weise mehr Genuß und Verständnis davon hätten.)

Zur Begründung obiger Ansicht möge hier noch bemerkt werden, daß die württembergische Landeskirche eben diesen Gebrauch hat, bei dem Konfirmandenunterricht das ausgezeichnete, auch von den Verfassern unseres Katechismus benützte „Konfirmationsbüchlein" zu Grunde legt, für die öffentliche „Prüfung" auswendig lernen und bei derselben von den Kindern hersagen läßt. Dieser Vorgang einer Landeskirche dürfte doch wohl der Beachtung und Nachahmung wert sein.

Die Einsegnung.

Der dritte Punkt, den wir, als zur Konfirmation gehörig, genannt haben, ist die Einsegnung mit Handauflegung. Diese Handlung wird oft, getrennt von Unterricht und Prüfung, Konfirmation genannt, aber mit Unrecht. Sie gehören alle drei zusammen und nur in ihrer Verbindung unter einander bilden sie die Konfirmation. Der Katechismus drückt es recht schön aus in den Worten: „Die getauften nnd im christlichen Glauben

unterwiesenen Kinder bekennen ihren Glauben, geloben dem Herrn Gehorsam bis in den Tod und werden dadurch öffentlich in ihrem Taufbund bestätigt." (131). Der letzte Teil dieser Antwort dürfte vielleicht in der Weise verändert werden, daß er lautete: und werden unter Handauflegung und Einsegnung in ihrem Taufbunde bestätiget. So wie die Worte jetzt im Katechismus stehen, geben sie keinen rechten Sinn; es soll doch nicht etwa die Meinung ausgesprochen werden: durch das oben genante „bekennen, geloben" werden die Kinder in ihrem Taufbunde bestätigt. Diese letztere, die Bestätigung, die Konfirmation, ist ja nicht ein Werk der Kinder, sondern der Kirche, unter deren Einfluß die Kinder stehen, deren Anerkennung sie suchen und erhalten.

„Die Kinder werden in ihrem Taufbunde bestätigt." Hier ist also von einem Bunde die Rede, in den die Kinder eingetreten seien, und zwar bei ihrer Taufe. Zu einem Bunde gehören aber immer wenigstens zwei Personen, die sich durch ein Versprechen in ein gegenseitiges Verhältnis begeben und sich verbinden, für irgend einen Zweck zusammenzuhalten und zu wirken. — Einen solchen Bund hat Gott mit jedem getauften Kinde gemacht. Weil aber die meisten Täuflinge bei ihrer Taufe noch ohne Selbstbewußtsein sind, also noch nicht wissen und noch weniger verstehen, was da mit ihnen vorgeht, so ist es nötig, daß sie in späteren Jahren davon unterrichtet und veranlaßt werden, jenen Taufbund nun auch zu verstehen, denselben anzuerkennen und die Verpflichtung desselben freiwillig auf sich zu nehmen. Gar schön ist dieses ausgesprochen in dem oben genannten „württembergischen Konfirmations-Büchlein," wenn es dort heißt: „Hat also Gott in der heil. Taufe einen Bund mit dir gemacht?" — „Ja, der große Gott hat mir versprochen, mein gnädiger Gott und Vater zu sein; ich aber habe abgesagt dem Teufel und all seinem Werk und Wesen und hingegen mich verpflichtet, Gott und meinem Herrn Jesu zu dienen mein lebelang." — Was Eltern und Paten des Täuflings bei seiner Taufe an seiner Statt versprochen — was Gott von seiner Seite verheißen hat, das soll nun das Kind bei seiner Konfirmation als seine Sache, Anrecht und Pflicht übernehmen. Dieses geschieht durch das „geloben," versprechen gegen Gott, vor versammelter Gemeinde. Nach der alten Agende gelobte der Konfirmand: „Der Sünde und allem ungöttlichen Wesen abzusagen; — die Lehre des Heils als göttliche Wahrheit, als den rechten Weg zur Seligkeit zu erkennen; — die Pflichten, zu welchen das Glaubensbekenntnis jeden Christen verbindet, treulich zu erfüllen;— sich dem heiligen dreieinigen Gott ganz und gar mit kindlichem, aufrichtigem Sinn zu seinem Eigentum in Zeit und Ewigkeit zu übergeben; — solches ernst und treu gemeinte Gelübde mit Jesu heiligem Abendmahl bekräftigen zu wollen."

Dieses Formular ist in der neuen Agende durch das folgende ersetzt worden:

1) „Entsaget Ihr der Sünde und allem ungöttlichen Wesen?"

2) „Verpflichtet Ihr euch, dem heiligen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, ewig treu zu sein und nach seinem Willen zu leben, zu leiden und zu

sterben, und wollet Ihr alle eure Gelübde mit Jesu heil. Abendmahl bekräftigen?"

Man sieht nicht recht ein, warum die ausführliche Formel der alten Agende durch die kürzere der neuen beseitigt worden sei. Besser als jene ist sie jedenfalls nicht, und der Zweck der Raumersparnis ist kein genügender Grund!

Dieses Versprechen nun, welches die Kirche von ihren Kindern fordert, und welches dieselben leisten, ist also nichts anderes, als die Anerkennung dessen, daß sie als Christen getauft seien und nun auch mit eigener Zustimmung diejenigen Pflichten auf sich nehmen wollen, welche Gott in seinem Worte vorgeschrieben hat. Und dieses Versprechen zu erlangen, dazu hat die Kirche nicht nur ein gutes Recht, sondern eine heilige Pflicht. „Meister Klügling" meint zwar, die Kirche habe weder Pflicht, noch Recht, den Kindern ein solches Versprechen abzufordern, da ja die tägliche Erfahrung lehre, daß solches Versprechen doch nicht gehalten werde. — Diese Einwendung ist aber so viel wert als jene der Baptisten gegen die Kindertaufe: „man dürfe die Kinder nicht taufen, weil sie noch nicht glauben können." Beide beruhen auf einem Mißverständnis. Mit eben so viel Recht könnte man sagen: der heilige und allweise Gott hätte dem Volke Israel und den übrigen Völkern kein Gesetz geben und die Beobachtung desselben fordern dürfen, da er doch wußte, daß die Menschen dasselbe nicht halten würden; oder ein Elternpaar dürfe seine Kinder nicht zum Gehorsam anhalten, besonders nicht durch Zwang und Strafe, weil die Kinder keine Lust zum Gehorsam haben. Das wäre Zuchtlosigkeit, und wohin diese führe, das kann man heutzutage in Kirche, Staat und Familie deutlich sehen. Sie führt zur Auflösung der Gesellschaft und zum zeitlichen und ewigen Verderben.

Das Konfirmationsgelübde wird allerdings von den meisten Kindern nur mechanisch, ohne viel Nachdenken und volles Verständnis geleistet, mehr aus Gehorsam, als aus Überzeugung, und mit dem freudigen Entschluß, es auch halten zu wollen. Das ist ja Thatsache. Doch giebt es auch Ausnahmen unter den Kindern, solche, die ein Gefühl davon haben, daß, was sie versprochen, sie nun auch halten wollen; ja, die sich dessen freuen, von nun an als Christen angesehen zu werdeu, und die nun auch demgemäß leben wollen. Also schon dieser Ausnahmen wegen wäre es gewiß unweise, jenes Gelöbnis zu beseitigen. Aber auch um jener willen, die es nur aus Gehorsam leisten, sollte es beibehalten werden, denn eine Gehorsamsthat darf durchaus nicht gering angeschlagen werden.

Das Gelöbnis, welches die Kinder leisten, hat zwei Seiten, eine auf Gott und eine auf die Gemeinde gerichtet. Der Katechismus sagt: „die Kinder geloben dem Herrn Gehorsam bis in den Tod." Dies ist die Hauptsache bei und an dem Gelöbnis. Der Betreffende verspricht dadurch, von nun an nicht mehr sich selbst leben zu wollen, sondern dem Herrn; nicht mehr der Sünde und Welt dienen zu wollen, sondern dem Heilande, der ihn durch Leiden und Sterben erlöst und mit Gott versöhnt hat. Sein ganzes Leben in Thun und Lassen solle fortan ein freudiger Gehorsam sein, dem Willen seines Gottes und Heilandes. Diesen willigen Gehorsam zu leisten

sieht jeder Christ als seinen Lebensberuf an, den er alle Tage zu üben bestrebt ist; in welchem er immer vollkommener werden möchte. Sollte nun das, was jeder Christ willig anerkennt und als Pflicht betrachtet, von den jungen Christen bei ihrer Konfirmation nicht gefordert werden dürfen? — Ja, es soll gefordert und geleistet werden; gefordert von der Gemeinde als Pflicht, daß ihre Kinder auch ferner als Christen erzogen werden; geleistet von den Kindern aus Gehorsam gegen die Kirche, den sie derselben, als ihre Glieder, schuldig sind.

Die auf die Gemeinde gerichtete Seite des Gelübdes ist diese, daß der Konfirmand verspricht, „die Pflichten, zu welchen das Glaubensbekenntnis jeden Christen verbindet, treulich zu erfüllen." Dazu gehören ja auch Leistungen gegen die Gemeinde, als solche. Er ist nun verpflichtet, inmitten der übrigen Gemeindeglieder einen unanstößigen Lebenswandel zu führen und als ein wahrer Christ sich zu halten. Und da das Gelübde öffentlich, vor versammelter Gemeinde, gegeben wurde, so ist damit der Gemeinde das Recht zugestanden, nun darüber zu wachen, daß dasselbe auch gehalten werde!

Durch die Konfirmation geht in den meisten Fällen auch eine Veränderung in der Lebensstellung der Kinder vor. Die Kinderjahre und die Schulzeit sind nun zu Ende, und viele Kinder treten aus der Familie, aus dem Elternhaus in andere, fremde Umgebungen hinaus; — wie gut ist es dann für ein Kind, wenn es an seine Konfirmation, an sein Gelöbnis denkt, oder von andern daran gemahnt werden kann. In diesem Lande der Freiheit und kirchlichen Zersplitterung ist ein solches Kind beständig in Gefahr, von „allerlei Wind der Lehre" und menschlichen Meinungen vom rechten Wege ab und auf Irrwege verführt zu werden. In solchen Fällen kann die Erinnerung an die Konfirmation ein Mittel werden, vor einem Abfall zu bewahren. Verfasser hat es schon von Leuten, die man nicht zu den ernsten, wahren Christen zählen kann, aussprechen hören, daß sie in ähnlichen Fällen sich auf ihre Konfirmation, auf ihr Gelübde (Schwur, wie manche sagen), das sie am Altar abgelegt, berufen haben, mit der Überzeugung, daß sie verpflichtet seien, demselben treu zu bleiben ihr lebelang. Und was in früheren Zeiten geschehen ist (gewiß öfter, als wir wissen), das kann und wird ja auch noch in der Gegenwart und Zukunft geschehen. Sollten wir nicht berechtigt oder aufgefordert sein, uns in diesem Falle auf das Wort des Herrn, bei Jes. (55, 11), zu verlassen, welches heißt: „Mein Wort soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thue, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende." Ist ja doch all unser Wirken eine „Saat auf Hoffnung," im Glauben an Gottes Verheißung, „und was er zusagt, das hält er gewiß."

Dieses Gelöbnis, welches die Kinder ablegen, darf als ein Wunsch, Verlangen derselben angesehen werden, als Glied der Gemeinde in dieselbe aufgenommen und eingesegnet zu werden. Sollte das aber auch nicht bei allen Kindern der Fall sein, so ist es doch gewiß der Wunsch und Wille aller Eltern derselben, daß ihre Kinder der Gliedschaft und des Segens der Kirche teilhaftig werden sollen. Und die Einsegnung, welche nun mit den Kindern vorgenommen wird, darf wohl als der wichtigste Teil der ganzen

Handlung bezeichnet werden. Er unterscheidet sich von den andern besonders dadurch, daß das Kind, welches bei dem Bekenntnis und Gelübde thätig auftritt, nun leidend oder empfangend erscheint. Wie bei der Taufe der Name des dreieinigen Gottes segnend auf den Täufling gelegt wird, so wird auch der Konfirmand mit Gottes Wort und Handauflegung für seinen künftigen Lebensweg und Christenberuf eingesegnet. Und wenn wir dazu auch keinen ausdrücklichen Befehl des Herrn haben, so sind wir doch berechtigt, jenes Wort des Herrn: 4. Mos. 6, 23 ff. unbedenklich auf unsern Fall anzuwenden und an den Konfirmanden zu thun, was der Herr gebot, seinem Volke zu thun: „Ihr sollt meinen Namen auf die Kinder Israel legen, daß ich sie segne." — Sind wir als Christen das Volk des Herrn, so sind auch unsere Kinder sein Eigentum, und wenn wir sie erziehen „in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, und seinen Namen segnend auf sie legen, so werden sie gewiß auch wirklich von ihm gesegnet.

Die Einsegnung der Kinder geschieht teils mit den Worten der heiligen Schrift, teils mit solchen, die aus ihrem Sinn und Geist geflossen sind. Von ersteren mögen hier folgende angeführt werden: „Der Vater unseres Herrn Jesu Christi gebe dir Kraft, nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, daß Christus wohne durch den Glauben und Liebe in deinem Herzen und du erfüllet werdest mit allerlei Gottesfülle." Eph. 3, 16.

„Der Gott aller Gnade, der dich berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, der wolle dich vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen und durch seine Macht bewahren zur ewigen Seligkeit." 1. Petr. 5, 10.

„Der Gott des Friedens heilige dich durch und durch, daß dein Geist ganz, samt Seele und Leib rein und unsträflich erhalten werde auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi." 1. Thess. 5, 23.

Ein anderer Segensspruch ist dieser: „Der himmlische Vater erneure und vermehre in dir, um Jesu Christi willen, die Gabe des heil. Geistes zur Stärkung deines Glaubens, zur Kraft in der Gottseligkeit, zur Geduld in dem Leiden und zur seligen Hoffnung des ewigen Lebens." —

Solche Segensworte werden, unter Handauflegung, über die Kinder ausgesprochen, gleichsam betend herabgerufen und auf das Kind gelegt als eine christliche Mitgabe auf den Lebensweg, den es nun antreten soll. Und weil „das Wort Gottes lebendig und kräftig ist," so wird es auch an solchen Kindern hie und da seine Gotteskraft beweisen und Geistesfrüchte schaffen zur Ehre Gottes.

Darum, meine lieben Brüder, lasset uns dieses wichtige Geschäft, das uns auch in dieser Zeit wieder befohlen ist, mit rechtem Ernst und Fleiß treiben, und uns weder durch die Schwachheit der Kinder, noch durch die Gleichgültigkeit der Eltern mutlos und träge machen, sondern wirken, solange der Herr uns Zeit und Kraft giebt; und nicht müde werden, so werden wir seiner Zeit auch ernten ohne Aufhören!

Bemerkungen zu 1. Kor. 10, 3. 4.

Von Lic. Johannes Dalmer, Privatdozent in Greifswald.

Aus den Studien und Kritiken.

Zu den vielen Stellen in den paulinischen Briefen, welche unserm Verständnis Schwierigkeiten bereiten, gehört auch ein Teil derjenigen, in welchen sich der Apostel auf alttestamentliche Worte oder Ereignisse bezieht. Paulus benutzt augenscheinlich das Alte Testament in derselben Weise, wie es überhaupt in seiner Zeit üblich war, und weil wir die Methode, welche er befolgt, nicht zu der unsern machen können, so scheint es, als könnten diese Ausführungen für uns nur noch historisches Interesse haben. Aber dieses Urteil würde doch ein einseitiges sein. So fremdartig die Auslegungen des Apostels uns z. T. auch berühren mögen, so enthalten sie doch Gedanken, die dem christlichen Bewußtsein aller Zeiten entsprechen. Wenn wir nur die Worte des Paulus, welche uns zunächst befremdlich klingen, genauer betrachten, so werden wir auch in ihnen Wahrheiten finden, die wir ebenso willig bekennen, wie der Apostel. Ich möchte das an zwei Stellen zeigen, die zu den befremdlichsten unter allen gehören.

Am Schluß des neunten Kapitels im ersten Korintherbrief weist Paulus in bildlicher Rede darauf hin, daß die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde noch nicht die Erlangung des Heiles verbürgt, daß es dazu vielmehr eines ernsten und zielbewußten Kämpfens bedarf. Man kann also Gottes Gnade an sich erfahren haben und doch noch verloren gehen. Um diese Behauptung zu bekräftigen, verweist der Apostel seine Leser auf das Beispiel des israelitischen Volks. Israel hat in der Wüste die größten Erweisungen der göttlichen Gnade empfangen, alle Israeliten haben daran teilgenommen, und dennoch ist den meisten von ihnen nicht die Erfüllung der Verheißung zuteil geworden. Sie sind insgesamt unter der Wolke gewesen und durch das Meer gegangen und haben sich durch Wolke und Meer auf Moses taufen lassen *), und sie haben alle dieselbe geistliche Speise und denselben geistlichen Trank getrunken; aber dennoch hat Gott sie der großen Mehrzahl nach in der Wüste niedergestreckt und sie also nicht in das verheißene Land geführt. Darüber, was mit der Taufe der Israeliten gemeint ist, herrscht ziemliche Einstimmigkeit. Der Durchzug durch das Meer ist nicht deshalb eine Taufe genannt, weil dabei die Israeliten mit Wasser in Berührung gekommen wären; denn sie gingen ja nicht durch das Wasser, sondern das Wasser wich vor ihnen zurück, und sie gingen auch nicht in der Wolke, sondern die Wolke stand über ihnen †). Eine Taufe war dies Ereignis für sie also nicht in dem äußerlichen

*) Die Lesart ἐβαπτίσαντο, die sich schon durch das seltene Vorkommen des aor. med. empfiehlt (er findet sich nur noch Mark. 7, 4 zur Bezeichnung jüdischer Waschungen), paßt auch besser in den Zusammenhang; es ist damit ausgedrückt, daß ihnen die Gnadengabe nicht nur von Gottes Seite dargeboten ist, sondern daß sie dieselbe auch angenommen haben.

†) Der Erzählung des Exodus entspricht es nicht ganz, wenn Paulus sagt: ὑπὸ τὴν νεφέλην ἦσαν. Gewöhnlich ging die Wolkensäule dem Zuge der Israeliten voraus;

Sinne, daß sie durch die Wolke und das Meer mit Wasser benetzt wurden, sondern vielmehr nach der inneren Bedeutung, welche der Durchzug für das Volk hatte. Durch denselben wurde es völlig von Ägypten losgelöst; es begann damit für das Volk eine neue Zeit, in welcher es nicht mehr den Ägyptern, sondern Gott allein dienen sollte. Weil also mit dem Durchzuge ein neues, gottgeweihtes Leben des Volkes begann, so konnte Paulus ihn als eine Taufe bezeichnen, denn auch die christliche Taufe hat ja den Sinn, daß damit das alte Leben abgeschlossen wird und ein neues Leben im Dienste Gottes beginnt. Und wie nun βαπτίζεσθαι εἰς Χριστόν bedeutet, daß der Täufling durch die Taufe in Gemeinschaft mit Christus versetzt wird *), so wird auch βαπτίζεσθαι εἰς τὸν Μωϋσῆν bezeichnen, daß die Israeliten durch ihre Taufe in Gemeinschaft mit Moses traten. Das geschah dadurch, daß sie unter dem Schutz der Wolkensäule durch das Meer zogen. Denn damit vertrauten sie sich der Führung des Moses an und drückten damit ihr Vertrauen zu ihm als ihrem von Gott gesetzten Leiter und Bundesmittler aus. Die beiden Momente, welche in dem βαπτίζεσθαι überhaupt und in dem βαπτίζεσθαι εἰς τόν Μωϋσῆν insbesondere liegen, gehören eng zusammen. Indem die Israeliten bei dem Durchzuge durch das Meer sich rückhaltlos der Führung des Moses anvertrauten, traten sie zu ihm in eine Beziehung, von der es Ex. 14, 31 heißt: sie glaubten an Gott und an Moses. Und eben dadurch, daß sie in ein solches Verhältnis zu Moses traten, begann auch die neue Periode für das Leben des Volkes, welche durch den Bund Gottes mit dem Volke bestimmt ist, weil eben Moses der Mittler dieses Bundes war.

Inbezug auf Vers 3 und 4 gehen dagegen die Ansichten noch sehr weit auseinander. Nur darüber herrscht fast allgemein Übereinstimmung, daß mit πνευματικόν βρῶμα das Manna und mit πνευματικόν πόμα das Wasser gemeint sei, welches Moses aus dem Felsen schlug. Daß das Manna und das Wasser, die doch zur Speise und zum Trank für den Leib bestimmt waren, als πνευματικὸν βρῶμα und πν. πόμα bezeichnet werden, erklärt man dann gewöhnlich so, daß das Manna und das Felsenwasser um ihres übernatürlichen Ursprungs willen so genannt seien, sei es, daß man sagt: „sie haben ihren Ursprung nicht in der Schöpfungsordnung, sondern in einer heilsgeschichtlichen That Gottes“ †), oder: sie sind „unmittelbare Erzeugnisse der Schöpferkraft Gottes.“ ‡) Aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob πνευματικὸς in einem so weiten Sinne verstanden werden darf; es läßt sich aus dem neutestamentlichen Sprachgebrauch keine Stelle anführen, an welcher πνευματικός etwas bezeichnet, was in einer so losen Beziehung zu dem πνεῦμα stände, wie eine Speise und ein Trank, die nur ihrem Ursprunge nach übernatürlich, ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach aber sinnlich sein sollten ¶). Auch der

---

bei dem Durchzuge durch das Schilfmeer ging sie hinter ihnen her, vgl. Ex. 14, 19; an das letztere ist hier zu denken vgl. Hofmann. Paulus schließt sich an Ps. 105, 39 an.

*) Vgl. Weiß, Neutestamentl. Theologie, S. 330.

†) So Hofmann. ‡) So Godet.

¶) Die von Godet angeführte Stelle Gal. 4, 29 kann gar nichts dafür beweisen.

Zusammenhang führt darauf, daß hier nicht von einer in ihrem Wesen natürlichen Speise die Rede ist *). Nachdem Paulus von einer Taufe gesprochen hat, die den Israeliten zuteil geworden ist, kann man nicht erwarten, daß er fortfahren wird, Gott habe sie dann auf wunderbare Weise mit irdischer Nahrung gespeist und mit irdischem Wasser getränkt. Nachdem von ihrer Taufe geredet ist, also von dem Anfange eines geistlichen Lebens, wird man bei πνευμ. βρῶμα auch an eine Speise denken müssen, welche das geistliche Leben fördert. Wir werden also mit Weiß (neutestamentliche Theologie, S. 336) sagen müssen, daß die Speise und der Trank „geistige Art an sich trug und daher auch eine geistliche Wirkung hatte."

Noch einen Schritt weiter werden wir aber durch die folgende Begründung des Apostels geführt. Hier erheben sich freilich erst die größten Schwierigkeiten †), da die Erklärung des begründenden Satzes noch sehr umstritten ist. Die Auslegung bewegt sich hier hauptsächlich auf zwei Wegen. Die einen legen die Stelle aus im Anschluß an eine rabbinische Tradition, daß der Fels, aus dem Moses zuerst das Wasser geschlagen hatte, die Israeliten durch die Wüste begleitet habe und mit ihnen auf die Berge und durch die Thäler gewandert sei, die anderen suchen die Beziehung auf diese Haggada zu umgehen. Fassen wir zunächst die Erklärungen ins Auge, welche die rabbinische Tradition außer Betracht lassen. Nach Hofmann „unterscheidet der Apostel von dem natürlichen Felsen, welchem das Wasser sichtbar entströmte, einen anderen, der es spendete;" nicht den ersteren, sondern den zweiten nennt er einen geistlichen, mitfolgenden Felsen. Dieser geistliche Fels, welcher die Israeliten auf ihrem Zuge begleitete, war Jehovah, der Fels Israels, oder, wie Paulus sagt, Christus, denn alles heilsgeschichtliche Thun Gottes ist ein Thun Christi. An Hofmann schließt sich hier Godet ‡) eng an, indem er sagt, daß „hinter dem materiellen, unbeweglichen Felsen ein unsichtbarer verborgen war, der sich fortbewegte und der der wirkliche Spender des Wassers war, nämlich Christus selbst." Diese Erklärung steht nicht im Einklang mit den Worten des Apostels, der nichts davon andeutet, daß er zwei Felsen unterscheide, einen, aus welchem das Wasser hervorströmt, und einen anderen, der es spendet; Paulus redet nur von einem Felsen, und von diesem Felsen sagt er, daß die Israeliten aus ihm getrunken hätten; eine solche Scheidung, wie sie Hofmann und Godet vollziehen wollen, ist nicht zulässig.

Diesem Einwande entgeht die Erklärung, welche Meyer aufgestellt hat.

---

daß πνευματικός diesen Sinn haben kann, denn dort steht nicht πνευματικός, sondern κατὰ πνεῦμα.

*) Vgl. Holsten, Das Evangelium des Paulus, S. 324. Anm.

†) Eine leichte Art, die Schwierigkeit zu lösen, wäre es, die Worte ganz zu streichen, wie Holsten thut. Aber zu einer so gewalthätigen Emendation giebt der Zustand des Textes gar keinen Anlaß.

‡) Auch Heinrici scheint das zwischen dem Felsen und Christus obwaltende Verhältnis ähnlich aufzufassen; aus seinen Worten erhellt nicht ganz deutlich, was unter dem pneumatischen Felsen, der die Israeliten begleitete, zu verstehen ist; aber es scheint doch so zu sein, daß nicht der Felsen die Israeliten begleitete, sondern Christus, und daß es von dem Felsen nur in uneigentlichem Sinne heißt, er habe das Volk begleitet.

Er weiß nur von einem Felsen und identifiziert Christus mit diesem Felsen. Der Fels, aus welchem das Wasser strömte, war ein wirklicher Fels, aus dem also wirklich Wasser ausströmen konnte, aber kein natürlicher, sondern überirdischen, himmlischen Ursprungs; er war die reale Selbstoffenbarung des den Zug begleitenden Christus, und somit der himmlische Christus selbst. Christus zog beständig mit den Israeliten, seine Gegenwart kam in dem wasserreichen Felsen zur Erscheinung; „aus dem Felsen trinkend, wurden sie von Christus getränkt, welcher in der Erscheinungsform des Felsens aus sich das Wasser spendete." Meyer wird dem Wortlaut insofern gerecht, als er zugesteht, daß das Wasser aus dem geistlichen Felsen hervorströme. Aber weil nun Wasser nur aus einem wirklichen Felsen hervorströmen kann und nicht aus einem übersinnlichen Dinge, so sieht er sich genötigt, den geistlichen Felsen als einen materiellen Felsen anzusehen, der aber überirdischen Ursprungs war. Diese Erklärung von *πνευματικός* ist hier aber ebenso wenig wahrscheinlich, wie vorher in den Ausdrücken *πνευματικὸν βρῶμα* und *πόμα*. Auch dem anderen Attribut des Felsens, nämlich *ἀκολουθοῦσα*, wird Meyers Erklärung nicht gerecht; denn nach ihm ist es ja nicht der Felsen, welcher den Israeliten folgte, sondern Christus, und nur in ganz übertragener Weise kann davon geredet werden, daß der Fels Israel gefolgt sei, weil Christus sich immer in der Gestalt des Felsens offenbarte. Also auch bei dieser Auffassung erklären sich die Ausdrücke des Paulus nicht genügend. Und dabei werden uns doch nicht minder monströse Vorstellungen zugemutet, als die, welche uns von den Rabbinen geboten werden! Christus soll sich in der Gestalt eines materiellen Felsens den Israeliten geoffenbart und in dieser Erscheinungsform ihnen aus sich materielles Wasser gespendet haben! Wenn man Paulus so versteht, ist es durchaus nicht berechtigt, zu sagen, daß sich die rabbinischen Fiktionen zu seiner Aussage wie abenteuerliche Auswüchse verhielten; vielmehr stehen dann beide ganz auf derselben Linie, und es ist dann immerhin geratener, zur Deutung der paulinischen Aussage die uns bekannte rabbinische Dichtung heranzuziehen.

Diesen Weg hat Rückert *) eingeschlagen. Paulus habe die jüdische Vorstellung geteilt, daß der von Moses geschlagene Fels das Volk auf seinem Wüstenzuge begleitet habe; so gut nun Philo diesen Felsen die *σοφία* oder den *λόγος* nenne, so gut könne auch Paulus die Tradition dahin deuten, „daß der als Christus in der Zeit erschienene *λόγος* in jenem Wasser auch sich selbst als wunderbaren Seelentrank gegeben habe." Es muß zugegeben werden, daß diese Deutung nach den Worten des Apostels nicht geradezu unmöglich ist; aber aus zwei Gründen ist sie doch äußerst unwahrscheinlich. Zum ersten handelt es sich in der rabbinischen Tradition um einen materiellen Felsen, der sich den Israeliten nachwälzte; Paulus dagegen spricht von einer *πνευματικὴ πέτρα*. Wenn sich nun auch nicht stringent nachweisen läßt, daß damit nicht

*) De Wette erklärt ebenso wie Rückert. Die Ansicht Baurs, daß Paulus nach allegorischer Deutung in dem Felsen einen Typus Christi gesehen habe, widerlegt sich dadurch, daß er nicht sagt: Der Fels ist Christus, sondern: er war Christus. Vgl. Weiß, Neutestamentl. Theologie, S. 298. 336.

auch ein materieller Felsen gemeint sein könnte, der nur mit pneumatischen Kräften ausgerüstet war, so liegt es doch jedenfalls näher, unter einem geistlichen Felsen etwas Übersinnliches, Immaterielles zu verstehen. Das wird auch von den meisten der Ausleger anerkannt, welche vorher πνευμ. βρῶμα als materielle, aus dem göttlichen Geist hervorgehende Speise ansehen *). Zweitens aber entspricht diese Auslegung doch zu wenig der Denkweise des Apostels, zwar ist nicht zu leugnen, daß er jüdische Tradition und rabbinische Auslegungsweise auch als Christ nicht aufgegeben hat; aber diese Vorstellung von dem durch die Wüste sich fortwälzenden Felsen ist doch zu sinnlich und zu phantastisch, als daß man sie den sonstigen pneumatischen Schriftdeutungen des Apostels an die Seite stellen könnte. Und nun kommt ja dazu, daß Paulus diesen Felsen mit Christus gleichsetzt. Wie sollte er aber bei seiner geistigen Auffassung von der himmlischen Persönlichkeit Christi imstande gewesen sein, ihn mit einem materiellen Felsen zu identifizieren? Mir wenigstens will es nicht denkbar erscheinen, daß Paulus die Vorstellung gehabt haben könnte, daß Christus in der Gestalt eines wasserhaltigen Felsens die Israeliten auf ihrem Wüstenzuge begleitet habe †). Da diese beiden Gründe zusammenkommen, so erscheint es mir geboten, die πνευματικὴ πέτρα nicht als materiellen, steinernen Felsen anzusehen. Paulus redet nicht von einem wirklichen Felsen, sondern er redet von einem Felsen, der Geist war, nämlich von dem präexistenten Christus, den er bildlicherweise als Felsen bezeichnet.

Die ganze Aussage des Apostels wird einfach und leicht verständlich, wenn wir davon ausgehen, daß der Fels Christus war. Selbstverständlich handelt es sich um den präexistenten Christus. Paulus sagt nun nicht: der Fels bedeutete Christus, und auch nicht: Christus war mit dem Felsen verbunden, er stand in Beziehung zu dem Felsen, sondern: der Fels war Christus. Der präexistente Christus ist aber ein himmlisches, geistiges Wesen, folglich kann er nicht mit einem irdischen, materiellen Dinge gleichgesetzt werden. Es wird vielmehr so stehen, daß Paulus den himmlischen Christus selbst einen Felsen in geistigem Sinne nennt. Er war in geistlicher Beziehung das, was den Israeliten auf natürlichem Gebiet der wasserspendende Fels war ‡). Wenn aber Christus der Fels war, der die Israeliten begleitete, so kann Paulus mit dem πνευματικὸν πόμα auch nicht materielles Wasser gemeint haben, das zur Stillung des Durstes diente. Denn in dem Sinne fließt aus Christo kein Wasser hervor. Auch das πνευματικὸν πόμα muß ein wirk-

*) So Godet und Hofmann, nur Meyer denkt hier an einen materiellen Felsen.

†) Wenn Delitzsch, der auch annimmt, Paulus habe sich an die jüdische Haggada angeschlossen, sagt: „Der Hindergrund des Felsens war der ... schon damals wirksam gegenwärtige Christus" (Zeitschr. f. kirchl. Wiss. und kirchl. Leben 1882, S. 457), so entspricht das auch wieder nicht dem, daß Paulus von dem Felsen selbst sagt: er war Christus; Christus war also nicht bloß der Hintergrund des Felsens.

‡) Hofmanns Hinweis darauf, daß Gott öfter der Fels Israels genannt wird, paßt gar nicht in den Zusammenhang.

lich geistiger Trank *) sein, eine Erquickung für den Geist, wie das Wasser den Verschmachtenden in der Wüste erquickt. So wie der von Moses geschlagene Fels den Israeliten natürliches Wasser spendete, so hat Christus, der geistliche Fels, den Israeliten geistlichen Trank gespendet während ihrer Wüstenwanderung. Und ebenso wird dann auch mit πνευμ. βρῶμα nicht das Manna gemeint sein, nicht eine Nahrung für den Leib, sondern eine Speise für den Geist. Die geistliche Speise und der geistliche Trank sind die Gnadengüter, welche den Angehörigen des Alten Bundes zuteil werden konnten.

Paulus spricht also nicht davon, daß den Israeliten ein materieller Fels sich nachgewälzt habe über Berge und Thäler, und auch nicht davon, daß Christus an verschiedenen Stellen der Wüste den Israeliten in Gestalt eines Felsens erschienen sei, um ihnen das Wasser zu spenden. Sondern Christus selbst hat sie begleitet, indem er ihnen geistig nahe war und sie mit dem versorgte, was sie zur Nahrung ihres geistlichen Lebens bedurften. Paulus meint nicht, daß das Manna eine Speise für den Geist oder das Felsenwasser ein Trank für den Geist gewesen sei, und noch weniger meint er, daß der Fels in der Wüste eine Verkörperung Christi gewesen sei, sondern er redet von rein geistigen Vorgängen, und Manna, Wasser und Felsen bieten ihm nur die bildlichen Formen, in die er seine Darstellung der geistigen Dinge kleidet. Ohne Zweifel hat er auch die jüdische Tradition von dem durch die Wüste wandernden Felsen gekannt, wie sollte er sonst zu dem seltsamen und sonst ganz unerklärlichen Ausdruck ἀκολουθοῦσα πέτρα kommen? Er schließt sich ganz unbefangen an diese Haggada an, ohne darüber zu reflektieren, ob sie richtig oder falsch ist. Wie ihm Manna und Felsenwasser zu Bildern geistiger Güter werden, so wird ihm auch jene Geschichte zum Bilde einer geistigen Thatsache, nämlich der, daß Christus das Volk Israel in der Wüste geleitet und das in ihnen bei dem Durchzuge durch das Schilfmeer erweckte religiöse Leben erhalten und gestärkt habe.

Die Auslegung scheint nun aber mit einem durch den Zusammenhang nahegelegten Moment in Widerspruch zu treten. Nachdem Paulus von einer Taufe gesprochen hat, welche an den Israeliten vollzogen wurde, liegt es überaus nahe, anzunehmen, daß ihm das πνευματικὸν βρῶμα und πόμα, welches die Israeliten empfangen haben, ein Gegenstück zum heiligen Abendmahl ist †). Verlangt dann aber nicht die Anschauung des Apostels vom Wesen des Abendmahls, daß hier das πνευμ. βρῶα und πόμα leibliche Speise und leiblichen Trank mit geistlicher Wirkung bezeichnet, wie im Abendmahl in dem materiellen Brot und Wein die geistliche Gabe des Leibes und Blutes

*) Vgl. R. Schmidt, Paul. Christologie, S. 147 Anm. Ähnlich auch Rückert, Lehre vom Abendmahl, S. 212—215.

*) So fast alle Ausleger. Heinrici bezieht sogar τὸ αὐτό auf die Gleichartigkeit des Manna und Wasser mit der Gnadenerweisung, welche der Gläubige im heiligen Abendmahl erfährt. Das ist aber gegen den Zusammenhang, der vielmehr verlangt, τό αὐτό mit πάντες in Beziehung zu setzen und also davon zu verstehen, daß unter den Israeliten kein Unterschied gewesen ist; sie haben alle dieselbe geistliche Speise empfangen, und haben doch nicht alle dasselbe Geschick gehabt.

Christi dargereicht wird? Das scheint auf den ersten Blick notwendig zu sein, und damit würde dann die vorher aufgestellte Erklärung hinfällig werden. Aber die Analogie mit der Taufe durch Wolke und Meer zeigt uns, daß Paulus hier nicht äußerliche Ähnlichkeiten im Auge hat, sondern daß er die Ähnlichkeit zwischen den alttestamentlichen und den neutestamentlichen Gnadenerweisungen Gottes in der inneren Bedeutung derselben sieht. Wenn Paulus den Durchzug der Israeliten durch das Meer eine Taufe nennt, ohne daß der äußere Vorgang eine Ähnlichkeit mit der Taufe hat, so wird er auch hier nicht meinen, daß das Essen des Manna und das Trinken des Felsenwassers in Analogie stehe mit dem Essen und Trinken der irdischen Elemente des Abendmahls, sondern auch hier besteht die Ähnlichkeit zwischen dem, was die Israeliten erfahren haben, und dem, was die Christen im Abendmahl erfahren, darin, daß das geistliche Leben der Israeliten durch Christus mit geistlicher Nahrung erhalten und gestärkt worden ist, ebenso wie das geistliche Leben der Christen durch den Genuß des Abendmahls erhalten und gestärkt wird.

Diese Auslegung dürfte also den Anschauungen des Apostels entsprechen und auch dem Wortlaut der vorliegenden Verse gerecht werden. Paulus spricht hier in einer Form, welche sich an die jüdische Tradition anlehnt, und die uns daher befremdlich ist, einen Gedanken aus, der auch mit unserem religiösen Bewußtsein in Einklang steht.

Vorwort des gegenwärtigen Redakteurs der pädagogischen Abteilung.

Mit der vorliegenden Nummer tritt nun in der Hülfsredaktion ein Personenwechsel ein. Durch den Tod des bisherigen Mitarbeiters, Präses H. Säger, ist diese Stelle vakant geworden. Auf Wunsch und Ersuchen des jetzigen Präses, H. Packebusch, habe ich es übernommen, bis zur nächsten Lehrerkonferenz die pädagogischen Aufsätze zu besorgen. Ich möchte daher alle Schulfreunde, Pastoren sowohl als Lehrer, freundlichst ersuchen, durch Einsenden geeigneter Original- und auch anderer Artikel für diesen Teil der Theologischen Zeitschrift, mir die Arbeit, soviel als möglich, zu erleichtern. Dann wollen wir versuchen, den werten Lesern gute und lehrreiche Lektüre zu bieten, und je mehr Arbeiter uns darin unterstützen, um so mannigfaltiger und reichhaltiger wird der Stoff werden. Also, lieben Brüder, vergeßt es nicht und nehmt Euch dieser Sache ernstlich an.

Eine kleine Schatzkammer von pädagogischen Goldkörnern wollen wir eröffnen und je und dann herausholen, zur Belehrung, Ermunterung und Stärkung für Lehrer und Erzieher.

Unsere Vorbilder auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens haben herrliche Gedanken in Formen solcher Sentenzen niedergelegt, denen wir alle Beachtung schuldig sind. Hiermit glaube ich auch, ein Werk in Ausführung zu bringen, das unser ehrw. Präses Säger in Angriff zu nehmen vor hatte.

„Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.“ Dieses Wort bildete den Grundton der letzten Ansprache unseres entschlafenen Präses, auf der letztjährigen Konferenz in Quincy.

Zum Gutesthun ist ja ganz besonders dem Lehrer und Erzieher der Jugend tagtäglich die schönste Gelegenheit geboten. Schlagen wir daher unsere Arbeit ja nicht zu gering an, denn dem Kinde den Weg Gottes zu lehren, es dem Heilande zuzuführen, ist unendlich höher zu schätzen, als die ganze Welt gewinnen. Unsere Arbeit ist Ewigkeitsarbeit. Lasset uns die Worte recht beherzigen und darnach unseren Beruf ausüben, so werden wir das Andenken unseres seligen Präses würdiglich ehren.

Das gebe Gott in Gnaden.

Einiges aus den Verhandlungen der 29. Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung in Mannheim.

(Schluß.)

Die Vorbildung auf das Seminar soll der Jetztzeit gemäß nicht eine separate, sondern eine allgemeine, wissenschaftliche sein, und soll auch als solche, zwar nicht das Studium der alten, aber doch das Studium der zwei lebenden Sprachen, Französisch und Englisch, mit umfassen, sodaß die jungen Leute, in der Zeit von ihrem 14. bis 18. Lebensjahre nicht speziell für das Lehrerseminar dressiert, sich für den Lehrerberuf oder auch für einen andern Beruf frei entscheiden können. Diese Vorbildung soll erlangt werden durch den vollständigen Besuch einer allgemeinen höheren Bildungsanstalt, als Realschule u.s.w., oder kann auch mittelst Privatunterricht sich angeeignet werden. Die Seminare sollen nicht mehr allgemeine Bildungsanstalten und spezielle Fachschulen zugleich, sondern sollen von Rechtswegen nur pädagogische Fachschulen sein.

Sodann fordert der Referent, daß die Seminare nicht mehr, wie bisher, Internatsanstalten sein sollten. Wenn auch durch das Internat den Seminaristen die Kosten ihrer Ausbildung ermäßigt werden, so entsprechen die Internate der Jetztzeit nicht mehr. Im Internate fehlt es den jungen Leuten an Gelegenheit, sich zu der geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Selbständigkeit heranzubilden, sich so viel Lebenserfahrungen, Abgeschliffenheit der Sitten und geselligen Takt anzueignen, als sie für ihren späteren Beruf und für die Ausübung ihres Amtes bedürfen. Auch ein väterliches Verhältnis der Seminarlehrer zu den Zöglingen ist nicht leicht möglich, weil eben die Anzahl derselben viel zu groß dazu ist.

Nach einer sehr langen und lebhaften Debatte wurden folgende Thesen festgestellt:

1. Es liegt im Interesse einer einheitlichen und umfassenden Vorbildung, daß an Stelle der sogenannten Präparandenschulen der erfolgreiche Besuch einer Real- oder höheren Schule trete, beziehungsweise, daß der Schulaspi-

rant eine gleichwertige Bildung durch Aufnahmeprüfung in das Seminar nachweise.

2. Das obligatorische Internatsseminar ist als nicht mehr zeitgemäße Einrichtung aufzuheben. Der Besuch des Seminars umfaßt wenigstens 6 Semester und vermittelt eine eingehende, auf wissenschaftlicher Grundlage basierende Fortbildung.

3. Demgemäß werden neben einem gründlichen Studium der Logik und Psychologie, als Hilfswissenschaften der Pädagogik, die Geschichte des Erziehungswesens, die spezielle Methodik, die weitere Ausbildung in den erlernten neueren Sprachen und die praktischen Übungen an einer vollständigen Seminarschule eine eingehende Pflege finden.*)

4. Als Seminardirektoren und Seminarlehrer sind bewährte Pädagogen zu berufen, welche ihre wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit in mehrjähriger Thätigkeit an einer Volksschule selbst erprobt haben.

5. Zur definitiven Anstellung als Lehrer berechtigt der durch ein Staatsexamen erbrachte Nachweis der wissenschaftlichen und technischen Ausbildung.

Schließlich der Auszüge aus diesem Referat möchte man noch fragen, wie es denn mit der Ausbildung in der Musik gehalten werde. Darüber spricht sich der Referent aus wie folgt:

Die Ausbildung in der Musik soll als eine dem Lehrer so notwendige nicht vernachlässigt werden. Schon in der Vorbildungszeit soll dieselbe gepflegt werden. Die Fachschule, das Seminar baut dann auf den vielleicht recht bescheidenen Anfängen weiter, weniger in der Absicht, möglichst tüchtige Klavier-, Violin- und Orgelspieler, als vielmehr brauchbare Gesanglehrer auszubilden. Auch Klavier- und Orgelspiel sollen wie bisher im Seminar gepflegt werden. Der Unterricht in Gesang, Violinspiel und Harmonielehre muß in allen Lehrerbildungsanstalten obligatorisch, der im Orgel- und Klavierspiel darf nur fakultativ sein.

Wie so manche der sogenannten Reformen in der Lehrerausbildung für die deutschen Synoden in den Ver. Staaten von Nordamerika sich doch anders gestalten, als der Referent es wünscht, so muß in unseren Lehrerseminaren auch der Unterricht im Orgelspiel obligatorisch sein. Auch weisen wir das Studium der französischen Sprache für unsere Lehrerzöglinge zurück, fordern aber auf Grund unserer hiesigen Schulverhältnisse, daß man in unseren Seminaren den Lehrerzöglingen einen recht gründlichen und allseitigen Unterricht im Englischen angedeihen lasse.

Das V. Thema: „Wie ist in der Schule Gesundheitspflege und Gesundheitslehre zu betreiben?"

Hauptgedanke dieses Referats: „Auch die körperliche Erziehung muß

*) Ein Unterrichtsgegenstand u. z. der wichtigste ist in dieser These nicht genannt, nämlich der Unterricht in den Lehren nnd Wahrheiten der christlichen Kirche auf Grund der heil. Schrift; Bibelkunde, Kirchengeschichte sollte auf dem Lehrplane eines Lehrerseminars nicht fehlen.

einen integrierenden Teil der Schulerziehung bilden. Darum soll der Lehrer mit den Grundsätzen der Schulhygieine vertraut sein."

Der Bau und die Einrichtung des Schulhauses sollen der Art sein, daß Luft, Licht und Wärme im richtigen Maße gespendet werden, und hat der Lehrer bezüglich dessen ein Wort mitzureden.

Unter den Schulbeschäftigungen, die nachteilig auf die körperliche Entwickelung wirken können, ist das Schreiben und Lesen zu nennen. Dem Schreibsitzen ist alle Aufmerksamkeit zu widmen, bezüglich der Schulbank, des Lichtes und der Heftlage. Bezüglich des Lesens verlangt die Schulhygieine richtige Beleuchtung, richtige Entfernung des Buches vom Auge, zweckmäßige Beschaffenheit von Papier und Druck.

Auch die Überbürdungsfrage darf nicht unbeachtet bleiben. Der Lehrer soll den Kindern die Schularbeiten erleichtern durch Einhaltung eines zweckmäßigen Stundenplanes, durch Aneignung einer naturgemäßen Lehrmethode, durch individuelle Behandlung des Kindes und durch die Erhaltung einer frohen Stimmung.

Auch das Turnen, die Bewegungsspiele und Ausflüge ins Freie müssen in den Dienst der Gesundheitspflege treten.

Der Unterricht in der Gesundheitslehre soll im Anschluß an die übrigen, namentlich die naturgeschichtlichen Unterrichtsgegenstände geschehen.

Auch ist es die Aufgabe der Seminare und der Schule, die Erkenntnis auszubreiten, wie die Gesundheit der Kinder dadurch schwer geschädigt wird, wenn man ihnen alkoholische Getränke giebt, und wie diese Verirrung die Gefahr einschließt, daß aus den Kindern Gewohnheitstrinker werden und sie also schon frühe dem körperlichen und sittlichen Ruin anheimfallen.

Das VI. Thema: „Die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen."

Aus diesem Referat folgende gar wichtige Aussprüche:

Das Haus ist die Burg, in der wir von den Stürmen des Lebens, von dem steten Kampfe um das Dasein ausruhen. Das Haus ist eine Stiftung des Christentums; auf seinen Pfeilern ruht dasselbe, in seinem Burgfrieden werden die höchsten Güter des Lebens gewahrt, und ihre Hüterinnen sind die Frauen, die Friedewerberinnen, wie sie eine alte deutsche Dichtung nennt. Was gut und was wahr und was schön ist, kurz: der ganze Idealgehalt unseres Lebens soll im Hause gepflegt und gehütet werden, und der Frauen Amt ist es, darüber zu wachen, daß unter den Sorgen des Lebens, unter den Mühsalen der Arbeit, der Unruhe und den Kämpfen, welche des Mannes amtliche und politische Thätigkeit begleiten, diese Aufgabe des Hauses nicht aus dem Auge verloren werde, und darum ist es ihr eigentlicher Beruf, das Leben im Hause zu veredeln, zu durchgeistigen, zu schmücken. „Nur in der Häuslichkeit gemessenem Frieden ist uns des Lebens wahres Glück beschieden." Alle anderen Freuden des Lebens sind nichts gegen das Glück im Hause. Das gilt für alle Stände.

Dem Ideale solcher Hausfrauen entgegen strebend und dasselbe zu ver-

wirklichen, soll unsere Mädchenschule, die höhere wie die niedere, vor allem wieder die Pflanzstätte deutschen Familienlebens werden. Daher muß die Schule die weibliche Jugend für ihren späteren Beruf, zur hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit vorbereiten, u. z. zuerst durch sorgsame und fortwährende Pflege der Tugenden, welche der Hausfrau zur Gründung des häuslichen Glückes nötig sind. Die Hausfrau muß das Muster aller derjenigen Tugenden sein, in welchen sie ihre Kinder üben soll. Das Mädchen muß für den Ernst des Lebens erzogen werden. Die stete Gewöhnung zur Ordnung, Reinlichkeit, Sauberkeit darf der Lehrer nie aus dem Auge verlieren. Vor allem muß das Mädchen erzogen werden, alles und jedes, das Kleinste und Unscheinbarste mit Ernst und Gründlichkeit zu betreiben. Der Halbheit, Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und Selbstgefälligkeit bei allen Arbeiten muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengearbeitet werden. Eine flatterhafte, ziel- und energielose Mädchenerziehung muß bittere Früchte tragen. Aber es giebt in der Wahrheit keine bessere Aussteuer für das Leben, als die Gewöhnung an ein genaues und gewissenhaftes Arbeiten um des Gesetzes, um Gottes willen. Das Mädchen werde gewöhnt, treu zu sein im Kleinen damit es einst treu zu sein versteht im Großen; das Mädchen muß von dem Bewußtsein durchdrungen sein, daß es eben für die Frau keine Kleinigkeiten giebt.

In unmittelbarer Beziehung zur Ausbildung der Pflichttreue steht die Gewöhnung an Arbeit, an anstrengende Arbeit. Das Mädchen muß erzogen werden, daß es die Arbeit nicht als eine Last ansieht, sondern daß es einst als Frau die wahre Freude und Zufriedenheit nur in der Arbeit, die der Familie zum Wohle gereicht, findet.

Es soll zu dem Zwecke in unsern Mädchenschulen der Götzendienst des Wissens nicht herrschen, und soll im Lehrplane eine Beschränkung auf das unbedingt Notwendige stattfinden. Der Unterricht in der Mädchenschule muß in höherem Maße, als bisher geschehen, auf die Eigenart und den künftigen Beruf der Schülerinnen Rücksicht nehmen.

Die Frau muß vor allen Dingen durch und durch religiös gebildet und erzogen sein.

Die Religion ist der Leitstern für die Erziehung ihrer Kinder, hält sie aufrecht in den Tagen der Trübsal und des häuslichen Leides. Das Weib soll als Gattin dem Gatten unter den Kämpfen und Stürmen des Lebens Trost und Vertrauen ins Herz senken, seines Herzens sinkenden Glauben immerfort über die Wogen der Trübsal emporheben, ihn, wenn das Eitle und Vergängliche seine Sinne gefangen zu nehmen droht, immer mit treuem Rufe der Liebe auf das Ewige und Himmlische zurückleiten. „Und wenn der Mann die Hoffnung schon verlor, blickt noch das Weib vertrauungsvoll empor.“ Die Mutter soll eine Priesterin, eine Prophetin Gottes für die religiöse Erziehung ihrer Kleinen sein.

Darum muß der Unterricht in der Religion in der Mädchenschule unter allen Umständen die erste Stelle einnehmen, er ist die Krone, das Herz aller unterrichtlichen Thätigkeit.

Der Handarbeitsunterricht soll in besonderen Stunden thunlichst befördert, dabei aber alle Luxusarbeiten vermieden werden.

Der Unterricht im Kochen, Waschen, Plätten u. s. w., der sogenannte hauswirtschaftliche Unterricht, gehört nicht in die Volksschule. Die praktische Erlernung des Haushaltes gehört ins eigene Haus, und falls im eigenen Hause die Gelegenheit dazu fehlt, müssen die konfirmierten Mädchen in dazu geeigneten Familien oder Anstalten untergebracht werden.

Das VII. Thema: Schulbildung und Militärdienst.

Hauptgedanke: Zwischen der allgemeinen Volksschule und dem allgemeinen Volksheere besteht ein wesentlicher Zusammenhang. Die gründliche körperliche und geistige Durchbildung arbeitet dem Waffendienst vor.

Ob, und in wieweit die durch obige Referate zu Tage geförderten Reformen bezüglich der Volksschule und Lehrerbildungsanstalten zu verwirklichen und auszuführen sind, muß der sorgfältigen Prüfung der Volksschullehrer, der Seminarlehrer und deren Aufsichtsbehörden anheim gestellt werden.

Das Festmahl im Saale des Stadtparks zu Mannheim, die Festvorstellung „der Tannenhäuser" im Hoftheater, die Rhein- und Neckarfahrt nach Ludwigshafen, der Ausflug per Eisenbahn nach Heidelberg, die Versammlung im dortigen sogenannten „Bandhause," woselbst unter dem Einflusse des köstlichen Rheinweins der höchste Frohsinn hervorbrach, bis am Abend noch ein brillantes Feuerwerk die Versammlung bezauberte, und dann zum Schluß aus den begeisterten Kehlen der deutschen Lehrerschaft der Gesang erscholl: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt": Das alles war ein Hochgenuß für die 29. A. D. Lehrerversammlung.

Im Hinblick auf diese großartigen Genüsse der Lehrerversammlung in Mannheim möchte unsere Lehrerversammlung in Quincy uns sehr geringfügig erscheinen; aber im Lichte betrachtet und verglichen dürfen wir aus seliger Erfahrung mit dem Psalmisten bekennen und zeugen: „Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend."

Sorge fürs Behalten.

(Konferenz-Vortrag von Lehrer H. Haverkamp.)

Häufig zeigt sich uns die Erscheinung, daß Fleiß des Lehrers und Fortschritt der Schüler nicht in richtiger Proportion stehen. Eigenliebe und Eigendünkel versperren dem Lehrer vielfach den Weg, zu erkennen, daß sein Erfolg in der Schule meistens an den Klippen grober Unterrichtsfehler scheitert. Schwache Begabung der Kinder und geringer häuslicher Fleiß werden dann gewöhnlich als Sündenböcke vorgeschoben. Derjenige Lehrer, welcher auf häuslichen Fleiß der Kinder sein Gebäude aufzurichten gedenkt, begeht einen der größten Fehler: er betrachtet die Schule als einen Apellplatz und nicht als einen Exerzierplatz. Keineswegs soll auf häuslichen Fleiß Verzicht geleistet werden, aber wer nicht in der Schule selbst für die Haftung des Unterrichtsstoffes Sorge trägt, gleicht einem Säemanne, der seinen Samen nicht

einscharrt. Der ausgestreute Samen geht entweder verloren, oder er bleibt auf der Oberfläche liegen und kommt nicht zum keimen. Was zu thun ist, damit das Dargereichte dem Kinde bleibendes Eigentum wird, möchte ich durch Ausführung folgender Thesen klar legen.

I. Unterrichte anschaulich!
II. Lege die Memorierstoffe klar!
III. Wiederhole oft!
IV. Übe fleißig!
V. Gehe im Unterrichte nich zu schnell vorwärts!
VI. Prüfe die geistige Kraft des Schülers!

Ad I. Unterrichte anschaulich.

Welch eine Weisheit, welch unendlicher Wert und zugleich welch große Schwierigkeiten liegen in diesen beiden Worten begraben! Nur wenigen Lehrern gelingt es, diese Kunst allumfassend zu erlangen, es kostet viele Mühe zu ihr zu gelangen, außerdem fordert sie eine natürliche Gabe. Ihre stützenden Säulen sind: Gründliches Wissen, vollständige Beherrschung der Unterrichtsstoffe, klares und schnelles Urteil, lebhafte Phantasie und ein viel selbst angeschaut haben. Ein Lehrer sollte nie versäumen, Museen, Ausstellungen aller Art, Menagerien, botanische Gärten u. s. w. häufig zu besuchen und die Gegenstände darin nicht allein besehen, sondern anschauen, d. h. sehen, prüfen und verstehen lernen. Auch das Anhören klassischer Schauspiele ist zu empfehlen, da lernt man anschauliches Erzählen.

Wir unterrichten anschaulich, wenn wir

A, anschaulich erzählen, vortragen, vorlesen und sprechen,
B, wenn wir weisen Gebrauch von den Anschauungsmitteln machen.

Ad A. Den großen Einfluß, den das anschauliche Erzählen auf das Gedächtnis des Kindes ausübt, möchte ich durch Ausführung einzelner Punkte, welche ein anschauliches Erzählen bedingen, bloß legen.

a. Erzähle mit Wärme!

Wärme verbreitet Wärme. Von dir strahlt die Wärme aus in das Herz des Kindes hinein, das, so selbst erwärmt, empfänglich gemacht wird zur Aufnahme der ihm dargereichten Wahrheiten. Du wirkst auf das Gemüt des Kindes, das Kind hängt an deinen Lippen, fühlt mit dir, freut sich mit den Fröhlichen, trauert mit den Trauernden. Sei versichert, daß ein solch gewonnener Eindruck nicht verschwindet. Wir können nur mit Wärme erzählen, wenn wir selbst fühlen und empfinden; thun wir das nicht, so gleichen wir einem Monde mit geborgtem Schein.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt. —
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht."

b. Erzähle ausdrucksvoll und sprich deutlich.

Jeder Druck von außen bewirkt einen Druck nach innen, ein Erzählen mit Ausdruck ruft einen Eindruck im Innern der Zuhörer hervor. Willst du ausdrucksvoll erzählen, so sei nicht monoton und leiere nicht wie ein katholischer Priester die Litanei. Hebe und senke deine Stimme am rechten Platze, sprich bald sanft, bald mit Nachdruck, bald schnell, bald langsam und beobachte die natürlichen Pausen. Auf diese Weise bewirkst du einen wunderbaren Effekt auf das Verständnis, du ersparst dir mehr als die Hälfte aller Erklärungen. Nichts aber ist leichter und länger zu behalten, als Verstandenes. Mit Obigem ist Deutlichkeit der Aussprache verbunden. Gieb jeder Silbe den rechten Accent, jedem Vokale die reine Klangfarbe und laß keinen Konsonanten fallen. Ein undeutlich gesprochenes Wort verursacht Verwirrung. Mute keinem Kinde zu, verworrene Gedanken zu memorieren. „Ein gut gesprochenes Wort haftet und wirkt ganz anders in Sinn und Seele, als alles Gelispel, Geschnatter und Gepolter.“

c. Male Erzählungen passend aus.

Dazu gehört eine lebhafte und gesunde Phantasie und die Voraussetzung, selbst viel angeschaut und erfahren zu haben. Der Grad unserer Phantasie wird bestimmt durch die Fülle der Kraft, welche wir in Originalideen geworfen haben. Der Maler, der da weilt in natürlichen Scenerien, füllt seinen Geist mit unzähligen Bildern, die aus sich selbst wieder erscheinen und die er dann in Formen schaffen kann, welche er zu geben wünscht. Führe in der Erzählung nackt dargestellte Handlungen und Begebenheiten bis ins einzelne aus, fülle Lücken, beschreibe den Ort der Handlung und die handelnden Personen, hervorragende Charakterzüge derselben, ihre Haltung und Stellung. Dadurch giebst du dem Stoffe Leben und erweckst das Interesse der Kinder außerordentlich. Wo Interesse, da Lust und Liebe, wo Lust und Liebe zum Dinge, ist Mühe und Arbeit geringe. Das Kind sagt zu sich selbst, das will ich behalten, und es behält es auch.

Ad B. Unter den vielen Anschauungsmitteln nimmt die Kreide den ersten Rang ein. Es kann uns Lehrern nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, ja keine Kreide zu sparen. Vor einem Lehrer, der sich am Schlusse der Schule viel Kreidestaub abbürsten muß, habe ich von vorne herein eine gewisse Achtung. Die Kreide ist das nützlichste und unentbehrlichste Handwerkszeug des Lehrers, in keiner Stunde soll sie unbenutzt bleiben. Sie vermittelt dem Auge das Gehörte. Gehörtes durch Wort, Bild, Zahl oder Tabelle sinnreich illustriert, giebt dem Stoffe Fundament, Übersicht, etwas Greifbares, und prägt sich daher dem Gedächtnisse tief ein. Je tiefer die Prägung, desto schwerer ist die Verwischung. Die Illustrationen sind Punkte, die um sich eine Menge verwandter Ideen sammeln und ins Leben rufen. Auch werden die Kinder durch den Gebrauch der Kreide mehr zur Aufmerksamkeit gezwungen. Sie wissen, sie haben nach der Wandtafel zu sehen, um geschriebene Worte sofort zu wiederholen. Aufmerksamkeit ist ein Willensakt.

Aufmerksam sein heißt, den festen Willen haben, augenblicklich Wahrgenommenes zu erfassen und behalten.

Ad II. Lege die Memorierstoffe klar.

Jeder Unterrichtszweig besitzt seine Memorierstoffe. Diese müssen und sollen dem Kinde bleibendes Eigentum werden. Es ist unsere Pflicht, dem Kinde ein sicheres, reiches und gediegenes positives Wissen zu liefern. Je mehr es weiß, desto mehr kann es denken, wer nichts weiß, kann auch nichts denken. Eine kleine Bibliothek im Kopfe ist viel besser, als eine große im Schranke. Die größte Schattenseite der neuen Pädagogik ist, daß sie zu wenig Gewicht auf das Memorieren legt. Allerdings nichts soll memoriert werden, was nicht zuvor dem Verständnisse der Kinder nahe gebracht worden ist, das nicht klar gelegt worden ist. Etwas Klares ist durchsichtig, frei von störenden Stoffen und leicht zu ergründen. So müssen auch die Memorierstoffe von dem Kinde durchschaut werden, sie müssen frei sein von unverstandenen Begriffen und durch klare Gliederung übersichtlich gemacht werden. Letztere ist die bequeme und sichere Leiter, die das Kind schnell, ohne unnütze Anstrengung und ohne Straucheln zum Ziel führet, und an welcher es bei etwaiger Wiederholung leicht wieder emporklimmen kann. Auf diese Weise erleichtern wir dem Kinde das Memorieren, streifen ab die Mühsale der Arbeit und sorgen für das Haften der Memorierstoffe. Bereiten wir dieselben nicht in dieser Weise vor, so muß das arme Kind Worte und Sätze so oft wiederholen, bis sich das Ohr an den Klang der Worte gewöhnt hat. Ein solches Auswendiglernen wird nicht zum Segen, sondern zum Fluch und wird besonders von solchen verlangt, die sich unterwinden, Lehrer zu sein und sind es nicht. (Schluß folgt.)

Rousseau und die Jesuiten.

Ein pädagogischer Vergleich.

Den 9. Juni 1762 erließ das Parlament von Frankreich gegen Rousseau infolge der Veröffentlichung seines „Emil" ein Verhaftsdekret, ließ das Buch zerreißen und durch Henkershand öffentlich verbrennen, und acht Wochen später, den 6. August desselben Jahres erfolgte gleichfalls durch Parlamentsbeschluß die Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich. Das gemeinsame Schicksal beider in so kurzem Zeitraum könnte zu der Vermutung Anlaß geben, als habe zwischen Rousseau und den Jesuiten irgend ein innerer Zusammenhang bestanden, der den Staat bestimmte, sich seiner Gegner schnell hinter einander zu entledigen. Dem ist jedoch nicht so. Auf dem Boden der Politik und Religion waren beide vielmehr erbitterte Feinde, aber ihre Gegnerschaft trat auch auf pädagogischem Gebiet zu Tage, und mit dem letzteren haben wir es hier allein zu thun. Bei einem Vergleich des „Emil," derjenigen Schrift Rousseaus, in der er sich über seine Pädagogik ausgesprochen hat, mit den Erziehungsgrundsätzen der Jesuiten, wie sie teils in ihren Schriften vorliegen und teils von ihrer Praxis her bekannt sind, findet man Punkte,

die Rousseau und die Jesuiten geradezu als pädagogische Extreme erscheinen lassen, und es wird die Aufgabe des ersten Teils der nachfolgenden Zeilen sein, einige dieser Punkte aufzuzeigen. Was jedoch die Extreme betrifft, so hat Rousseau ein Wort ausgesprochen, das seitdem vielfach wiederholt und zu einem geflügelten Wort geworden ist, das Wort nämlich, daß die Extreme sich berühren (les extrêmes se touchent). Das findet hier auch statt. Wie sehr Rousseau und die Jesuiten auch nach einer Seite hin als pädagogische Antipoden erscheinen, so treffen sie in andrer Art auf eine merkwürdige Weise wieder zusammen, und es wird die Aufgabe des zweiten Teils der nachfolgenden Zeilen sein, ihre Berührungspunkte nachzuweisen. Der Zweck aber, den wir dabei verfolgen, ist ein doppelter. Wir verstehen unter dem Wort Extrem immer etwas, was die richtige Mitte eines gesunden Verhaltens verläßt und eine bedenkliche Neigung zur Ausschreitung und Verirrung in sich trägt, und da wir die Einseitigkeiten Rousseaus und der Jesuiten immer noch nicht ganz überwunden, sie vielmehr in immer neuer Gestalt ihr Haupt erheben sehen, so möchten wir vor ihnen warnen. Andrerseits aber, da diese Einseitigkeiten im Bereich evangelischen Volksschulwesens in der Hauptsache dennoch schon erkannt und gerichtet sind, möchten wir, indem wir noch einmal auf jene blicken, der eigenen Stellung uns bewußt und froh werden.

Das Zauberwort, welches es dem französischen Philosophen Jean Jaques Rousseau angethan hat und in allen seinen Werken wiederklingt, heißt Natur. In der grauenhaften Verderbtheit der französischen Zustände seiner Zeit ist dieser Ruf nach Rückkehr zur Natur wohl verständlich, und es klingt dieser Ruf aus seinem Munde, der als ein Kind seiner Zeit mit Leib und Seele selber tief in das Verderben seiner Zeit verstrickt war, wie die Sehnsucht eines Gefallenen nach dem Paradiese. Schon in seiner ersten Schrift, in der Beantwortung der Preisfrage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Veredlung der Sitten beigetragen habe, hatte er mit Leidenschaft und mit überstürztem Eifer nachzuweisen gesucht, daß alle Sittenverderbnis von der wissenschaftlichen Bildung und Kultur herrühre, und daß eine Verbesserung der Welt nur möglich sei, wenn man zur glücklichen Unwissenheit der Menschen im Naturzustande zurückkehre. Das hieß allerdings das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, denn er übersah, daß es auch eine heilsame Kultur giebt, in die einzureihen eben das Werk des Unterrichts und der Erziehung ist. Aber nachdem einmal dieser Gedanke sich in ihm festgesetzt, kehrte er in allen seinen nachfolgenden Werken wieder, so daß man sagen kann, Rousseau habe nur ein Thema gehabt, über das er geschrieben. In der Bearbeitung einer zweiten Preisaufgabe (deren Preis er jedoch nicht gewann), worin die Ungleichheit unter den Menschen ihren Grund habe, zeigte er, daß diese Ungleichheit und aus ihr entspringend alles Elend menschlicher Verhältnisse von der Geselligkeit und gesellschaftlichen Vereinigung der Menschen herrühre, von der Familien- und Staatenbildung. Das war wieder paradox gedacht; Rousseau nimmt an, der Mensch sei von der Natur dazu bestimmt, allein zu leben, während es, wie auch die nachfolgende Entwicklung des Menschen-

geschlechts zeigt, wohl richtiger ist, daß er, wie man zu sagen pflegt, ein geselliges Tier sei, d. h. ein Geschöpf, das von vornherein angelegt und von dem Triebe geleitet sei, sich mit seines Gleichen zusammen zu thun. Mag der einzelne Mensch der Natur, wie Rousseau sich ihn denkt, durch das Zusammengehen mit andern Menschen manches Stück seiner schrankenlosen Freiheit daran geben müssen, er wird durch dieses Zusammengehen unendlich mehr gewinnen, da nichts eine so außerordentlich erziehende Kraft hat, als die Gemeinschaft. Im Jahre 1762 gab er sein berühmtestes Werk, „Emil, oder über die Erziehung“ heraus, auf die Bitte einer Mutter verfaßt; nachdem er ihm zwanzig Jahre die Arbeit seines Nachdenkens und drei Jahre die Arbeit seiner Feder gewidmet hatte. Dieses Werk ist ein praktischer Beleg zu der obenerwähnten Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen, denn er läßt hier seinen Emil ungefähr dieselbe Entwicklung durchmachen, die nach Ansicht das ganze Menschengeschlecht erlebt hatte. Das Buch rief bei seinem Erscheinen sowohl in Zustimmung als Widerspruch eine lebhafte Bewegung hervor, die sich weit über Frankreich hinaus erstreckte. Es möge hier nur daran erinnert werden, daß bei uns in Deutschland die Philantropie-Anstalten ihren Ausgang von Rousseau genommen, und daß unter den Stimmen, die über Rousseaus Emil laut wurden, die von Göthe ihn das Naturevangelium der Erziehung genannt hat. Heut zu Tage ist man von einer Überschätzung Rousseaus zurückgekommen. Im ganzen aber wird man auf seinen Emil die Worte Schillers über Wallenstein anwenden können, daß nämlich das (pädagogische) Charakterbild des Emil, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, noch immer unsicher in der Geschichte (der Pädagogik) schwankt. Nicht selten glaubt man einer Ratlosigkeit des Urteils in Beziehung auf den Emil zu begegnen. Seine Einseitigkeiten und Fehler sind hinlänglich erkannt und besprochen, es mag jetzt wohl eher an der Zeit sein, auch das Gute und Wahre in dem Werke anzuerkennen; denn daß hier unter mancherlei Spreu auch Goldkörner der Wahrheit zu finden seien, ist von seinen ausgesprochensten Gegnern zugestanden worden, und daß es diesen Gegnern nicht gelingen will, den Emil einfach zu den Toten zu werfen, daß sie vielmehr an ihm immer erneuten Anlaß zur Polemik nehmen, schon das beweist, daß sie an Rousseau einen immerhin beachtenswerten Gegner gefunden haben müssen, gegen den es der Mühe wert sei, die Waffen zu erheben. Wenn man ferner den Emil deshalb bemängelt, weil sein Autor kein praktischer Schulmann gewesen sei, kann das im Grunde den Wert seines Werkes in Frage stellen? Wenn seine Begabung nun gerade auf dem Gebiete der Theorie gelegen? Wenn er, selbst bei fehlender praktischer Hand, dennoch einen Blick für das Wesentliche der Erziehung besessen hätte? Muß das Auge immer erst von der Hand lernen? Kann nicht auch die Hand einmal bei dem Auge Rats erholen? Möge jeder seines Amtes warten, dann hat er genug gethan. Diese Worte sind gegen diejenigen gerichtet, die es Rousseau nicht verzeihen können, daß er ein pädagogisches Werk geschrieben, obwohl er die ehrenvollen Mühen des praktischen Erziehungsamtes nicht selber geteilt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Goldkörner.

Es ist immer schön, großen Schulmännern nachzustreben; nur erstrecke sich dies nicht auf Äußerlichkeiten.

Wer ein Cicero werden will, bedarf eben keiner Erbsen im Gesicht. Man kann des weisen Sokrates Schüler sein, ohne, wie er, eine Stumpfnase zu haben und ohne das komische Spiel seiner Hände nachzumachen.

Demeter.

Das aufmerksame Auge des Lehrers ist das beste, sicherste und edelste Mittel, die Kinder zu überwachen. Kehr.

Es kann einer Schule kein größerer Schaden zugefügt werden, als wenn man den Lehrer derselben auf irgend eine Weise um die Achtung seiner Schüler bringt. Je mehr dies geschieht, desto größer ist das Verderben. Ohne Autorität kein williger Gehorsam und ohne diesen keine ersprießliche Wirksamkeit. Karl Hercher.

Der christliche Lehrer soll nicht über die Herde der Lämmer hochmütig herrschen, sondern unter ihr jedem einzelnen Schäflein und Lamme in Demut und Liebe dienen. H. Säger.

Mäßigkeit nach außen, Kindlichkeit im Innern, Redlichkeit im Berufe, das ist das Kleeblatt, aus welchem die Blume der wahren Pädagogik erwächst. Aber sie ist wie alles vollendete Schöne selten und wächst nicht auf der Gasse. Gurtman.

Dem Lehrer ist außer der Kenntnis des Gegenstandes Selbstentsagung notwendig auf der Grundlage einer reinen und warmen Liebe zu seinem Berufe. H. Pestalozzi.

Kirchliche Rundschau.

Die Hauptfrage in dem Streit der Evangelischen Gemeinschaft, die Frage nach der gesetzlichen Generalkonferenz ist am 31. December 1891 in einer richterlichen Entscheidung, zwar nicht endgültig entschieden, aber doch zur Sprache gebracht worden. Die Anhänger Eschers suchten nämlich einige Kirchen in Illinois in ihre Gewalt zu bekommen und die Prediger der Minorität zu vertreiben, indem sie sich darauf stützten, daß die Generalkonferenz in Indianapolis die rechtmäßige sei. Gerade aber in diesem Punkt, wie in einer Reihe andrer, stand die richterliche Entscheidung im Gegensatz zu den Aufstellungen der Escheriten. Es wurde von dem Richter ausgeführt, daß die Generalkonferenz nicht berechtigt war, die Konstitution der Gemeinschaft in ihren Beschlüssen beiseite zu setzen oder ihre Befugnisse auf jemand anders zu übertragen, namentlich nicht, da in der Konstitution ganz genau bestimmt war, auf wen die Befugnis der Bestimmung des Konferenzortes übergehen sollte, im Falle die Generalkonferenz versäumen würde, denselben zu bestimmen. Demnach wird denn auch die von der Ostpennsylvania-konferenz berufene Konferenz in Philadelphia als die gesetzliche erklärt, da die Majorität nicht über den grundlegenden Rechten der Konstitution, sondern unter denselben stehe. Im Falle die richterlichen Entscheidungen in betreff der Buchanstalt in Cleveland von denselben Gesichtspunkten bestimmt werden, wird die Minorität in dem gerichtlichen Streit den Vorteil davontragen (Vgl. Theol. Ztschr. 1891, Seite 157). Mit Sicherheit läßt sich das freilich jetzt noch nicht voraussagen, aber so unmöglich und unwahrscheinlich, wie man es von seiten der sog. Majorität hinzustellen versucht, ist es sicher nicht.

Ueber die preußische Generalsynode sind noch immer keine vollständigen Berichte vorhanden, namentlich läßt sich der Grund der grellen Dissonanz, in welche sich „die große Harmonie" — wie man die Sache etwas verfrüht nannte — aufgelöst hat, nicht recht erkennen. Stöcker ist nämlich bei den Wahlen zum Generalsynodalvorstand von seiner eigenen Partei im Stiche gelassen worden und hat infolge dessen seinen Austritt aus der Partei der positiven Union erklärt. Noch 13 andere Glieder dieser Partei sind ihm darin gefolgt. Wenn nun die D. E. Kztg. in den Gründen, welche die Gegner Stöckers bewog, gegen ihn zu stimmen nur „eine byzantinische Träumerei" sieht, d. h., die völlig unbegründete Furcht, nach oben hin Anstoß zu geben, so ist die Beschuldigung doch etwas stark. Es ist freilich wahr, daß es in Preußen, so wenig wie anderswo, an Persönlichkeiten fehlt, die ihre hochstrebenden Häupter dem in den oberen Regionen herrschenden Luftzuge als schwankende Rohre darbieten, und daß Stöcker als ein Hofprediger in Kaisers Gnaden bei manchem eben doch mehr gegolten hätte, als ein Hofprediger außer Dienst. Nur muß man bedenken, daß bei der Abstimmung über die Aufstellung Stöckers als Kandidat für den Synodalvorstand sich schon eine ziemliche Opposition gezeigt hatte. Wenn aber ein Teil der Leute, die für Stöcker als Kandidaten gestimmt hatten, nun in der eigentlichen Wahl gegen ihn stimmten, so kann man leicht begreifen, daß Stöcker sich von der Zuverlässigkeit dieser Leute keine hohe Meinung bilden konnte, und von einer Partei sich lossagte, die ihn im entscheidenden Augenblick im Stiche ließ. Die Beschuldigung, daß es der Fraktion der positiven Union an der nötigen Disziplin gefehlt habe, ist freilich etwas zweischneidig, denn schließlich ist die Unterwerfung unter die Parteidisziplin doch keineswegs die oberste Pflicht eines kirchlichen oder weltlichen Abgeordneten. Nur wird man sagen müssen, daß wenn ein Teil der Partei sich der Parteidisziplin nicht unterstellen wollte, er gleich von vornherein seine Freiheit wahren mußte und nicht erst nachdem er sich formell unterworfen hatte.

Stöckers Austritt aus der positiven Union hat sich auch sofort auf dem Titelblatt seines Organes der D. E. Kztg. sichtbar gemacht, indem sämtliche Namen, die als Mitarbeiter Stöckers aufgeführt waren, gestrichen worden sind. Versuche zu einer neuen Parteiorganisation sind bereits gemacht worden, indem am 29. Dezember v. J. eine Zusammenkunft anberaumt wurde, über deren Ergebnis bis jetzt allerdings noch nichts berichtet wurde.

Soviel ist allerdings richtig, daß es die Kirchenpolitik ist, welche die Scheidelinie zwischen den beiden Teilen der positiven Union bilden wird. Ein Teil der Positiv-Unierten, hat keine Lust, sich in die Freiheits- und Selbständigkeitsbestrebungen Stöckers hineinziehen zu lassen, weil man von dem Fortgang dieser Bestrebungen mehr fürchtet, als hofft; oder doch glaubt, daß die gegenwärtige Zeitlage diese Bestrebungen zum Scheitern bringen werde und man dann umsonst gearbeitet hätte. — Was die in der letzten Nummer der Theol. Ztschr. erwähnte „Reichssynode" betrifft, so hat in einem Beschluß der Generalsynode die Sache — wenn auch ohne das betr. Wort — eine sehr allgemeine Formulierung erhalten. Der Beschluß lautet: „Der Evang. Oberkirchenrat ist zu ersuchen, dem schon seit 1870 bei den Verhandlungen der Eisenacher Konferenz angestrebten föderativen Zusammenschluß der evang. Kirchenregierungen Deutschlands unter Hinzutritt von Deputierten der Landessynoden auch ferner besondere Aufmerksamkeit und freundliches Interesse zuzuwenden und in dem geeigneten Zeitpunkte die geeigneten Maßnahmen zur Verwirklichung jenes Zusammenschlusses zu ergreifen. Synode erklärt dabei, daß sie von einem solchen Zusammenschluß gedeihliche Erfolge nur dann glaubt erwarten zu können, wenn derselbe einen rein föderativen Charakter erhält, und demgemäß die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen in Gesetzgebung und Verwaltung gewahrt wird, insbesondere der Bekenntnisstand unangetastet bleibt!"

In dieser Formulierung ist die Sache den einzelnen evangelischen Kirchen gewiß so ungefährlich wie möglich. Wenn sie dennoch auch da noch bekämpft wird, so läßt sich das aus langjähriger Gewohnheit heraus wohl erklären, aber angesichts der kirchenpolitischen Lage nicht entschuldigen. Wenn man im Jahre 1870 und 1871 auf die politische Einigung Deuschlands eine kirchliche Annäherung der einzelnen evangelischen Landes-

kirchen folgen lassen wollte, so haben die Erfahrungen in den Jahren des Kampfes und der Friedensschlüsse mit Rom klar genug bewiesen, daß gegenüber der Macht Roms dessen Hauptzweck die Schädigung und Zerstörung der evangelischen Kirchen ist, eine engere Zusammenschließung zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden ist.

Was die Aufhebung der Stolgebühren betrifft, so hat dieselbe bloß für Taufen und Trauungen stattgefunden, auf die Begräbnisse findet sie keine Anwendung. Dagegen wurde von der Synode das Ersuchen an den evangelischen Oberkirchenrat gestellt, auf die Ablösung auch dieser Gebühren hinwirken zu wollen.

Die Bestrebungen, die synodale Befugnis auch auf Mitwirkung zur Besetzung kirchenregimentlicher Stellen auszudehnen, sind nicht erfolgreich gewesen. Man kann allerdings mit vollem Rechte darauf hinweisen, daß gerade hier die evangelische Landeskirche entschieden im Nachteil der römischen Kirche gegenüber ist. Rom und die römischen Bischöfe in Deutschland fassen Beschlüsse und führen sie aus, ohne die Staatsbehörden irgendwie zu beachten, während die evangelische Kirche jeden ihrer Beschlüsse mit der staatlichen Zustimmung versehen lassen muß.

Es ist nun ganz richtig, daß — wie geäußert wurde — „es nicht mit der Würde des Landesherrn stimmt, daß er das besondere Oberhaupt einer Kirche ist, die durch die politischen Realitäten an die Wand gedrückt wird," aber die Frage ist die: Kann man durch Veränderung der innern Rechtsverhältnisse der evang. Kirche aus einem Zustande herauskommen, der weder als Rechts- noch als Unrechtszustand, sondern als Zustand der Machtlosigkeit und Hülflosigkeit anzusehen ist. Wenn der Summus episcopus der evangelischen Landeskirche den Sarg eines die evangelische Kirche lästernden Jesuiten aus politischen Gründen mit einem Kranze schmücken läßt, während der Pontifex maximus der „Schwesterkirche" jene als Ketzerei verwirft und ihre Begründer als Häresiarchen verdammt, so läßt sich leicht erkennen, daß eine bloße Veränderung der Verfassung, durch welche die Regierung eine mehr parlamentarische wird, in dieser Hinsicht nicht allzuviel hilft.

Wenn es der evangelischen Kirche nicht gelingt, in sich selbst zu erstarken und zu einer wirksameren Geistesmacht im wirklichen Leben zu werden, als sie es gegenwärtig vielfach ist, so wird ihr eine teilweise Änderung ihres Verhältnisses zum Landesherrn nicht viel helfen.

Die Vorlage, den jährlichen Bußtag auf den Mittwoch vor dem letzten Sonntag nach Trinitatis zu verlegen, gelangte in der Form zur Annahme, daß diese Verlegung erst eintreten soll, wenn sich die norddeutschen Kirchenregierungen im wesentlichen darüber geeinigt haben. Ebenso wurde beschlossen, angesichts der Ärgernisse, welche am Karfreitag von Katholiken den Protestanten absichtlich gegeben werden, um Erhebung des Karfreitags zu einem gesetzlichen Feiertag zu bitten.

Der Antrag, die Periode von einer Generalsynode zur andern von sechs auf drei Jahre herabzusetzen, wurde vertagt. Dagegen wurde von dem Präsidenten des Oberkirchenrates das Versprechen gegeben, für die Einberufung einer außerordentlichen Generalsynode nach drei Jahren, hauptsächlich zum Zweck der Agendenrevision, wirken zu wollen. Was die übrigen bis jetzt bekannten Beschlüsse betrifft, so bieten sie zu wenig allgemeines Interesse dar, als daß ein näheres Eingehen auf dieselben angezeigt wäre.

Kaum daß der Trierer Rock wieder unter Verschluß ist, so wird schon wieder etwas Neues in Szene gesetzt, nämlich die 600 jährige Jubelfeier eines nicht geschehenen Ereignisses — der Überführung des heiligen Hauses der Maria von Nazareth nach Loreto — die auf den 10. Dezember 1894 anberaumt worden ist. Die Hauptsache ist allerdings zunächst die Sammlung von reichen Beiträgen, wozu u. a. auch eine ganze Anzahl von Zentrumsmännern auffordern. Es heißt da: „Am 10. December 1894 wird das 600 jährige Fest der Übertragung des heiligen Hauses von Nazareth nach Loreto feierlich begangen werden, und bei dieser Gelegenheit soll die herrliche Kathedrale, welche das heilige Haus umschließt, in würdigem Schmuck erglänzen. Die baulichen Herstel-

lungen an der Kathedrale übernimmt die italienische Regierung.“ Dagegen sollen zur Ausschmückung der zum Dom gehörenden Kapellen freiwillige Beiträge gesammelt werden. In Beziehung auf diese wird gesagt: „Die der deutschen Nation vom Bischof von Loreto zur Restaurierung und als nationale Andachtsstätte überwiesene Chorkapelle ist die mittelste und schönste der neun das heilige Haus umgebenden Kapellen und wird der Ehre teilhaftig werden, den päpstlichen Altar aufzunehmen.“ Es wird dann darauf hingewiesen, daß zur Erreichung dieses Zweckes „sehr bedeutende Mittel“ erforderlich seien, für deren Aufbringung auf die Opferwilligkeit der deutschen Katholiken gerechnet wird.

„Über die Kapelle der deutschen Nation in der Kathedrale zu Loreto“ schreibt das „Deutsche Volksblatt“ ebenfalls einen Aufruf zu Beisteuern enthaltenden Artikel, in welchem u. a. gesagt wird: Ein mit dem hochwürdigen Herrn Bischof von Loreto durch das Komite zu schließender Vertrag wird für die Deutschen Pilger eine Reihe besonderer Privilegien festsetzen, so daß in Zukunft unsere Loretopilger an dem mit Recht so beliebten hochberühmten Wallfahrtsorte eine nach allen Seiten für sie anheimelnde Andachtsstätte finden werden ..... Die hochwürdigen Herrn Bischöfe Preußens schrieben dem Vorsitzenden des Komites Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Löwenstein nach der letzten Bischofskonferenz zu Fulda: „Die in Fulda versammelten Bischöfe geben ihren Beifall dem von Ew. Durchlaucht vorgelegten Plane ..... und wünschen dem frommen Unternehmen Gottes reichsten Segen.“ Der hochwürdige Bischof von Rottenburg schreibt: „Das fromme Vorhaben, die Kathedrale über dem heiligen Hause zu Loreto auf die bevorstehende sechste Centennarfeier neu herzustellen, begrüße ich mit aufrichtiger Freude, begleite das Unternehmen mit den besten Segenswünschen und zweifle nicht, daß auch die Angehörigen meiner Diözese gern diesen Anlaß benützen werden, um ihrer dankbaren Verehrung gegen das gnadenvolle Geheimnis der Menschwerdung und ihrer Liebe zur Gottesmutter Maria einen kräftigen Ausdruck zu geben.“ — So schreibt ein römischer Bischof, der als Kirchenhistoriker schwerlich glauben kann, was er als Bischof als eine unzweifelhafte Sache hinstellen muß.

Über das heilige Haus selbst muß man sich bei den ultramontanen Gelehrten Rats erholen, denn sonst weiß niemand etwas davon. Diese berichten im Freiburger Kirchenlexikon darüber: „Nach einer Sage, die sich seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr verbreitete, durch Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller zwar nicht verbürgt, dagegen durch andere Zeugnisse höchst glaubwürdig gemacht wird, wurde das Haus der heiligen Jungfrau in Nazareth, oder vielmehr nur ein Teil, das Zimmer desselben, in welchem sie die Botschaft des Engels empfing, in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai von Engeln nach Dalmatien übertragen und an einem Orte, der Raunitza heißt, niedergelassen. Nach drei Jahren und sieben Monaten wanderte das heilige Haus hinüber über das adriatische Meer und ließ sich in der Nacht des 10. Dezember 1294 in der Nähe der Stadt Rekanati in einem Lorbeerhain nieder, welcher einer frommen Matrone Laureta gehörte. Bei der Ankunft des heiligen Hauses, welches Hirten über das Meer schweben sahen, beugten sich die Bäume ehrfurchtsvoll und noch lange nachher erblickte man an ihnen die Spuren. Zahlreiche Pilger stellten sich nun von nah und fern ein, aber auch räuberisches Gesindel. Daher trugen dieselben unsichtbaren Hände das heilige Haus nach acht Monaten von neuem fort auf einen nur etwa 3000 Schritt entfernten Hügel. Da jedoch die Besitzer des Grundstückes, zwei Brüder, wegen der Opfergabe sich zankten, erhob sich das Haus nach zwei Monaten abermals und senkte sich 200 Schritte davon mitten auf der öffentlichen Landstraße nieder, an der Stelle, auf welcher es noch heute steht. — Das heilige Haus zu Loreto hat in der Reihe der Jahrhunderte alle Proben sowohl der geschichtlichen als der wissenschaftlichen Untersuchung durchaus bestanden, und es ist menschlich gewiß, daß es dasselbe ist, in welchem die Himmelskönigin Maria gewohnt und die Verkündigung des Engels in Demut entgegengenommen hat ...... Nach allem dürfen wir mit dem ältesten Geschichtschreiber des heiligen Hauses, dem Jesuiten Tursellinus (1598) wohl sagen: An einer so bezeugten und erforschten Sache kann nur der zweifeln, welcher entweder an der Macht und Vorsehung Gottes zweifelt, oder den menschlichen Glauben aus der Welt verbannen will.“

Das ist römische Frömmigkeit, wie sie von römischen Bischöfen kultiviert wird und Geld nach Rom bringt, damit die Finanzbeamten des Papstes an der Börse spielen können, oder dem heil. Vater die Verluste der „nachlässigen Verwaltung" des Peterspfennigs ersetzt werden.

Am 6. Oktober v. J. trat der englische Kirchenkongreß in der Stadt Rhyl in Wales zusammen. Derselbe ist vor 31 Jahren infolge des Gegensatzes gegen die romanisierenden Gelüste der Traktarianer entstanden und sollte dem Laienelement, das in der Hochkirche nicht vertreten ist, Gelegenheit geben, sich auszusprechen und Einfluß zu gewinnen, namentlich auf das Parlament, von dem ja die englische Staatskirche völlig abhängig ist.

Daß der Kongreß in Wales tagte, hängt damit zusammen, daß Wales der Hauptsitz der Bestrebungen für Entstaatlichung der Hochkirche ist. Die Bedeutung der Versammlung zeigte sich auch darin, daß nicht weniger als drei Erzbischöfe, nämlich die beiden englischen und der irische (von Armagh), nebst acht Bischöfen anwesend waren.

Schon die Eröffnungsrede des Vorsitzenden behandelte die Entstaatlichungsbestrebungen, indem sie auf die drei Hauptvorwürfe einging, welche man der englischen Hochkirche in Wales macht. 1. „Sie ist die Kirche der Minderheit." Das sei aber gar nicht richtig, denn nach den neusten Statistiken machten sämtliche Dissenters in Wales und Monmouthshire zusammen nur 46 Prozent der Bevölkerung aus. 2. „Sie ist die Kirche der Reichen." Aber gerade eine Reihe von reichen Kaufleuten gehörten zu den Dissenters und der Dissent habe seine Hauptstärke unter den Geschäftsleuten und Farmern. Allerdings sei es wahr, daß die Mehrzahl der sog. Gebildeten zur Hochkirche gehöre, aber das könne man derselben doch nicht zum Vorwurf anrechnen. Außerdem sei es Thatsache, daß in den ärmeren Kirchspielen sich die Dissentergeistlichen nicht dauernd aufhalten. 3. „Die Dissenters fühlen sich durch die bevorzugte Stellung der Kirche bedrückt." Das sei nur teilweise richtig, die, welche aus religiösen Gründen dissentierten, beneideten die Hochkirchlichen nicht, dagegen stehe bei einem Teil der Dissenters das Christentum in zweiter und die Politik in erster Linie und gerade diese seien es, welche im Parlament und außerhalb desselben für Entstaatlichung der Kirche agitierten.

Ob sich die Erwartung des Erzbischofs von Canterbury, daß es möglich sei, die Kirche so zu stärken, daß dieselbe in zehn Jahren den Entstaatlichungsbestrebungen kräftiger als gegenwärtig entgegentreten könne, verwirklichen wird, muß eben abgewartet werden. Nach der gegenwärtigen Lage der Dinge hat es den entgegengesetzten Anschein.

Am 7. Oktober wurde über das Thema: Die Arbeit der Kirche in den ärmsten Teilen der Städte, geredet. Interessant ist, was der Bischof von Bedford, dessen Gebiet der östliche Teil von London ist, sagte. Derselbe warnte vor allen übertriebenen Anschauungen — wobei er auch auf das Buch „des reklamegewandten Booth" „Im dunkelsten England" anspielte. Unsere Wege, sagte er — haben uns so ziemlich in alle Winkel von Whitechapel und ähnliche berüchtigte Gegenden geführt; allein der Gedanke, daß unser Leben dadurch in eine ganz außerordentliche Gefahr kommen werde, ist uns nie gekommen; auch hat keiner der uns begegnenden Policemen es für nötig gehalten, uns zur Umkehr zu mahnen."

In der Frage der Evangelisierung der Massen sprach sich derselbe Bischof gegen eine allzuweit gehende Teilung der Parochien aus; es führe das zum Parteigeist, anstatt zu Gemeingeist und zu kleinlichen Eifersüchteleien. Besser sei es, die Zahl der Geistlichen in einer Parochie zu vermehren und die vorhandenen Kirchen durch häufigere gottesdienstliche Versammlungen besser auszunützen. Denn es sei ein Mißverhältnis, wenn über Kirchennot geklagt wird, während die Kirche vielleicht nur zu einem Gottesdienst des Sonntags benützt werde. Endlich wies der Bischof auf die Wichtigkeit guter Unterhaltung und heilsamer Erholung hin, welche für die sog. niedern Stände der Gesellschaft sehr nötig sei. Gerade hier gelte es vorbeugend zu wirken, daß die Stunden der Erholung nicht zum Unheil und zum Fallstrick werden.

Auch romanisierende Anschauungen wurden, wenngleich unter starkem Widerspruch,

geltend gemacht. So trat ein Mr. Athelstan Riley in einem Vortrag über die Qualifikation der Missionare in einer Weise gegen die verheirateten Missionare und Missionarsfrauen und für den Cölibat ein, wie man es sonst nur von den Jesuiten zu hören gewohnt ist. Annehmbarer scheint der Versammlung gewesen zu sein, was derselbe über die äußere Stellung der Missionare sagte, indem er vor einer äußerlich allzu begünstigten Stellung derselben, namentlich vor allzuhohen Besoldungen warnte, wodurch Leute in den Missionsdienst gezogen würden, welchen es mehr um äußere Vorteile, als um die Sache Christi zu thun wäre.

Der italienische Kultusminister hat an den Polizeiminister ein Schreiben gerichtet, in welchem dieser ersucht wird, verschiedene Mißbräuche und unpassende Vorwände abstellen zu wollen, durch welche die Sakristane einer großen Zahl monumentaler Kirchen sich Gewinn verschaffen. Die berühmtesten Gemälde bedecken sie mit Vorhängen, die den Bildern schädlich sind und die Feuersgefahr vermehren; andere Kapellen und Sakristeien wurden von ihnen geschlossen gehalten, um Trinkgelder zu erzielen. Im Interesse der Erhaltung und des Dekorums der Nationalmonumente sei es nötig, hier einzuschreiten — ein sehr anerkennenswertes Streben!

Die Sekte der Samaritaner in Nablus, die ihre uralten Gebräuche bis in die Jetztzeit gerettet hat, konnte kürzlich ein Berichterstatter der „Dibre Emeth" bei ihrem Hauptgottesdienst am Freitagabend kennen lernen. Vor seinem Eintritt in die Synagoge mußte er die Fußbekleidung ablegen. Aus dem einfachen Versammlungsraum tönte ihm eine Art Geheul entgegen. Er sah 50 Männer und Knaben, die aus dem Stegreif beteten, bald saßen, bald standen, bald knieten, bald auf dem Angesicht lagen. Alle diese Veränderungen wurden von allen wie auf Kommando gleichzeitig ausgeführt. Je lauter die Gebete, desto heftiger die Bewegungen. Die Beter nahmen eine schräge Stellung ein, dem Garizim zu. Nach dem Gottesdienst stellte sich dem Berichterstatter der Sohn des abwesenden Hohenpriesters vor. Dann brachten die Priester, die in ihren bunten Gewändern recht hübsch aussahen, die uralte Gesetzesrolle herbei, die der wertvollste Besitz der Sekte ist. Sie soll von Abisua, Aarons Urenkel, geschrieben sein. — Das ist sicher nicht der Fall, aber es ist sehr wohl möglich, daß jene Rolle die älteste Handschrift ist, welche wir vom Alten Testament haben.

Im September 1889 wurde bei der Pariser Ausstellung ein kleiner Traktat von dem englischen Geistlichen Baxter aus London verteilt, der den Titel führte: „Das Ende der Welt, Donnerstag, den 11. April 1901." Der Verfasser kündigte darin, indem er Schriftworte phantastisch deutete, große Kriege an, welche Frankreich bis zum Rhein ausdehnen würden. Im Jahre 1890, spätestens 1891, sollte ein Napoleon König eines griechischen Staates werden und General Boulanger werde sich als ein sehr merkwürdiger Mann zeigen in den großen Kriegen, auf seinen Namen deute die Zahl 666 in der Apokalypse, fünf Ereignisse seines Lebens hätten in prophetischen Tagen stattgefunden. Aus Anlaß desselben großen Krieges und dergleichen apokalyptischen Deutungen wurde Prinz Jerome Napoleon von P. Baxter als der Napoleonide bezeichnet, der eins sei mit dem Antichristen. Nun ist Prinz Napoleon am 17 März 1891 in Rom gestorben und General Boulanger hat sich am 30. September v. J. selbst das Leben genommen und Frankreich hat bisher auch noch nicht das Rheinufer in Besitz genommen. Ob P. Baxter nun wohl endlich erkennen wird, daß er sich verrechnet hat, oder wird er nun, vielleicht zum zehntenmal, eine neue Berechnung aufstellen und in Tausenden von Exemplaren in die Welt schicken?

Auch andere Prophezeihungen über General Boulangers große Thaten, der mit der französischen Armee den Rhein erobern und die höchste Macht erlangen werde, sind mit dem Tode des Generals hinfällig geworden. Nur eine einzige hat sich erfüllt, daß seine Hand auf ein gewaltsames Ende deute.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. März 1892. Nro. 3.

Konfirmation.

Von P. M. Otto.

II.

In der ersten Abteilung dieses Aufsatzes war von dem Wesen, der Praxis, dem Recht und der Verpflichtung der christlichen Gemeinde zu der Konfirmation die Rede gewesen. In dieser zweiten Abteilung sollen noch einige Bedenken beantwortet, Einwürfe zurechtgestellt und entkräftet, und zur Beibehaltung und treuen Pflege der Konfirmation ermuntert werden.

Ist die Konfirmation auch keine, von dem Herrn der Kirche eingesetzte oder angeordnete kirchliche Handlung, so ist sie doch von den wahren Gliedern und Dienern der Kirche als eine wichtige und zur Erbauung der Kirche dienliche und förderliche Einrichtung anerkannt, erhalten und geübt worden. Das Ansehen, die Wertschätzung derselben ist freilich zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen gar verschieden gewesen, aber die Thatsache, daß sie bis auf den heutigen Tag in der protestantischen Kirche noch besteht und geübt wird, zeugt doch genugsam dafür, daß sie in ihrer Wichtigkeit und Wirkung erkannt und hoch gehalten wird. Und wenn man sie ohne einseitiges Vorurteil, ohne sektiererische Verblendung, — mit einem aufrichtigen, kirchlichen Sinn und Verständnis betrachtet, so wird man nicht umhin können, sie als eine segensreiche Einrichtung für die Kirche anzuerkennen. — Weil sie aber eine menschliche Einrichtung ist, so darf es uns nicht befremden, wenn menschliche Schwachheiten und Unvollkommenheiten an ihr gefunden und gerügt werden. Die Freunde derselben werden dadurch nicht abgeschreckt werden!

So, wie die Konfirmation gegenwärtig besteht und geübt wird, ist sie der Akt der feierlichen Entlassung der Kinder aus der Schule, wodurch die Kinder berechtigt werden, am heiligen Abendmahl teilzunehmen und als Glieder in die Gemeinde einzutreten; — drei wichtige Punkte im Leben eines Kindes. Aber eben diese Wichtigkeit hat schon oft ernste Bedenken gegen die jetzige Praxis der Konfirmation bei solchen erregt, denen das Wohl und Wachstum der Kirche Herzenssache, ernstes Anliegen ist. Auf diese Bedenken soll nun im folgenden näher eingegangen werden.

Das erste, worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten, ist die Frage: Ist der Herzenszustand der Kinder bei ihrer Konfirmation von der Art, wie er

sein sollte, daß die Konfirmation in allen Teilen wahr sein könnte? Mit andern Worten: ist eine Erneuerung des Herzens, die Bekehrung bei ihnen vorangegangen, die sie berechtigt und befähigt, an den geistlichen Segnungen der Kirche teilzunehmen? Diese Frage ist ganz berechtigt, und sie sollte mit Ja beantwortet werden können. — Soll die Konfirmation die Erneuerung des Taufbundes sein, so soll dieses dem Konfirmanden zum Bewußtsein gekommen sein; er muß in seinem Herzen eine Erkenntnis davon haben, was jetzt geschehen solle, daß jetzt die Zeit gekommen sei, da jene Forderung Gottes: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen," — besonders ernstlich an ihn herantrete, und der er nun Folge leisten soll. Was in der heil. Taufe angefangen wurde, nämlich „die Entstehung eines neuen Lebens, die Aufnahme in die Gemeinschaft mit Gott," — das soll dem Konfirmanden vorgehalten, ans Herz gelegt werden; er soll es durch williges Annehmen, Ergreifen zu seinem geistigen und geistlichen Eigentum machen; sich seinem Gott und Heilande übergeben und ihm dienen in treuem Gehorsam sein lebelang. Bei einem Konfirmanden soll die Gesinnung vorhanden sein, wie sie in den Worten des württembergischen Konfirmationsbüchleins so schön dargelegt ist: „ich habe abgesagt dem Teufel und all' seinen Werken und Wesen, und hingegen mich verpflichtet, Gott und meinem Herrn Jesum zu dienen mein lebelang." — Diese Worte kann der Konfirmand zwar leicht aus dem Buche ins Gedächtnis bringen, aber wenn sie einen Wert haben sollen, dann müssen sie wirklich angeeignet, zur Herzensüberzeugung geworden sein. — Ist nun ein solcher Herzenszustand bei unsern Konfirmanden vorhanden? Darauf müssen wir antworten: Nein, er ist nicht vorhanden! Nur als seltene Ausnahmen werden sich Kinder finden, bei denen jener Zustand sich offenbart. Diese Erkenntnis und dieses Bekenntnis ist nun allerdings recht demütigend für Pastoren und Gemeinden, ja für die ganze Kirche, und insofern könnte man sagen: jene Leute haben recht, wenn sie verlangen, daß Kinder mit solchem Herzenszustande nicht konfirmiert werden sollen. Dieser Einwendung stellen wir nun eine andere entgegen in der Frage: Ist es billig und recht, solch' hohe Anforderungen an die Kinder zu stellen? Wird dadurch nicht bei den meisten Kindern etwas geradezu Unmögliches verlangt? Woher sollte bei der Mehrzahl der Kinder eine solche geistliche Qualität kommen? Seien wir doch nüchtern und vergegenwärtigen wir uns die häuslichen Verhältnisse, in welchen die Kinder bisher gelebt haben und noch leben. Sind die Eltern alle wahre Christen, die ihren Kindern mit gutem Wort und Beispiel vorangehen? Wird das Wort Gottes und das Gebet also gebraucht, wie es wahren Christen geziemt? Wird von den Eltern darauf hingearbeitet, daß ihre Kinder wahre Christen werden können? Und nun vollends die öffentliche Schule, welche doch die meisten unserer Kinder besuchen; — ist sie so beschaffen, daß man etwas Christliches von ihr verlangen kann? Ihrem ausgesprochenen Charakter nach, als religionslose Schule, ohne Gottes Wort und christliche Zucht,— kann sie ja für Christentum und Kirche nichts leisten, wird ihnen vielmehr

entgegen arbeiten. — Aber die Gemeindeschule wird doch darauf hinarbeiten und hie und da einen solchen Herzenszustand herbeiführen können? — Allen Respekt vor den Gemeindeschulen und denen, die treu und gewissenhaft an denselben arbeiten; aber was sie nicht leisten können, das soll man auch nicht von ihnen erwarten. Ähnlich verhält es sich mit der Sonntagsschule. Von ihr kann man nicht viel erwarten, schon wegen der Kürze der Zeit und ihrer ganzen Einrichtung. Soweit des Verfassers Erfahrung reicht, hat er den Eindruck, daß nur sehr wenige Kinder um des Lernens willen die Sonntagsschule besuchen. Wie sollte es aber bei solchen zu einer Bekehrung kommen können? Bleibt also noch der Konfirmandenunterricht übrig, und von ihm kann und darf mit Recht mehr erwartet werden, als von den vorhergehenden Übungen. Dazu berechtigt teils das Alter der Kinder, teils die Art und der Gegenstand des Unterrichts. Der Inhalt des Katechismus fordert zur Buße, Bekehrung und Heiligung, also zur Erneuerung des Herzens und Lebens auf. Und das ist der Herzenszustand, welcher oben gefordert wurde, auf welchen auch der Katechet bei seiner Arbeit hinarbeitet. Aber selbst dann, wenn der Unterricht mit der rechten Treue erteilt wird, so ist damit noch nicht die Gewißheit gegeben, daß bei den Kindern eine Herzenserneuerung eintreten werde. Eine solche zu bewirken steht ja in keines Menschen Kraft und Geschicklichkeit, sondern allein in Gottes Erbarmen. Hier gilt ganz besonders das Wort unseres Heilandes, das er zu Nikodemus gesagt hat: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ Ein solcher Herzenszustand kann nun von dem Unterricht und der Konfirmationshandlung erwartet, aber nicht gefordert werden. Wir armen, unvollkommenen Menschen können es mit unserm Thun nicht bewirken, sondern müssen es dem göttlichen Geiste überlassen, und bitten, daß er es thun wolle. Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß eine solche Herzensänderung bei Kindern in diesem Alter nicht ohne ihren Willen, ohne ihres Herzens Zustimmung geschehen kann. Die Bekehrung ist für den Menschen, an welchem sie geschieht, nicht bloß ein Erleiden, an sich Geschehenlassen, sondern auch ein gewisses Mitwirken, und wäre es auch nur so weit, daß er, ohne Widerstreben, den Wirkungen des göttlichen Geistes sich überläßt und hingiebt. — Diese Willigkeit und Geschicklichkeit kann nun im Konfirmandenunterricht bewirkt werden, aber ob sie zustande komme, das kann man nicht sagen. So viel aber wird man sagen dürfen, daß ein solcher Herzenszustand von der Konfirmation nicht gefordert, sondern höchstens erwartet und erhofft werden darf.

Es ist ferner die Frage: Welches Alter sollen die Kinder erreicht haben, wenn sie konfirmationsfähig sein sollen? Diese Frage ist an verschiedenen Orten verschieden beantwortet worden. In Württemberg ist es das 14., in der Schweiz das 16. Lebensjahr, nach welchem die Kinder konfirmiert werden; an andern Orten mag es noch anders gehalten werden. In neuester Zeit bemühen sich einige erfurter Geistliche, die an sich nicht neue, aber seither

immer wieder unterdrückte Frage in Fluß zu bringen: Wie fangen wir es an, daß die Konfirmation unserer Katechumenen von dem Niveau einer Art kirchlicher Schulentlassungsfeier, auf welchem sie jetzt für viele Tausende, vielleicht für die Mehrzahl der Konfirmanden nur steht — auf das höhere einer Feier freiwilligen und bewußten Gelübdes, wie einer wirksamen und würdigen Erteilung kirchlicher Rechte sich erhebe? Mit andern Worten: wie schützen wir den Konfirmationsakt vor leichtsinniger oder gar heuchlerischer Profanation durch unwürdige und unreife Konfirmanden? Als Antwort auf diese Fragen werden nun eine Anzahl Thesen aufgestellt, von welchen die erste also lautet:

„Die Zulassung zur Konfirmationsfeier ist vor Vollendung des 16. Lebensjahres nicht gestattet."

Es soll also darauf hingearbeitet werden, daß durch die Konfirmation die Kinder nicht bloß förmlich der Schule entlassen werden, sondern es soll ihnen bei dieser Gelegenheit zum Bewußtsein kommen, daß sie Christen seien und fortan auch als solche wandeln sollen. — Die Erfahrung zeigt, daß bei Kindern, die nach vollendetem 14. Lebensjahre konfirmiert werden, jenes Resultat nicht vorhanden sei. Ob es bei der späteren Konfirmation bei den Kindern besser bestellt sei, — das ist eine Frage, die Verfasser nicht beantworten kann. Aber auch dieser Bewegung und Meinung muß die Frage entgegengehalten werden: wird denn dadurch, daß die Konfirmation so viel später geschieht, dasjenige erreicht werden, was erreicht werden soll und will? Wir wollen zunächst nur die Verhältnisse unseres Landes und unserer Gemeinden ins Auge fassen. Diejenigen Kinder, welche wir zu konfirmieren haben, sind ja in jeder Beziehung sehr verschieden von einander; — nach der häuslichen Erziehung, nach der Schulbildung, nach der kirchlichen Versorgung. Viele dieser Kinder haben keine deutsche Schule besucht; bei vielen ist die Kenntnis der deutschen Sprache so gering, daß sie den Unterricht nur teilweise verstehen, und also für inneres, geistliches Leben wenig Anregung und Förderung empfangen können. Aber die Sprache ist nicht das einzige Hindernis, weswegen die Kinder von dem Unterricht nicht den Gewinn und Segen empfangen, den sie haben sollten. Die Wahrheiten des Christenthums, die Glaubenslehren werden den Kindern dargeboten, die sie nun aufnehmen und verstehen sollen. Das ist für manche Kinder geradezu unmöglich, weil sie dazu ganz und gar nicht vorbereitet worden sind. Es soll ihnen nicht bloß das äußerliche, buchstäbliche Verständnis, sondern hauptsächlich das geistliche ermöglicht werden. Das ist für ein vierzehnjähriges Kind, ohne Zweifel, eine schwierige Aufgabe, und nur bei wenigen wird sie gelöst werden. Das muß zugestanden werden. Wie man im täglichen Leben im Sprüchwort sagt: „Der Verstand kommt nicht vor den Jahren," — so gilt dieses Wort ganz besonders für das geistliche Leben. Die Erfahrungen desselben lassen sich nicht lehren und nicht machen. Insofern könnte man also sagen: man muß mit der Konfirmation länger warten, damit die Kinder verständiger werden. Ja, man kann zugeben, daß Kinder (?) mit 16 Jahren verständiger seien, als mit 14 Jahren, aber meist nur „an der Bosheit."

Ein wohlgewachsenes Kind von 13 Jahren wird in den Konfirmanden-unterricht geschickt und soll im nächsten Frühjahr konfirmiert werden. Im Laufe der Zeit findet der Pastor, daß es dem Kinde nicht allein an den nötigen Schulkenntnissen, sondern auch am Verständnis des Unterrichts fehlt, und auch seine Aufführung viel zu wünschen übrig läßt. Der Pastor teilt den Eltern des Kindes seine Bedenken mit und sucht sie zu bewegen, das Kind noch ein Jahr warten zu lassen. Hie und da nehmen die Leute diese Weisung an und lassen das Kind noch ein Jahr warten. Aber in vielen Fällen kommt es anders. Das Kind ist groß gewachsen und will nächstes Jahr nicht mehr mit den kleinen Kindern laufen. — Die Eltern bedürfen dasselbe zur Arbeit und können es nicht noch einmal zum Unterricht schicken. Bleibt der Pastor bei seiner Weigerung, das Kind zu konfirmieren, dann kann es geschehen, daß die Eltern das Kind wegnehmen und anderswo konfirmieren lassen, oder es bleibt auch unkonfirmiert. Hier wird also der beabsichtigte Zweck nicht erreicht.

Setzen wir aber den günstigen Fall, daß die Eltern und das Kind sich das Aufschieben gefallen lassen,— wird dann im nächsten Jahr, oder nach dem 16. Jahr, das Kind den Grad von Fähigkeit erlangt haben, mit welchem der Pastor zufrieden sein kann? Das Kind ist allerdings an Jahren älter geworden, hat auch an Erkenntnis und Erfahrung zugenommen. Ist aber diese geistige Bereicherung von der Art, daß wir sie im Konfirmandenunterricht gebrauchen können? Manche Kinder wissen in diesem Alter schon Dinge, die ihnen noch 5 bis 10 Jahre Geheimnis hätten bleiben sollen. In den meisten Fällen sind unsere Konfirmanden mit 14 Jahren keine Kinder mehr, sondern in geistlicher Beziehung unwissende, in weltlicher Beziehung altkluge, vorwitzige Geschöpfe. Und was das Lernen betrifft, so lernen sie nur, weil und was sie müssen; eine rechte Lust dazu, ein wirkliches Interesse findet sich höchst selten. Das gilt von den vierzehnjährigen schon; wie wird es dann ein, zwei Jahre später sein? Und wie wird es mit dem oben geforderten Geistesleben beschaffen sein? Werden die zwei Jahre Aufschub dasselbe gefördert, zu solcher Reife gebracht haben, daß der Pastor die Konfirmation nun mit Freudigkeit vornehmen kann? Ich trage kein Bedenken, auf diese Frage mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Woher sollte denn auch die Besserung kommen? Es fehlen ja alle Bedingungen dazu. Auch die Gestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens ist gewiß nicht von der Art, daß es wünschenswert sein könnte, mit der Konfirmation bis nach dem 16. Jahre zu warten. Von der Konfirmation nach zurückgelegtem 14. Jahr ist ohne Zweifel noch etwas Gutes zu erwarten, von einer solchen nach dem 16. Jahr, wenn sie dann überhaupt noch möglich ist, wenig oder nichts!

Ein weiterer Punkt, der Bedenken erregen kann, soll „der Zwang zur Konfirmation sein."

Da wir es in dieser Sache mit Kindern zu thun haben, so ist es recht sonderbar, von einem Zwang zu reden, und erinnert recht lebhaft an den weiland Rousseau'schen Humanitätsdusel, nach welchem der kleinen „Majestät"

ja kein Gebot gegeben, nichts zu lernen aufgegeben werden soll! — Die ganze Kinderzucht, wo sie rechter Art ist, ist nichts als ein Zwang. Die Frucht göttlicher und menschlicher Erziehung ist Gehorsam. Der Wille des Kindes muß dem Willen Gottes und der Eltern sich unterordnen. Geschieht dies von seiten des Kindes freiwillig, dann bedarf es von seiten der Eltern keines Zwanges. Wenn aber das Kind nicht gehorsam sein will, dann muß es dazu gezwungen werden. Und dieses Erzwingen des Gehorsams ist das Zeichen der echten, wahren Liebe der Eltern zu den Kindern. — Sollen die Kinder in ihrem 14. Jahr nicht zur Konfirmation gezwungen werden, dann dürften sie, konsequenter Weise, in ihrer frühesten Jugend auch nicht getauft werden. Sie sind um ihre Zustimmung auch nicht gefragt worden (hätten dieselbe also auch weder geben, noch verweigern können), es ist ihnen also Gewalt angethan worden. Das hieße ja, die Grundsätze der Baptisten anerkennen! — So verhält es sich auch auf dem Gebiet der Erziehung. Wo eine solche stattfindet, da wird es ja dem Zögling nicht freigestellt, ob er das, was der Erzieher fordert, thun wolle, oder nicht; sondern er wird genötigt, es zu thun, auch gegen seinen Willen. Handelt es sich bei einem Kinde um das Leisten einer Arbeit, und es zeigt sich widerspenstig, so tritt der Zwang ein. Soll es in die Schule gehen und will nicht, so wird es dazu gezwungen. (Werden doch sogar Eltern gezwungen, ihre Kinder in die Schule zu schicken.) Und steht denn nicht die ganze menschliche Gesellschaft lebenslang unter einem Zwang, ja sogar unter einem mehrfachen? Wir stehen unter dem Zwang der allgemeinen Weltordnung; unter dem Zwang des bürgerlichen und des göttlichen Gesetzes. Und diesem dreifachen Zwang kann sich niemand ungestraft entziehen.

Aber unsere lieben Konfirmandenkinder sollen dem Konfirmationszwang nicht unterworfen werden! Das wäre ja eine grausame Behandlung. Die Konfirmation ist aber kein Zwang, sondern vielmehr eine große Auszeichnung für Christenkinder, ein Privilegium, das sie vor vielen andern voraus haben! Zu einem Zwang kann sie allerdings werden, aber nur für solche Kinder, welche, schon früh entartet, dem christlichen Einfluß sich entzogen haben, die nicht christlich erzogen wurden. Wo aber ein wirklicher Zwang gegen ein Kind zur Konfirmation angewendet werden muß, da dürfte es ratsamer sein, denselben nicht geltend zu machen, sondern das Kind frei zu geben. Doch sollen einem solchen dann die Folgen seiner Weigerung vorgehalten werden.

In der Regel wird es aber eines „Zwanges zur Konfirmation“ nicht bedürfen. Wo bei den Eltern Ehrfurcht gegen Gottes Wort, gegen Kirche und christliche Sitte noch vorhanden ist; wo sie selbst Glieder der Gemeinde und fleißige Besucher des Gottesdienstes sind, da wird es keine Not haben, auch die Kinder dazu heranzuziehen. Manches Kind freut sich darauf, an der Konfirmation teilnehmen zu dürfen, und würde sich nur mit Gewalt davon zurückhalten lassen.

Und auch solche, welche nur gleichgültig mitgegangen sind, und ohne

rechte Teilnahme an sich geschehen ließen, was geschah, mögen sich nachher doch freuen, daß sie auch konfirmiert worden sind. Dieses Bedenken gegen „den Zwang zur Konfirmation" hat nicht viel Wert und wird schwerlich jemand überzeugen.

Ein ferneres Bedenken ist gegen „die Art der Konfirmation, hauptsächlich gegen das Gelübde" gerichtet. Es ist gesagt worden, daß „auch die den Abschluß des Schulunterrichts bildende Konfirmation oft geeignet sei, mehr verderblich als segensreich zu wirken." Diese extreme Behauptung genügend zu beweisen dürfte sehr schwer, ja unmöglich sein. So, wie die Konfirmation gegenwärtig geübt wird, da der vorbereitende Unterricht vorhergeht, die Handlung selbst mit Gottes Wort und Gebet vollzogen wird, da gehört gewiß ein ziemlich großes Maß von Geringschätzung der Konfirmation dazu, sagen zu können, sie „wirke mehr verderblich als segensreich." Das heißt dem Worte Gottes und dem Gebet geradezu die Gotteskraft abgesprochen, ist also ein Zeichen des Unglaubens. Auch ist schwer zu verstehen, woher eine solch' „verderbliche Wirkung" der Konfirmation kommen sollte? Soll dieselbe vielleicht von der Forderung und Leistung des Gelübdes herkommen? Dieser Einwand wäre dann im Vorhergehenden schon abgewiesen. Die Berechtigung der Eltern und der Kirche zu einem solchen Verfahren kann nicht in Abrede gestellt werden. Unzählige male kommt derselbe Fall im Leben der Eltern und Kinder vor. Ein Kind hat ein Unrecht begangen und wird darüber zur Rede gestellt, zum Geständnis gebracht und mit Worten oder mit der That darüber bestraft. Gewöhnlich nimmt aber ein solcher Prozeß nicht diesen Verlauf. Die meisten Kinder, wenn sie zum Geständnis genötigt werden, und nun die Strafe zu fürchten haben, suchen dieselbe *durch das Versprechen, es nicht wieder thun zu wollen*, von sich abzuwenden. Und dieses Versprechen wird in den meisten Fällen angenommen, das Kind bleibt ungestraft, und das gegebene Versprechen wird natürlich nicht gehalten. Wenn sich nun Eltern im täglichen Leben von ihren Kindern solche Versprechungen geben lassen, von denen sie wissen können, daß sie nicht gehalten werden, warum sollte man von den Konfirmanden, die nun doch dem Kindesalter entwachsen sind, und denen die Größe und Wichtigkeit des Gelübdes gezeigt worden ist, nicht verlangen dürfen, ein solches Gelübde zu leisten und auch zu halten? Sie geben es nicht unwissend oder mit Übereilung, denn es ist ihnen der Wert und die Bedeutung desselben in dem vorhergenden Unterricht dargelegt worden, so daß sie also wissen, um was es sich handelt. Die Konfirmation, mit allem, was damit verbunden wird, gehört zur Kinder- und Kirchenzucht; das Verhalten der Kinder bei derselben ist einfach Gehorsam gegen die Eltern und gegen die Kirche. Und wenn die Eltern im täglichen Leben es für erlaubt halten, Versprechungen von ihren Kindern anzunehmen oder zu fordern, warum sollte ein Kind bei diesem wichtigen Schritt ins Leben, nicht verpflichtet werden dürfen, in der künftigen Zeit seines Lebens ernstlich das Heil seiner Seele zu suchen, seinem Gott und Heiland zu dienen und ihm lebenslang treu zu bleiben? „Die Kinder sollen nicht veranlaßt

werden, zu heucheln, indem ja doch die meisten ihr Gelübde nicht halten." — So wird uns geantwortet. Aber das Gelübde trägt nicht die Schuld der Übertretung; auch kann ja der Fall eintreten, daß dasselbe gehalten wird. Die Erfahrung lehrt, daß doch auch einige Kinder bei der Konfirmation durch das Wort Gottes ernstlich angeregt und zu guten Vorsätzen bewogen worden sind. Ein junger Mensch kommt in seinem späteren Leben an einen Scheideweg, und er muß sich für den einen oder andern entscheiden, für den breiten oder den schmalen Weg. Da ist es ja wohl möglich, daß ihm in solchem wichtigen Augenblick eine Erinnerung an sein Konfirmationsgelübde käme, und er dadurch veranlaßt würde, den breiten Weg zu meiden und auf dem schmalen zu wandeln. Hätte ein solcher nun kein Gelübde abgelegt, dann könnte er durch dasselbe auch nicht gewarnt werden.

Das Konfirmationsgelübde soll und kann ein Präservativ, ein Vorbeugungsmittel gegen die Sünde sein. — Ein ehrenhafter Mensch steht zu seinem Worte auch dann, wenn es schwere Aufgaben für ihn nach sich zieht oder unliebsame Folgen für ihn haben sollte. Und solche „ehrenhafte" Charaktere findet man auch schon hie und da im Konfirmationsalter. Das am Altar gegebene Versprechen kann bei einem solchen, zur Zeit der Versuchung und Gefahr, ein Bewahrungsmittel vor der Sünde werden. Der Jüngling Joseph in Ägypten war ohne Zweifel nicht konfirmiert worden, und doch finden wir bei ihm ein solch' Vorbeugungs- und Bewahrungsmittel gegen die Sünde, kraft dessen er der Versuchung widerstehen konnte. Dieses Mittel hatte er mitgebracht aus seines Vaters Umgang und Erziehung, die bei ihm zur wahren Gottesfurcht und Frömmigkeit geworden war, und solchen Abscheu vor der Sünde bewirken konnte. — So sind auch unsere Kinder immer noch — neben vielen Versuchungen zum Bösen — von vielen guten Einwirkungen umgeben, und wir dürfen dem Worte Gottes und dem heil. Geiste zutrauen, daß sie nicht unwirksam an unsern Kindern sein und bleiben werden.

Es bleibt uns noch ein Punkt zur Besprechung übrig, der zwar micht mehr direkt zur Konfirmation gehört, aber derselben meist nachfolgt. Das ist die Frage: „Wie erhalten wir die konfirmierte Jugend bei der Kirche, daß sie ihr nicht verloren gehe"? Das ist eine Lebensfrage für das Wachstum und Bestehen der Gemeinden, denn ohne beständigen Zuwachs zu denselben würden sie mit der Zeit aussterben. Schon Jahrzehnte hindurch ertönt diese Frage in Deutschland, und die Wahrnehmung, daß sie immer wieder erneuert wird, ist ein Beweis dafür, daß die richtige Antwort auf dieselbe noch nicht gefunden ist, oder noch nicht zur Ausführung hat gebracht werden können. Und auch in unserer Mitte ist sie schon gestellt worden. Es sind auch schon verschiedene Antworten auf dieselbe gegeben worden, doch ist eben die Aufgabe noch nicht gelöst worden. Die Kirche soll den Vorteil, den Nutzen davon haben, und deshalb soll sie, in ihren Dienern, dahin arbeiten, daß jener Wunsch zur Wirklichkeit werde. Allerdings ist es die Pflicht der Kirche und ihrer Diener, dafür zu sorgen, daß die jungen Glieder der Gemeinde derselben erhalten bleiben und in dieselbe hinein wachsen. Aber diese Zumutung ist

einseitig, und deshalb auch unbillig. Es ist bei derselben der andere Faktor, und zwar der erste und wichtigste, das Haus, die Familie, die Mitwirkung der Eltern — ganz außer acht gelassen. Wären unsere Familien wirklich christlich, und wären die Eltern Gehülfen und Mitarbeiter der Pastoren während der Vorbereitung auf die Konfirmation, und würden sie auch nach der Konfirmation ihr Aufsichtsamt über ihre Kinder nicht aufgeben (wenn sie ein solches überhaupt jemals geübt haben, was nicht in jedem Haus vorkommt), dann würde jene Frage und Klage nicht so oft gehört werden. Es fehlt in den Gemeinden nicht bloß an der Kirchenzucht, sondern in den Häusern an der Selbstzucht der Eltern und an der Kinderzucht. Soll es in der Kirche, in den Gemeinden besser werden, dann muß es vor allen Dingen in den Häusern, in den Familien, besser werden. Was uns hauptsächlich fehlt, das ist christliche Haus- und Kinderzucht!

Wenn wir die Zustände in Deutschland betrachten, dann möchten wir fragen: Wie ist es möglich, daß auch dort jene Frage auftauchen konnte, wo doch alle Verhältnisse, besonders in Schule und Kirche, so genau geregelt sind und demgemäß fortgeführt werden? Die Kinder müssen regelmäßig die gesetzlich bestimmte Zeit lang in die Schule gehen, der Unterricht wird systematisch erteilt, der Konfirmandenunterricht in der vorgeschriebenen Zeit und Weise von der Kirche gehalten. Ebenso die Konfirmationshandlung selbst. das alles geht regelmäßig von statten. Woher also die Klage: die konfirmierte Jugend geht der Kirche verloren? Man sollte meinen, das könnte unter den gegebenen Verhältnissen gar nicht möglich sein, und doch ist es eine Thatsache. Es soll hier keine Kritik geübt, sondern nur auf die Wirklichkeit der Erscheinung hingewiesen werden. — Wenn die drei Faktoren, Haus, Schule und Kirche den Verlust der Jugend für die Gemeinde nicht verhindern können, so lange sie dieselbe noch in ihrer Pflege und Aufsicht haben, — wie wollen sie die losgewordene Jugend wieder an sich ziehen und festhalten? Das dürfte eine hoffnungslose Arbeit sein!

Und sehen wir auf unsere Zustände, dann ist das Bild noch dunkler. Gewiß ist schon dem einen oder andern unter uns Pastoren von seinem Vorstand oder von Gemeindegliedern der Vorwurf gemacht worden, daß er nichts thue, um die Konfirmanden bei der Gemeinde zu erhalten, daß sie mit der Zeit in die Gemeinde hineinwachsen. Aber auf die Frage: was er thun solle, hat wahrscheinlich noch keiner eine genügende Antwort erhalten. Schreiber dieses möchte dagegen seine Amtsbrüder fragen: Habt ihr eure jeweiligen Konfirmanden **wirklich gehabt**, d. h. nicht bloß ihre leibliche Gegenwart während des Unterrichts, sondern eine herzliche Zuneigung, Liebe, Anerkennung, als Seelsorger, von ihnen erfahren? Nur wenn dieses der Fall wäre, wenn wir die Kinder auf diese Weise hätten, dann könnte auch von einem halten, bei der Gemeinde erhalten — die Rede sein. Das ist aber nicht der Fall; wir haben die Kinder nicht so, und deshalb können wir sie auch nicht halten. Und dieses lockere Verhältnis zwischen Seelsorger und Kindern hat seinen Grund im Hause, in der Familie. Hätten wir all

Eltern, Glieder der Gemeinde, auf oben bezeichnete Weise für uns, dann würden sie dafür sorgen, daß wir auch die Kinder hätten, und sie dann auch bei der Gemeinde erhalten könnten. — Manche Eltern arbeiten, wenn auch unbewußt und ohne ihren Willen — dem Pastor entgegen, entfremden ihm das Herz des Kindes und stören den Einfluß des Unterrichts schon vor der Konfirmation; was kann unter solchen Umständen der Pastor ausrichten? — Als in einer Kirchenvorstandssitzung einmal eben diese Frage besprochen wurde, und dem Pastor zugemutet wurde, er solle doch in der Sache etwas thun, da that ein Vorsteher den sehr treffenden Ausspruch: „Die Väter sollten ihre Kinder beaufsichtigen und leiten!" Der Mann hatte die richtige Erkenntnis und Ansicht der Sache!

Etwas günstiger sind die Umstände da, wo der Pastor die Kinder auch in der Woche, in der Schule in seiner Behandlung hat. Versteht er sein Geschäft in der Schule recht, dann arbeitet er da schon vor auf den Konfirmanden-Unterricht. Doch wird dieser scheinbare Vorteil dadurch wieder aufgehoben, daß die Kinder dann im Konfirmanden-Unterricht statt des Seelsorgers, wieder den Schulmeister vor sich haben, wodurch ein gut Teil der Ehrfurcht vor ihm verschwindet. Und da im Konfirmanden-Unterricht nicht gestraft werden sollte, so wird bei den Kindern bald die Meinung aufkommen, sie können thun und treiben, was sie wollen, wobei sie aber bald vom Gegenteil überzeugt werden müssen. Dadurch wird aber das Zutrauen und die Liebe der Kinder nicht erworben, sondern meist gestört, und der Pastor entfremdet sich die Kinder. Und ohne Zucht gewinnt er die Herzen der Kinder gar nicht; wie soll er sich nun verhalten? — Die Antwort ist oben gegeben!

Der zuletzt genannte Übelstand, der Verlust der Kinder für die Gemeinde, hängt aber auch aufs Innigste zusammen mit den politischen und sozialen Zuständen unseres Volkes und Landes. Der böse Geist der Zeit hat eine mächtige Einwirkung auf unsere Jugend. Wie viel Lesestoff, und leider, nicht lauter guter, wird den Kindern in die Hände gegeben, von ihnen gelesen, und Gedächtnis und Einbildungskraft damit angefüllt und vergiftet. Dadurch werden ihrer viele dem Christentum und der Kirche entfremdet, oft sogar zur Feindschaft angetrieben. Manche Knaben im Konfirmationsalter kennen den Modus einer Präsidentenwahl besser, als die Geschichte der Weihnacht oder Ostern. Und zur Zeit politischer Aufregungen nehmen auch schon Kinder lebhaften Anteil an dem Parteitreiben. Paraden und öffentliche Demonstrationen machen einen viel tieferen und nachhaltigeren Eindruck auf die Kinder, als wir mit den wichtigsten Gegenständen der biblischen Geschichte oder der Heilslehre zu bewirken vermögen. Für jene Dinge wird ja mehr oder weniger der Grund gelegt und auf demselben fortgebaut — in der öffentlichen Schule, während für religiöse Belehrung zwar in der Sonntagsschule, aber nur notdürftig und mangelhaft gesorgt wird. Der Konfirmanden-Unterricht soll dann nachholen und zustande bringen, was in der vorhergegangenen Zeit hätte geschehen sollen, aber nicht geschehen ist. Das vermag derselbe aber absolut nicht zu leisten, und nur die stärkste Unbilligkeit

kann solches verlangen. Alles zu seiner Zeit und an seinem Ort. — Man kann getrost behaupten, daß, so lange unsere Jugenderziehung nicht auf christlichen Grund gestellt, und im christlichen Geist geübt wird, in Haus und Schule, so lange wird auch der Übelstand des Verlustes unserer Jugend für die Gemeinde, und die Klage über denselben, fortdauern. Wenn aber Eltern und Lehrer ihre Aufgabe erkennen, und ihre Kinder, nach der Mahnung des Apostels: „ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn" — erziehen würden, dann würden auch unsere Konfirmanden besser vorbereitet zum Unterrichte kommen, als es jetzt der Fall ist. Ich erlaube mir, zum Schluß einen Spruch von Göthe anzuführen, den ja viele, besonders auch der Herren Lehrer, hochhalten, der die obigen Darlegungen bestätigt: „Man könnt' schon erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern besser erzogen wären." — Ich füge hinzu: Wenn nur alle Erzieher und Lehrer besser erzogen wären; das würde sich auch an den Zöglingen offenbaren. —

Kardinal Newman.

(Aus den den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

Es war vor 15 Jahren, daß ich nach dem Brauch schwäbischer Theologen meine „Kandidaten-Reise" machte. Ich lenkte meine Schritte nach England. Die große Geschichte des Volkes, seine Bedeutung für den Protestantismus, die merkwürdige Mannigfaltigkeit religiös-kirchlichen Lebens, die dort waltet, zog mich immer an. Da ist auf der einen Seite die gravitätische Staatskirche, in Bekenntnis und Lehre wesentlich protestantisch, im Pompe ihrer Gottesdienste und in der Stellung ihrer Bischöfe hingegen an das erinnernd was wir katholisch nennen. Auf der andern Seite sind die großen Freikirchen, Baptisten, Kongregationalisten, Methodisten und wie sie alle heißen, welche über ein Drittel der Nation umfassen, in Lehre und Verfassung zum Teil die letzten Konsequenzen der Reformation verwirklichend. In tausendfältiger Thätigkeit tritt einem das rege Leben dieser Kirchen entgegen. Die in England ja sehr kleine römisch-katholische Kirche — sie zählt nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen — trat mir zunächst nur auf photographischem Wege vor die Augen. In den Schaufenstern der Kunsthandlungen, wie in den Albums der Damen, überall sah man das Bild einer roten Eminenz. Es war Kardinal Manning mit seinem feinen, klugen Ascetengesicht; ich hörte ihn auch predigen und habe seither sein Thun und Wesen stets mit Aufmerksamkeit verfolgt. Es ist wunderlich, was für eine Stellung in dem altprotestantischem England ein Konvertit, vollends wenn er Kardinal wird, erringen kann: bei gewissen Gelegenheiten der nächste nach dem Thronerben; inmitten der Arbeitermassen der reinste Sozialist. Von Manning lenkte sich mein Interesse bald auf seinen eigentümlichen, so völlig anders gearteten Genossen, Kardinal Newman. Während Manning vorzugsweise der Mann des Volkes ist, der Agitator in der Presse, in Volksversammlungen und Komitee-Sitzungen, der Ultramontane modernsten Schlags, führte New-

man mit seiner scheuen, sensibeln, aristokratischen Art ein stilles Gelehrtenleben in seiner Klostergemeinde zu Birmingham, in guten Kreisen viel bewundert als einer der geistreichsten Schriftsteller, der ein klassisches Englisch schrieb. Als Newman am 11. August 1890 starb, ging eine Stimme verehrungsvoller Erinnerung durch die englisch redende Welt. Auch in unsere Zeitungen kamen Worte des Nachrufs, wie die der Times: „Eines ist sicher, daß die Erinnerung an sein reines, edles Leben, welches nicht von der Weltlichkeit berührt, von keinem Zug des Fanatismus angesäuert wurde, dauernd bleiben wird. Mag Rom ihn kanonisieren oder nicht, in dem Andenken frommer Leute verschiedener Konfessionen in England wird er kanonisiert werden." Man frägt sich unwillkürlich: wie ist es möglich, daß ein Mann, der auf der Höhe seines Lebens zu einer Kirche übertrat, die der weit überwiegenden Menge des englischen Volkes heute noch in der Seele zuwider ist, — ein Mann, der damals große Kreise zu bitterer Entrüstung oder schmerzlicher Enttäuschung hinriß, nun doch fast als ein Liebling der Nation aus dem Leben scheiden konnte? Die kirchengeschichtliche Bedeutung Newmans beruht darin, daß auf seinen Schultern eine Richtung steht, deren Anhänger nach Millionen zählen, eine Richtung, die mit Fanatismus wegstrebt von den Grundsätzen der Reformation und rastlos bemüht ist, das englische Volk, wenn nicht römisch, so doch katholisch, anglokatholisch zu machen. Die folgenden Zeilen wollen nicht erschöpfenden Bericht geben von den vielgewundenen Gedankengängen, welche Newman nach Rom führten, nur das Charakteristische soll hervorgehoben werden.

Newman ist am 21. Februar 1801 in London geboren. Sein Vater war Bankier. Die Mutter stammte aus einer alten Hugenottenfamilie. Im Haus waltete ein überaus reges Geistesleben. Jedes der Kinder zeigte eine hervorragende Begabung. John Henry besaß eine überaus lebhafte Phantasie. Als Kind pflegte er zu wünschen, die arabischen Märchen, die er las, möchten wahr sein. Er träumte von unbekannten Einflüssen, von magischen Kräften, von Talismanen u. s. f.; er hatte oft das Gefühl, dieses irdische Leben sei ein Traum, diese äußere Welt ein Schleier, der jeden Augenblick zerrinnen und die unsichtbare Welt hervortreten lassen könnte. Wenn Novalis sagt, Romantisieren heiße, dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein zu geben, dann war Newman der geborne Romantiker. In religiöser Beziehung gehörten die Eltern zu den „Evangelikals," zu den Pietisten, die unter dem Einfluß der großen methodistischen Erweckung des vorigen Jahrhunderts auf fleißiges Bibellesen, persönliche Heiligung in Buße und Wiedergeburt, eifrige Teilnahme an Werken der inneren und äußeren Mission hielten. Newmans Jugend bewegte sich ganz und gar in dieser Richtung. Er las wohl schon mit 14 Jahren die Einwände, welche Skeptiker des 18. Jahrhunderts gegen die Echtheit des Alten Testaments vorgebracht; etliche Verse von Voltaire gegen den Unsterblichkeitsglauben preßten ihm den Ruf aus: „wie schrecklich, aber wie einleuch-

tend!" Zu gleicher Zeit zeigte er aber schon einen merkwürdigen Drang nach lebhafter Ausprägung des Glaubens, einen Hunger und Durst nach dem „Dogma," ohne das er sich eine Religion nie denken konnte. Er legt sich eine Sammlung von Schriftstellen an zum Beweis für die Lehre von der Dreieinigkeit, ebenso für jeden Vers des athanasianischen Glaubensbekenntnisses; er vertieft sich in Kirchengeschichte und begeistert sich für die Zustände der Urkirche; im Papst lernt er den Antichrist erkennen. Mit Eifer las Newman die bedeutendsten pietistischen Schriftsteller; einem derselben, Thomas Scott, dessen Unweltlichkeit und Selbständigkeit ihm besonders imponierte, glaubte er, „menschlich gesprochen, seine Seele zu verdanken." Er drang zu der Gewißheit hindurch, daß er bekehrt, zur Herrlichkeit erwählt sei, und als Mann von 64 Jahren bezeugt er, daß ihn dieses Bewußtsein nie mehr verlassen habe; stets habe er Ruhe gefunden in dem Gedanken, daß wenigstens zwei Wesen unbedingt gewiß und in sich selbst klar seien, nämlich er selbst und sein Schöpfer. Im Herbst 1816 ergreift ihn auch ein für allemal die Idee, daß er bestimmt sei, „einzeln" durchs Leben zu gehen, daß Ehelosigkeit das Opfer sein werde, welches ihm sein Lebensberuf (er dachte damals an den eines Missionars) auferlege.

Man bedenke, das alles treibt und weiß Newman schon mit 16 Jahren! Wie scharf sind in dem frühreifen Knaben schon die Züge des Mannes ausgeprägt: träumerische Phantasie zusammen mit einem grübelnden, immer reflektierenden Verstand; ein Abmühen mit skeptischen Anwandlungen und ein Hangen am Dogma; Empfänglichkeit für alle Eindrücke der Welt (schon der Knabe zeigte bedeutende Anlage für Poesie und Musik) und zugleich ein Schwärmen für Unweltlichkeit.

1816 bezog Newman die Universität Oxford und bewegte sich als Student noch ganz in den Bahnen des calvinistischen Pietismus. Aus dieser Zeit stammt ein Gedicht über die Bartholomäusnacht, in welcher er als richtiger Hugenotten-Enkel die Opfer jener Verfolgung als Märtyrer preist. Durch finanzielles Mißgeschick, das sein Vater erlitt, wurde Newman genötigt, seinen Studiengang zu beschleunigen. Er trat in jene Stellungen ein, die den englischen Universitäten eigen sind, da er als Fellow und Tutor halb Genosse, halb Lehrer der akademischen Jugend wurde. Mr. J. A. Froude entwirft ein anziehendes Bild von der damaligen Wirksamkeit Newmans: „Sein Geist war weltweit, er interessierte sich für alles, was um ihn her vorging in Wissenschaft, Politik und Litteratur. Nichts war ihm zu groß, nichts zu gering, wenn es nur Licht warf auf jene große Frage, die im Mittelpunkt seiner Gedanken stand, was eigentlich der Mensch sei und was seine Bestimmung. Um seine persönlichen Aussichten kümmerte er sich nicht; er hatte keinen Ehrgeiz, Karriere zu machen, noch weniger reizten ihn Lustbarkeiten. Sein Temperament war glänzend, leicht, von elastischer Kraft. Er konnte sich begeistern für alles, was groß war in That und Charakter, mochte es seinem eigenen Gebiete noch so fern liegen. Was er sagte, trug die Kraft der Überzeugung in sich; er war nie langweilig, weil er stets etwas Wirk-

liches zu sagen hatte." Es war Oriel College, in welchem Newman zunächst seine Wirksamkeit entfaltete. Eine Elite von jungen, begabten, hochstrebenden Männern war hier auf kleinem Raume beisammen; sie nahmen eine leitende Stellung ein inmitten der Ideen und Tendenzen, welche das damalige Oxford bewegten. Was in Deutschland Schleiermacher, war in England S. T. Coleridge. In ihm hatte Verstand und Gefühl, Glauben und Wissen eine so innige Verbindung eingegangen, daß er ebenso Verteidiger des Glaubens war gegenüber dem flachen Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, wie Sachwalter einer freieren Gedankenrichtung gegenüber einer toten, kleinlichen Orthodoxie. Was Coleridge in der lebendigen Einheit einer geistvollen Persönlichkeit verkörperte, das begann nun auseinanderzutreten in scharf gesonderte Strömungen, und nirgends vollzogen sich die Anfänge dieser Bewegung so deutlich und wirksam wie innerhalb der Mauern von Oriel College, wo einerseits der nüchterne, philosophisch geschulte Whately, später Erzbischof von Dublin, andrerseits der sinnige, poetisch begabte Keble, Dichter des "Christian Year," die werdenden Gegensätze darstellten. Eine Zeitlang fühlte sich Newman von Whately angezogen; von ihm, sagt er, habe er gelernt, mit eigenen Augen zu sehen und auf eigenen Füßen zu stehen; er sei nahe daran gewesen, „intellektuelle Vorzüge höher zu stellen als moralische"; er sei in der Richtung des die Zeit beherrschenden Liberalismus getrieben." Die ganze Art seines Geistes führte ihn schließlich doch zur innigsten Verbindung mit Keble, zur Aneignung des „sakramentalen" Systems, welches lehrt, daß die sichtbaren Erscheinungen der materiellen Welt Typen und Träger unsichtbarer Kräfte seien. Immer williger gab er sich den Einflüssen hin, die auf möglichst objektive Grundlagen, auf massive Stützen des christlichen Glaubens drangen. Die Kirche wurde ihm wichtig als diejenige Gemeinschaft, ohne welche es kein Heil in Christo gebe. Lehre und Tradition der Kirche als Erkenntnisquelle des Glaubens trat ihm in den Vordergrund, die hl. Schrift kam in zweite Linie zu stehen. In der hl. Taufe sah er jetzt Mittel und Quellpunkt der Wiedergeburt. Als Pietist war Newman in Oriel College eingetreten; zusehends wurde er Hochkirchler. Diese Entwicklung wurde beschleunigt durch die Zeitverhältnisse. Der englische Liberalismus strebte nach einer rationellen Umgestaltung des öffentlichen Lebens in Kirche und Staat. Die Katholiken, wie die protestantischen Dissenters, sollten freien Zutritt zum Parlament gewinnen. Die geistlichen Apellationen sollten an einen Ausschuß des geheimen Raths übergehen, in welchem nur die weltlichen Mitglieder stimmberechtigt waren. In Irland sollten 10 anglikanische Bistümer aufgehoben, in der Liturgie der englischen Kirche sollten zeitgemäße Reformen vorgenommen werden. So notwendig diese Maßregeln einem großen Teil der Nation erscheinen mochten, Newman und seine Freunde sahen darin die schlimmste Gefahr und Bedrohung für die Kirche. Die Kirche müsse sich auf sich selber besinnen und auf die unzerstörbaren Wurzeln ihrer Kraft, wenn sie dem Ansturm des Liberalismus widerstehen wolle. Man müsse dem Volk einprägen, daß die Kirche mehr als eine nur menschliche Ein-

richtung sei. Die Kirche Englands habe das Glück gehabt und die Weisheit besessen, in den Stürmen der Reformation den geschichtlichen Zusammenhang mit einer großen, heiligen Vergangenheit zu wahren; ihre Bischöfe stünden durch eine lückenlose Succession in Verbindung mit den Aposteln und mit der Urkirche; kraft ihrer Weihen besitze sie die Macht vollgültige Sakramente zu spenden; in ihrem Bekenntnis habe sie den echten Ausdruck der überlieferten Lehre. Die Kirche Englands sei ein legitimer Zweig der Einen katholischen Kirche, gleichberechtigt mit der griechischen und römischen. Auf diesem Boden fußend müsse die Kirche sich frei machen von dem verderblichen Einfluß des Staates, des Parlaments. Was für Stimmungen und Tendenzen in diesen „anglokatholischen" Kreisen lebten, findet Ausdruck in folgenden Äußerungen hervorragender Genossen. Die eine stammt von Hurrell Froude, einem stürmischen Feuerkopf. Er sagt: „Die Reformation ist ein schlecht eingerichteter Beinbruch; das Bein muß wieder aufgebrochen werden, damit man es gut einrichte." „Ich hasse die Reformation und die Reformatoren mehr und mehr und bin nahezu davon überzeugt, daß der von ihnen ausgehende rationalistische Geist der falsche Prophet in der Apokalypse ist." Deshalb müsse die reformatorische Kirche Englands „entprotestantisiert" werden; eine zweite Reformation, eine „katholische Restauration" mit fast sämtlichen Formen der mittelalterlichen Frömmigkeit, Fasten, Cölibat u. s. f. thue not. Andererseits den stillen, zurückhaltenden, aber überaus einflußreichen Keble schildert Newman selbst als „einen Mann, der seine Urteile nicht durch einen Verstandesprozeß bildete, nicht durch Untersuchungen oder Argumentationen, sondern durch Auktorität, — eine nach Auktorität lechzende Natur. Unter diesem Auktoritätsglauben faßte er alles zusammen, die Bibel, die Kirche, das Altertum, Aussprüche weiser Männer, die Tradition, die Lehren der Geschichte u. s. w. Was er instinktiv haßte, war Häresie, Insubordination, Widerstand gegen ausgemachte Sätze, Illoyalität, Anspruch auf Unabhängigkeit, Neuerungssucht, ein kritischer, nergelnder Sinn." Newman, intellektuell der Begabteste, dialektisch geschult, sprachgewandt, wurde der Führer dieser Anglokatholiken, ihr Theoretiker und Prediger. Wie gemacht für diese Thätigkeit war die Stellung, die er von 1828—43 bekleidete als Prediger der Universitätskirche zu St. Marien. „Im Tonfall seiner Stimme war wenig Wechsel; Aktion gar keine. Die Predigten hat er gelesen, den Blick stets auf das Manuskript gerichtet, — lauter Dinge, die einem wirksamen Prediger hinderlich scheinen. Man nahm jedoch den ganzen Mann, da lag ein Stempel und Gepräge auf ihm, eine feierliche Musik und Anmut im Ton, eine Harmonie im ganzen Wesen, so daß der Vortrag einen einzigartigen Eindruck machte." So schildert Gladstone in begeisterter Erinnerung den Prediger Newman. Mochte der Zuhörer auch die hochkirchlichen Sätze des Mannes ablehnen; man fühlte sich doch den Dingen des Glaubens näher gerückt und von einem Abscheu gegen alles Gemeine, Selbstische, Weltliche erfüllt wie nie sonst. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Versuchungsgeschichte und ihre Bedeutung.

Von P. Th. Tannner.

Von dem Wort, das im Anfang bei Gott und Gott selbst war, bezeuget Johannes: Und das Wort ward Fleisch, und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Joh. 1, 14. Paulus aber sagt: Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen. Gal. 4, 4. Diese beiden Aussprüche bezeugen, daß Christus sei voll und ganz Mensch, ein Mensch, in welchem die Offenbarung göttlicher Wahrheit und Gnade niedergelegt ist und mit welchem die göttliche Herrlichkeit sich vermählt hat zum vollkommenen Ebenbilde Gottes für die Gesamtschöpfung in Ewigkeit.

Es ist nun eine auffällize Thatsache, daß die Kirche bei ihrer Verkündigung der Person Christi ausschließlich seine Gottheit betont, während Christus konsequent sich des Menschen Sohn nennt; und auch die Schrift hebt seine menschliche Natur hervor, wo sie eine besonders wichtige Stellung des Erlösers näher bezeichnet, z. B. sein Mittlertum, sein Richteramt — Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, 1. Tim. 2, 5; und — Gott hat uns einen Tag gesetzt, an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens durch einen Mann, Ap.-Gesch. 17, 31.

Geschieht es nun von seiten Jesu nur aus Demut, daß er seine Menschheit weit öfter und kräftiger betont, als seine Gottheit? Gewiß redet er auch in aller Demut nur die Wahrheit und giebt kein falsches Zeugnis von sich selbst, sondern betont seine Menschheit, weil er Mensch ist, und zu dem Zwecke, damit diese Seite seines Wesens auch von uns gewürdigt werde in ihrer unendlich tiefen Bedeutung für uns. Er will von uns angesehen und erkannt werden als der Verheißene, als der Weibessame, als das fleischgewordene Wort und will, daß wir ihm die Ehre nicht schmälern, die ihm gebührt als dem, der in des Fleisches Schwachheit und in des kreaturlichen Lebens Kämpfen ohne Makel und Flecken vollkommener Mensch geworden und geblieben ist; ein Mensch, an dessen Leben und an dessen Werk die Menschheit Anteil hat. Die Quintessenz der Offenbarung göttlicher Gnade und Wahrheit in Christo Jesu ist die, daß Gott uns seinen eingebornen Sohn gegeben hat als „Unsereiner," damit wir Menschen gerade soviel Anteil an dieses Gottessohnes Wesen, Werk und Herrlichkeit empfangen könnten, als er selbst Anteil hat an unserm Wesen, Werk und Leid. Darum stellt die heilige Schrift alten und neuen Bundes den Sohn Gottes uns immerdar vor Augen als mit der Menschheit verwachsen in unlösbarer Verbindung und stellt damit die volle Würdigung der Menschheit Jesu ebenso kräftig als Grundbedingung des von Gott geforderten Glaubens hin, als die volle Würdigung seiner Gottheit.

Trotzdem geschieht es, nicht ohne Grund, daß die Kirche entschieden die Gottheit Christi betont, während er selbst aufs kräftigste an seiner Menschheit festhält. Eine Erklärung dieser Eigentümlichkeit liefert uns die Versuchungsgeschichte.

Es ist zu bedauern, daß die Schriftausleger in der Versuchungsgeschichte nichts anders finden, als daß Satan gesucht habe, Jesum mittelst der Wahrheit seines Selbstbewußtseins, daß er Gottes Sohn sei, in Widerspruch mit dem göttlichen Gesetze seines Berufs zu bringen — mittelst der Schrift, auf die er hält, zu einem ihrem wahren Sinne widersprechenden Verhalten und — durch Zusage satanischer Großsprecherei zum Abfall von Gott und zur Anbetung des Satans, als den Fürsten dieser Welt. — Es ist zu bedauern, denn damit wird weder die Person Christi, noch die Persönlichkeit des Satans, weder des letzteren List, noch Jesu Sieg in seiner wahren Größe erkannt.

Von Kindheit an bis zu seinem 30sten Jahre ist Jesus unzweifelhaft oft und in jeglicher Weise vom Satan zur Sünde versucht worden. Zu jener Zeit hat er, als ein unter dem Gesetze stehender Mensch, in der Stille seines persönlichen Lebens die vom Gesetze geforderte Gerechtigkeit erfüllet, und dies ging nicht ab ohne Versuchung, ohne Kampf und Sieg. Die Taufe, welcher Jesus sich unterzieht, ist der Schlußstein seiner Gerechtigkeitserfüllung, wie er es selbst sagt, und unmittelbar darauf erhält er das Zeugnis vom Vater: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Ausgerüstet mit dieser Gerechtigkeitserfüllung und mit diesem Zeugnis tritt er nun aus der Stille seines Privatlebens hinaus in die Öffentlichkeit. Er wird eine öffentliche Person. Das erste, was ihm nun widerfährt, ist, daß er vom Geiste in die Wüste geführt wird, um vom Satan versucht zu werden.

Es liegt auf der Hand, daß *diese* Versuchung, welcher er sich beim Antritt seines eigentlichen Erlöseramtes unterziehen muß, anderen Charakters ist, als die früheren Versuchungen, und daß ihr Zweck ein anderer war, als der Zweck jener Versuchungen, welche an ihn herantraten während seines Privatlebens. Der neue Kampf wird auch auf einem neuen Gebiete ausgefochten. Die früheren Versuchungen galten der Person Jesu, ihn zu veranlassen zum Mißtrauen, zum Zweifel, zum Abfall, mit einem Worte, ihn zu hindern, ein reiner, sündloser Mensch zu bleiben; — die neue Versuchung hat es mit dem Werke Jesu zu thun — die List Satans zieht dahin, zu verhindern, daß das Werk Christi irgend welchen erlösenden Einfluß auf die verlorne Menschheit ausübe. Er, der einst, ohne Gott selbst etwas anhaben zu können, dennoch Gottes Schöpfung verderbte, versuchte nun, das Gleiche beim Werke der Erlösung zu erreichen. *Er sucht, die Person Jesu in der Weise von der Menschheit zu trennen, daß letztere an Jesu Erlösungswerk keinen Anteil haben kann.*

Dem Satan war im Fluche Gottes, der ihn gleich nach der Verführung des ersten Elternpaares traf, vorausgesagt worden: Der Weibessame soll dir den Kopf zertreten. Also ein Mensch soll dies Werk vollbringen und aller Weibessame soll daran Anteil haben. Das hatte Satan nicht vergessen.

Satan kannte aber auch die Schrift (die Versuchungsgeschichte beweist es zur Genüge) und aus ihr wußte er, daß dieser Weibessame in der Höhe Gott der Herr ist, daß er heißen werde bei den Menschen: Immanuel und Herr, der unsere Gerechtigkeit ist. Er wußte, daß der Verheißene Gottes eingeborner Sohn sei. Er wußte aber noch mehr. Er wußte, daß Gott seinen eingebornen Sohn deshalb hatte Mensch werden lassen, weil das der einzige Weg war, auf welchem die Menschheit erlöset werden konnte in Gerechtigkeit. Wollte er nun das Erlösungswerk hindern, so bot sich ihm, bei der Unverführbarkeit des Herrn, nur noch ein Weg dar, auf welchem er sein Ziel zu erreichen vermochte, und der war: wieder zu scheiden, was Gott zusammen gefügt hatte; die Ehe, welche Gott in Christo mit der Menschheit eingegangen, zu brechen, Christum als Mittler zwischen Gott und den Menschen unmöglich zu machen — und dahinaus läuft augenscheinlich Satans List in der Versuchungsgeschichte.

Wenn es ihm gelänge, daß dieser Jesus nicht als Mensch, sondern als Sohn Gottes, nicht als Weibessame, sondern als Gott ihn überwände, so wäre jener Fluch im Paradiese zur Lüge geworden. Wenn er Jesum veranlassen konnte, nicht als Menschensohn, sondern als Gott das Erlösungswerk zu beginnen und auszuführen, so hätte die Menschheit kein Recht an Jesu Werk, denn an dem, was Gott thut als Gott, hat der Mensch als Mensch keinen rechtlichen Anteil. Und wenn trotzdem Christus sein Werk der Menschheit zurechnen wollte, so könnten am Ende die abgefallenenen Engel, ja Satan selbst auch einen Anteil an der Erlösung fordern. Darum sehen wir auch, wie Satan sein Bestes versucht, Jesum zu veranlassen, beim Antritt seines öffentlichen Lebens, beim Beginn seines eigentlichen Erlösungswerkes sich als Sohn Gottes zu erklären und zwar durch die That, damit er seine Laufbahn nicht beginne als Weibessame, sondern als Gott.

Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Satan knüpft hier an das Zeugnis an, welches Jesus unmittelbar vorher vom Vater empfangen hatte: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, und er begehrt, daß Jesus, welcher ja jetzt den großen Kampf zur Zerstörung der Werke Satans beginnt, sich ihm vorstelle als Sohn Gottes und auch durch die That beweise, daß er es sei. So leichten Kaufes läßt Christus sich aber von der Menschheit nicht trennen, und nicht als Gottessohn, sondern als Mensch will er vom Satan angesehen werden. Darum antwortet er: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Er stellt sich hin als Mensch, nicht als der, der das Leben hat in sich selber, sondern als einer, der da lebet durch Gottes Wort. Er stellt sich hin als Mensch, aber als wahrhaftiger Mensch, dem die himmlische Speise göttlichen Wortes mehr als das vergängliche irdische Brot, Quelle des Lebens ist.

Das Gleiche wiederholt sich nun bei der zweiten Versuchung auf des Tempels Zinne. Wieder verlangt der Teufel von Jesu ein Bekenntnis durch die That, daß er Gottes Sohn sei. Bist du Sohn Gottes, so laß dich hinab,

denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, daß sie dich auf den Händen tragen etc. Obschon nun Jesus jeglichen Engeldienst hätte in Anspruch nehmen können als der Menschensohn, sintemal die Engel zum Dienste der Menschen geschaffen sind, und sie Gotte nur insofern dienen können, als sie dem Menschen dienen, so ging er doch nicht auf Satans Begehren ein, weil derselbe solche Inanspruchnahme des Engeldienstes als Zeichen der Gottessohnschaft verlangt hatte. Jesus antwortet vielmehr dem Satan durch ein Schriftwort, das er auf sich anwendet, und spricht: Wiederum stehet geschrieben: Du (Mensch) sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen. Damit bezeugt Christus, daß er ein Mensch sei, und daß es für ihn eine Versuchung Gottes wäre, solchen Dienst zu begehren. Ich bin ein Mensch und Gott ist mein Herr und seine Gebote gelten mir. Jesus, der seinen Mitmenschen gegenüber kühn behauptete: Ich und der Vater sind eins, und wer mich siehet, der siehet den Vater, behauptet dem Satan gegenüber: Ich und die Menschheit sind eins, und du siehst an mir einen Menschen.

(Schluß folgt.

Sorge fürs Behalten.

(Konferenz-Vortrag von Lehrer H. Haverkamp.)

(Schluß.)

Ad. III. Wiederhole oft!

Die Wiederholung ist die Mutter der Weisheit. Das Herz des Kindes ist ein vergeßliches, das Kind lebt der Gegenwart, denkt wenig an das Vergangene. Müssen wir nicht täglich die Erfahrung machen, daß vieles, sogar vom Tage zuvor, ins Meer der Vergessenheit gesunken ist? Unsere Pflicht ist, das Vergessene wieder herauf zu holen, es an der Bildfläche wiedererscheinen zu lassen und es dort fest zu halten. Die Wiederholung ist eine unmittelbare und eine zurückschauende. Erstere hat den Zweck, das soeben Behandelte verständlicher zu machen und zur sicheren Aneignung zu bringen. Sie erscheint im Wiedergeben und Zusammenfassen. Das Wiedergeben erfolgt am Schlusse einer jeden Lektion und besteht entweder als Antwort aus einem Satze, einem Worte, einer Zahl, oder aus einer zusammenhängenden Rede. Man kann sich dabei an die Art und Weise halten, die beim vorhergegangenen Unterrichte angewandt wurde, oder man kann eine freiere Form wählen. Jene heißt Rekapitulation, diese Konversation. Der Wortlaut soll uns nicht binden, aber nicht zu vergessen ist, daß bei der Wiedergabe derselbe Gedankengang, der im Unterrichte gewaltet hat, inne gehalten werden muß. Die Zusammenfassung gebietet dem Schüler, den ganzen Inhalt des eben Behandelten in wenigen Sätzen zum Ausdruck zu bringen. Durch die unmittelbare Wiederholung wird dem Kinde das vorgezeigte Bild gleichsam in die Hand gegeben, alles wird deutlicher und pflanzt sich dem Gedächtnisse als genauer Totaleindruck tiefer ein. Das nicht Verstandene kommt zum Vorschein und kann korrigiert werden.

Auf der Basis der unmittelbaren Wiederholung steht die zurückschauende. Jene ist der feste Boden, auf welchem diese reiche Blüten treibt. Sie bezweckt, Dagewesenes aufzufrischen, zu befestigen, mit anderem zu verbinden, und größere Gebiete des Wissens zu einer wohlgeordneten, sachlichen und sprachlichen Beherrschung zu bringen. Angewandt wird sie vor jeder Unterrichtsstunde, am Schlusse einer Woche, eines Monats, eines Schultermines und eines Jahres. Von großer Wichtigkeit bei dieser Wiederholung ist die Kombination verschiedener verwandter Wissensgebiete, das Gelernte findet eine vielseitige Anwendung.

Ad. IV. Übe fleißig!

Übung giebt dem Körper Stärke, Übung allein stählt die Geisteskräfte, besonders das Gedächtnis, nur die Übung macht uns zu Meistern. Steter Tropfen höhlt den Stein, keine Eiche fällt von einem Streiche. Üben heißt, etwas mit Anstrengung und Bedacht häufig ausführen. Wir in der Elementarschule dürfen uns nicht mit dem Ziele zufrieden geben, dem Kinde etwas verständlich gemacht zu haben. Das ist Samen auf einen Fels säen, wo er keine Wurzel schlagen kamn. Uns bleibt nach der Erklärung die Übung als ein wesentlicher Teil des Unterrichts. In der geschickten Übung des Unterrichtsstoffes mit den Schülern zeigt der Lehrer einen großen Teil seines Lehrtalents. Nur Verstandenes soll geübt werden, Unverstandenes üben nennt man dressieren. Auch nicht alles, was verstanden ist, unterliegt der Übung, sondern nur die Fundamente der verschiedenen Unterrichtszweige und die Pfeiler einer Unterrichtslektion bedürfen derselben. Stehen Fundament und Pfeiler sicher, so wird die Bekleidung mit Leichtigkeit getragen. In der Vorbereitung des Lehrers sind die Übungsstoffe rot anzustreichen. Übe dieselben mit Energie und Ausdauer und laß, um der schnellen geistigen Erschlaffung des Kindes vorzubeugen, während der Übung große Abwechslung herrschen. Übe mit Einzelnen, mit Knaben und Mädchen, bald bankweise, bald im Chor, bald mündlich, bald schriftlich. Chorsprechen findet hier seine große Bedeutung und Anwendung. Das so in der Schule Vorbereitete und Geübte dient zur vollständig sicheren Einprägung als häusliche Aufgabe.

Ad. V. Gehe im Unterricht nicht zu schnell vorwärts!

Diese Mahnung richtet sich auch auf die Quantität des Stoffes und gilt besonders für den Lehrer der Unterklasse. Zuerst kriecht ein Kind, dann geht es und zuletzt läuft es. Versucht ein kriechendes Kind zu gehen, so fällt es. Es erfordert eine geraume Zeit und manche Übung, bis die Glieder des Kindes soweit gestärkt sind, den Körper zu tragen und zu balancieren. Gerade so hülflos und schwach, wie der Körper eines kriechenden Kindes, ist der Geist des Kindes im Anfange der Schulzeit. Jede weise Handlung hier trägt später hundertfältige Frucht, jede Thorheit verursacht eine schwer zu heilende Wunde. Eine der gefährlichsten bewirkt das zu schnelle Vorwärtsschreiten. Es verhindert das ins Fleisch und Blut Übergehen oder das Assimilieren des Stoffes. Dem Geiste wird keine Zeit zum Verdauen gegeben.

Ehe der Stoff gar nicht oder halb verdaut ist, werden neue Ideen eingepumpt, welche die vorhergehenden entweder vertreiben oder verdunkeln. Vom Haften des Stoffes kann also gar keine Rede sein. Jemand, der die Welt durchreist und sich nirgends aufhält, weiß am Ende der Reise nichts mehr, als am Anfange. Von jeder Stadt kann er nur sagen, daß sie Häuser und Straßen hat, aber von keiner das Eigentümliche, das Wesen. Willst du das erkennen, so mußt du verweilen, von einem Ende bis zum andern forschen, dann entwickelt sich in dir ein klares, bleibendes Bild, in dir folgt ein Zustand der Zufriedenheit, der Ruhe, der Sättigung und ein Verlangen, weiter zu reisen. Verweilst du bei einem Gegenstande in der Schule, bis er vom Kinde bewältigt ist, so entwickelst du klare, bestimmte und bleibende Ideen; das Kind freut sich des Erlangten, der Geist des Kindes ist befähigt, etwas neues aufzunehmen.

Ad. VI. Prüfe die geistige Kraft des Kindes.

Wie sich die vorhergehende These auf die Quantität, so bezieht sich diese mehr auf die Qualität des Stoffes. Ein Baumeister, ehe er den Bau einer Brücke beginnt, berechnet zuerst, wie viel Druck jeder Quadrat-Fuß derselben auszuhalten hat. Im Verhältnis zu diesem Drucke bestimmt er die Stärke der Pfeiler und Bogen und die Qualität des zu verwendenden Materials. So sollen auch wir vorab die geistige Tragfähigkeit des Geistes der Schüler bestimmen und gemäß dieser die Qualität des Unterrichtsstoffes. Legst du zu schweren Stoff auf den Geist des Kindes, so sinkt er nieder, es ist ihm unmöglich, den Stoff aufzunehmen. Was nicht aufgenommen ist, kann auch nicht behalten werden. Umgekehrt das zu Leichte ist nicht imstande, den Geist zu biegen, verfehlt also die Wirkung; wo keine Wirkung, da kein Effekt. Die richtige Verteilung des Unterrichtsstoffes auf die verschiedenen Stufen ist der Zweck des Lehrplanes. Innerhalb einer Klasse stelle leichte Fragen und Aufgaben dem Schwachen, schwere dem Begabten, laß Leichtes von Schwachen wiederholen und sei zufrieden mit deren geringen Leistungen, — das heißt Individualisieren.

Schluß.

Bete und arbeite; mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf; an Gottes Segen ist alles gelegen; wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen.

Rousseau und die Jesuiten.

Ein pädagogischer Vergleich.

(Fortsetzung.)

Der Emil zerfällt in fünf Bücher, von denen jedes eine bestimmte Epoche in der Entwicklung des Zöglings behandelt, das erste Buch von der Geburt bis zum sechsten Jahre, das zweite bis zum zwölften, das dritte bis zum fünfzehnten Jahre, das vierte bis zu Emils Verheiratung im fünfundzwanzigsten

Lebensjahre, das fünfte Buch handelt von Sophie, der Frau Emils oder über weibliche Erziehung, der, wie man sieht, nur ein Buch gewidmet ist, während die von Emil vier Bücher beansprucht.

Rousseau dringt in seinem Emil auf naturgemäße Erziehung; er verlangt, daß die letztere den Anlagen, Fähigkeiten, Kräften und Bedürfnissen des Zöglings entspreche, daß sie, wie wir es heute nennen, individualisiere. Ein an sich richtiger Grundsatz erfährt aber hier eine einseitige Anwendung. Der Fehler Rousseaus besteht darin, daß er den Menschen grade so behandelt, als wäre er ein reines Naturprodukt. Wie die Pflanze sich von selbst entfaltet, wenn sie nur geeigneten Boden, Licht und Luft erhält, so soll der Mensch sich von innen heraus selbst entwickeln. Auf die Frage, was man thun solle, um einen Naturmenschen zu bilden, antwortet er im ersten Buch des Emil: „viel — nämlich verhindern, daß etwas gethan werde." Der Erzieher soll nur die Natur des Zöglings beobachten, ihr Raum machen, die schädlichen Einflüsse von außen zurückhalten, d. h. die Erziehung soll eine nur negative sein. Eine positive Einwirkung auf den Zögling befürwortet er um so weniger, als nach seiner Ansicht das Gefüge des Menschen unabänderlich in ihm vorgebildet sei, mit fatalistischer Notwendigkeit zur Entfaltung treibe und die Natur des Zöglings durch keine Erziehung umgewandelt werden könne. Man glaubt hier einen Apostel des modernen Pessimismus, Schopenhauer und Genossen sprechen zu hören, die auch die Natur und den Charakter des Menschen von Anfang an unabänderlich festgestellt sein lassen, dem Menschen jede Freiheit des Willens absprechen und für die die christlichen Worte der Umkehr und Wiedergeburt einen Widersinn bedeuten.

Wie steht es, so wird man fragen, bei dieser Ansicht der Sache mit der moralischen Erziehung des Menschen? Auch hier wird, nach Rousseaus Forderung, die Natur selber den besten und häuptsächlichsten Teil der Arbeit übernehmen, und man wird sie um so unbedenklicher gewähren lassen dürfen, als der Mensch, wie Rousseau lehrt, von Natur gut sei. Wir begegnen hier dem verhängnisvollsten Irrtum Rousseaus. „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen" — mit diesen Worten beginnt der Emil. Aber woher, so wird man fragen dürfen, kommen dann die Laster der Gesellschaft und das Böse in der Welt, wenn nicht im letzten Grunde aus dem Innern der Menschen. Rousseau sagt von sich selbst: „Ich kenne meine großen Fehler und fühle lebhaft alle meine Laster. Bei alledem werde ich sterben voll Vertrauen auf den höchsten Gott und in der festen Überzeugung, daß von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, keiner besser war als ich." In diesen Worten ist allerdings Demut mit Hochmut wunderbar gepaart. Merkwürdig, daß der Mann, der sein Verderben so gut kannte und dessen Leben Handlungen aufweist, die glücklicher Weise nur selten vorkommen, das Wort Sünde nicht auszusprechen wagte und alle Schuld beharrlich von sich zurückwies. Hätte aber Rousseau mit seiner Behauptung, daß der Mensch von Natur gut sei, Recht, so würde man das Dasein und die Erscheinung

des Christentums in der Welt gar nicht begreifen können. Wozu, würde man fragen, diese Veranstaltung, wenn die ursprünglich gute Natur des Menschen sich selbst zu helfen weiß. Nein, spricht man dem Menschen die Erlösungsbedürftigkeit ab und dem Christentum die Fähigkeit, diesem Bedürfnis siegreich entgegen zu kommen, dann ist des Letzteren Erscheinung in der Welt überflüssig. Und weil Rousseau den Menschen von Natur für gut hielt, so kommt die moralische Erziehung bei ihm zu kurz und das Gewissen nicht zu seinem Recht; er lehrt seinen Zögling die Laster der Gesellschaft kennen, aber er zeigt ihm nicht die Sünde in seinem eigenen Herzen und lehrt ihn keinen Kampf mit sich selbst.

Mit der moralischen Erziehung hängt eng zusammen die religiöse. Rousseau hat seinen eigenen religiösen Ansichten und in dem dem Emil als Episode eingefügten Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars ausgesprochen. Denkt man an die Materialisten seiner Zeit, die das Dasein Gottes entschieden leugneten, so darf man dieses Glaubensbekenntnis nicht unterschätzen. Es sind die Lehren einer natürlichen Religion, die er vorträgt, in denen er aber das Dasein Gottes mit Entschiedenheit verficht. Eine wahre Perle in diesem Glaubensbekenntnis ist das, was er über die Hoheit Christi und der heiligen Schrift sagt; kein Gläubiger kann ein beredteres Zeugnis ablegen. Freilich aber zeigt gerade diese Stelle in bedenklicher Weise, daß man in begeisterten Worten über das Christentum sprechen kann, ohne selbst ein Christ zu sein. Was die religiöse Erziehung Emils betrifft, so ist dieselbe antikonfessionell, auch wird sie verzögert und verspätet. Emil soll bei fünfzehn Jahren noch nicht wissen, daß er eine Seele habe, und vielleicht sei es bei achtzehn Jahren noch nicht Zeit, daß er es lerne. Nachdem er in den Begriffen der natürlichen Religion unterrichtet, soll er sich seine Konfession selber wählen.

Gehen wir zur intellektuellen Bildung über, so zeigt sich auch hier wieder Rousseaus Grundfehler, wonach die Natur die geistigen Kräfte von selbst zur Entwicklung treiben soll. Emil soll, wie Robinson auf seiner Insel, die Künste und Wissenschaften nicht sowohl erlernen und erfassen, als sie neu erfinden. Im übrigen finden wir in der Behandlung der einzelnen Unterrichtsgegenstände treffende Fingerzeige. So war er, um nur eines zu erwähnen, in seiner Zeit der Erste, der den Unterricht in der Geographie methodisch richtig, d. h. mit der Heimatskunde begann.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf Rousseaus Erziehungsziel, so ist es das umfassendste und allgemeinste, das sich denken läßt. Emil soll Mensch werden, soll nicht zum Bürger des Staats, nicht zu einem bestimmten Beruf herangebildet werden; jemehr seine Menschenbildung gefördert sei, umsomehr werde er auch einen Einzelberuf auszufüllen imstande sein — ein Prinzip, das in Grunde richtig ist, aber nicht auf Kosten der Berufsbildung zur ausschließlichen Geltung kommen darf.

Doch ist es Zeit, daß wir uns zu den Jesuiten wenden. Ihre Schulen haben schon lange vor Rousseau geblüht, schon der Straßburger Normal-

schulmann Johannes Sturm hat ihr Bildungsziel und ihre Unterrichtsmethode gelobt; aber es ist, wenn man zwei Erscheinungen mit einander vergleichen will, nicht nötig, daß sie sich zu derselben Zeit gegenüber gestanden haben. Indem wir nun Rousseau und die Jesuiten als pädagogische Antipoden betrachten wollen, haben wir nicht die Absicht, von konfessionellem Standpunkt einen Krieg zu eröffnen; das mag an anderer Stelle geschehen. Auch wir wollen gern anerkennen, daß sie als Pädagogen Rühmliches geleistet und namentlich auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichts nicht bloß praktisch mit Eifer und Hingebung gearbeitet, sondern auch theoretisch ein reiches pädagogisches Material aufgespeichert haben.

Beginnen wir mit der Thätigkeit der Jesuiten da, womit wir bei Rousseau aufgehört haben, nämlich mit dem Erziehungs z i e l. Mögen die Jesuiten ihr eigentliches Erziehungsziel noch so sehr verschleiern oder scheinbar in den Hindergrund stellen, sie werden, wenn sie konsequent sind, den Prinzipien ihres Ordens gemäß dennoch nur e i n Ziel haben können. Der Jesuitenorden ist „zur Bekehrung der Ketzer" gestiftet. Seine Thätigkeit ist somit nach außen gerichtet; wird sie sich nach innen kehren, so wird sie bestrebt sein, die anvertrauten Seelen der Jugend der Kirche Rom's treu anhänglich zu machen. Diese Absicht tritt bei ihnen im größten und kleinsten hervor; Rom ist der Mittelpunkt ihrer gesamten Thätigkeit. In der Bulle Pius VII., der den Jesuitenorden wieder herstellte, heißt es, „sie sollten nach der Weise ihres Instituts die Jugend in den Anfangsgründen des Glaubens unterrichten und zu guten Sitten bilden" (das ist Religion und Moral); und weiter, es werde ihnen gestattet, „sich wieder der Erziehung der katholischen Jugend zu widmen, wie auch die Seminarien und Kollegien zu leiten" (hier wird das ethisch Religiöse naher bestimmt, als das Konfessionelle). Kein Ding in der Welt kann den Charakter seines Ursprungs verleugnen; es kann kein Zweifel sein, der Jesuitenorden wird auf dem Gebiete der Erziehung vor allen Dingen bestrebt sein, gute Katholiken zu machen. Mit dieser Tendenz aber bildet er einen Gegensatz zu Rousseau. Rousseaus Erziehungsziel war ein durchaus humanes, er wollte den Menschen zum Menschen bilden; das Erziehungsziel der Jesuiten ist ein religiöses. Hierin ist aber noch ein doppelter Gegensatz enthalten. Rousseau, wie wir gesehen haben, hat in höchst einseitiger und fehlerhafter Weise die Religion im Unterricht und in der Erziehung verzögert und sie beinahe an das Ende derselben gesetzt, bei den Jesuiten ist die Religion vielmehr die Grundlage der ganzen Erziehung. Dann aber wollte Rousseau seinen Zögling, nachdem er ihn in der natürlichen Religion unterrichtet, sich das kirchliche Bekenntnis selber wählen lassen; die Jesuiten stellen den Charakter des Katholischen in den Vordergrund; Rousseaus Erziehung ist antikonfessionell, die der Jesuiten in eminentem Sinne konfessionell.

Was dem erwähnten Ziele dienen konnte, wurde von den Jesuiten gepflegt, das übrige stiefmütterlich behandelt. Dieses zeigte sich besonders bei dem Unterricht in den Sprachen, bei welcher Gelegenheit wir wieder einer

Differenz zwischen Rousseau und den Jesuiten begegnen. Der Erstere zählt das Erlernen der fremden Sprachen für die früheste Jugend zu den unnützen Dingen, er glaubt nicht, daß je ein Kind, Wunderkinder ausgenommen, vor dem zwölften oder fünfzehnten Jahre zwei Sprachen wirklich gelernt habe. Wenn ein Kind eine fremde Sprache spreche, z. B. lateinisch oder französisch, so spreche es im Grunde nur seine Sprache, aber in den auswendig gelernten Phrasen der andern Sprache, ohne sich den Geist der letzteren zu eigen zu machen. Er empfiehlt deshalb für das Kind die Pflege der Muttersprache. Ganz anders die Jesuiten. Hier soll der Schüler des Lateinischen als einer lebendigen Sprache habhaft werden, er sollte es nicht bloß lesen, sondern auch sprechen und schreiben. Die Kunst lateinischer Rede war für die Gymnasialbildung ihr höchstes Ideal. Aber nicht in die Gedanken der alten Klassiker sollten die Schüler eingeweiht werden, nicht das war das Ziel ihrer Arbeit, durch die Klassiker sollte die Sprache der Römer gewonnen, der Stil gebildet werden, nichts weiter. Somit war der Nutzen des Unterrichts im Lateinischen ein rein formaler. Da Stilbildung ihr höchstes Ziel war, so verehrten sie natürlich den Cicero über alles, alles unciceronianische Latein wurde sogar mit Strafen belegt. Daß dabei die Muttersprache zu kurz kam, lag auf der Hand. Der Gebrauch derselben wurde den Schülern als eine Schmach angerechnet und sie im Gegensatz des Lateinischen als die gemeine Sprache bezeichnet. Aber woher, so könnte man fragen, diese Begünstigung einer fremden Sprache? Steht denn diese Bevorzugung mit der Haupttendenz der Jesuiten, welche eine religiös-konfessionelle war, in Verbindung? Allerdings — die Jesuiten, die im Dienste der römischen Hierarchie die Herrschaft Roms über die ganze Erde auszubreiten sich bestrebten, bedienten sich dazu der Kirchensprache Roms, um derentwillen sie zugleich die Muttersprachen zurückdrängten, und suchten auch hier, wie überall, durch das Mittel den Zweck.

(Schluß folgt.)

Pädagogische Goldkörner.

Sobald der Erzieher den Umgang mit dem Herrn vernachlässigt, so reißt Nachlässigkeit bei den Kindern ein. Jede Scheidewand zwischen dem Herrn und einem Erzieher ist ein großer Schade für die Kinder. Ch. A. Zeller.

Schmach über jeden, welcher nichts thut, weil er weiß, daß es andere giebt, die auch nichts thun! A. Diesterweg.

Die Wohnstube ist die Realschule der Menschheit. Der Grund zu eigenem weisen und unweisen Leben wird in der Wohnstube gelegt. Pestalozzi.

Schimpfliche Namen und Spottreden sind den Kindern nicht zu geben, wodurch sie mehr erbittert als gebessert werden; daher soll man sie nicht aus Ungeduld nennen: Ochsen, Esel, Schweine, Bestien, Narren, Hallunken, Sauhirten u. s. w. Am allerwenigsten soll man fluchen und ihnen Böses wünschen. Da alles dieses sehr unchristlich ist und einem christlichen Präceptor gar nicht ansteht. Francke.

Kirchliche Rundschau.

Die Besprechung des Buches von P. Rohnert über Inspiration hat einen Missourier, der sich mit F. P. unterzeichnet, zu folgendem Artikel veranlaßt, den wir wörtlich wiedergeben wollen.

> Die Unierten und die Lehre von der Inspiration. Im Dezemberheft der unierten „Theologischen Zeitschrift" wird P. Rohnerts Schrift „Die Inspiration der heiligen Schrift" 2c. besprochen. Dabei sagt der Recensent auch, was er von der Inspiration halte, nämlich nichts. Er kennt eine andere und bessere Norm, als das objektiv gewisse Wort der heiligen Schrift, nämlich die Erfahrung. Er meint: „Wer in Moses, den Propheten und Aposteln die Herrlichkeit des fleischgewordenen Wortes, wenn auch nur wie in einem Spiegel, geschaut hat, in wem sich das Evangelium als eine Gotteskraft bewiesen hat, für den bedarf es keiner Inspirationstheorie, um Gottes Wort als solches zu erkennen und anzuerkennen. Da heißt es dann auch: Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch; nicht: was wir auf Grund einer Inspirationstheorie annehmen müssen." Das klingt sehr gelehrt und fromm zugleich. Aber der geehrte Recensent wird uns einige Fragen erlauben. Wie fängt er es an, in Moses, den Propheten und Aposteln die Herrlichkeit Christi zu schauen, da man sich, nach seiner Ansicht, auf Mosis, der Propheten und der Apostel Worte, insofern sie in der Schrift stehen, nicht unbedingt verlassen kann? Er wird antworten: „Was sich davon durch innerliche Erfahrung als Wahrheit erweist, das ist die Herrlichkeit Christi, das andere nicht." Wohl! Nun denke er sich den Fall, daß zwanzig unierte Pastoren, die etwa zu einer Konferenz versammelt sind, verschiedene „Erfahrungen" gemacht haben: wie bringen sie die Differenz zum Austrag? Der Recensent kann auch noch die Frage beantworten, welche innerliche „Erfahrungen" die Unierten z. B. über die Lehre vom heiligen Abendmahl machen. F. P.

Wir würden die Behauptung, daß der Recensent sage: er halte nichts von der Inspiration, ohne weiteres eine freche Lüge nennen, wenn wir überzeugt wären, daß F. P. die betr. Recension aufmerksam gelesen und wirklich verstanden hat. Der Recensent hält viel mehr von der Inspiration der heiligen Schrift, als die Missourier je davon gehalten haben oder davon halten werden.

Wir wissen nun freilich nicht, ob die Missourier, ebenso wie P. Rohnert, nur die Originalhandschriften der heil. Schrift als unbedingt zuverlässig ansehen. Was soll man mit einer Inspirationstheorie anfangen, die sich nur auf ein einziges, schon längst nicht mehr existierendes Exemplar der heil. Schrift bezieht? Oder wenn wir die Sache genau ansehen wollen, so hat ein solches Exemplar der heil. Schrift, auf welche die Rohnertsche Theorie allein anwendbar wäre, niemals als Ganzes existiert.

Wie lange die Originalhandschriften Moses vorhanden waren, weiß niemand; aber jeder, der nur eine annähernde Kenntnis des Sachverhalts hat, weiß, daß zur Zeit der Abfassung der neutestamentlichen Schriften dieselben so wenig mehr vorhanden waren, als die Originalhandschriften der Propheten. Ebensowenig sind zur Zeit, als der neutestamentliche Kanon abgeschlossen wurde, die Originalhandschriften der Evangelisten und Apostel noch vorhanden gewesen, sondern nur noch Abschriften. Die ganze Rohnertsche Theorie gilt ja nicht von der heiligen Schrift, die wir besitzen, sondern nur von der „Urschrift der Schrift," von ihrem „Original," das ja schon längst nicht mehr existiert.

Auf die Übersetzungen bezieht sich diese Theorie ebenfalls nicht, ja selbst im Urtext ist es nach Rohnert Aufgabe der Schriftgelehrten, das Gold von den Schlacken zu scheiden. Schließlich ist man also auf die Schriftgelehrten angewiesen, die sich in diesem Falle nicht nur auf Moses Stuhl, sondern noch über Mose setzen müssen. Die gläu-

digen Christen kommen bei dieser Theorie übel weg, sie halten die Übersetzung der Bibel, aus der sie sich erbauen, in ihrer Einfalt für das untrügliche Gotteswort, während nach Rohnert (und den Missouriern) nur „die Urschrift der Schrift" fehlerfrei gewesen ist.

Noch schlimmer sind aber bei dieser Theorie die Pastoren dran. Sind sie sowohl Schriftgelehrte als auch Pharisäer, so werden sie ohne weiteres ihre Schriftgelehrsamkeit als das untrügliche Gotteswort verkündigen, weil sie mit dem Schein der Wahrheit zufrieden sind. Sind sie weder Schriftgelehrte noch Pharisäer, so können sie sich mit ihren Übersetzungen nicht helfen, denn sobald irgendwie Bedenken in ihnen aufsteigen — und welcher Mensch kann denken, ohne auf Bedenken zu stoßen — ist es mit aller ihrer Gewißheit dahin, weil sie die einzige „objektiv gewisse Norm" nicht haben und sie dieselbe nicht gebrauchen könnten, wenn sie auch in ihrem Besitz wäre. Ist aber endlich der Pastor bloß Schriftgelehrter, dann geht es oft ärgerlich zu. Nur ein Beispiel und zwar eines aus dem Leben: Ein in der Lehre, namentlich auch in der von der Inspiration sehr strenger Pastor mußte eine Leichenpredigt über Hiob 19, 25—27 halten. Um ja keinen Irrtum zu begehen und keine falsche Lehre zu verkündigen, liest er nicht bloß Luthers Übersetzung, sondern auch noch einen Kommentar und findet, daß die Übersetzung Luthers dem hebräischen Text nicht entspricht. Was nun anfangen? Die Verstorbene konnte nicht mehr veranlaßt werden, einen andern Text für ihre Leichenrede zu bestimmen, — „Irrtümer und Lügen" wollte der Mann nicht predigen, so las er denn zunächst seinen Text, machte aber dann seinen Zuhörern klar, daß derselbe nur eine falsche Übersetzung des hebräischen Textes sei, und predigte dann über die richtige Übersetzung des Kommentars. Da war denn natürlich von der Auferstehung des Leibes keine Rede mehr und die Zuhörer nahmen zum Teil Ärgernis an der Sache und beschuldigten (ob mit oder ohne Grund, wollen wir nicht entscheiden) den Pastor des Unglaubens. Und doch hatte der Mann ganz korrekt nach seiner beinahe korrekten Inspirationstheorie gehandelt. Hätte er nun die ganz korrekte Inspirationstheorie gehabt, wie sie Rohnert vorträgt und F. P. verteidigt (daß nämlich nur die Urschrift der Schrift fehlerfrei gewesen ist), und hätte er außerdem noch die dazu nötige Schriftgelehrsamkeit besessen, so würde er in dem überlieferten hebräischen Texte, der hier sehr wahrscheinlich keine völlig korrekte Abschrift der Urschrift ist, „das Gold von den Schlacken" geschieden, d. h. den Originaltext hergestellt, ihn richtig übersetzt und dann darüber gepredigt haben. Vielleicht wäre es ihm dann gelungen, das Ärgernis zu vermeiden, vielleicht auch nicht.

Wenn es aber nicht ärgerlich ist, wie im vorliegenden Fall, dann ist es komisch anzusehen, wie so ein Schriftgelehrter auf der Kanzel mit der trüben Laterne seiner Schriftgelehrsamkeit und dem qualmenden Licht seiner Theorie überall umherleuchtet, um das Licht des Lebens zu suchen, das vielleicht manche seiner Zuhörer in der Nachfolge Christi gefunden haben. Vergl. Ev. Joh. 8, 12.

Wer nur soviel von der Inspiration der Schrift hält wie Rohnert und F. P., der hält nicht viel davon, und es thäte uns sehr leid um den Recensenten, wenn er keine bessere Meinung von der heiligen Schrift hätte.

Was die weitere Behauptung betrifft: Er kennt eine bessere Norm, als das objektiv gewisse Wort der heiligen Schrift, nämlich die Erfahrung, so sieht jeder verständige Leser der Th. Ztsch., daß dieselbe nicht aus der betr. Recension geschöpft sein kann. Dagegen sieht jeder Leser von Lehre und Wehre, der nicht zugleich auch die Th. Ztschr. liest, gerade das nicht, und er muß es F. P. aufs Wort glauben und kann dann natürlich Gott danken, daß er nicht so verkehrt ist wie dieser Unierte, und triumphierend der Welt verkündigen, wie sehr die Missourier den Unierten an Schriftgelehrsamkeit überlegen sind. Derselben Art von Schriftgelehrsamkeit entstammt wohl auch das Siegesbewußtsein, mit dem F. P. die nun folgenden Fragen stellt, zu denen er sogar selbst noch eine Antwort formuliert. S'ist den Missouriern ja so ein kleiner Triumph über die Unierten wohl zu gönnen, sintemal er die Missourier nicht viel kostet und den Unierten nichts schadet.

Zunächst ist F. P. „objektiv sicher," daß die meisten Leser von Lehre und Wehre das audiatur et altera pars schon deswegen nicht befolgen werden, weil er sich wohl hüten

wird, unsern Artikel in Lehre und Wehre ebenso wörtlich und vollständig wiederzugeben, wie wir den seinigen in der Th. Ztsch. Sodann wendet er keine Gewalt, sondern nur List an. Das nehmen wir ihm aus zwei Gründen gar nicht übel. Erstens ist es altkirchlicher Grundsatz: haeretico fides non habenda, und zweitens ärgert man sich über eine Kriegslist des Gegners nur dann, wenn man überlistet wird.

Der Kunstgriff, dem Gegner eine Frage zu stellen und sie von der bei dem Gegner vermuteten irrigen Ansicht aus beantworten zu lassen, ist schon alt, aber er ist nur dann wirksam, wenn der Gegner die bei ihm vermutete irrige Ansicht auch wirklich hat. Hat er sie nicht, dann ist eben der Fragesteller im Irrtum und es sucht dann der Blinde den Sehenden in die Grube zu führen. Am schönsten ist es aber, wenn der Führer sich selber in die Grube stürzt, um den andern zu zeigen, wie er es machen soll. Das thut F. P., indem er sagt: „Er wird antworten: u. s. w." Das wird der Recensent nicht thun. Denn erstens hat derselbe die unsinnige Ansicht nicht, welche F. P. bei ihm vermutet. Das kann der Redakteur mit voller Gewißheit versichern. Er hat nämlich das Glück gehabt (das leider F. P. vor Abfassung seines Artikels nicht gehabt hat. Vergl Pred. 9, 11: Alles liegt es an der Zeit und am Glück.) Ohrenzeuge davon zu sein, wie der Recensent seine Ansicht in dieser Beziehung erst vor wenigen Tagen ausführlich dargelegt hat. Die lief nun darauf hinaus, daß das einzig objektiv Gewisse, was als Norm für Beurteilung der Lehr- und Glaubensfragen gegeben ist, der vorhandene Text der heiligen Schrift ist und zwar vom ersten Buchstaben der Genesis bis zum letzten der Apokalypse. Der Recensent wird also auf die unsinnige Frage so wenig antworten, als er etwa antworten würde, wenn F. P. gefragt hätte: Wie fängt er es an, den Sonnenaufgang zu sehen, da nach seiner Ansicht die Sonne weder auf- noch untergeht.

Zweitens aber hat der Redakteur der Th. Ztsch. auch ein Wort mitzureden, und wenn der Recensent dem Narren nicht nach seiner Narrheit antwortet und antworten darf, so muß es der Redakteur thun. Denn dieser hat manches zu thun und zu leiden, wovon die übrige Menschheit nicht viel erfährt. Wenn F. P. weiter frägt: „Nun denke er sich den Fall u. s. w.," so könnte man ihm antworten: Wenn der Recensent sich nicht dazu herbeiläßt, die von dem Missourier vorgeschriebene Antwort nachzuschreiben, so ist die Sache zu Ende und die Missourier mögen sich ein andermal darauf gefaßt halten, daß wir ihnen andere Antworten geben werden, als diejenigen, welche sie vorschreiben, weil dieselben in ihren Kram passen. Wir wollen aber doch dem Missourier die Antwort nicht schuldig bleiben. Zunächst ist der Fall kein wirklicher, sondern nur ein gedachter, und zwar von solcher Allgemeinheit, daß er in Wirklichkeit gar nicht vorkommen kann. Darüber will nun F. P. von einem Unierten Auskunft. Wahrscheinlich hat ihn seine Gelehrsamkeit im Stiche gelassen. Nun, wir können auch damit aushelfen. Nur muß er es sich gefallen lassen, daß wir etwas weiter zurückgreifen. Bekanntlich gilt von den Missouriern, wie auch von uns Unierten der achte Artikel der Augustana, daß "in hac vita multi hypocritae et mali admixti sint." Es ist nun möglich, daß alle zwanzig Unierten wirklich eine Gemeinschaft von Heiligen und wahrhaft Gläubigen bilden, dann werden sie so wenig Differenzen in Bezug auf ihre Erfahrung von der Wirkung des göttlichen Wortes auszugleichen haben, als sich zwanzig Sehende, wenn sie nicht verrückt sind, darüber verständigen müssen, ob die Sonne leuchtet, oder nicht.

Sind dagegen mali und hypocritae vorhanden, was leider auch unter den Unierten so gut, wie unter den Missouriern möglich ist, so ergeben sich keine Differenzen der Erfahrungen, sondern Widersprüche. Die Heuchler lassen das aber nicht merken, und die Bösen sucht man mit Geduld, Wahrhaftigkeit, Liebe und Einsicht zu tragen und zu bessern, oder zu strafen, wodurch die Widersprüche nicht ausgeglichen (denn das ist unmöglich, und es ist wohl schwerlich ein Unierter, der so wenig Logik verstände, daß er das nicht wüßte), sondern überwunden werden. Man braucht also auch hier keinen Ausgleich anzufangen.

Was dagegen Verschiedenheit der Ansichten betrifft, so werden diejenigen Differenzen, welche der Ausgleichung bedürfen, unter wahren Christen leicht ausgeglichen, sinte-

mal das Christentum nicht zum Unverstand verpflichtet (vgl. Luk. 24, 25; Gal. 3, 1. 3.; Tit. 3, 3; Luk 6, 11) und die Menschen sich immer wieder untereinander verständigen können, wenn sie — Verstand haben.

Da wir es doch einmal mit den Missouriern zu thun haben, so geben wir gleich einen kleinen Auszug aus einer Zeitung, der die Missourier von ihrer stärksten Seite zeigt. Der Zeitungsartikel enthält u. a. folgendes:

„Die Tochter eines evangelischen Christen in Ashland kommt aus der lutherischen Kirche. Sie bringt ein Buch heim, betitelt: „Die sogenannten Evangelischen oder Unierten." Der Vater denkt: „Was aus der Kirche kommt vom Pastor, muß gut sein!" Darum liest er das Buch durch. Darauf handelte er nach dem Grundsatz: „Eines Mannes Rede ist keine, man soll sie billig hören beide," und verschafft sich die die Antwort auf jenes Büchlein, die enthalten ist in dem Schriftchen: „Die Streittheologie der Missourier" etc, von P. W. Becker. Nun dachte der gute Mann, eine Liebe ist der andern wert, der Pastor hat dir ein Büchlein geschickt, folglich schickst du ihm die Antwort. Somit sandte er dem Herrn Pastor die Antwort per Post zu..... Daraufhin erhielt er einen Brief.........

Ashland 4. — 12. — 91.

Herrn J...... K......, hier.

Ihr auf dem Papier des dealers in fresh and salt meats u. s. w. second str. geschriebener Brief ist in meinem Besitz und sage Ihnen meinen freundlichsten Dank für die außerordentliche Freundlichkeit der Zusendung der einfältigen, lächerlichen, lügenhaften, verdrehten Streitschrift der Unierten, da ich mir das Schriftlein schon lange wünschte....... — Denken Sie denn, daß mich dieses fade, bodenlose Zeug alterieren kann?...... Nachdem Sie jetzt zum erstenmal gleich einen Denkzettel für Ihre Dummheit bekommen haben und die preußische Landeskirche mit Ihrer Vertretung wenig Ehre einlegt, möchte ich Sie noch freundlich bitten, mich mit Ihrem ungewaschenen Zeug verschonen zu wollen, da es ungelesen weiter befördert wird."......

Merkwürdig: Der Mann schimpft wie ein Rohrspatz über Zeug, das ihn nicht alterieren kann, und beantwortet einen Brief, den er ungelesen läßt. So etwas ist nur bei den Missouriern möglich.

Im Streite der Evangelischen Gemeinschaft ist neulich ein Klagefall gegen die Minorität entschieden worden. Da aber eher keine Ruhe werden wird, bis die Klagen an die höchsten Instanzen gelangt sind, und bisjetzt noch keine derselben dort entschieden ist, so läßt sich das Ende des Streites noch lange nicht absehen.

Das neue preußische Schulgesetz verursacht die weitgehendste Aufregung in ganz Deutschland. Allem Anschein nach haben die Umstände, unter denen das Gesetz vor die Öffentlichkeit kommt, mehr zur allgemeinen Aufregung beigetragen, als die einzelnen Gesetzesbestimmungen selbst. Man braucht nur sich daran zu erinnern, daß Windthorst den Kampf um die Schule schon seit Jahren angekündigt hatte. (Th. Ztschr. 1888, Seite 347, und 1890, Seite 349.) Außerdem hat Caprivi es ausdrücklich gesagt: „Neben diesen Motiven [der Ordnung des Schulwesens] hat die Staatsregierung im vorigen und in diesem Jahr das Motiv geleitet, soviel als möglich mit unsern katholischen Mitbürgern zum Frieden zu gelangen und einen Zustand zu schaffen, mit dem die katholische Kirche zufrieden sein kann." Das sagt mehr, als alles andere. Es mögen die Einzelheiten ganz unschuldig erscheinen und wirklich unverfänglich lauten, aber ein Gesetz, das noch als Motiv die Befriedigung der katholischen Kirche angiebt, das muß von vornherein von jedem Nichtkatholiken als bedenklich angesehen werden. Die evangelische Kirche wird gar nicht erwähnt. Diese muß eben zufrieden sein, und es scheinen ihre Vertreter zu denken, wenn der Papst und die Bischöfe zufrieden sein können, so können wir es auch. Darin mögen sie sich täuschen. Es mag gehen wie bei den übrigen Abschlüssen des Kulturkampfes, wo Rom den Gewinn und die evangelische Kirche das Nachsehen hatte. Jedenfalls wird man von seiten der römischen Kirche eine Anzahl von Bestimmungen nutzbar zu machen wissen, die für die evangelische wegen ihrer Abhängig-

keit vom Staate und ihrem Mangel an Mitteln weiter nichts, als eine Macht auf dem Papier und ein Recht in der Theorie sind. Die Führer des Centrums würden sicher nicht so befriedigt sein, wenn sie nicht den Vorteil auf ihrer Seite hätten. Nur dann ist man in Rom mit „dem gleichen Recht für alle“ zufrieden, wenn Rom den Gewinn und die evangelische Kirche den Schaden davon hat.

Ueber die Wahl oder Nichtwahl Stöckers in den Synodalvorstand hat sich nun auch das Organ der angeklagten Partei vernehmen lassen. Zunächst wird die Beschuldigung des „Byzantinismus der Charakterlosigkeit und Feigheit“ verbeten mit dem Hinweis darauf, daß Fürst Stolberg-Wernigerode in der Wahl ebenfalls gegen Kleist-Retzow unterlegen sei, ohne daß deswegen über byzantinische Charakterlosigkeit geklagt würde.

Sodann werden noch verschiedene Thatsachen angeführt, nach denen sich der Leser selbst ein Urteil bilden kann. Es wird dort gesagt: „Eine zur Vorbereitung der Wahl von der ganzen Fraktion eingesetzte Kommission von sechs Gliedern beschäftigte sich in zwei oder drei langen Sitzungen mit den Wahlvorschlägen und vornehmlich auch mit der Kandidatur Stöckers. Man kam schließlich dahin, daß drei Mitglieder dieser Wahlkommission sich für Stöcker; drei gegen ihn entschieden......

Es war nun unzweifelhaft ein Fehler Stöckers, doppelt befremdlich bei einem so erfahrenen Parlamentarier, wenn er, obwohl das Votum der Wahlkommission ihm beweisen mußte, daß eine Einmütigkeit über seine Wahl innerhalb der Fraktion selbst so wenig vorhanden war, nicht selbst von der Kandidatur zurücktrat, sondern verlangte, daß die Fraktion über die Meinungsverschiedenheit der Kommission entscheide..... Es war sodann ein Fehler des Vorstandes der Fraktion, wenn er diese von Stöcker gewünschte Abstimmung der Fraktion herbeiführte, ohne vorher der Versammlung eingehend über die Verhandlungen innerhalb der Wahlkommission zu berichten, ohne die in der Kommission gegen Stöckers Wahl erhobenen Bedenken ausführlich mitzuteilen und ohne die Möglichkeit einer unbefangenen Debatte über die ganze Frage in Abwesenheit Stöckers herbeizuführen........

Ein Symptom der großen Unsicherheit innerhalb der Fraktion war es sodann, wenn darauf mit Stöckers Zustimmung erklärt wurde, daß der Beschluß der hier vertretenen Majorität (39) für die Minorität (14) im Plenum nicht verbindlich sein solle. Erwog man endlich, daß bei dieser Abstimmung von den 82 der Fraktion als Mitglieder (79) oder als Hospitanten (3) angehörigen Genossen 29 fehlten, so war damit die notwendige Einmütigkeit innerhalb der Fraktion und damit der glückliche Ausgang der Wahl selbst in keiner Weise gewährleistet.

Die natürliche Lösung, Stöcker zu bitten, noch im letzten Augenblick freiwillig zurückzutreten und seinen Freunden dadurch einen schweren Konflikt zu ersparen, wurde von sehr vielen Fraktionsgenossen gewünscht und diese Bitte wiederholt und sehr dringend an ihn herangebracht; vergeblich.“

Die im vorstehenden gegebenen Thatsachen sind von einem Mitgliede der Generalsynode mit Unterschrift seines Namens mitgeteilt; werden wohl also auch als richtig gelten dürfen. Das einzige, was sich daraus ergiebt, ist, — daß Stöcker nicht bloß unangenehm getäuscht worden ist, sondern sich auch selbst entschieden verrechnet hat.

Der Redakteur des Kladderadatsch als Vorkämpfer evanglischer Freiheit vor Gericht. — Das bekannte Witzblatt hatte während der Trierer Rockausstellung die Ausbeutung der Wallfahrt als Gimpelfang und die Wunderheilungen als Humbug in derber Weise durch Wort und Bild verspottet. Er war daher nebst seinem Illustrator und dem Maschinenmeister seiner Druckerei von der Staatsanwaltschaft wegen Beschimpfung von Einrichtungen der katholischen Kirche verklagt worden. Es war dem Verteidiger und dem Beklagten selbst nicht schwer, vor dem Gerichtshof sich zu rechtfertigen. „Ich fühle mich geradezu verpflichtet,“ äußerte pathetisch der letztere, „den Humbug in Trier zu geißeln, da ich mir sagen mußte: wenn so etwas am Ausgange des 19. Jahrhunderts geschehen kann, dann laufen wir Gefahr, in die geistige Finsternis

des Mittelalters zurück zu verfallen. Fischart, Martin Luther und noch viele andere haben derartigen Humbug bereits im 16. Jahrhundert in noch bedeutend schärferer Weise gegeißelt. Hätten wir damals so wenig Preßfreiheit gehabt wie heute, dann wären wohl Luther, Fischart, sowie alle Kämpfer der damaligen Zeit ins Gefängnis gewandert und die ganze Reformation wäre eben nicht möglich gewesen." Ob man sich auf katholischer Seite bei dem freisprechenden Erkenntnis des Gerichtshofes beruhigen wird, ist zweifelhaft. Das Klügste wäre es; denn die Trierer Vorgänge empfangen selbst von katholischer Seite vielfach eine Beurteilung, die wenig Recht giebt, nichtkatholische Kritiken staatsanwaltlich zu verfolgen.

Traurig ist es, aber war, wenn Witzblätter und politische Zeitungen die einzigen sind, welche den götzendienerischen und betrügerischen Humbug beim rechten Namen nennen. Aber die Höflichkeit ist eben heutzutage vielfach die Pflicht, welche die Wahrheit in den für die Welt nötigen Schranken halten muß, während natürlich die Lüge mit ihrer Akkommodationsfähigkeit so viel freieren Lauf erhält, da es ihr weder an Höflichkeit noch an Grobheit, sondern nur an Wahrheit fehlt.

Die Herausgabe der Revidierten Bibel durch die Kansteinsche Bibelanstalt ist in kurzem zu erwarten. In der Sitzung der preußischen Generalsynode vom 23. November berichtete Dir. Dr. Frick aus Halle über das Werk. Die Arbeit war eine sehr eingehende, und die Prüfung der zahlreichen Wünsche machte eine Hinausschiebung des Endetermins nötig. Die Superrevision erstreckte sich hinsichtlich des N. T. auf die allernotwendigsten Punkte. Der Bericht verbreitete sich über alle Einzelheiten der Revision. Zwei Ausgaben werden gemacht: 20,000 Schulbibeln, von denen schon ein Teil nach Amerika bestellt ist, und 6000 Bibeln in besserer Ausstattung. In dem Bericht über die innere Arbeit erwähnte der Ref. auch die Verschiedenheit der Lesarten infolge der Privat-Bibeldrucke. Die Revision ist in gut deutschem Sinne gehalten, persönliche Exegese der Kommissionsmitglieder vermieden; nur solche Änderungen wurden aufgenommen, die von der theologischen Litteratur schon vorher erhoben sind. Weitergehende Forderungen, die Unrichtigkeiten in der Übersetzung, formelle und sprachliche Anstöße betrafen, konnten, um nicht dem Volke die Lutherbibel zu verkümmern, nicht aufgenommen werden. Auch dem Wunsche der preußischen Hauptbibelgesellschaft, solche Formen zu beseitigen, die mit der genau grammatischen Form in Widerspruch stehen, konnte nicht in jeder Beziehung entsprochen werden; denn die Germanisten in der Kommission selbst belehrten die Mitglieder, daß die Grammatik der Volkssprache nicht durchaus mit der engen Schulgrammatik übereinstimme.

Protestantisches Geld zu nehmen, sind die Katholiken durchaus nicht blöde. Es wird vielmehr öfters bei allerlei katholischen Unternehmungen hervorgehoben, daß auch Protestanten sich dabei betheiligt hätten. Auf der andern Seite wird aber nach Kräften dafür gesorgt, daß, wenn irgend möglich, kein Katholik etwas unterstütze, was irgendwie dem Protestantismus zu gute kommen könnte, so daß es zum Sprichwort geworden ist, daß „die Katholiken niemals eine protestantische Sache unterstützen. Einen Beleg hierfür giebt Dr. D. H. Moore, Editor des "Western Christian Advocate," in der letzen Nummer dieses Blattes. Reuben R. Springer war ein Katholik, der durch seine Freigebigkeit viel zur Verschönerung der Stadt Cincinnati und zur Beförderung der öffentlichen Interessen derselben beigetragen hat, namentlich in dem Bau der großen Musikhalle. Aber er hat niemals einer protestantischen Anstalt etwas gegeben. Als im Jahre 1878 das Cincinnati Wesleyan Female College in großer finanzieller Not war, wandte sich Dr. Moore, der damalige Präsident der Schule, brieflich an Herrn Springer um eine Gabe. Er teilte ihm mit, daß man ihm gesagt, seine Mühe werde umsonst sein, da die Katholiken grundsätzlich keine protestantische Sache unterstützen, er sei aber weit entfernt, dieses zu glauben. Er empfing folgende Antwort von Herrn Springer:

Cincinnati, 6. März 1878.

Geehrter Herr! Ihr wertes Schreiben v. 5. d. M., worin Sie mich um Hülfe für Ihre Schule ansprechen, ist erhalten. Ich glaube vollkommen an die großen Vorteile

einer höheren Ausbildung für beide Geschlechter; da ich aber ein Glied der Heiligen Römisch-Katholischen und Apostolischen Kirche bin, und glaube, daß der religiöse Unterricht einen wesentlichen Bestandteil der Erziehung bildet, könnte ich nicht mit gutem Gewissen das Lehren dessen, woran ich nicht glaube, unterstützen. Somit muß ich allerdings die Vorbemerkung in Ihrem Briefe bestätigen, „daß die Katholiken niemals eine protestantische Sache unterstützen." Dies mag von Ihrem Standpunkt aus als eine Beschränktheit angesehen werden; aber es ist nichts destoweniger recht, wie wir unsere Pflicht anerkennen.— Achtungsvoll R. R. Springer.

Hat der Mann recht, dann ist es sicher von Protestanten ein Wirken gegen ihre eigene Sache, wenn sie römische Unternehmungen unterstützen.

Was ist der Priester? Diese Frage wird mit folgenden Worten beantwortet: „Er ist zwischen Gott im Himmel und dem Menschen auf Erden, der ihn sucht, ein Wesen, das zugleich Gott und Mensch ist und beide zu einander führt, indem es sie in sich zusammenfaßt. Ich stehe nicht unter den Cherubimen und Seraphimen in dem Universum, sondern ich stehe vielmehr weit über ihnen, denn sie sind nur Diener Gottes, wir Priester aber sind Gottes Mithelfer. Ich vollziehe drei Funktionen für den Gott unserer Altäre: ich veranlasse ihn herabzukommen, ich spende ihn, ich sorge für seine sichere Bewahrung. Jesus wohnt unter der Priester Schloß und Riegel; sie öffnen und schließen Ort und Zeit seiner Audienzen; er bewegt sich nicht ohne ihre Erlaubnis, er segnet nicht ohne ihre Mitwirkung, er giebt sich nur durch ihre Hand, und diese Abhängigkeit ist ihm so wert, daß er sich seit 18 Jahrhunderten nicht einen Augenblick aus der Kirche entfernt hat, um sich zur Glorie seines Vaters zu erheben. Durch sein Amt erhebt sich der römische Priester über die menschlichen Verhältnisse zu einer unermeßlichen Höhe; denn in der Beichte übt er die höchste Gewalt, zu verdammen oder zu absolvieren, Sünden zu behalten oder zu erlassen, und tritt der Priester an ein Sterbebett, so hat er die Macht, die Seele des Sterbenden, je nachdem sie bußfertig oder unbußfertig ist, in die Ewigkeit der Strafe zu senden."

Das Vorstehende ist keineswegs eine ironisierende Darstellung eines Gegners der römischen Priesterschaft, sondern es sind die Worte eines Priesters selber. Es ist freilich dann kein Wunder, wenn jeder, in dem noch ein Rest von wirklichem Christentum lebt, oder der auch nur logisch zu denken gewohnt ist, sich von einem solchen Gottesdienst abwendet.

Ein italienischer Advokat, Namens Bertholet, früherer Mitarbeiter der klerikalen "Voce della Verità," hat ein Buch über das künftige Konklave veröffentlicht, in welchem mehrere bisher gänzlich unbekannte, auch schwerlich für die Öffentlichkeit bestimmte Aktenstücke aus dem Geheimarchiv des Vatikans mitgeteilt werden. Unter diesen befindet sich eine Bulle Pius' IX., durch welche im Jahre 1871 im Hinblick auf eine Erledigung des päpstlichen Stuhls die Kardinäle von der eidlichen Verpflichtung entbunden worden sein sollen, die sie in solchen Fällen übernehmen müssen, und nach welcher sie gehalten sind, die von früheren Päpsten festgesetzten Konstitutionen zu beobachten. Nur der Eid bezüglich der Unveränderlichkeit der Kirche sollte dadurch nicht betroffen werden. Bertholet teilt ferner den Wortlaut der besonderen Bestimmungen mit, die von dem Konklave im Jahre 1878 angenommen wurden, welches den Kardinal Giachomo Pecci gewählt hat, Bestimmungen, die in dem Werke de Cesares: „Leo XIII. und das Konklave," nicht genau wiedergegeben worden sind. Im Vatikan soll über diese unerwünschten Veröffentlichungen große Erbitterung herrschen. Jedenfalls ist das Werk Bertholets sehr interessant, und man wird ihm, wenn das nächste Konklave einmal zusammentritt, einige Aufmerksamkeit schenken müssen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. April 1892. Nro. 4.

Die Versuchungsgeschichte und ihre Bedeutung.

Von P. Th. Tannner.

(Schluß.)

Auch die dritte Versuchung hatte das gleiche Ziel, wie die vorhergehenden, nur mäßigte hier der Satan seine Forderung und änderte seine Taktik. Er stellt sich dem Herrn vor, unverhüllt und nackt, mit allen seinen Ansprüchen und Absichten. Absichtlich nimmt er den Mund recht voll und bietet dem Herrn alle Reiche der Welt und alle ihre Herrlichkeit an als Lohn, wenn er ihn anbeten würde. — Daß dieses Anerbieten nicht ernst gemeint ist, liegt auf der Hand. Es ist nicht so, als ob Satan irre geworden wäre an der Person Jesu, sodaß er gedacht hätte: Am Ende ist Jesus doch nicht Gottes Sohn, sondern nur ein Mensch, und wenn ich ihm alles anbiete, wird er nicht widerstehen können. Nein, sicherlich nicht. Satan war seiner Sache gewiß. Er wußte, daß Jesus Gottes Sohn sei, und wußte, daß er nie und nimmer auf sein Anerbieten eingehen würde; diese Erfahrung hatte er schon längst gemacht. Wozu denn aber diese Komödie? Warum stellt er sich Jesu vor als Satan in seiner Nacktheit und Lüge? Wozu denn dieses bodenlos anmaßende Anerbieten an Jesu? Es ist leicht erklärlich. Satan hatte alle Minen springen lassen, um Jesus in Eifer, in Zorn zu versetzen, in der Hoffnung, er werde im Eifer dennoch, wenn auch nicht durch die That, so doch durch das Bekenntnis des Mundes als Gottes Sohn sich erklären. Es ist handgreiflich, daß Satans Prahlerei dazu angelegt erscheint, von Jesu etwa die Antwort zu erpressen: Du lügst, Satan, **du** bist nicht der Herr aller Reiche der Welt, und **du** kannst sie nicht geben, wem du willst. **Dieser Herr bin ich**, denn mir sind alle Dinge übergeben von meinem himmlischen Vater. Hebe dich hinweg, Satan. So hätte Jesus reden können, aber so hat er nicht geredet. Er merkt Satans List und will sich seinem Feinde nicht vorstellen als Gottes Sohn. Er will als Weibessame den Kampf aufnehmen, will als Mensch den Sieg erringen und läßt sich darum von seinem einmal angenommenen Standpunkt nicht abbringen. Er bleibt ganz kühl und antwortet wieder mit einem auf sich angewandten Schriftwort: Es steht geschrieben: Du (Mensch) sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. Es ist, als hätte er gesagt: Satan, du zeugest von dir selbst, darüber rechte ich jetzt nicht mit dir; was aber mich angeht, so zeugt

die Schrift von mir, und diese sagt, wer ich sei, ein Mensch, und daß Gott mein Herr sei, den ich anzubeten habe, aber dich nicht. Jesus, der sich uns gegenüber bezeichnet als einer, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, stellt sich den Satan vor als Mensch, als Diener und Knecht Gottes.

Was in der Folge geschehen wäre, wenn Jesus die List Satans nicht durchschaut hätte, welche weiteren Schritte der Teufel unternommen hätte, um seine Absicht zum Ziele zu führen, entzieht sich vollständig unserer Berechnung. Darüber zu spekulieren, steht uns auch gar nicht zu. Eine Rechnung, die mit dem Unterliegen Jesu beginnt, könnte schwerlich mit seinem Siege enden. Aber wir dürfen nach dem praktischen Nutzen fragen, welchen die Versuchungsgeschichte zweifellos für Jesum selbst haben mußte. Er wurde doch vom Geiste nicht etwa nur dazu in die Wüste geführt, damit in einem Wortkampf mit dem Satan Jesu Weisheit sich größer erweise, als des Teufels List! Wir sehen vielmehr klar, daß der Teufel dem Herrn hat seinen Plan verraten müssen, in welcher Weise und mit welchen Mitteln er die Erlösung zu hintertreiben gedenke.

Wer in Jesus nur Gott sieht, und trotz Lukas 2, 52 annimmt, daß er während seines Lebens im Fleische die rein göttliche Eigenschaft der Allwissenheit besessen habe, wird es nicht begreifen können, wie Satan dem Herrn etwas hätte offenbaren können, was Jesus vorher nicht gewußt, oder was der Vater ihm nicht mitgeteilt hätte. Man darf aber nicht vergessen, daß die Gerechtigkeit Gottes auch dem Satan gegenüber Gerechtigkeit bleibt, und daß Gott auch mit seinem Feinde „ehrliches Spiel" treibt. Christus und Satan sind im Kampfe begriffen, aber der Vater schaut dem Teufel nicht in die Karten um seinem Sohne des Feindes Spiel zu verraten. Das muß Satan selbst thun. — So gewiß Jesus vom Weibe geboren, unter das Gesetz gethan war, so gewiß stand er auch unter dem geistlichen Gesetze der Offenbarung durch göttliche Schrift und göttlichen Geist, und die Schrift alten Testamentes ist in erster Linie anzusehen als eine Offenbarung des Vaters für seinen Sohn Jesum Christum. Aus ihr hat er vom Geiste Gottes vollkommene Offenbarung erhalten über alles was er erkennen, wissen und thun sollte. In allen und jeden Fragen betreffs seiner Person, der Erlösung, des Reiches Gottes u. s. w. offenbarte ihm der Geist Gottes, auf Grund der geschriebenen Offenbarung, die volle Wahrheit. Vom Satan aber ist wenig im alten Testamente geschrieben. Die Mittel und Wege, welche er gebrauchen will, um seine Absicht auszuführen, sind nicht vorhergesagt, wie einst die Art der Verführung der ersten Eltern ihnen auch nicht vorhergesagt war. Wäre dem so, so wäre ja Satan in seinem Handeln nicht mehr frei gewesen, er hätte thun müssen was geschrieben stand, und er wäre, was angenommen wird, aber mit Unrecht, eine Art Strohmann in einem Spiel, welches der Herr mit sich selber spielte. So sollte es aber nicht sein.

Es darf nicht scheinen, als ob Satans Gedanken vorher von Gott gefaßt worden sein, und als ob der Teufel am Ende nur Gottes

Willen ausführen würde. Satan handelt nach eigenem, nicht aber nach Gottes Ermessen. Darum offenbarte der Geist Gottes dem Herrn Jesus auch nicht Satans List zum Voraus, sondern führte den Herrn in die Wüste, damit er dort vom Teufel versucht würde, und Satan in eigener Person ihm offenbare, welche Mittel er in dem Kampfe mit dem Herrn und dem Reiche Gottes gebrauchen wolle. Und da ists offenbar geworden, daß Satan Jesum von der Menschheit trennen wollte, wie er denn bis heute die Menschen von Jesu trennen will.

Man braucht also nicht zu fragen: Warum Jesus konsequent sich des Menschen Sohn nennt, warum er es keinem aufrückt, der ihn Davids Sohn heißt, ja warum er selbst nach der Offenbarung seiner Herrlichkeit als Sohn Gottes unentwegt darauf besteht, daß er Mensch sei und zur Menschheit gehöre: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Die echte, wahre, volle Menschheit Jesu ist eben der eine Grundpfeiler der Erlösung.

Für uns hat die Versuchungsgeschichte einen doppelten Wert. Zum ersten zeigen uns Christi Antworten, daß er, der da ist der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild seines Wesens, — daß er, in dem die Fülle der Gottheit wohnt leibhaftig und der darum alles trägt mit seinem kräftigen Wort, wirklich und wahrhaftig Unsereiner ist, uns gegeben zum wirklichen und wahrhaftigen Eigentum, und das in einer Weise, daß er uns in alle Ewigkeit nicht genommen werden kann. Aus Jesu Antworten heraus tönt eine Stimme zu uns herüber: Fürchtet euch nicht! von euch laß ich mich nicht trennen. Ich bleibe euer Bruder. Gott hat mich euch geschenkt. Wer immer Mensch ist, kann an mich Anspruch erheben, als an seinen Mitmenschen, und wer immer will, kann an mir Anteil haben, Anteil an meinem Gehorsam, Anteil an meinem Leiden und meinem Sterben, und Anteil an allem, was der Vater mir um meines Gehorsams willen gegeben hat, und das ist seine ganze Liebe, seine volle Gnade, sein überschwänglicher Reichtum an Leben, Macht und Herrlichkeit.

Zum zweiten aber offenbart die Versuchungsgeschichte des weiteren, daß Satan uns ebenso gewiß von Jesu zu trennen versucht, als er es versucht hat, Jesum von der Menschheit zu trennen. Und da müssen wir nun noch ein paar Worte darüber reden, warum die Kirche Christi ganz besonders die Gottheit Christi betont und bekennt und diese um jeden Preis glauben will. Es ist eben die Gottheit Christi der Punkt, an welchem Satan einsetzt, um uns von Christo zu trennen.

Das Erlösungswerk ist vollbracht, und jeder Mensch ohne Unterschied hat ein Anrecht, Anspruch erheben zu dürfen auf Christi Sieg über Sünde, Tod und Teufel, eben darum, weil Christus ein Mensch ist. Wäre nun die Erlösung weiter nichts, als eine Befreiung aus Satans Banden, so könnte Satan auch nicht dawider reden. Aber zur Erlösung gehört eben auch die Versetzung des durch Christi Leiden und Sterben befreiten Menschen in die Gemeinschaft Gottes, als Gottes Kind und Gottes Erbe. Diese Versetzung

aber geschieht nicht auf Grund der Menschheit Christi, sondern auf Grund seiner Gottheit durch den Geist Gottes, welchen Jesus in unsere Herzen sendet und der diese umwandelt in Christi Bild, sodaß aus uns fleischlichen Geschöpfen wirklich göttliche Wesen geschaffen werden in ihm. Nur insoweit wir durch den Geist Gottes mit dem Sohne Gottes verbunden bleiben im Glauben, nur insoweit haben wir auch Gemeinschaft mit dem Vater in demselbigen Geist. Niemand kommt zum Vater, denn durch Jesum, in ihm aber alle. Der Christus „für uns" muß auch ein Christus sein „in uns," sonst fällt die Erlösung dahin. Solange nun die Kirche Christi den Glauben hegt an Jesum Christum, den Sohn Gottes, so hat sie beides, Christi Verdienst als Mensch und seinen Wert als Gottes Sohn und Gott selbst. Giebt sie aber Christi Gottheit preis, so hat sie nichts, denn dann hat Christi Menschheit auch keinen Wert. Das weiß Satan wohl und darum geht er darauf aus, uns von Christo zu trennen, indem er uns den Glauben an seine Gottessohnschaft untergräbt. Nicht die Verführung zu dieser oder jener Sünde durch diese oder jene Versuchung ist Satans letztes Ziel und seine eigentliche Absicht. Er weiß, daß seitdem ein Kreuz auf Golgatha aufgerichtet ist, kann Sünde nicht mehr scheiden von Gott. Was uns scheiden kann von Gott, ist einzig und allein das Geschiedensein von Jesu Christo. Wer von ihm geschieden ist, der ist geschieden von seinem Heil. Was Satan darum sucht mit aller List und ohne Unterlaß, ist, uns den Glauben zu nehmen an Christum, den Sohn Gottes. Darauf hinaus laufen alle seine Versuchungen, läuft alle seine List. Die Gottessohnschaft, die Gottheit Christi ist eben der zweite Grundpfeiler der Erlösung. Wie nun aber der Herr sich nicht trennen lassen wollte von der Menschheit, sondern sich mit ihr verbunden erklärte durch die Bande des Blutes, so bekennt sich auch die Kirche bis heute zu Jesu, dem Sohne Gottes, verbunden mit ihm durch die Bande des Geistes im Glauben. Mögen auch viele den Herrn verlassen, die Kirche als solche soll doch nicht überwältigt werden durch Satans List (Pforten des Todes). Sie wird stehen bleiben auf dem Bekenntnis: Herr, wohin sollen wir gehen; du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Wie soll die christliche Kirche der Gegenwart die Hauptsätze der christlichen Lehre geltend machen?

Von P. L. Haas.

(Vergl. Theol. Ztschr. 1886, Seite 35 u. 65.)

Wir stehen heutzutage einem wachsenden Abfall von der christlichen Wahrheit gegenüber. Will die christliche Kirche für ihre Lehren sich auf die Schrift berufen und Glauben fordern, weil es so in der Schrift steht, so appelliert sie an eine Größe, die beim heutigen Geschlecht keine Autorität mehr hat. Die bloß gesetzliche Geltendmachung der Bibel hat keine überzeugende Kraft, sondern es bleibt bei dem Wort: Das Gesetz richtet Zorn an!

Wie soll man also thun? Ich antworte: Die christliche Kirche, vor allem die zum Lehren berufenen Glieder derselben, müssen sich versenken in ein eindringendes Studium der Art und Weise, wie Jesus seine Jüngerschar und die erste Gemeinde allmählich zum Glauben und durch den Glauben zur Erfahrung, durch beide abwechselnd zur Erkenntnis der Wahrheit (Gnosis) geführt hat. Hierüber sollen im nachfolgenden nur einige andeutende Gedanken gegeben werden, welche teilweise aus dem Studium von Geß: Christi Person und Werk, entnommen sind und für den, der genauere Entwicklung und Begründung sucht, dort begründet und entwickelt sind.

Allerdings durfte Jesus bei seinen Jüngern den Glauben an die Autorität des Alten Testaments voraussetzen. Aber sein Lehrgang über seine Person und Werk war kein gesetzlich-dogmatischer, sondern ein ethischer, d. h. er war stets dem geistigen Fassungsvermögen der Jünger angepaßt; er überschüttete sie nicht mit Aufschlüssen über seine Person und Werk, sondern wußte weislich Maß zu halten, wie viel sie vertragen konnten. Sehr viel, fast das meiste, mußte Jesus dem Geist der Wahrheit überlassen. (Joh. 16, 12. 13.)

Der Grundfehler der Kirche ist der gesetzliche Dogmatismus, der es nicht einsehen will, daß es eine ethische Ungerechtigkeit ist, einem Menschen mehr an geistlicher Erkenntnis aufzubürden, als er vertragen kann. Ist es nicht ungerecht und unbarmherzig, einem kleinen Knaben eine Last aufzulegen, die seine Kraft übersteigt? Dieser Sünde macht sich die Kirche schuldig, wenn sie es übersieht, welche ethische Entwicklung im Menschen vorausgesetzt werden muß, um die Grundlehren des Christentums in ihrer theologischen Zuspitzung ertragen zu können.

Die heutige Entwicklung des Strebens nach persönlicher Freiheit erträgt nicht die geringste Geltendmachung der äußerlichen Autorität, wenn dieselbe nicht ethisch begründet und entwickelt ist, sodaß dem Menschen bewiesen werden kann, daß er gegen das — allein noch geltende — Sittengesetz verstößt, wenn er diese oder jene Lehre ablehnt.

Während es unleugbar ist, daß der Glaube an den Gottmenschen Jesus Christus, an die Menschwerdung des Sohnes Gottes (Joh. 1, 14) das unerläßlich Eine ist in der christlichen Kirche, das diese nie mehr aufgeben kann und darf, ohne sich selbst aufzugeben, so ist es andererseits unleugbar, daß die Apostel und ersten Jünger Jesu, auch die erste Christengemeinde, nur allmählich und stufenweise sich zu der vollen und ganzen Höhe der Erkenntnis Christi und seines Werkes emporgeschwungen haben. Die Apostel haben in ihrer Missionspredigt keineswegs ihre Zuhörer mit einem voll entwickelten, theologisch zugespitzten Dogma von Christi Person und Werk überschüttet, und lediglich die Annahme dieses Dogmas zur Bedingung der Aufnahme in die Jüngerschaft gemacht.

Wie sorgfältig hat schon Jesus sich gehütet, seinen Jüngern von vornherein zu sagen, wer er sei. Vergl. Geß, l. c., 1. Abt. pag. 283 ff. „Sollten die Zwölfe zu den Stammvätern des neuen Israel werden, so muß-

ten sie unerschütterlich stehen in dem Glauben, Jesus sei der gesalbte König, von welchem des alten Israel Prophetie geredet hat. Um aber den Glauben zu fassen, daß der arme Nazarener der große König sei, mußte zuerst Jesu innere Majestät ihr Herz an ihn gekettet haben. Also hat Jesu Darlegung seiner inwendigen Wesenheit, demnach die Bezeugung seiner Gottessohnschaft, vorausgehen müssen vor dem Aussprechen seiner Messianität. Doch hatte auch die Bezeugung der Gottessohnschaft ihre Voraussetzung: Nur in dem Maße, als Jesu Heiligkeit in Wandel und Wort, Jesu Macht durch seine Kraftthaten erlebt worden war, konnten solche Zeugnisse Jesu über seine innere Majestät wie Matth. 9, 6; 10, 37; 11, 27; 12, 6; 13, 41; Joh. 5, 26 ff. Glauben fordern." Also der mächtige, heilige, lebendige Eindruck von Jesu Person und seinem Wirken ist die Voraussetzung seines Zeugnisses von seinem Wesen, seiner Gottessohnschaft und dieses die Voraussetzung des Zeugnisses: Ich bin der Messias! „Auf dem Throne geboren, hätte Jesus sagen können: Ich bin Davids Sohn, aber mehr als dies: Denn ich bin Gottes Sohn! Der arme Nazarener mußte sich zuerst erweisen als den Sohn Gottes, um dann erst zu sagen: Ich bin der Davidssohn" (= Messias, = Christus).

Die sorgfältige Betrachtung des Stufengangs der Entwicklung in Erkenntnis und Lehre sollte die heutige Kirche mehr beachten und pflegen, um daraus die rechte Weisheit für ihre Lehrpraxis zu lernen.

Es ist ja allerdings mit der theologischen Erkenntnis der Gottessohnschaft und Messianität Jesu von Nazareth ein solch unendlich Großes gewonnen, das nie mehr aufgegeben werden kann und darf; es ist das die Krone der christlichen Erkenntnis, und sie aufgeben, hieße auf seiten der Kirche sich selbst aufgeben. Sie kann keine Lehre oder Wissenschaft in ihrer Mitte anerkennen, welche prinzipiell die Transcendenz Gottes und die Gottessohnschaft Jesu Christi leugnet. Jene ist die geschichtliche Errungenschaft des Judentums vor Christo, diese die Errungenschaft der apostolischen Kirche.

Ein anderes aber ist die Art, wie die christliche Kirche diese beiden Wahrheiten, die nur eine sind, praktisch geltend macht und zur Anerkennung zu bringen sucht. Die Zeiten sind vorbei, wo man mit Dogmen, auch wenn sie aus der Schrift zu beweisen sind, Leute zum Glauben bringen kann. Die revolutionäre Geltendmachung der persönlich-individuellen Freiheit ist zur chronischen Empfindlichkeit gesteigert, zu einem Zustand, den Drummond trefflich „geschwollene Eigenliebe, entzündete Selbstschätzung nennt"; „wer daran leidet, kann nicht die geringste Berührung vertragen." Da darf die Kirche nicht mehr als eine Anerkennung fordernde Autorität einherschreiten in der schweren Waffenrüstung theologischer Gelehrsamkeit und großer Worte und für ihre Dogmen kurzweg Anerkennung fordern. Sie muß sich entschließen, wie der arme und verachtete Jesus, demütig, sanftmütig, geduldig liebend, selbstaufopfernd den Sündern nachzugehen, — kurz, von Jesu zu lernen, wie er sich Anerkennung errungen hat in den Herzen seiner Jünger. Diese Anerkennung wird ihr aber nur in dem Maße

zu teil werden, als sie selbst ihre eigene ethische Vollendung anstrebt und an innerem Wert steigt und Christo ähnlich wird.

Es ist unleugbar, daß gerade der Verfall des inneren Lebens, die ethische Schwäche, das Zurückbleiben auf der ganzen Linie der ethischen Entwicklung den Hauptvorwand für den Unglauben der Welt giebt. Hätte die Welt noch heute solche Heroen des Geistes sich gegenüber, wie einst die alte Welt, würde die königliche Macht Jesu in seinen Gläubigen noch heute ad oculos demonstriert, wäre die sittliche Größe, die Reinheit des Lebens, die Selbst- und Weltverleugnung, die wahre Bruderliebe unter den Bekennern Jesu, kurz, Christi Bild in Christi Nachfolgern noch mehr vorhanden, — dazu seine, die Natur beherrschende Geistesmacht —, da müßte die Welt sich ethisch entscheiden zum Glauben oder Unglauben.

„Ich will lernen, nicht die Worte der Aufgeblasenen, sondern die Kraft."

„Die Behauptung eines Zwerges, von einem Riesengeschlecht abzustammen, wird immer den Widerspruch herausfordern. Und selbst wenn der Stammbaum in bester Ordnung ist, man wird immer ungläubig den Kopf schütteln. Hätte man aber einen Riesen vor sich, so würde man nie Zeit finden, kritische Untersuchungen anzustellen. Würde der Herr selbst wieder in göttlicher Unmittelbarkeit in der Kirche wirken können, es würde bald die leiseste Spur irgend einer profanen Stimmung ihr gegenüber entweichen, unter Beweisen des Geistes und der Kraft würde sie ihre Mission erfüllen und eine von Gott selbst in die Welt gesetzte Säule und Grundfeste der Wahrheit darstellen."

Die jetzige Stellung der Welt zum Christentum dürfte im allgemeinen mehr als eine einseitig intellektuelle Entscheidung wider Christum gelten, von welcher das Wort Christi gelten kann: „Sie wissen nicht, was sie thun!" Und sie wissen es darum nicht, weil die christliche Kirche nicht als eine heroische Geistesgröße vor ihnen steht, so daß sie eine ethische Nötigung in sich fühlten, sich entweder vor ihr zu beugen, oder sich wider ihr Zeugnis zu verstocken.

Solange die "rabies theologorum," die Streitsucht der Theologen, über welche schon Melanchthon klagte, noch eine so große Rolle in der Kirche spielt, ist keine Besserung zu hoffen in dem Verhältnis zwischen Welt und Kirche, zwischen Glauben und Unglauben. Halten die Theologen sich berufen, als Lehrer des Christentums zu wirken, so haben sie sich vor allem klar zu machen, daß nur in dem Maße, als Christi mildleuchtendes Bild der Demut und Sanftmut aus ihnen widerstrahlt, und nur in dem Maße, als sie von ihm lernen, in erbarmender Liebe, Geduld und Schonung ihr Lehramt zu führen, stets die ethische Einwirkung zur Hauptsache machend, um auf Grund der praktisch-ethischen Erfahrung die Erkenntnis gleichsam hervorzulocken (vergl. Matth. 16, 13 ff.), statt docierend sie aufdringen zu wollen, in dem Maße sind oder werden sie geschickt werden, das hohe Amt wirklich zu handhaben und würdig auszurichten.

Die Kirche aber sollte bei ihrer Vokation zum Amt des Geistlichen

darauf sehen, daß nur solche ins Amt kommen, welche eben diese praktische Demut und Milde in Leben und Wandel zeigen. Unwürdig und unfähig ist jeder hochmütige Zänker, der das Dogma einseitig theoretisch geltend machen will, ohne die wahre ethische Vermittlung, welche jedes einzelne Individuum mehr oder weniger durchmachen muß, anzuerkennen und geltend zu machen.

Der dogmatische Zelotismus ist ebenso eine einseitige Auffassung der biblischen Wahrheit, wie der dogmafeindliche Indifferentismus. Beide beruhen auf bloßer Verstandesabstraktion und lassen den Menschen nicht in seiner Totalität zur Geltung kommen. Der Mensch in seiner Totalität ist eine tiefsinnigere Instanz, als der bloße Verstandesmensch; zur Totalität gehören aber das Gemüt mit seinem reichen Inhalt und der freie Wille, der sich frei entscheiden muß für oder wider die Sache. „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete," und zwar nicht bloß für das Verständnis, sondern für den Glauben.

Die Prüfung der Konfirmanden.

Von P. Aug. Berens in Elmhurst, Ill.

Was der verehrte Verfasser des Artikels „Konfirmation" im Februarheft der Theol. Zeitschrift von der Prüfung der Konfirmanden sagt, wird schwerlich die ungeteilte Zustimmung aller Amtsbrüder gefunden haben. Es sei mir deshalb gestattet, diesen Gegenstand hier noch einmal zu beleuchten.

Jener Artikel redet, soweit er die Prüfung der Konfirmanden betrifft, von der Bedeutung und von der Art der Ausführung dieser Prüfung. Die Bedeutung der Prüfung soll die des Glaubensbekenntnisses sein. Das möchte ich doch sehr bezweifeln. Gewiß ist es ja recht, daß die Prüfnng nicht im eigentlichen Sinne ein „Examen" und noch gar ein "rigorosum" ist oder sein soll, aber doch nur insofern nicht, als die Vornahme der Konfirmation nicht vom Bestandenhaben dieser Prüfung abhängig gemacht wird. Hiervon abgesehen also, ist aber diese Handlung eben doch eine „Prüfung" und zwar zunächst nicht eine Glaubensprüfung, sondern einfach eine Wissensprüfung. Die Kinder sind einen oder zwei Winter hindurch im Katechismus und in der Heilslehre unterwiesen worden, und ihre Eltern und die Gemeinde wollen nun sehen, was gelernt ist. Diese Handlung ist keine kirchlich liturgische, sondern bildet den Abschluß des Konfirmanden-Unterrichts.

Daß in der Frage unseres Katechismus mit den Worten: „bekennen ihren Glauben," von der Prüfung die Rede sein soll, wird niemand im Ernst behaupten können. In jener Frage ist nur von der eigentlichen Konfirmation die Rede, und diese selbst ist der Akt des Glaubensbekenntnisses, in der Weise, wie wir auch durch den Genuß des heiligen Abendmahls den

Tod des Herrn verkündigen; während dieses aber von dem einzelnen Kommunikanten geschieht, auch ohne, daß er ein lautes Zeugnis dabei ablegt, so geben die Kinder bei der Konfirmation noch dadurch ihrem Glauben Ausdruck, daß sie das apostolische Glaubensbekenntnis, also das Bekenntnis der Kirche und der Gemeinde, durch lautes Aussprechen zu dem ihrigen machen. Es handelt sich hierbei um eine Bezeugung des vielleicht an sich noch sehr einfachen, ja schwachen Glaubenslebens, also eben um ein Bekennen zu dem dreieinigen Gott. In der Prüfung dagegen handelt es sich vielmehr um den Glaubensinhalt und um das Ergreifen und Verstehen, also um das Wissen desselben. Ist dies aber der Fall, dann ist davon auch einigermaßen die Form der Prüfung abhängig, und es genügt alsdann gerade die in jenem Artikel empfohlene Form am allerwenigsten.

Die idealste Form ist die „freie" Prüfung; ich wohnte solcher im Wupperthal oft bei. Natürlich tritt bei derselben der Unterschied der Kinder in Bezug auf Begabung, Fleiß und Lebenskreis deutlich hervor, aber dies kann bei der Thatsächlichkeit dieser Verschiedenheit auch kein besonderer Schade sein, und noch weniger kann es Aufgabe der Prüfung sein, diesen Unterschied für eine kurze Stunde zu verdecken. Daß diese ideale Form der freien Prüfung hier in Amerika, etwa bis auf ganz vereinzelte Fälle, einfach unausführbar ist, weil die allermeisten Kinder im Gebrauch der deutschen Sprache zu ungelenk sind, ist ja freilich Thatsache, aber sehr zu beklagen.

Das äußerste Extrem dieser freien Prüfung ist nun die völlig unfreie Form derselben, wie sie jener Artikel empfiehlt. Die Kinder haben wohl soviel als irgend möglich aus dem Katechismus gelernt, aber im Blick auf die Prüfung heißt es nun vor derselben: Du sagst die, du sagst die, du sagst die Sprüche auf, die betreffenden Sprüche werden bezeichnet, noch besonders fleißig gelernt, und nun geht bei der Prüfung alles nach der Reihe wie am Schnürchen, ohne Aufenthalt, ohne störendes Eingreifen oder gar Steckenbleiben vor sich. Es ist absolut kein Vorurteil, wenn ich es bezweifle, ja in Abrede stelle, daß bei dieser Art der Prüfung der Eindruck auf die Zuhörer ein wohlthuender sei, das Gegenteil ist mir aus solchen Gemeinden, wo sie stattfindet, schon mehrmals auf das entschiedenste ausgesprochen worden; die Eltern hören die betreffenden Sprüche tagelang vorher wiederholen, wissen, daß ihre Kinder sie wissen, hören sie in der Kirche dieselben aufsagen und haben den Eindruck, daß dieser Akt alles andere, nur keine eigentliche Prüfung, weder eine Glaubens- noch eine Wissensprüfung ist.

Wenn nun aber die völlig freie Prüfung meist unmöglich, und die völlig unfreie verwerflich ist, welcher Weg soll dann eingeschlagen werden? Nun, wie überall, der Mittelweg! Solange ich im Amt stehe, habe ich versucht, diesen zu gehen; ob er bei der Art und Weise, wie ich ihn gegangen bin, als ein „goldener" zu bezeichnen ist, muß ich natürlich dem Urteil anderer überlassen. Es sei mir darum erlaubt, ihn kurz zu beschreiben.

Ich lasse natürlich auch zunächst so viel als möglich aus dem Katechismus von allen Kindern lernen, wobei ich aber alles weglasse, was durch Schwierigkeit des Begriffs und des Satzbaues Aussicht hat, einfach zum mindesten der Vergessenheit anheim zu fallen, teile dabei aber die Schüler in die beiden Klassen der fähigeren und beschränkteren Kinder, auch eilt das Auswendiglernen dem eigentlichen Unterricht voraus und ist von demselben unabhängig. Etwa Ende Januar sind wir auf diese Weise mit dem Katechismus einmal „durch." Nun geht es an eine raschere Wiederholung des Gelernten, und ist auch diese vollendet, so beginnt die specielle Vorbereitung auf die Prüfung, und zwar in folgender Weise. Da ich mich auf mein Gedächtnis nicht allzu sehr verlassen kann, so arbeite ich die ganze Prüfung in Frage und Antwort schriftlich aus. Dabei bilden natürlich die Fragen und Antworten, sowie die Sprüche des Katechismus die Hauptsache, jedoch flechte ich etliche Fragen aus der biblischen Geschichte (Schöpfung, Israel, Moses, Christus) und Bibelkunde, wohl auch einzelne freie Fragen mit ein, im ganzen alles zusammen etwa 150—180 Fragen. Diese gehe ich nun mit den Kindern gründlich durch und sehe darauf, daß möglichst alle Kinder alle diese Fragen beantworten können. Was davon im Katechismus steht, bezeichnen sie sich natürlich, aber kein Kind weiß, welche Fragen von allen es bekommt. Selbstverständlich weiß ich, welchen fähigeren Kindern ich die schwierigeren Fragen stellen darf, um nicht die schwächeren in unnötige Verlegenheit zu bringen. Bei der Prüfung frage ich dann außer der Reihe, wie es sich gerade trifft. Kommt es vor, daß ein Kind eine Frage nicht zu beantworten weiß, so melden sich genug andere, was aber durchaus nicht als eine Störung erscheint.

Ich sagte schon, daß unnötige Verlegenheiten möglichst vermieden werden, sie ganz zu vermeiden ist nicht möglich, da in der Befangenheit das Gedächtnis ein Kind, auch das fähigste, einmal verlassen kann; aber auch nicht gut, denn wenn auch direkte Beschämung oder gar Tadel der Trägen absolut ausgeschlossen bleiben muß, so kann für Kinder und Eltern aus dem geringen Wissen der ersteren sich eine heilsame Demütigung für beide und eine ernste Mahnung und Weckung für die ganze Gemeinde ergeben, in diesem Punkte im einzelnen, mit Schulbesuch etc. noch treuer zu sein, als es leider oft der Fall ist.

So komme ich den Kindern entgegen und wahre doch mir und ihnen die Freiheit, wenn diese auch eine begrenzte ist. Wenn irgend möglich, sollte eine Prüfung und Konfirmation auf einen Tag gehalten werden, um beiden ihren Charakter zu wahren und niemand zu ermüden. Ist der Inhalt der Prüfung seiner Hauptsache nach auch jährlich derselbe, so läßt sich doch die Ausführung immer wieder verschieden gestalten, indem man das eine Mal diese, das andere Mal andere Punkte mehr hervorhebt und betont.

Schließlich sei mir erlaubt, noch auf einen häufigen Gebrauch bei der Konfirmation hinzuweisen, den ich mindestens für unschön halte. Manche Amtsbrüder sind gewohnt, bei der Feier selbst die Namen der Kinder, sowie

deren Gedenkspruch von dem Konfirmationsschein abzulesen und diesen dann dem betreffenden Kinde in die Hand zu geben. Es sieht mir dieses zu sehr nach Überreichung eines Diploms aus, und daß die Kinder dann die übrige Zeit der Feier mit dem Bogen oder der Rolle in der Hand dasitzen, erscheint gerade nicht sehr feierlich. Ich lese Namen und Sprüche aus einem besonderen Einsegnungsbüchlein, das von Jahr zu Jahr fortgeführt wird, und verteile die Scheine nach der Feier, wenn die Kinder die Sakristei verlassen.

Kardinal Newman.

(Aus den den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

(Fortsetzung.)

Dezember 1832 bis Juli 1833 besuchte Newman, zusammen mit Hurrell Froude und dessen Vater die Mittelmeer-Gestade, Italien, Griechenland, Nordafrika. Die Berührung mit römisch-katholischen Kreisen mieden die Freunde. In Rom trafen sie nur einmal mit dem späteren Kardinal Wiseman zusammen. Dessen Aufforderung, den Besuch von Rom zu wiederholen, lehnte Newman ernsthaft ab mit den Worten: „Wir haben daheim ein Werk zu thun.“ Der Prunk des römischen Gottesdienstes stieß ihn ab. In Sicilien, wohin Newman allein ging, und wo er eine schwere Krankheit bestand, suchte er Erquickung im Besuch der Kirchen; er empfand den sänftigenden Einfluß der römischen Kirche wie die Gabe, die ein barmherziger Samariter dem verwundeten Wanderer bietet; aber nur um so schmerzlicher klagte er: „O daß dein Glaube wär' gesund, du Kirche Roms.“ Die einsame Reise durch Sicilien, das heftige Fieber, das er hier durchgekämpft, nur von seinem Diener gepflegt, die wunderbare Errettung, die er erfahren durfte, scheint sein Gemütsleben tief erregt zu haben. Er erzählt: „Am Tage vor meiner Abreise von Palermo saß ich auf meinem Bett und begann bitterlich zu weinen. Mein Diener fragte, was mir fehle. Ich konnte nur antworten: ich habe ein Werk zu thun in England.“ Das Bewußtsein einer göttlichen Mission befestigt sich mehr und mehr in seinem Gemüte. Aus derselben Zeit haben wir einen Brief, vielleicht den merkwürdigsten in der kürzlich herausgegebenen Sammlung. Newman entwirft darin ein Bild seines Charakters. „In der That, das ist es, wie ich mich selbst ansehe: in hohem Grade gleiche ich, wie man das Bild zu gebrauchen pflegt, einer Fensterscheibe, welche Hitze durchläßt, selbst aber kalt ist. Ich habe eine lebhafte Auffassung für die Konsequenzen gewisser, feststehender Prinzipien, besitze eine beträchtliche intellektuelle Fähigkeit, sie zu Ende zu denken, bin der Lage, sie bewundern zu können; besitze rhetorische, theatralische Kraft, sie zum Ausdruck zu bringen. Und da ich keine große, d. h. keine lebhafte Liebe hege zur Welt, sei es Reichtum oder Ehre oder was sonst, hingegen ein gewisses Maß von Festigkeit und Würde des Charakters besitze, so nehme ich das Bekenntnis jener Konsequenzen auf mich, wie ich eine Melodie singen würde, die mir gefällt; — die

Wahrheit liebend, aber nicht besitzend; denn ich erachte mich im Herzen nahezu leer, d. h. mit wenig Liebe, wenig Selbstverleugnung. In denke, ich habe ein Maß von Glauben, das ist alles, und was meine Sünden betrifft, so habe ich nicht wenig Glauben nötig, um dagegen anzukämpfen und ihre Vergebung zu erlangen. Nebenbei, diese Darlegung mag erklären, wie ich die Wahrheit predigen kann, ohne viel an mich selbst zu denken." Es kann befremden, daß diese Schilderung von Newmans Wesen den Eindruck kühler Leidenschaftslosigkeit bietet, welche nicht stimmen will zu dem leidenschaftlichen Pathos, das er sonst so gerne und so erfolgreich walten läßt. Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß dieses Selbstbekenntnis aus einer Zeit tiefen seelischen Drucks stammt und deshalb etwas düster gehalten ist. Und doch giebt es den Schlüssel für mancherlei Vorkommnisse in Newmans Leben und berührt sich mit dem Eindruck nahestehender Freunde, z. B. eines Isaak Williams, der das Vorherrschen des Intellekts in Newmans Charakter und Lebensführung immer als ein gefährliches Ding betrachtete und sagte, Newmann habe die Art gehabt, immer nach Erfolg auszuschauen, nach sinnenfälliger Wirkung.

In stürmischer Hast eilte Newman heimwärts; die gefürchteten Entscheidungen waren im Parlament gefallen, eine nach der andern. Newman brannte darnach, den offenen Kampf gegen den Liberalismns, in welchem er fortan den Antichrist sah, zu beginnen. Am ersten Sonntag nach seiner Heimkunft, 14. Juli 1833, hielt Keble auf der Kanzel der Universität Oxford die berühmt gewordene Predigt über "National Apostasy"; sie war das Losungswort. Die Freunde traten zu geschlossener Vereinigung zusammen. Sie wollten ja nicht römisch, sondern katholisch sein. Es ist der eigentliche, von Gott gegebene Beruf der englischen Kirche, daß sie das Ideal des echten Katholizismus verwirkliche, den Mittelweg zwischen Wittenberg-Genf einerseits und Rom andererseits durchführe, die Mitte halte zwischen protestantischer Ungebundenheit und römischer Gebundenheit des Glaubens. In einer freien Folge von Abhandlungen, „Traktaten," wurden diese Ansichten dargelegt und durch Herausgabe einer „Bibliothek der Kirchenväter" und anderer Werke geschichtlich zu begründen versucht. Katholische Ideale haben allezeit etwas Berückendes; hier trafen sie zusammen mit den Zeitverhältnissen, die nach einer neuen Stärkung und Fundierung der Kirche verlangten, und diese Ideale wurden verkündigt von jungen, feurigen Männern, die einen hohen Ernst der Lebensauffassung, ein reiches Maß von Selbstverleugnung und guten Werken zeigten. Was man sonst nur bei Methodisten und Pietisten zu sehen gewohnt war, der Eifer für innere und äußere Mission, trat nun in hochkirchlichem Gewande auf. Newman war rastlos thätig, die Theorie des „Mittelwegs" nach allen Seiten zu entwickeln in Wort und Schrift; aber bald machten sich im Kreise der Anglokatholiken extreme Stimmen geltend, welche darauf hindrängten, daß der „Mittelweg" in den allbekannten „Römerweg" ausmünde. Sie fanden besonderes Wohlgefallen gerade an den gröbsten Auswüchsen Roms, die dem feineren Sinn Newmans am meisten widerstrebten. Sie erklärten bald, das Glaubensbekenntnis der englischen Kirche

die 39 Artikel, nicht mehr unterschreiben zu können, da diese protestantisch, antirömisch seien. Übertritte zur römischen Kirche mehrten sich; in weiten Kreisen regte sich Argwohn. Newman gab sich unsägliche Mühe, seinen Standpunkt zu wahren und die Stürmer zurückzuhalten, obwohl ihn selbst die Konsequenzen immer weiter vorwärts trieben. Im Jahre 1841 machte er noch den Versuch, in dem berüchtigten Traktat 90 nachzuweisen, daß man die 39 Artikel füglich unterschreiben könne, da sie nicht gegen die eigentliche Lehre, sondern nur gegen zeitweilige Mißbräuche der römischen Kirche gerichtet seien. Einen Artikel um den andern prüfend, will Newman mit dem Scharfsinn eines Advokaten, der eine verlorene Sache führt, zeigen, daß man Glied der englischen Kirche sein und doch so ziemlich alle charakteristischen Lehrpunkte der römischen Kirche sich aneignen könne. Fegfeuer, Ablaß, die Wandlungslehre, Bilder und Reliquienverehrung, keines dieser Dinge sei in den 39 Artikeln eigentlich verworfen. Die Wirkung dieses Traktats war eine merkwürdige. Bisher hatten die meisten dem Treiben der Anglokatholiken halb staunend, halb mißtrauisch zugeschaut; viele hatten sich imponieren lassen. Als nun aber die Engländer hören mußten, daß ihr reformatorisches Bekenntnis in der That einen ganz andern Sinn habe, von römischem Glauben resp. Aberglauben kaum zu unterscheiden, da machte sich das evangelisch-protestantische Bewußtsein der Nation Luft in einem Sturm von Entrüstung. Auf den Straßen und Märkten, überall war Traktat 90 der Gegenstand erregten Gesprächs. Die Behörden der Universität erhoben ihren Protest. Die Bischöfe richteten ihre Hirtenbriefe gegen solchen Versuch, das Bekenntnis der protestantischen Kirche Englands in sein Gegenteil umzudeuten. „Unter dem scheinbaren Vorgeben von Ehrfurcht für das Altertum, von Hochachtung für die Vorbilder der alten Kirche wurden die Grundlagen unserer protestantischen Kirche untergraben von Leuten, die in ihren Mauern wohnen. Die auf den Stühlen der Reformatoren sitzen, verraten die Reformation.“ Newman war betroffen von der Wirkung seines Traktats. Ihm war es mehr und mehr zur Lebensfrage für den Bestand der englischen Kirche geworden, daß dieselbe sich wieder als katholische erkenne und fühle. Durch die Entrüstung des Volkes und der Bischöfe wurde er belehrt, daß die englische Kirche schlechterdings nicht katholisch sein wolle. Es erhob sich nun für Newman im Jahre 1841 zum ersten Mal die bestimmte Frage, ob er innerhalb dieser Kirche bleiben könne, welche sich selbst bewußtermaßen als schismatisch erkläre. Dazu kam in demselben Jahr noch ein anderes Ereignis. Im Juli 1841 vereinigte sich England mit Preußen zur gemeinsamen Gründung eines protestantischen Bistums in Jerusalem. Die Regierungen wechseln ab in der Besetzung des Bischofsstuhles. Der Bischof soll stets die anglikanische Weihe empfangen, soll aber Schutz und Mittelpunkt für alle Protestanten des Orients sein. Daß nun die englische Kirche so in unmittelbare Verhandlung und Verbindung mit dem lutherischen, bischofslosen Preußen trat, daß alle möglichen Protestanten unter den Schutz jenes anglikanisch geweihten Bischofs sollten treten können, ohne ihre bisherigen Irrtümer abgelegt zu haben, das

schien Newman ein Greuel; er protestierte öffentlich gegen diese Abmachung; er sah darin die amtliche Erklärung, daß die englische Kirche keinen Wert lege auf ihr eigenes Bekenntnis, auf ihre historischen Prinzipien. Ob er in dieser so unkatholischen, protestantischen Kirche Englands bleiben könne, ohne seine Seligkeit zu riskieren, das war für ihn fortan die quälende Frage, um so peinlicher, da er seinen Widerwillen gegen einzelne Mißbräuche der römischen Kirche, wie Anrufung der Heiligen und der Maria, sowie die Oberherrschaft des Papstes immer noch nicht überwinden konnte. Es war noch nicht lange her, daß Newman in den schärfsten Worten gegen Rom gesprochen. Hatten die Freunde seiner Zeit aus Italien den Eindruck mitgenommen, daß „diese katholischen Länder in ganz besonderem Maße die Wahrheit aufzuhalten scheinen in Ungerechtigkeit; daß die dortige Priesterschaft auch den frechsten Eingriffen des Staats nicht zu widerstehen wage; daß die englische Kirche denn doch nicht nur in der Lehre der Wahrheit näher sei, sondern auch in der Praxis besser arbeite," so hat Newman im Jahre 1837 diejenigen, welche der römischen Kirche zustrebten, folgendermaßen gewarnt: „Zu spät werden wir finden, daß wir in den Armen einer unbarmherzigen, unnatürlichen Verwandten sind, die nur triumphiert mit den Künsten, die uns in ihren Bann gelockt haben; denn in Wahrheit ist sie eine toll gewordene Kirche, verschlagen, versteckt, eigensinnig, boshaft, grausam, unnatürlich, wie Verrückte sind; oder eher könnte man sagen, sie gleiche einem Dämonischen, besessen von Grundsätzen, Gedanken, Bestrebungen, die nicht ihr eigen sind. So ist sie ihr eigentliches Selbst nur dem Namen nach und, bis Gott so gnädig ist, sie wieder herzustellen, müssen wir sie behandeln, als wäre sie jener Böse, der sie regiert." Noch 1840 deutet Newman das Wort: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," auf Rom und sagt: „wir sehen, wie es versucht, unter uns Konvertiten zu gewinnen durch unwahre Darstellung seiner Lehren, durch wahrscheinlich klingende Behauptungen, durch kühne Beteuerungen, durch Apell an die Schwächen der menschlichen Natur, an unsere Einbildungen, unsere Excentricitäten, falsche Philosophien. Wir sehen, wie ihre Agenten lächeln und winken und nicken, um Aufmerksamkeit zu erregen; wie es Zigeuner machen mit den Gassenbuben, so bieten sie Ammenmärchen aus, hübsche Bilder und vergoldetes Zuckerbrot, Medizin versteckt in Konfekt und Zuckerbohnen für brave Kinder. Wir Engländer lieben Männlichkeit, Offenheit, Folgerichtigkeit, Wahrheit. — Solange nicht Rom aufhört, das zu sein, was es faktisch ist, solange ist eine Vereinigung zwischen Rom und England unmöglich. Aber wenn es reformiert (und wer möchte im voraus sagen, daß ein so großer Teil des Christentums es niemals kann?), dann wird es Pflicht unserer Kirche sein, sofort in Gemeinschaft mit den (katholischen) Kirchen des Festlandes zu treten, was irgend unsere Politiker dazu sagen mögen."

In demselben Maße aber als die Entwicklung der Dinge, der thatsächlichen Verhältnisse ihn aus der englischen Kirche hinauszudrängen schien, kam er innerlich zu der Überzeugung, daß die Kirche Englands im Unrecht, die Kirche Roms im Recht sei, daß keine eigentlichen Gründe vorlägen, in der

anglikanischen Kirche zu bleiben, keine eigentlichen Einwände dem Anschluß an die römische im Wege ständen. Doch vollzog sich der Wechsel für Newman auch jetzt noch langsam, zögernd und nur unter den größten Anfechtungen von innen und außen. Nicht zu reden von dem leidenschaftlichen Argwohn der energisch protestantischen Kreise; bisherige Gesinnungsgenossen, die in ihm den erlesenen Führer zur Belebung und Erneuerung der eigenen Kirche verehrt hatten, wurden irre. Andere drängten ungeduldig romwärts, dieweil er selbst immer noch zauderte. Das sensible Gemüt Newmans fühlte sich mit tausend Fäden an die Kirche Englands gebunden durch eine Fülle der besten Erinnerungen. Er meinte sich seine Stellung in derselben noch so zurechtlegen zu können, daß er sagte, die englische Kirche sei in einer ähnlichen Lage wie in den Zeiten des A. Testaments das Zehnstämmereich, losgelöst von dem wahren Gottesdienst, und doch noch ein Gegenstand göttlicher Gnade, der Schauplatz großer Propheten. So müßten auch jetzt noch ernste Christen innerhalb ihrer Kirche bleiben, der eigenen besseren Erkenntnis still sich getröstend, wenn auch trauernd darüber, daß ihre Kirche als solche sich geschieden halte von dem großen Verband der katholischen Christenheit. Die Bedrängnis Newmans wurde immer größer. Von der Führung der anglokatholischen Partei zog er sich zurück. Sie ging auf Pusey über. Seine Stellung als Prediger an der Marienkirche legte er nieder; er dachte weiter amtieren zu können in Littlemore, einer kleinen Kaplanei nahe bei Oxford. Bald gab er auch dieses Amt auf, um als Laie innerhalb der englischen Kirche zu verbleiben und seine Ideale im kleinen Freundeskreis zu verwirklichen. Aber immer brennender trat ihm die Frage vor die Seele: „wenn ich heute als Glied der englischen Kirche stürbe, könnte ich selig sterben?" Dann quälte ihn wieder die andere Frage: „wenn du dich für die römische Kirche entscheidest, bist du dann deiner Wahl auch wirklich gewiß?" Ängstlich schaute er nach Zeichen aus, die ihm Gewißheit geben sollten. Er machte sich daran, die Lehren der römischen Kirche noch einmal durchzuarbeiten und auf ihren Zusammenhang mit der alten Kirche zu prüfen; mit Sicherheit meinte er nun zu finden, daß die Ansätze zu den römischen Lehren und Bräuchen alle schon im frühesten Altertum vorlägen, daß die römische Kirche nur die konsequente Entwicklung dessen biete, was Christus gelehrt und die Urkirche gewollt. Noch ehe Newman sein Buch über „Die Entwicklung" fertig hatte, ließ er sich Oktober 1845 in den Schoß der römischen Kirche aufnehmen.

(Schluß folgt.)

Schulbriefe.

I.

Es sind nun vierzig Jahre, daß ich unterrichtsweise thätig gewesen bin, drüben und hüben, in verschiedenen Verhältnissen und an gar verschiedenen Anstalten. Wenn ich also mich daran mache, Schulbriefe zu schreiben, so wird man es mir wohl glauben: Mein Urteil stützt sich auf Erfahrung. Und mit diesen Erfahrungen trete ich der synodalen Schulfrage näher, um

durch Vorschläge zur Güte mildern zu helfen, wo es not thut, und es thut not, daß diese Schulfrage endlich einmal so geregelt werde, wie es vor Gott gerecht und den Menschen wert ist.

Unsere synodale Schulfrage ist in zwei Punkten zu erledigen, der Gründung eines, vom Proseminar unabhängigen Lehrerseminars, und der Stellung der Lehrer zu den Gemeinden, und dadurch auch zu der Synode. Die erste Frage ist durch die '89er Generalsynode in Evansville dahin erledigt worden, daß das Lehrerseminar vom Proseminar getrennt werden solle, und da die Gemeinde in Hoyleton, Ills., ein annehmbares Gebot machte, erfolgte der Beschluß, daß sofort mit der Verlegung des Lehrerseminars nach Hoyleton vorgegangen werden sollte. Aber es ist nicht geschehen, und im Friedensboten sucht das Direktorium der Lehranstalten nach einem geeigneten Platze. Für einen Uneingeweihten drängt sich die Frage auf, was das bedeuten soll? Ich will nicht annehmen, daß es auf eine Verschleppung der Sache abgesehen ist, denn wenn einmal die Verlegung durch die Generalsynode beschlossen ist, so hatte die Exekutive das Ihrige zu thun, das heißt, dem Beschlusse nachzukommen. Nun scheinen die Versuche zur Auffindung eines geeigneten Platzes erfolglos geblieben zu sein, und doch muß das Direktorium mit einem Bericht vor die nächste Generalsynode treten, ja schon vor die '92er Distriktskonferenzen. Damit nun da alles in Güte verlaufe, darum ein Vorschlag zur Güte: Brüder, zanket nicht, es finden sich ja Mittel und Wege zum Ausgleich, und es thut not und gut, daß wir zur rechten Zeit uns klar machen, und dies erfordert, daß wir gegenteiliges Urteil ohne Voreingenommenheit erwägen und ohne Bitterkeit den eigenen Standpunkt kund geben, bedenkend, daß in einer Gesamtheit jeder Einzelne zum Ausdruck seiner Meinung berechtigt ist. So spreche ich mich auch frei dahin aus:

1. Die Synode hat die Pflicht, für ihre Gemeindeschulen Lehrer auszubilden, die den Anforderungen im Schul- und Kirchendienst entsprechen können. Damit meine ich, daß die musikalische Fertigkeit für Orgelspiel etc. ein notwendiges Erfordernis ist. Als Demonstration gegen das Illinois Schulgesetz haben wir '90 ein Schulhaus neben der Kirche gebaut, in dem ich selber Konfirmandenschule halte. Wollte ich aber einen Gemeindeschullehrer hier angestellt wissen, dann verlangen die Leute, daß der Lehrer auch die Orgel spielt.

2. Die Vereinigung von Proseminar und Lehrerseminar war seinerzeit ein Notbehelf aus finanziellen Gründen. Wer die Unzuträglichkeiten dieser Vereinigung aus persönlicher Warnehmung kennt, der wird zugestehen, daß es gut sei, die beiden Anstalten auseinander zu halten, und das wird ganz gut gehen, auch finanziell, wenn man sich's abgewöhnt, durch die Tausende und aber Tausende nach Indien zu paradieren. Wir haben Heidenkinder genug im Lande, und damit auch alle Ursache, unser Kollektengeld so zu verwenden, daß wir allererst daran denken: Wie helfen wir uns selbst? — zu einer guten, christlichen Schule? Zweierlei gehört dazu, der gute Wille der Gemeinde und der tüchtige Lehrer, der dem guten Willen der Eltern durch

seine Leistung entspricht. Geschieht das, dann werden uns die Mittel nicht ausbleiben, ein selbständiges Lehrerseminar zu unterhalten.

3. Ich sage, zu unterhalten, weil ich weiß, daß gründen leichter ist, als unterhalten. Auch in dieser Beziehung mache ich einen Vorschlag zur Güte. Schon in Evansville machte ich darauf aufmerksam, daß es zweckentsprechend sei, das Lehrerseminar an eine Waisenanstalt anzulehnen. Der Grund war ein doppelter. Einmal der finanzielle: Für ein Waisenhaus läßt sich leicht kollektieren — und das mit ihm verbundene Seminar hat daraus den Vorteil, der aus einer gemeinsamen Verwaltung hervorgeht. Dann aber, und das ist mir die Hauptsache: Das Lehrerseminar muß eine Übungsschule haben, die unter der Kontrolle des Seminar-Inspektors steht, unabhängig von irgend welchem gemeindlichen Einfluß. Es ist erwünscht, daß erfahrene Männer sich über diesen Punkt eines weiteren auslassen, um so mehr, als uns Gelegenheit geboten wird. Sonst sagt man wohl: Nomina sunt odiosa, aber ich kenne auch noch ein anderes Wort, das lautet: Nomina sunt omina. Als ich davon hörte, daß zur Gründung des Lehrerseminars in Lincoln, Ills., Anknüpfung gemacht sei — da dachte ich sofort an Lincoln, Nebr., das Waisenhaus des Br. Heiner. Ich habe mich an ihn gewandt, und er ist geneigt, in irgend einer Weise der Synode zu genanntem Zwecke zu dienen. Durch den Augenschein kenne ich die Anstalt nach ihrer Lage und Einrichtung, und bekenne offen, daß die Synode gut thut, wenn sie dort anknüpft. Die Lage ist schön, Grund und Boden ausreichend, die Bevölkerung meist deutsch, Lincoln selbst eine Stadt im Aufblühen — und dann, und nochmals, dann: falls das Seminar aufgegeben werden müßte, dann fällt das Erbe an ein Waisenhaus.

Und wenn es nun zur Beschlußfassung in den Distriktskonferenzen und der Generalsynode kommt, da wolle man sich doch hüten vor nochmaliger Verschleppung der Schulfrage. Alle möglichen Formalitäten werden peinlichst beobachtet und damit viel Zeit vertrödelt. Warum stellt man denn die Schulfrage immer erst zur Beratung, wenn die Konferenzglieder schon nach „heim" verlangen? Auf allen Konferenzen sollte dies Jahr die Schulfrage zuerst behandelt werden, damit dieser Jeremiade endlich ein Ende gemacht werde. C. Kunzmann.

Wilhelm August Heinrich Säger.

Zurückgekehrt von der Bestattung des lieben Entschlafenen, hielten die Lehrer, meistens Glieder unseres Lehrervereins, unter Vorsitz von Präses Packebusch noch eine kurze Versammlung ab. Es wurde einstimmig der Wunsch ausgesprochen, es möge von dem Verewigten ein Nachruf in der Theol. Zeitschrift erscheinen, weil Säger ja der Redakteur des pädagogischen Teils gewesen. Diesen Nekrolog zu schreiben, wurde dem Unterzeichneten übertragen. Obwohl nun derselbe diese Arbeit gern einem andern überlassen hätte, so fühlte er sich doch nicht gerechtfertigt, den Wunsch der Lehrer

abzuschlagen, besonders da man noch geltend machte, daß ich sein Schüler gewesen sei und Glied des Lehrervereins solange wie der Entschlafene. Und so möchte ich dann diese Arbeit als einen kleinen Tribut der Liebe gegen meinen alten Lehrer angesehen haben.

Wie Säger so recht schlicht und allen Lobpreisungen abhold war, und so still und bescheiden durchs Leben gepilgert ist, so wäre es gewiß nicht nach seinem Sinne gehandelt, wollte man viel Rühmens machen. Wer unsern Säger gekannt hat, der weiß, daß gerade ein tüchtiger Mann und Lehrer bescheiden sein kann. Unter seinen zurückgelassenen Schriften finden sich auch einige Notizen über sein Leben, doch meistens nur nackte Thatsachen und wenn er etwas rühmt, so ist es die Gnade Gottes.

Wilhelm August Heinrich Säger erblickte das Licht der Welt am 13. Mai 1819 zu Holzhausen bei Pyrmont, im Fürstentum Waldeck. Kaum war er zwei Jahre alt, da starb sein Vater. In seinem Geburtsort besuchte er bis zu seiner Konfirmation die Schule. Als er 13 Jahre alt war, starb der Lehrer und Säger hat drei Monate lang die Schule allein geleitet. Daraus geht gewiß hervor, daß er als Schüler seine Zeit gewissenhaft angewandt hat und treu und fleißig war. Als er konfirmiert wurde, nahm er, wie er selbst erzählt, unter viel Thränen von seinem Lehrer Abschied. Auch dies ist ein bemerkenswerter Zug. Heutigen Tages freuen sich die meisten Knaben, wenn sie aus der Schule kommen, — was ja bei vielen die Konfirmation bedeutet — und also der Aufsicht des Lehrers Valet sagen können. Der Lehrer gab ihm den Rat, er möge sich dem Lehrerberufe widmen. Zu diesem Schritte mußte erst die Einwilligung seines Vaters, oder vielmehr Stiefvaters, dem er aber das Zeugnis giebt, daß er ihn erzogen und behandelt habe, wie ein rechter Vater es nicht besser könne — eingeholt werden, der dann auch dieselbe gab. Als Vorbereitung fürs Seminar erhielt Säger Privatunterricht von dem Lehrer und Pastor des Ortes. Von Ostern 1836 bis Herbst (Michaelis) 1837 besuchte er das Seminar in der Stadt Hannover. In dem Zeugnis, das ihm von dem damaligen Inspektor Dr. Rettig ausgestellt wurde, wird besonders sein tadelloses Betragen und sein rühmlicher Fleiß hervorgehoben und daß er in den für einen Volksschullehrer nötigen Kenntnissen und Fertigkeiten hinreichend ausgebildet sei. In fast allen Fächern hat er das Prädikat gut und sehr gut. Nun war Säger erst 18 Jahre alt. Noch im selben Jahre übernahm er eine Privatlehrerstelle in Corbach, im Fürstentum Waldeck. Ungefähr acht der begüterten Familien ließen ihre Kinder von ihm unterrichten. Er wohnte abwechselnd je eine Woche bei den verschiedenen Familien. Gut hatte er es bei den Leuten, denn die einzelnen Familien wetteiferten in Bezeigung ihrer Aufmerksamkeit gegen ihn. Da Säger den Schülern auch Musikunterricht erteilte, so wurden die Abende in fröhlicher Gesellschaft bei Gesang und Spiel verlebt. Nach und nach gefiel dies ihm aber nicht mehr; er wollte ja auch nicht Privatlehrer bleiben, und wandte er sich daher an den Superintendenten und bat um eine Anstellung als Volksschullehrer. Der Herr Superintendent tröstete ihn mit den Worten:

er wolle ihm eine Stelle geben, sobald er einen passenden Mann für seinen jetzigen Platz finde. Dabei blieb es aber; ob der Mann keinen passenden an seine Stelle finden konnte oder wollte — genug, Säger blieb Privatlehrer. Endlich riß dem geduldigen Säger doch die Geduld, und dazu ereignete sich etwas im Jahre 1844, das bestimmend auf sein späteres Leben wirkte.

Säger schreibt selbst folgendermaßen:

„In meinem Herzen und Gewissen wachte ich aus dem Schlafe der Sünde auf, und in tiefer Buße und Sündenerkenntnis sehnte ich mich nach Trost und Frieden. Meine bisherige mehr rationalistische Glaubensrichtung gewährte mir keinen Frieden. In dem Buche „Arndt's wahres Christentum," das mir von einem Freunde geliehen wurde, fand ich die rechte Quelle des Trostes und des Friedens für arme Sünder; aber das gläubige Schöpfen aus dieser Quelle wurde mir noch vorenthalten, sodaß die Gewißheit der Vergebung meiner Sünden und der Friede mit Gott mir noch fehlten. In diesem Gemütszustande hatte ich keine Freudigkeit, in meiner bisherigen Stellung zu verbleiben." Und da der Superintendent auf wiederholte Bitten doch keine Anstellung gab, so beschloß Säger, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Ohne von seinem Stiefvater persönlich Abschied zu nehmen, aus Furcht, er möchte ihn an seinem Vorhaben hindern, reiste er 1844 von seiner Heimat nach Amerika. Im Februar 1845 kam er nach St. Louis und eröffnete noch im selben Monat mit 26 Schülern eine Privatschule in einem Hause, das erst kürzlich niedergerissen ist. Manche Not hatte Säger hier doch zu bestehen. Pastor Wall, einer der Väter unserer Synode, hatte im nördlichen Stadtteil die erste deutsche evang. Gemeinde gegründet (die jetzige St. Petri Gemeinde); zu dieser hielt sich Säger und wurde Glied derselben. Im Herbst des Jahres 1846 übernahm die Gemeinde die Schule und Säger konnte mit seinen Schülern in das Basement der neuen Kirche einziehen. Nun war seine Existenz doch etwas gesichert und endlich war das Ziel seiner Wünsche, Gemeinde-Schullehrer zu sein, erreicht. Wie froh mag da das Herz des lieben Mannes geschlagen haben! Im Verlaufe eines Jahres wuchs die Schülerzahl so, daß eine zweite Klasse eingerichtet werden mußte. Lehrer Heinrich Herzog wurde berufen, und haben die beiden in Liebe und Frieden zusammen gearbeitet. Die Schule nahm immer an Schülern zu, sodaß zu meiner Schulzeit fünf Lehrer angestellt waren. Die Schule war überhaupt als eine gute bekannt und kamen Schüler aus weiter Entfernung. Säger hat nur diese eine Stelle bedient und war beinahe 38 Jahre an der Gemeinde thätig. Gewiß ist dies eine sehr bemerkenswerte Thatsache, wenn man bedenkt, daß nicht immer die rosigsten Verhältnisse in der Gemeinde herrschten. Säger ist gewiß auch öfters versucht worden, seinen Posten zu wechseln; aber er blieb und harrte aus, sich dessen sicher bewußt, daß der Herr ihn bleiben hieß. Der Segen, den er in diesen Jahren gestiftet, läßt sich nicht berechnen. Viele der jetzigen Gemeindeglieder waren seine Schüler und hat er noch die Kinder mancher seiner Schüler unterrichten dürfen. Gewiß alle seine einstigen Schüler werden ihrem lieben Lehrer ein treues Andenken wahren.

In der Schule war Säger treu und sehr gewissenhaft. Wie ernst war er, wenn er uns die biblischen Wahrheiten erklärte; wie genau, wenn wir Katechismus memorieren mußten. Als wir in den Konfirmandenunterricht kamen, brauchten wir uns nicht mehr mit Auswendiglernen quälen, es war nur ein Wiederholen, und konnte der Herr Pastor fast die ganze Zeit dazu anwenden, uns in die Heilswahrheiten tiefer einzuführen. In den religiösen Fächern war Säger sehr genau, aber auch in den andern war er nicht minder pünktlich. Er hatte in manchen Beziehungen seine eigene Methode, war nicht ein Nachbeter eines andern. Was er als probat erprobt hatte, daran hielt er fest.

In seinem Umgange mit Schülern war Säger, obwohl freundlich, doch recht ernst. Durch Späße die Kinder an sich zu ziehen, hat er nie versucht. Er war sich der großen Verantwortlichkeit den Kindern gegenüber immer bewußt. Habe nie gesehen, daß irgend welche Ungezogenheiten der Kinder ihn außer Fassung brachten; er paarte Milde mit Ernst. Entsinne mich nicht, daß je ein Schimpfwort, das vielleicht den unartigen Schüler doch kränken könnte, über seine Lippen gekommen ist. Er war eben ein Schulmeister von Gottes Gnaden und wir hatten alle Ehrfurcht vor ihm, die ihm auch in späteren Jahren erhalten wurde. Die Ewigkeit wird erst zeigen, wie viel Segen der liebe Mann gestiftet hat.

Säger konnte auch recht erbaulich p r e d i g e n. Wenn er dann und wann den abwesenden Pastor im Gottesdienst vertreten mußte, so hielt er eine freie Predigt, nicht las er sie. Und gern wurde er gehört; denn seine Worte kamen von und gingen darum zu Herzen. Der Orgel wußte Säger gediegene, dem Gottesdienst angemessene Töne zu entlocken. Er war nicht Organist, um seine Kunstfertigkeit zu zeigen durch Effekthascherei, sondern um die Choräle würdig zu begleiten und die Gemeinde durch passende Vor- und Nachspiele zu erbauen.

Im Herbst 1882 wurde Säger in den wohlverdienten Ruhestand gesetzt. Doch ganz und gar ruhen konnte er nicht, er war zu sehr an Thätigkeit gewöhnt. Er gab etwas Musikunterricht und machte sich auch besonders nützlich, indem er die Kranken und Alten öfters, auch im Barmherzigen Samariter Hospital besuchte. Manches Trostwort hat er zu den Einzelnen gesprochen, wie auch mehrere Male durch Predigen an Sonntagen. Alle diese und deren Freunde bewahren ihm daher ein liebevolles Andenken.

Im Jahre 1850 hatte Säger mit Frl. Karoline Berghorn den Bund der Ehe geschlossen. Dieselbe war eine recht glückliche. Drei Söhne und zwei Töchter, nebst der Witwe überleben den Vater, ein Sohn und eine Tochter sind ihm in die Ewigkeit vorangegangen.

Als sich Säger dem Lehrerverein bei der ersten Jahresversammlung anschloß, wurde er auch gleich zum Präses erwählt und hat seitdem das Amt immer verwaltet. Wiewohl er in den letzten Jahren öfters den Wunsch aussprach, der Verein möchte wegen seines zunehmenden Alters einen andern wählen, so fügte er sich doch bereitwillig dem Entscheid des Vereins und blieb

Vorsitzer bis der Herr ihn des Amtes enthob. Kein Mensch ist unersetzlich, doch ist Säger in mancher Hinsicht schwer zu ersetzen. Der erfahrene Schulmann hat auf den jährlichen Konferenzen manchen praktischen Wink und Rat erteilt. Seine herzinnigen Ansprachen und brünstigen Gebete waren wie frisches Quellwasser für die Glieder. Ein Beter wie er, wird es wenige geben. Auf den Konferenzen mahnte Säger immer zum Frieden, jedoch trat er für das Wohl der Lehrer und die Würde des Lehrerstandes energisch ein. Manchem bedrängten und entmutigten Kollegen hat er Mut und Trost zugesprochen und Hülfe geschafft. Solche werden gewiß sein Andenken doppelt segnen. Auch darin, daß Säger in den letzten Jahren noch Präses blieb, müssen wir die wunderbare Hand Gottes sehen. Die Witwe dankt Gott dafür. Keiner hätte das Präsesamt besser versehen können und zudem gaben die verschiedenen Korrespondenzen etwas Abwechslung und angenehme Beschäftigung.

Liebevoll und mit sanfter Hand schloß der Tod am 13. Dezember 1891, vormittags, die Augen des müden Erdenpilgers, gleichsam als wollte er ihm den Schmerz der Trennung ersparen. Friedlich wie sein Leben, war auch sein Ende. Im Verlaufe der Predigt bei der Leichenfeierlichkeit, s. Frdsb. No. 1 1892, sagte Pastor Klick: Wenn ich mir etwas wünschen soll, so wäre es dieses: Ein so arbeitsvolles Leben, eine solche glückliche Familie und ein solches sanftes seliges Entschlafen.

Träufte mir von Segen dieser Mann
Wie ein Stern aus bessern Welten;
Denn ich kann's ihm nie vergelten,
Was er hat an mir gethan!

F. Gieselmann.

Der erste deutsche Leseunterricht.

Von Lehrer H. Thoms.

Im Hinblick auf den zu Ostern bevorstehenden Wechsel in unseren Schulen, hautsächlich Aufnahme neuer Schüler, möchte vielleicht eine Illustration der Methode des Lesenlehrens manchem Kollegen von Nutzen sein. Verfasser hat aus diesem Grunde sich bewogen gefühlt, seine Methode klarzulegen. Auf den Begriff des Lesens soll hier nicht erst eingegangen werden; ebenso ist es nicht die Aufgabe, die verschiedenen Lesemethoden zu charakterisieren. Es sei in Betreff der Methode nur gesagt, daß die Buchstabiermethode schon seit einem halben Jahrhundert in der Rumpelkammer liegt — Brauchbares kommt wohl nicht dorthin — und daß ebenso die reine Lautiermethode als unzweckmäßig verworfen ist. Die natürlichste Methode ist die Schreib-Lesemethode. Dr. Joh. Bapt. Graser, der Schöpfer der Letzteren, nannte die Buchstabiermethode eine Tortur des Geistes und die reine Lautiermethode ein Gezisch und Geflitsch — die erste Kinderqual. — Wir entscheiden uns also für die Schreib-Lesemethode. Diese behandelt die Laute als Lautbilder. Das eigentliche Neue an dieser Methode giebt uns schon der Name Schreib-Lesemethode, also die Methode

des Schreibend-Lesenlehrens und Lesenlernens Graser ging von dem historischen Grundsatze aus, daß die erste Schrift eine Schreibschrift gewesen, also das erste Lesen ein Lesen nach Schreibschrift gewesen sein müßte. Will man nun naturgemäß unterrichten, so muß man zuerst im Schreiben und dann im Lesen unterrichten. Die Kinder sollten aber bei jedem Buchstaben, den sie schreiben lernten, einen Schritt im Lesen vorwärts machen. Dies genau durchzuführen ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da man sich dabei sowohl nach der Schreibschwierigkeit als auch nach der Leseschwierigkeit zu richten hat, welche beiden Begriffe aber weit auseinander gehen. Im Nachfolgenden soll gezeigt werden, wie diese Schwierigkeit im großen und ganzen zu überwinden wäre. In allen Stücken läßt sich dieselbe nicht fortschaffen. Man wäre auf einem gefährlichen Irrwege, wollte man von einem Kinde, welches eben in die Schule eintritt, verlangen, es sollte ein vorgeschriebenes i sofort nachschreiben, wenn es nicht zuvor mit den Buchstabenelementen bekannt ist. Noch schwerer würde man aber im Lesen etwas erreichen, wenn man da gleich anfangen wollte mit den Lautzeichen. Auch hier sind die Vorübungen von großer Wichtigkeit. Zu den Vorübungen sind dreierlei Übungen zu rechnen, nämlich: Sprechübung, Silben- und Lauttrennung.

Die Sprechübung. Freilich können die Kinder schon sprechen wenn sie in die Schule kommen; jedoch ist diese Sprache unter unsern Verhältnissen, wo Kinder aus allen Ländern mit verschiedenen Sprachen, so solche, die nur englisch sprechen, in unsere Gemeindeschule eintreten, vom pädagogischen Standpunkte keine Sprache, am allerwenigsten eine deutsche Sprache zu nennen. Die Verschiedenheit in der Aussprache muß gehoben und alle Kinder in der herrschenden Schulsprache gefördert werden. Daher sind die Sprechübungen von außerordentlichem Nutzen, denn man muß das Kind erst reden lassen, ehe man es lesen lehrt. Durch die Sprechübungen sollen Mund und Ohr des Kindes geübt werden. Das Ohr soll den Klang des Wortes, des einzelnen Lautes auffassen, damit der Mund befähigt wird, es schön und richtig auszusprechen. Den Stoff zu diesen Übungen liefern die Bilder in unserer Schulfibel. Diese müßten aber an die Wandtafel gezeichnet werden. Bei diesen Zeichnungen kommt es nicht darauf an, daß dieselben in allen Teilen vollendet sein, nur muß das Gezeichnete richtig und sauber sein, damit die Kinder das Notwendige deutlich erkennen können. Sollte ein Lehrer nicht so viel zeichnen können, so sind die Bilder groß genug, um unmittelbar aus der Fibel verwandt zu werden. Man muß aber dabei die Kinder zu spannen wissen, damit sie sich nicht durch die anderen Bilder auf den beiden aufeinander folgenden Seiten zerstreuen lassen. Es mag nun vielleicht gefragt werden: wie lange sind diese Sprechübungen vorzunehmen? Für unsere Verhältnisse würde es sich wohl empfehlen, nicht zu lange bei denselben zu verweilen. Die Eltern unserer Schüler wollen eben sobald als möglich einen Erfolg sehen. Aus diesem Grunde läßt Verfasser die Sprechübungen nur so lange dauern, bis die elementaren Vorübungen für das Schreiben bewältigt sind. Letztere können als abgemacht betrachtet werden, wenn die Kinder fähig sind, Haar-

und Grundstriche regelrecht zu verbinden, wie z. B. im m. Nachher folgen selbstverständlich Sprechübungen bei jeder Leselektion, die schwersten Wörter aus derselben erläuternd.

Silben- und Lauttrennung. Die Pädagogik verlangt diese Vorübungen als gesonderte anzusehen. Dieses wäre auch wohl möglich in einer vierklassigen Schule, woran der Verfasser arbeitet; doch ist es in einer einklassigen Schule nicht zweckmäßig. Verfasser beginnt auch schon hier mit dem Lesen der Lautzeichen auf dem Wege der Silben- und Lauttrennung. Für den Erfolg ist es aber nötig, daß der Lehrer die nötigen Hülfsmittel zu gebrauchen versteht. Diese sind in der Hand des Lehrers die Lesemaschine nnd die Wandtafel. Verfasser ist jetzt nicht imstande, eine Lesemaschine als die beste zu empfehlen, vielleicht später. Gehen wir also jetzt zum ersten Bilde in der Fibel. Die beiden Wörter „Igel" und „Ziege" werden herausgenommen und beide in Silben zerlegt. Der Lehrer spricht das Wort in Silben vor, indem er hinter jeder Silbe mit der Stimme absetzt. Dann fragt er: Wie viele Male setzt man mit der Stimme ab? Ein solcher Stimmabsatz heißt eine Silbe. Wie viele Silben hat also das Wort „I-gel?" Wie heißt die erste Silbe? Wie heißt die zweite? Nachdem beide Wörter auf diese Weise behandelt sind, schält man den Laut heraus, indem man fragt: Welchen Laut hört ihr zuerst, wenn man sagt „I-gel?" dementsprechend fragt man nach demselben Laut in „Zie-ge." Ist das geschehen, wird zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß das Zeichen für diesen Laut unter dem Bilde steht und läßt ihn sprechen.

Man nimmt das Zeichen aus dem Lesekasten und führt es an der Lesemaschine vor. Male den Buchstaben dann noch an die Wandtafel und lasse den Laut öfters sprechen. Sorge überhaupt von vornherein für die Befestigung des Lautbildes in der Vorstellung des Kindes. Darauf folgt die Einübung des Schriftzeichens für diesen Laut. Er wird zu dem Zwecke an die Wandtafel geschrieben und die Kinder sind imstande auf Grund der Vorübungen das Zeichen auf die Tafel zu bringen. Das einzig Neue ist der Punkt, der bei den Vorübungen übergangen wurde. So behandeie man jedes Bild. Die Schriftzeichen werden den Kindern keine Schwierigkeiten bereiten, da in der Anordnung unserer Synodal-Fibel die Schwierigkeit in den Vordergrund zu treten scheint.

Leseübungen. Auf Seite 4 folgt dann schon die erste Leseübung. Verfasser erscheint dies ein wenig zu früh, wenigstens ist die Anwendung von geschärften Vokalen hier nicht am Platze. Aus dieser Übung, wenn sie überhaupt durchgenommen werden soll, könnten allenfalls die Wörter: eine, meine, ein, mein, nein, herausgenommen und in folgender Weise behandelt werden. Man stellt die Lautzeichen auf und zwar so, daß das Wort in Silben erscheint. Bei dem Worte ei-ne ist die erste Silbe bekannt, wir haben also die zweite einzuüben. Die Kinder sprechen hier das n und zwar so lange, bis das e damit verbunden wird. Das geschieht durch Zusammenschieben oder auf irgend eine andere Weise, wie es eben die Lesemaschine möglich macht. Ebenso ge-

schieht es mit dem Wort mei-ne u. A. Sorge hierbei dafür, daß die Kinder vor der Verbindung der Laute nicht mit der Stimme absetzen. Solches ist für das fernere Leben von großem Nutzen. Auf Seite 8 würde Verfasser beginnen, die ganze Leseübung zu behandeln und Wort für Wort an der Lesemaschine zu üben. Die mündliche Behandlung erstreckt sich nur auf die schwersten Wörter. Es ist nämlich nicht zu vergessen, daß jede Leseübung auch Sprechübungen erfordert. Die jeder Leseübung beigegebenen Schreibvorschriften geben den Stoff für die Schreibübungen. In der angegebenen Weise behandle die Fibel bis Seite 35, und man kann zufrieden sein, wenn man in einem halben Jahre die Fibel bis dahin erfolgreich behandelt. Die Seiten 37—49 enthalten die großen Buchstaben. Dieser Teil bietet für das Lesen wenig Schwierigkeit, da die kleinen Buchstaben bekannt sind. Hier beginnt dann das Abschreiben der Lektion. Auch das wird den Kindern nicht schwer fallen. Auch die 3. und 4. Stufe, Dehnungs- und Schärfungslaute, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Eine gewisse Schwierigkeit taucht wohl erst wieder auf bei den Konsonanten-Anhäufungen am Schluß oder zu Anfang der Wörter. Verfasser läßt jedoch die Konsonanten am Ende nie zusammen aussprechen, sondern übt dieselben in folgender Weise: meist (mei-st), Fürst (Für-st), nimmst (nimm-st), schweigst (schweig-st), sprichst (sprich-st). Die Konsonanten-Anhäufungen am Anfange eines Wortes sind jedoch im Zusammenhange zu sprechen, welches übrigens auch ohne große Schwierigkeit überwunden wird. Was nun noch die zusammenhängenden Lesestücke in der Fibel anbelangt, so sind dieselben zuerst vom Lehrer musterhaft vorzulesen, damit die Kinder einen Gesamteindruck bekommen, und dadurch zum Verständnis gebracht werden. Dann werden dieselben durch leichte Fragen abgefragt, und bieten dieselben dann auch noch Stoff zur mündlichen Wiedergabe. Kleine Gebete, Gedichte und Fabeln werden von den Kindern mit Nutzen auswendig gelernt.

Damit soll das erste Schuljahr im deutschen Lesen abschließen. Wird der Stoff recht verarbeitet, dem Kinde so zum Bewußtsein gebracht, daß er ihm gleichsam zu Fleisch und Blut geworden ist, so ist der Schüler am Schlusse des ersten Schuljahres dahin gekommen, daß er die schwierigsten Wörter, einfache Sätze, sowie kleine Gedichte und Erzählungen, wie sie den einzelnen Abschnitten der Fibel als Leseübungen hinzu gesetzt sind, sicher und geläufig lesen kann. Doch hat der Lehrer neben diesem noch die Aufgabe gehabt, die Kinder zum Verständnis der Interpunktionszeichen, welche beim Lesen als Ruhepunkte benutzt werden, zu bringen. Daher muß das Kind beim Lesen der kleinen Gedichte zc. angehalten werden, diese Zeichen als Ruhezeichen beim Lesen zu beachten, also beim Auftreten eines solchen Zeichens entsprechend inne zu halten. Dadurch bekommen sie eine gewisse Fertigkeit im Lesen, welche man bezeichnet als mechanisches Lesen. Wir haben also die Aufgabe, unsere Schüler dahin zu bringen, daß sie im ersten halben Jahre schwierigere Wörter und leichte Sätze sicher und geläufig lesen können. Im zweiten halben Jahre ist dann das mechanische Lesen zu fördern, d. h. die Schüler sind

dahin zu bringen, daß sie auch die schwierigsten Wörter sicher lesen, sowie ebenfalls die kleinen Gebete, Gedichte, Fabeln und Erzählungen sicher, geläufig und mit Berücksichtigung der Interpunktionszeichen lesen können. Haben wir dieses Ziel in dem ersten Schuljahr erreicht, so können wir mit Befriedigung auf unsere Thätigkeit zurückblicken und dem Kinde ohne Bedenken anstatt der Fibel das Lesebuch für Unterstufe in die Hand geben. Hat das Schreiben mit dem Lesen auch nur ungefähr Schritt gehalten — ganz wird das nicht erreicht — so werden wir Erfreuliches leisten können auch im zweiten und den folgenden Schuljahren; denn ein guter, fester Grund ist gelegt, auf dem ein festes Gebäude aufgebaut werden kann, welches sowohl dem Lehrer als auch dem Schüler Ehre bringen wird.

Rousseau und die Jesuiten.

Ein pädagogischer Vergleich.

(Schluß.)

Werfen wir nun noch einen Blick auf einige Unterrichtsgegenstände, um den Unterschied zwischen Rousseau und den Jesuiten kennen zu lernen. Während Rousseau dem Unterricht in den Realien einen breiten Raum zuteilt, treten sie bei den Jesuiten ganz zurück, das kirchliche Interesse und das Studium der alten Sprachen verdrängt alles andere. Unterricht in der Muttersprache, Geographie, Musik u. s. w. wird in dem ursprünglichen Erziehungsplan der Jesuiten gar nicht erwähnt. Erst in dem späteren Studienplan wird „dem Drange der Zeit" Rechnung getragen und „in einigen Stücken, die aber nicht das Wesen des wahren Unterrichts betreffen," eine Änderung gestattet; es wird nämlich ausgesprochen, daß fortan auch physische und mathematische Studien berücksichtigt werden sollen.

Beachten wir endlich noch einen Hauptunterschied in der beiderseitigen Erziehungsweise. Rousseau dringt vor allem auf häusliche und isolierte Erziehung seines Zöglings. Emil ist eine Waise, die weder Vater noch Mutter hat, aber dabei wohlhabend, so daß er sich in der glücklichen Lage befindet, einen eigenen Hofmeister haben zu können, den er auch bis zu seiner Verheiratung im 25. Lebensjahre behält. „Welch' ein Luxus der Erziehung," wird man sagen, „wer darf sich ihn gestatten." Hier zeigt sich wieder einmal an Rousseau selber die Wahrheit seines Wortes, daß die Extreme sich berühren, und daß, wer allzu natürlich sein will, in die Unnatur fällt. Rousseau, der Tyrannenhasser, der Prophet der französischen Revolution, der Demokrat vom reinsten Wasser, erzieht seinen Zögling gerade so wie einen Prinzen seiner Zeit, der den Hofmeister solange behielt, bis er durch den Ceremonienmeister abgelöst wurde, und man könnte über seinen Emil als Motto recht gut die Worte schreiben: "in usum delphini" (zu Nutz und Brauch des Dauphins). Wie wird übrigens, so könnte man fragen, dieser Emil sich benehmen, wenn er einmal auf eigenen Füßen stehen soll? Wir wollen gleich hier verraten, daß Emil, nachdem er durch seinen

Hofmeister glücklich in den Hafen der Ehe hineinbugsiert ist, als wenn er jetzt vor allen Stürmen sicher wäre, dennoch, als die Versuchungen der Welt ihm nahe traten und das Leben ihn in seine Schule nahm, nachträglich noch ein sehr teures Lehrgeld bezahlen mußte. Im Gegensatz zu der häuslichen isolierten Erziehung Emils finden wir bei den Jesuiten die kollegialische Erziehung in den Anstalten. Aber nicht dies allein ist es, was ihre Erziehungsweise von der Rousseaus unterscheidet, sondern ganz besonders die Erziehungsmittel, die sie anwenden. Einen großen Nachdruck legen sie auf die Ämulation. Sie verstehen darunter den Wetteifer, den sie unter den Schülern zu wecken suchen. Bei den geistigen Wettkämpfen, die sie veranstalteten, gaben sie jedem der Schüler einen Nebenbuhler, der sich aller erlaubten oder (nach unseren Begriffen) unerlaubten Mittel bedienen durfte, um seinen Gegner zu überbieten. Selbst das Denuncieren und die Angeberei der Schüler wurde geradezu gefordert. Diese Art von Ämulation erinnert lebhaft an die Hahnenkämpfe, bei denen man den einen Hahn gegen den andern anspornt. Mit Recht entrüstet sich Rousseau gegen diese jesuitischen Erziehungsmittel, weshalb wir die treffenden Worte seiner Polemik aus dem Emil hierhersetzen wollen: „Seit man Kinder erzieht, hat man keine andern Mittel, sie zu leiten, ersonnen, als Wetteifer, Neid, Eifersucht, Habsucht, niedrige Furcht, diese leicht erreglichsten, allergefährlichsten, seelenverderblichsten Leidenschaften. Bei jeder voreiligen Lehre, die man ihrem Kopf beibringen will, pflanzt man ihnen ein Laster tief ins Herz hinein; unsinnige Lehrer glauben Wunder zu thun, wenn sie die Kinder böse machen, um ihnen den Begriff des Guten beizubringen. Dann sagen sie gravitätisch: ja so ist der Mensch. Ja, so wird er durch eure Erziehung. — Euer stetes Hofmeistern geniert die Kinder; wenn ihr den Rücken wendet, so entschädigen sie sich durch lose Streiche."

Nachdem wir in dem Vorstehenden Rousseau und die Jesuiten als pädagogische Gegensätze kennen gelernt haben, haben wir jetzt zu zeigen, wie dieselben sich berühren. Wie sehr auch beide nach ihren Zielen und Mitteln auseinander gehen mögen, in der Wirkung ihrer Erziehung treffen sie insofern zusammen, als sie sich gleicherweise an dem Erziehungsobjekt, dem Zögling, versündigen, was wir hier nur an drei Punkten nachweisen wollen.

Beide nämlich entfremden zuerst ihren Zögling der Gesellschaft oder setzen ihn in ein feindseliges Verhältnis zu derselben. Rousseau bildete sich einen Begriff von dem, was die menschliche Gesellschaft überhaupt sei, aus dem Zustand der Gesellschaft seiner Zeit; dieses Bild verallgemeinernd, sah er in der Vereinigung der Menschen nur Laster und Verderben, und Rückkehr zur Natur schien ihm das einzige Mittel, dem Verderben zu entgehen. Deshalb mußte sein Emil unter der Leitung eines Hofmeisters auf dem Lande aufwachsen, deshalb diese ewige Warnung zur Flucht der Welt, in die Emil doch einmal eintreten mußte, gerade so wie Rousseau selber trotz seiner Warnung sie immer von neuem aufsuchte, wie die Mücke die Flamme. Wie ganz anders hat Pestalozzi seine Aufgabe aufgefaßt, der das Kind von Anfang an als ein sociales Wesen in konkreten Verhältnissen zu edler Menschlichkeit

heranbilden wollte und seine erste Erziehung in der Familie beginnen ließ. Und die Jesuiten? Sie lehren allerdings keine Flucht der Welt, aber ihre Erziehungsweise erfüllt das Herz des Zöglings mit Mißtrauen gegen die Gesellschaft. Wenn Rousseau fortwährend predigt: fliehe die Gesellschaft wie einen Pestkranken, dessen Berührung ansteckend wirkt, so handeln die Jesuiten nach der Devise: betrachte die Gesellschaft als einen Gegenstand deiner Eroberung, den du beherrschen mußt, gerade so wie sie selber durch ihre Zöglinge die Welt zu beherrschen suchen. Bei ihrem System der Ämulation und Nebenbuhlerschaft mußte schon unter den Schülern alle gegenseitige Liebe ausgerottet und die Wirkung erzielt werden, daß jeder Schüler seinen koordinierten Mitschüler als seinen natürlichen Feind ansah, den er auf alle Weise zu übertrumpfen suchen mußte. Die Saat aber, die so in den Schulen ausgestreut wurde, feierte ihre Ernte in der Gesellschaft.

Ganz besonders berühren sich die Erziehungsresultate Rousseaus und der Jesuiten, wenn man an den Begriff „Vaterland" denkt. Rousseau spricht es geradezu aus, daß Natur und bürgerliche Verhältnisse sich widersprechen und daß man sich entscheiden müsse, ob man einen Menschen oder einen Bürger erziehen wolle. Als ob das sich widerspräche, als ob der, der das eine sein will, notwendig dem andern entsagen müßte, ob nicht vielmehr ein gesundes Volksleben sich aufbaute auf dem Familienleben, das den neugebornen Menschen zuerst in seine Arme nimmt. Daß aber bei dieser Ansicht der Sache in Rousseaus Zögling ein gesunder Patriotismus keine Wurzel fassen kann, ist leicht begreiflich. Nicht anders ist es bei den Jesuiten. Des Jesuiten eigentliches Vaterland ist sein Orden, der aber steht wiederum in dem Dienste Roms, und da Staat und Kirche sich nicht decken, sondern sehr oft in einen feindlichen Gegensatz getreten sind, so wird er, wenn sein Herz, oder sagen wir lieber sein Gehorsam, zwischen beide gestellt wird, nicht schwanken, wohin er sich zu wenden habe. Sie, die den Zögling durch die Beichte beeinflußten und durch Überwachung des Briefwechsels sich zwischen Kind und Eltern stellten, die dem jungen Jesuiten sagten, er müsse die ungehörige Liebe zu seinen Verwandten ablegen, konnten dementsprechend die Liebe zum Vaterlande nicht pflegen. Genug — Rousseau, der mit seiner Predigt der Rückkehr zur Natur es für ein Unglück hielt, Staatsbürger zu sein und nur Weltbürger sein wollte, und seine Antipoden, die Jesuiten, die gegen den Dienst Roms jedes andere Band zurücktreten ließen, berühren sich in der Wirkung ihrer pädagogischen Grundsätze. Kosmopolitismus und Ultramonatismus, wie sie auch sonst verschieden sein mögen, haben das Gemeinsame, daß sie beide vaterlandslos sind.

Werfen wir, um zu erkennen, wie nahe sich beide berühren, endlich noch einen Blick auf die Art und Weise, wie sie die Individualität ihres Zöglings berücksichtigen. Rousseau, der den ganz richtigen Grundsatz aufstellte, daß alle Erziehung naturgemäß, auch der Natur des besonderen Zöglings gemäß, also individuell sein solle, wird, so darf man erwarten, der Individualität seines Zöglings volle Rechnung getragen haben. Aber gerade das Gegenteil

ist wahr. Rousseau hat so gut, wie die Pädagogen, die er bekämpft, sein ganz bestimmtes System, in das er seinen Zögling hineinzudrängen sucht, er behandelt seinen Emil wie ein isoliertes Wesen, ohne Vater und Mutter, ohne Wurzeln in der Familie, in der Gemeinde, im Volk; Emil muß erst unter des Erziehers Händen zum Menschen werden und zwar zu einem solchen, wie Rousseau ihn haben will, und nach der Stufenfolge, welche er seiner Entwicklung vorschreibt. Kann man auch erwarten, daß ein Mensch, der bis zu seinem 25. Lebensjahre unter den erziehenden Händen seines Hofmeisters fortwährend wie ein Teig geknetet wird, bei einer solchen Behandlung seine Individualität retten werde?

An dem Schluß des zweiten Buches des Emil nennt Rousseau diesen letzteren, der jetzt ungefähr zwölf Jahre alt geworden ist, ein in den Grundlagen seiner Erziehung fertiges und vollendetes, ein reifes Kind (enfant fait). Leider wird man, wenn man die Sache genauer ansieht, den französischen Ausdruck wörtlich in der Bedeutung eines „gemachten Kindes“ übersetzen müssen. Und ist es bei den Jesuiten anders? Hier lastet einerseits das System und andererseits die Autorität des Lehrers noch drückender auf den Zögling, so daß des letzteren Individualität notwendig darunter leiden muß; hier wird dem Zögling auf Schritt und Tritt das Wort „Obedienz“ des knechtischen Gehorsams entgegen gehalten, das kein Recht der Selbstbestimmung anerkennt. Mögen die Jesuiten ihren Zögling nach mancher Seite hin mit einer glänzenden geistigen Mitgift ausstatten, so kann uns diese Außenseite über die Fraglichkeit ihrer Erziehungsgrundsätze nicht täuschen. In der Geschichte der Pädagogik von Karl Raumer wird bei dem Abschnitt, der von den Jesuiten handelt, noch eines besonderen Unterrichtsgegenstandes erwähnt, den die Jesuiten Erudition nennen. Der Begriff desselben ergiebt sich aus ihrem Erziehungpslan nicht klar; Raumer führt mehrere Fälle und Beispiele von Erudition an und giebt dem Leser anheim, sich den Begriff derselben selber zu entwickeln. Nach dem Mitgeteilten kann aber diese Erudition der Jesuiten wohl nichts anders bedeuten als dasjenige, was man sonst einen „gelehrten Anstrich“ nennt und was die Jesuiten an anderer Stelle auch mit dem griechischen Namen der Polymathie (Vielwisserei) bezeichnen. Trotz der Latinität und ähnlicher Dinge wird der Zögling, der aus solchen Händen hervorgeht, schwerlich ein gesundes organisches Gewächs sein, das sich aus den Bedingungen seines eigenen Wesens heraus entfaltet, sondern glänzende pädagogische Fabrikware. Ziehen wir den Schluß aus dem zuletzt Gesagten, so lautet derselbe, daß wir bei Rousseau, wie bei den Jesuiten den gleichen Erziehungsdespotismus finden und die Neigung, die Individualität zu mißachten.

Die vorstehenden Zeilen machen keinen Anspruch erschöpfender Behandlung ihres Gegenstandes, sie wollen nur an einigen Punkten zeigen, daß Rousseau und die Jesuiten pädagogische Extreme sind, aber als Extreme sich berühren. Wir gedenken zum Schluß noch in Kürze der eigenen Stellung, d. h. der Stellung evangelischen Schulwesens, das bei einem solchen Vergleich

nur gewinnen kann. Dem Wort „Natur," das Rousseau auf seine Fahne schrieb, und demjenigen, in welchem die Erziehung der Jesuiten gipfelte, meinen wir auch eine volle Geltung zuzuerkennen, aber freilich in einem etwas anderen Sinne und in einem anderen Verhältnis als dort. Doch wir begeben uns einer eingehenderen Erörterung dieses Verhältnisses, weil dieselbe für heute nicht in den Rahmen unserer Aufgabe fällt. Gr.

Kirchliche Rundschau.

Detroit ist das Mekka einer neuen, eigentümlichen Sekte geworden — die Anhänger der neuen Lehre nennen sich die "Disciples of the Flying Roll" und betrachten Michigans Hauptstadt als einen geheiligten Ort, als die „Stadt der Erlösung," wie sie es nennen. Sie glauben, daß der Welt binnen kurzem eine schreckliche Heimsuchung bevorsteht, vor der es nur eine Rettung giebt: den Aufenthalt in Detroit. Diese neue Sekte gewinnt ungemein schnell an Anhängern: aus allen Teilen der Ver. Staaten treffen ganze Familien hier ein, um sich ihren Glaubensgenossen zuzugesellen und so dem allgemeinen Untergang zu entrinnen. Einer der Reiseapostel dieser „Flying Roll-Brüder" hat ein Buch geschrieben: "The Flying Roll" betitelt, und von diesem Titel rührt der Name der Sekte her. Der Autor des Buches, James Jezreel, wird kurzweg als der „heilige Mann" bezeichnet und sein Werk gilt als Schlüssel zum alten und neuen Testament. Wie groß der Zuzug hierher ist, geht daraus hervor, daß in einer Woche allein aus Richmond, einer kleinen Stadt in Indiana, fünf Familien ihren Wohnsitz hierher verlegt haben. Ein allgemeiner kommunistischer Geist waltet unter den „Gläubigen." Diejenigen, welche mit irdischen Gütern gesegnet sind, teilen diese freudig mit den andern, die nichts besitzen. Das Haupt der neuen Glaubensgenossenschaft ist ein sich „Michael the Prince" nennender Mann, dessen Familienname H. S. Mills ist. Derselbe hat Detroit den Namen "Do it right" beigelegt und vor kurzem ein Manifest erlassen, worin er sich als ein Allerweltserlöser aufspielt.

Die Anhänger der neuen Sekte fallen schon durch ihre eigentümliche äußere Erscheinung auf. Sie gehen schlicht gekleidet und tragen langes, wallendes Haar, das von der Scheere, die sie verdammen, nie berührt wird. Ihr Tempel befindet sich No. 47 Hamlin Avenue, allwo „Michael the Prince" mit mehreren Glaubensgenossinnen — „himmlische Engel" werden sie genannt — wohnt. Er verwaltet die Kasse der Gemeinde und leitet die Angelegenheiten der Genossenschaft. Die neue Lehre gestattet freie Liebe, erklärt Detroit für einen geheiligten Ort, verwirft die Auferstehung nach dem Tode, lehrt dafür eine Art Seelenwanderung und verkündigt, wie viele andere Religionen, daß die Erde dermaleinst nur mit ihren Anhängern bevölkert sein werde. Im übrigen haben diese neuen Heiligen aus dem alten und neuen Testament ein Mixtumkompositum angefertigt und so eine neue „heilige Schrift" geschaffen. Eingeteilt sind sie in die „zwölf Stämme Israels," wovon jeder angeblich aus 12,000 Personen besteht, die aber jetzt noch überall zerstreut leben, deren Endziel aber Detroit ist.

Augenblicklich ist „Michael the Prince" in England, um Albions israelitischen Stamm hierher zu führen und die hiesige Herde zu verstärken. Während seiner Abwesenheit schwingt Frau Anna Bell, einer der „himmlischen Engel," das Scepter. Jeder Tag gilt diesen Sektierern als „Sabbath." Ihren Gottesdienst verrichten sie am Freitag Abend und am Sonntag früh. Arbeiten am Sonntag ist nicht verboten.

Das luth. Seminar in Gettysburg, Penns., soll, wenn irgend möglich, nach Washington verlegt und zu einer Universität erweitert werden. Es genügt in seiner Abgeschlossenheit den Forderungen der Zeit nicht mehr, und da die Katholiken ihre Universität zu der großartigsten der Welt auszugestalten sich bemühen, auch Methodisten und Baptisten imposante Lehrinstitute dort zu gründen beschäftigt sind, so ist dringend zu wünschen, daß den Lutheranern die Ausführung ihrer Pläne gelingt.

Die Vorlage des Schulgesetzes im preußischen Abgeordnetenhause hat — wie telegraphisch berichtet wird — sehr rasch eine Aufregung in entgegengesetzter Weise hervorgerufen, indem der preußische Kultusminister seinen Abschied genommen hat. Die nächste Veranlassung dazu soll der Kaiser selbst gegeben haben, indem er eine Verständigung mit den gemäßigten Parteien gewünscht, ja Zurückziehung des ganzen Entwurfs verlangt habe. Daraufhin sei der Kultusminister zurückgetreten. Genaueres wird sich erst nach dem Eintreffen der Postnachrichten sagen lassen.

Soviel ließ sich allerdings voraussehen, daß die Vorlage, wie sie war, nur mit einer ganz geringen Majorität hätte durchgehen können. Selbst der evangelische Oberkirchenrat hatte seine Bedenken gegen die Vorlage veröffentlicht. Daß der evangelische Oberkirchenrat weder auf seiten der konfessionslosen Schule, noch des Atheismus steht, wird man doch sicher annehmen dürfen. Es wäre deshalb wohl angezeigt gewesen, wenn man den Mund nicht zu voll genommen und behauptet hätte: „Ein Drittes giebt es nicht. (Nämlich, daß man ein Christ sein und doch der Schulgesetzvorlage nicht zustimmen könne.) Theismus oder Atheismus, Christentum oder Gottlosigkeit.“

Eine derartige Polemik, die alle Opponenten ohne Unterschied als Gottlose und sich selbst als gerecht hinstellt, ist allerdings sehr bequem und wird ja auch sonstwo angewendet, aber interessant wird es sein, zu lesen, wie man nach der unerwarteten Wendung der Dinge dem Kaiser gegenüber in den betr. Blättern schreiben wird, da man ihn doch nicht der Gottlosigkeit wird anklagen wollen.

Zur Charakteristik der Simultanschule ist folgende Mitteilung sehr geeignet, die von kirchlicher Seite aus Baden herkommt:

„In der höheren Klasse einer Mädchenschule wird im Religionsunterricht Johannesevangelium gelesen, aber Joh. 7, 1—5 (Unglaube der Brüder Jesu) nicht ausgelassen, vielmehr, ohne irgendwie an die katholische Kirche zu denken, geschweige denn von ihr zu reden, daran erinnert, daß von Brüdern Jesu auch sonst die Rede sei. Gelegentlich — wir wissen nicht, aus welcher Veranlassung — behaupten katholische Schülerinnen den evangelischen gegenüber, Maria habe nur ein Kind, Jesus, gehabt, und die evangelischen Schülerinnen behaupten das Gegenteil, sich auf ihren Geistlichen berufend. Die katholischen Schülerinnen teilen diese Auseinandersetzung ihrem Geistlichen mit, und eines schönen Tages wird dem evangelischen Pastor, der wußte, aus Vorsicht seit lange jede Erwähnung katholischer Lehren vermieden zu haben, sub rosa mitgeteilt, er habe durch die im evangelischen Religionsunterricht gemachte Äußerung, Jesus habe Brüder gehabt, das religiöse Gefühl der katholischen Schülerinnen beleidigt und möge bedenken, daß er an einer paritätischen Anstalt wirke, die dem Geistlichen auch in seinem Religionsunterricht gewisse Schranken auferlege u. s. w.; der katholische Geistliche wolle keine Beschwerde erheben, — soweit sind wir jetzt noch nicht, daß dies Erfolg hätte: der jetzige Direktor der Schule ist evangelisch, der Nachfolger wird es allerdings nicht mehr sein dürfen — er wolle nur einen kollegialischen Rat erteilen und zu bedenken geben, daß eine derartige Verletzung der katholischen Anschauungen leicht zu den Ohren eines Zeitungsmannes kommen und für die Schule und den evangelischen Geistlichen unangenehme Folgen in der katholischen Presse nach sich ziehen könne. — Mag nun auch der Grund zu einem solchen Auftreten noch so albern und der evangelische Geistliche in unzweifelhaftem Recht sein, so gilt doch: Semper aliquid haeret, und das zweitemal tritt der katholische Geistliche schon weniger „kollegial,“ der Direktor schon „ängstlicher“ auf und „zum Frieden mahnend,“ — natürlich nur den evangelischen Störenfried.

Der Bischof von Regensburg, derselbe, welcher seinerzeit ausrief: „Nur die Revolution kann uns helfen!“ hat an den Klerus seiner Diöcese eine Ansprache erlassen, in welcher er zum Studium der socialen Frage auffordert und die Vereine als Mittel zur Bewahrung vor dem Socialismus empfiehlt. Dazu gehöre jedoch auch die Freiheit der Kirche und ihres Oberhauptes, sowie die baldige Zurückberufung der noch immer verbannten Ordensangehörigen. Wenn ein Bischof, in dessen Diöcese auf 500 Einwohner

ein Priester kommt, abgesehen von Nonnen, Angehörigen der Bruderschaften und der dritten Orden, dieser Menge von geistlichen Kräften noch Unterstützung zuführen muß, so stellt er seinen Untergebenen damit ein Armutszeugnis schlimmster Art aus.

Die Wiener Polizei hat die Kapelle der Methodisten in dieser Stadt geschlossen, unter dem Vorwande, daß das Glaubensbekenntnis der Methodisten-Kirche das Meßopfer für „eine gotteslästerliche Fabel und gefährliche Lehre" bezeichne. Diese Ausdrücke sind ein einfacher Auszug aus den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche, — Artikel, welche Wesley zum Gebrauch der methodistischen Kirchen Amerikas abgekürzt hatte. Konsequenterweise müßte die österreichische Regierung auch alle anglikanischen Kapellen im Königreich schließen.

Zweifelsohne hat der katholische Klerus diesen Akt der Unduldsamkeit beeinflußt. Besonders bedauernswert aber ist es, daß er dazu Uneinigkeiten im protestantischen Lager mit zu benutzen verstanden hat. Die rührige Thätigkeit einer kürzlich in Wien zur Methodistengemeinde übergetretenen Dame in den verschiedensten Werken der inneren Mission, die von der offiziell-kirchlichen Seite gemachten Bemühungen gleicher Art, hatten Streitigkeiten und Debatten zwischen beiden hervorgerufen, welche die Aufmerksamkeit des Klerus und der Behörden auf die methodistische Kirche lenkten.

Die Finanzkrisis im Vatikan wird von der Tagespresse als willkommener Stoff aufgegriffen und den Lesern mit mehr oder weniger Geschick mundrecht gemacht. Wie es sich auch mit den interessanten Einzelheiten, die man beibringt, verhalten mag, soviel steht fest, daß im Vatikan Geldgeschäfte in allermodernster Weise betrieben und Spekulationen unternommen worden sind, die sich bei hohen Würdenträgern der Kirche seltsam ausnehmen. Der Unterkämmerling und Verwalter des Peterpfennigs, Folchi, ist durch eine Kommission von fünf Kardinälen der Eigenmächtigkeit, des Vertrauensmißbrauchs und der Verschleuderung anvertrauter Gelder schuldig befunden, seiner Ämter entsetzt und zur Zurückzahlung der verlorenen Summen verurteilt worden. Mit welchem Recht, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls ist mancher froh, daß ein Sündenbock gefunden worden ist. Auch will man wissen, der Papst selbst leide an starker Vergeßlichkeit: er bewillige Summen, von denen er später nur die Hälfte oder auch nichts versprochen haben wolle. Allein dieser Umstand würde doch nur einen kleinen Teil des Verlustes der 15 Millionen Lire erklären. Nun, dieser Schade bedeutet für die erste Kapitalmacht der Welt nicht mehr als eine Bagatelle, die bald genug durch die Spenden der Gläubigen ausgeglichen wird, denen man sicher nicht verfehlt, das Vorkommnis zur Linderung der „Not des h. Vaters" gebührend auszumalen. Übrigens ist die Privatschatulle des Statthalters dessen, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte von unergründlichen, nur dem Papst selbst bekannten Reichtümern, von denen sich schwer ein Begriff machen läßt. Nahm sie doch nach wiederholten Aussagen eines Kardinals allein im Jubeljahr Leo's 38 Millionen ein! Jene Kleinigkeit von 15 Millionen verdiente also kaum besprochen zu werden, wenn sie nicht immerhin eine arge Mißwirtschaft aufdeckte und die Frage nahe legte, wie diese Leute den Kirchenstaat, den sie wiedererstreben, verwalten wollen. — Folchi hat inzwischen auch erklärt, daß er auf Anordnung des Papstes an elf römische Adelsfamilien Gelder verabfolgt habe, um diese Anhänger desselben vor dem Bankerott zu retten. Außerdem habe er den amerikanischen Jesuiten über eine Million auf ihren Grundbesitz geborgt, und als diese das Zinszahlen vergaßen, habe ihm der Papst verboten, sie zu mahnen.

Ueber die Abrichtungsmethode, mit der die Jesuitenschüler gemartert werden, macht ein früherer Jesuit, Dziewiczki, Mitteilungen, die, weil auf jahrelangen Betrachtungen beruhend, den Anspruch auf Zuverlässigkeit haben. In dem französischen Kollegium, dessen Mitglied er war, mußten die Novizen den ganzen Tag auf den Zehen gehen, um Schweigen zu lernen. Ihre Gesichtszüge sollten beständigen Ernst zeigen, welches unnatürliche Gebot zur Folge hatte, daß zuweilen beim Dankgebet bei Tische, mitten in der Messe, ja selbst beim heil. Abendmahl ein Novize von einem unwiderstehlichen Lachanfall ergriffen wurde, der ansteckend wirkte und jedesmal einen Teil der Gemein-

schaft „in gluckſende, kichernde, konvulſiviſche Bewegung verſetzte.“ Noch widerlicher iſt die wöchentliche „Tonübung,“ wobei jeder Novize eine ganz kurze Predigt hält, in der er ſeine Stimme im Vortrags-, Bewunderungs-, Tadels-, frommen Gefühls-, heiligen Zorns-, Verzückungs-, Wehklagen-, Beweis- und Citatenton zu üben hat. Aber noch mehr! Es wird ſogar zur Probe gebeichtet! Der Novize nimmt im Beichtſtuhl Platz, und ſeine Genoſſen kommen mit intriguanten und ſpitzfindigen Fragen zu ihm; der eine als Nonne, der andere als Büßender, der dritte als wüſter Vagabund, der vierte als atheiſtiſcher Arbeiter, der fünfte als betrügeriſcher Wirt oder Bankier ꝛc.. Der jugendliche „Beichtvater“ hat nun zur Probe zu ermahnen, zu tröſten, zu drohen; nachher wird ſeine Leiſtung kritiſiert. Da könnte man vielleicht noch etwas lernen. Der rechte Ton thut ja viel!

Der Plan, einen Teil der verfolgten ruſſiſchen Juden in Paläſtina anzuſiedeln, geht anſcheinend ſeiner Verwirklichung entgegen. Die New Yorker, Odeſſaer und Londoner Hülfsgeſellſchaften haben durch Vermittelung des Barons Edmond de Rothſchild einen ausgedehnten und außerordentlich fruchtbaren Strich Landes in Paläſtina, 40 Meilen öſtlich vom See Tiberias, angekauft. Der Preis dafür beträgt nur 2,000 Dollars. Schon in nächſter Zeit werden ſich 10—12 rüſtige junge Männer nach der Stätte der künftigen Kolonie begeben, um die notwendigen Pionierarbeiten, als Urbarmachung des Landes, Anlegen von Wegen, Brunnen u. ſ. w. in Angriff zu nehmen. Sind ſie mit dieſer Aufgabe fertig, ſo wird das Auswanderungskomitee nach und nach würdige hülfsbedürftige Familien folgen laſſen.

Die Angelegenheit des zu errichtenden deutſchen evang. Bistums in Jeruſalem ſcheint nunmehr in Gang zu kommen. Dr. Barkhauſen ſagte in der preußiſchen Generalſynode, behördlicherſeits wende man Jeruſalem beſondere Aufmerkſamkeit zu; auch ſei die Kollekte für die deutſche Jeruſalemkolonie recht ergiebig geweſen. Die Pläne für den Kirchenbau ſollen dem Kaiſer im nächſten Monat unterbreitet werden. Der beabſichtigten Ernennung eines deutſchen Biſchofs ſtehen noch finanzielle Schwierigkeiten entgegen, wenn derſelbe in ſeinem äußeren Auftreten den griechiſchen und römiſchen Biſchöfen auch nur einigermaßen gleich ſtehen ſoll. Diplomatiſche Verhandlungen mit der Pforte ſind im Gange. Daß dem deutſchen Oberhirten der Titel und Rang eines Biſchofs beigelegt wird, dürfte ſicher ſein. Der frühere preußiſch-engliſche Biſchof bezog etwa 24,000 Mk. Dotation. Aus der Stiftungsſumme Friedrich Wilhelm VI. wird jetzt nur noch eine Rente von 12,000 Mk. zur Verfügung ſtehen. Eine Summe von gleicher Höhe würde alſo jedenfalls noch anderweitig aufgebracht werden müſſen.

In Oſaka in Japan tagte vor einigen Monaten die dritte Synode der japaniſch-proteſtantiſch-biſchöflichen Kirche. Eingeborene und ausländiſche Geiſtliche waren gleich ſtark vertreten; in Zukunft werden die letzteren aber verſprechen müſſen, ſich den Ordnungen der japaniſchen Kirche zu fügen. Auch 23 eingeborene Laien nahmen teil. Unter den Verhandlungen waren die über Reviſion der Liturgie am intereſſanteſten. Da nämlich die japaniſchen Wörter ſehr viel länger ſind als die entſprechenden engliſchen — die 147 engliſchen Silben vom Pſ. 42, 1—5 werden im Japaniſchen zu 319 — ſo iſt das Verlangen nach Kürzungen erklärlich. Auch beantragte man Abſchaffung des anglikaniſchen Chorhemdes, welches zu ſehr an die Buddhiſtenprieſter erinnere, und verhandelte über Ehe und Eheſcheidung, Diakoniſſenweſen u. dgl. Das neuerdings ſtark auftretende Nationalgefühl der japaniſchen Chriſten iſt einerſeits ein Hindernis für die ausländiſchen Miſſionare, andererſeits kann man ſich darüber freuen; denn das Verlangen nach nationalen Formen, ſolange der religiöſe Kern nicht in Frage geſtellt wird, zeigt, daß das Chriſtentum immer mehr in Fleiſch und Blut übergeht.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. Mai 1892. Nro. 5

Kardinal Newman.

(Aus den Deutsch-Evangelischen Blättern.)

(Schluß.)

Neunzehn Jahre später, in der Apologia pro vita sua, der Geschichte seiner religiösen Überzeugungen, erzählt Newman: „Ich war mir nicht bewußt, bei meinem Übertritt irgend eine Wandlung, intellektueller oder sittlicher Art, in meinem Geistesleben zu erleben. Ich war mir nicht bewußt, daß mein Glaube an die Grundwahrheiten fester geworden wäre oder daß ich an Selbstbeherrschung gewonnen hätte; ich hatte nicht mehr Eifer; aber es war, wie wenn man nach stürmischer Fahrt in den Hafen kommt, und in diesem Punkt ist mein Glück bis heute ein ununterbrochenes." Es mag hier der Ort sein, noch etwas bei den inneren Trieben und Motiven zu verweilen, welche die Entwicklung Newmans bestimmten. Seine Frömmigkeit ist eine rein gefühlsmäßige. Er hat ein überaus lebendiges Gefühl von der Wirklichkeit und Allgegenwart der unsichtbaren Welt, von der Erhabenheit und Realität Gottes. Gott und das eigene Ich, das sind ihm die beiden einzigen, wahrhaft wirklichen und gewissen Existenzen; aber so gewiß ihm Gott ist kraft des Gefühles, das er von seinem Dasein hat, so scharf empfindet er mit seinem grübelnden Verstand die tausend Schwierigkeiten, die den Gedanken und Begriff Gottes umgeben. Er versichert hoch und teuer, daß diese Schwierigkeiten ihn nicht störten in seinem persönlichen Glauben. und doch müht er sich sein lebenlang ab, sich und anderen alle die Hindernisse klarzulegen, die es dem menschlichen Geist unmöglich machen, von sich aus Gott zu erkennen. Damit hängt zusammen, daß er unter Offenbarung nichts anderes verstehen kann als eine in Dogmen ausgeprägte, sicher verbürgte Lehre über Gott und die göttlichen Dinge und daß es ihn verlangt nach einer bestimmten, greifbaren Instanz, welche für die Richtigkeit dieser Lehre einsteht. Anfänglich meint er diese Instanz unmittelbar in den Aussprüchen der hl. Schrift zu haben; dann scheint ihm eine organisierte Kirche unentbehrlich als Lehrautorität; als solche nimmt er zuerst seine anglikanische Mutterkirche, dann greift er zurück auf die Urkirche; schließlich bleibt er stehen bei der römischen Kirche als der vermeintlich legitimen Erbin der letzteren. In einer Novelle — sie hat den Titel "Loss and Gain" und stammt aus dem Jahre 1848 — läßt Newman seinen Helden einem Freunde gegenüber sagen: „Wärst du

nicht froh, wenn St. Paul wieder lebendig würde? Ich habe oft zu mir gesagt: O, daß ich St. Paul dies oder das fragen könnte!" „Aber," erwidert der Freund, „die katholische Kirche ist doch nicht so ganz ein St. Paul!" „Sicherlich nicht! Aber angenommen, du wärest überzeugt, sie habe die Inspiration eines Apostels, was für ein Trost müßte das sein, zweifellos sicher zu sein, was wir glauben sollen in Beziehung auf Gott, wie ihn anbeten, wie ihm gefallen." Sollen! — Newman hat sich förmlich gesehnt nach einer Stimme, die zu ihm sagt: Du sollst dies oder das glauben! Mit all seiner glänzenden Begabung, mit all seinem Hunger nach Erkenntnis konnte er doch nie ein einfaches, deutliches Merkmal der Wahrheit finden, das unmittelbar zu Herz und Gewissen spräche. Er ist bereit alles zu glauben, wenn nur eine Macht hinter ihm steht, die spricht: Du sollst! Daß die römische Kirche den vermessenen Mut hat, sich Unfehlbarkeit beizulegen und das unbedingte Sollen auszusprechen in einer fest begrenzten massiven Formel, das war der schließliche Grund, der es gewonnen hat über Newmans Verstand und Phantasie.

Das Ausruhen in der steten, seligen Gewißheit des Heils, in dem thatkräftigen klaren Besitz der Wahrheit, das ist sicherlich auch für uns das höchste Ziel auf Erden. Aber wir Evangelischen schlagen hierzu einen anderen Weg ein. Wir erinnern uns vor allem an das Wort des Herrn: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden." Wenn du gleich einem Paulus, einem Luther die Not und Schuld deiner Sünden spürst, wenn du mit ganzer Seele dich ausstreckst nach Gottes Hülfe und Heil, dann lernst du Gottes Gnade erkennen als den Kern und die Krone seiner Offenbarung; diese Gnade und Barmherzigkeit Gottes findest du lebendig und leibhaftig in der Person deines Herrn Jesu Christi, in seinem Leben und Leiden, in seinem Sterben und Auferstehen. Das hat uns Luther vorgelebt wie kein anderer. Er hat Gottes Gnade und Wahrheit erkannt in Jesu Christo. Deshalb ist ihm Christus der Hort seiner Heilsgewißheit, Maßstab und Auktorität seines christlichen Urteils. „Was Christum treibt," darnach will er alles gemessen haben. Und dann erinnern wir uns an das andere Wort des Herrn: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat; so jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Die Gewißheit und Wahrheit, die wir im heilsbegierigen Glauben an Christum gewonnen haben, können wir bewähren und klären nur in der täglichen und stündlichen Erfüllung des göttlichen Willens innerhalb unseres Berufs. Wenn ich heute und morgen und allezeit meinen Wandel führe im Vertrauen auf die Heilandsliebe meines Herrn und Gottes, in gewissenhafter Anwendung seines Wortes, dann leitet mich der heil. Geist von einer Klarheit zur andern, nicht sprungweise, nicht im Flug, sondern in der stillen und steten Arbeit am inneren Menschen. Wir freuen uns der Wahrheit und Gewißheit, die uns Gott auf Erden schon schenkt durch Christum, und getrösten uns des vollen Lichtes, das über uns aufgehen soll; aber nie und nimmer flüchten

wir uns in den Schutz eines irdischen unfehlbaren Orakels, denn das wäre nie möglich ohne Illusion, ohne Selbsttäuschung. Da wo Newman sich Rechenschaft geben will über den Weg, wie man zur religiösen Gewißheit gelangt (in seiner "Grammar of Assent 1870") postuliert er hierfür ein besonderes Organ, den "illative sense," ein eigentümliches Folgerungsvermögen. Diesem Sinn traut er zu, daß er ihm größere Gewißheit gebe, als es die Vernunft vermöge, sodaß er füglich so sicher sein könne, daß ihn der Papst nicht täuschen wolle, wie ein Kind sicher sei, von seiner Mutter nicht getäuscht zu werden, und daß er den Merkmalen, welche das Dasein einer unfehlbaren Kirche offenbaren, ebenso sicher trauen dürfe, wie ein geübter Arzt den Anzeichen traut, nach welchen er eine Krankheit konstatiert, bei einem richtigen Schluß anlangend, den er nicht immer leicht fände, logisch beweisend zu erklären. Also der Mensch gelangt zum Ruhen in der objektiven Autorität der unfehlbaren Kirche durch eine Art von Divination; giebt es aber etwas Subjektiveres, Willkürlicheres als das?

Hunger nach Auktorität war der beherrschende Trieb im Geistesleben Newmans; Drang nach „Unweltlichkeit" war der andere. Die Spuren davon zeigen sich früh. Newman war von Natur scheu und zurückhaltend, so anziehend er sein konnte, wenn er aus sich heraustrat. Bald wurde seine Weltflucht eine bewußte, grundsätzliche. Auf seiner Mittelmeer-Reise wich er den Eindrücken der äußeren Welt in Natur und Geschichte förmlich aus. Etliche seiner schönsten Lieder entstanden damals; aber z. B. in den Gedichten „von Ithaka" erwähnt er den Namen des Odysseus mit keiner Silbe. Dagegen singt er dort von dem Tode Mosis. Auf der Insel Zante feierte er das Lob der griechischen Kirchenväter von Clemens von Alexandrien bis zu „Athanasius mit dem königlichen Herzen." In Frascati macht er sich Vorwürfe darob, daß er die Lockungen der Welt ringsum so tief empfindet, und hofft auf eine Zeit, wo er nicht mehr „geheime Freude fühlt darüber, daß die Hölle nahe ist." Zusammenhängend kamen diese weltflüchtigen Gedanken zum Ausdruck in seinen Oxforder Reden; durch alle zieht sich wie ein Silberfaden die leidenschaftliche Selbstanklage, daß er und seine Freunde das Privilegium der Trübsal, welches Christus den Seinen verheißen, durch Ungehorsam verscherzt hätten. Newman bäumt sich wider die politischen Verhältnisse der Staatskirche auf, nicht nur, weil er der Kirche größere Unabhängigkeit wünscht, sondern weil er sich stößt an dem Komfort, der Behaglichkeit, den weltlichen Rücksichten und Einflüssen, wozu die Verbindung mit dem Staat den englischen Klerus gebracht habe. Insonderheit suchte er seinen Zuhörern unablässig einzuprägen, daß das Christentum nicht zu vereinigen sei mit dem eifrigen Sichversenken in Handel und Wandel, in irdische Arbeit. Er that das solange, bis er meinte erkennen zu müssen, daß er diese Loslösung von der Welt als Anglikaner gar nicht mit Erfolg vertreten könne, daß er eine andere Kirche zu suchen habe, in der die Weltflucht, ohne die es keine wahre Liebe zu Gott gebe, verwirklicht sei. Er erkannte, daß sein Lebensideal in völligem Gegensatz stehe zu demjenigen seines —, eben durch und durch

protestantischen — Volkes. Im Februar 1843 hielt er eine Predigt „über den wahren Charakter der apostolischen Christen." Die Kennzeichen eines solchen sind das Schauen nach oben, das Warten auf den Herrn vom Himmel her, die Wachsamkeit, das ununterbrochene Beten: und die Frucht hiervon ist eine schlichte, unschuldige, ernste, geduldige, sanftmütige, liebevolle Gemeinde. Sie hatten ihre Güter gemeinsam, entschlugen sich ihres Besitzes buchstäblich, sie starben wirklich der Welt ab; die Trübsale und Entbehrungen um Christi willen sind ihr Ruhm und ihre Freude. Es folgt nicht, daß alle Christen berufen sind, dieses Vorbild zu verwirklichen — warum das freilich nicht folgen soll, wenn doch Jesus diese Gebote seinen Jüngern wirklich gegeben hat, das erklärt Newman nicht; aber, sagt er, jedenfalls hat es stets eine Menge Christen gegeben, welche dieses Ideal in That umgesetzt haben. „Was sind die demütigen Mönche, die heiligen Nonnen und die andern Regulären, wie man sie nennt, was sind sie anders, als Christen genau nach dem Muster der heil. Schrift? Käme unser Erlöser plötzlich auf die Erde, wie das einmal geschehen soll, wo wird er die Züge der Christen finden, die er hinterlassen hat? Wer denn, wenn nicht diese, giebt Heimat und Freunde, Vermögen und Behagen, guten Namen und Freiheit daran um des Himmels willen?" In den großen Mönchs- und Frauen Orden sieht Newman den einzig genügenden Motor für eine wirkliche Kirche. Dieses asketische Element in der römischen Kirche ist das andere Ding, das ihm Phantasie und Herz abgewonnen hat, — ein Wunder nur, daß er so viel Überlegens bedurfte, bis er den letzten Schritt that.

Wie hat sich nun das Leben Newmans in der römischen Kirche gestaltet? Die Zeit von Oktober 1846 bis Weihnachten 1847 brachte er in Rom zu, wo er bald in den Orden des heil. Philipp von Neri eintrat. Die milde, weichherzige, von Liebe und Humor durchtränkte Frömmigkeit dieses Heiligen des 16. Jahrhunderts war Newman besonders sympathisch, und das von Philipp begründete Oratorium zu Rom, eine Vereinigung theologisch-gebildeter Männer, entsprach seinem Ideal. In die Heimat zurückgekehrt, gründete Newman alsbald eine Zweigniederlassung in Birmingham, mit welcher er eine Erziehungsanstalt für Söhne der besseren Kreise verband. Im Jahre 1852 ging Newman nach Dublin als Rektor der dortigen neugegründeten Universität. Später trug er sich noch mit dem Gedanken, in Oxford eine Niederlassung des Oratoriums zu begründen. Überall gab es Schwierigkeiten. Auf die Schule zu Birmingham sahen die Männer von Oscott, welche bisher für das mittlere England eine Art Privilegium auf die katholische Schule besessen hatten, mit scheelen Augen; ärgerlich war ihnen zudem, daß in der Schule des Oratoriums eine weniger unenglische Erziehung geboten werden sollte, als es in ihrer eigenen Praxis lag. In Dublin waren die irischen Bischöfe von dem Segen einer wirklichen, umfassenden Universitätsbildung nicht zu überzeugen; diesen Priestern, deren Horizont nicht über das Seminar von Maynooth hinausreichte, war der geistvolle Oxford-Mann unheimlich. Vollends der Plan, in Oxford der katholischen

Jugend einen Aufenthalt und Anziehungspunkt zu bieten, wurde durch die ultramontane Partei durchkreuzt; vor der Welt gab man an, daß die Katholiken nicht in Versuchung gebracht werden dürften, ihre Söhne auf eine protestantische Universität zu schicken. Es ist aber klar, daß persönliche Gründe mitwirkten, da die Propaganda, von England aus inspiriert, den Gedanken an sich billigte und nur die Bedingung stellte, daß Newman nicht in dem Oxforder Haus wohne. Heutzutage nehmen die Jesuiten in Oxford die Stellung ein, welche Newman für sein Oratorium geplant hatte, und zweifellos thun sie so viel, als dieser je gethan hätte, um katholische Studenten anzuziehen.

Nach alledem ist es kein Wunder, daß Newman so ziemlich die ganze „katholische" Zeit seines Lebens in den stillen Mauern seines Klosters in Birmingham zubrachte. Für pastorale Thätigkeit hatte er wenig Sinn, so sehr sie ihm nahegelegt war durch die armselige Lage der verkommenen irischen Bevölkerung; er konnte sogar ärgerlich werden, wenn man ihm zumutete, die Kräfte seines Oratoriums, die er überhaupt wenig zu verwerten wußte, etwa in den Dienst des Volksunterrichts zu stellen. Im Cholera-Jahre 1849 stellte Newman seinen Mann an den Krankenbetten; aber im übrigen suchte er sich und die Seinigen von einer Thätigkeit in der Gemeinde fernzuhalten; seine sensible, aristokratische Art war schuld daran, sowie sein Gelehrtentum. Er hielt es für seinen Beruf, auf die gebildeten Klassen einzuwirken, und das hat er mit Erfolg gethan, zunächst in seiner Klosterschule, welche die gesunden Überlieferungen der englischen Public Schools zu verbinden suchte mit den Garantien eines gut katholischen Geistes; aus ihr sind etliche der besten unter den Priestern und Laien hervorgegangen, und unmittelbar wurde das gesamte höhere Bildungswesen der englischen Katholiken dadurch beeinflußt. Die größten Erfolge errang Newman mit der Feder, in wirkungsvollen Streitschriften, in welchen er alle Künste scharfsinniger, spitzfindiger Dialektik spielen ließ, durchsetzt mit beißender Ironie und glühendem Pathos, in einer Sprache, die allezeit Bewunderung erregen wird. Am berühmtesten ist die "Apologia pro vita sua," eine Geschichte seiner religiösen Überzeugungen, welche er 1864 herausgab. Unter allen Zeitgenossen war kaum ein Mann, dem das scheue, mönchische, mittelalterlichen Idealen zugewandte, ewig grübelnde und reflektierende Wesen Newmans mehr zuwider sein konnte, als Charles Kingsley, dem weltoffenen, durch und durch modernen, kampfesfreudigen, dessen Ideal ein muskulöses, mannhaftes, die Welt überwindendes Christentum war. Nun bei einer bestimmten Veranlassung hatte Kingsley in einer verbreiteten Zeitschrift die Äußerung gethan: „Die Wahrheit um ihrer selbst willen ist bei dem römischen Klerus nie eine Tugend. Vater Newman belehrt uns, es sei auch nicht nötig; denn Klugheit sei die Waffe, welche der Himmel den Heiligen verliehen, um damit die rohe Macht der schlechten Welt, die da freit und sich freien läßt, zu bezwingen." In Erwiderung auf diese Anklage, als befürworte er die Unwahrheit, schrieb Newmal seine "Apologia" und legte den Gang seiner religiösen Entwicklung

dar, wie sie ihn auf Grund ursprünglicher Anlage unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse Schritt für Schritt diesen Weg geführt habe. Auch die dem gesunden, schlichten Menschen unverständlichen Winkel- und Zaudergänge seiner romantisch-scholastischen Reflexionen schildert Newman mit rücksichtsloser Offenheit und eigentümlichem Selbstgefühl, mitunter im Tone tiefster Erregung. Die Wirkung war, daß weite Kreise der englischen Nation nun begannen, Newman ebenso einseitig zu bewundern und in den Himmel zu erheben, wie man ihn zuvor geschmäht hatte. Über Kingleys „unbesonnenes, verständnisloses" Urteil schrie man Zeter. Seltsam! In späteren Jahren kam Newman mit einem jungen Freund und Genossen, A. W. Hutton, auf die Revision des Breviers zu sprechen und äußerte, daß die Verfasser der Legenden offenbar das Interesse der Erbaulichkeit über das der Wahrheit stellten. Unwillkürlich ging Hutton der Gedanke durch den Sinn: „Das ist genau dasselbe, was der arme Kingsley gesagt!" In einem Brief, den Newman zur Zeit von Kingleys Tod 1875 schrieb, bekannte er, daß seine Entrüstung eine gemachte gewesen sei. „Es ging nicht mit dem Zahmsein; ich mußte mir Gehör verschaffen, und dafür sah ich keinen andern Weg. Das englische Publikum glaubt nicht, daß es einem Menschen ernst ist, es sei denn, daß er in Hitze kommt oder zu kommen scheint." Der Nimbus, den Newman durch die "Apologia" um sein Haupt gewoben, ist wohl das Hauptverdienst, das er sich um die römische Kirche Englands erwarb; auch auf sie fiel etwas von dem verklärenden Schimmer. Gleichwohl hatte Newman Jahrzehnte lang zu kämpfen mit den Magnaten der ultramontanen Partei; man traute ihm nicht: man hielt zeitweise sogar für möglich, er könnte wieder protestantisch werden. Er konnte seine durch und durch englische Art doch nicht verleugnen, und mit vielen Genossen früherer Tage blieb er immer in innerer Verbindung. Wenn er auch im Eifer für römische Phantasterei, für extreme Marienverehrung, für Hingebung an Papst und Kirche das Mögliche that, der Besuch anglikanischer Freunde war ihm stets ein Genuß, während er kaum die Langweile verbarg, wenn ihn sein eigener Bischof, Ullathorne, besuchte. Über die „Irrtümer" protestantischer Freunde urteilte er immer maßvoll. Die englische Staatskirche stieg wieder in seiner Schätzung; er scheint mehr und mehr gefunden zu haben, daß die Durchschnittsmoral in dem protestantischen England trotz allem eine höhere sei, als in den spezifisch katholischen Ländern. Er scheute sich auch nicht, den Reichtum geistiger Kräfte, über welche die anglikanische Kirche verfügt, und ihre Bedeutung für den großen Kampf zwischen Glauben und Unglauben, offen anzuerkennen. Man stellte ihn vielfach mit Döllinger zusammen, der auch selbst eine sehr hohe Meinung von Newman hatte und ihm etliche Jahre vor dem Konzil einen Besuch machte; aber sie kamen eigentlich doch nicht miteinander zurecht. „Es war," sagt Newman, „wie wenn Hund und Fisch miteinander Freundschaft machen wollten." Die letzte Grundlage des Standpunktes war zu verschieden, bei dem einen das Gefühl, bei dem anderen der historische Sinn, und dieser war bei Newman außerordentlich dürftig. Ge-

meinsam hatten sie nur das Mißtrauen gegen die Politik Pius' IX. und gegen dessen Streben nach Unfehlbarkeit. Die Erklärung des letzteren betrachtete Newman als völlig unzeitgemäß; er fürchtete, sie möchte auf die katholisierenden, romfreundlichen Neigungen seiner anglikanischen Freunde wirken wie ein nasser Schwamm. In einem Brief an seinen Bischof klagte er bitter über „die insolente und aggressive Fraktion," welche die Herzen der Gerechten traurig mache. „Warum kann man uns nicht in Ruhe lassen, die wir dem Frieden nachjagten und nichts Schlimmes dachten?" „Wenn es Gottes Wille ist, daß die Unfehlbarkeit des Papstes aufgestellt wird, dann ist es Gottes Wille, die Zeiten und Momente jenes großen Triumphes zurückzuwerfen, die er für sein Reich bestimmt hat. Dann werde ich das Gefühl haben, daß ich nichts anders thun kann, als mich beugen unter seine anbetungswürdige, unerforschliche Vorsehung." Freilich, derselbe Newman, der so leidenschaftlich Einsprache erhob gegen die Unfehlbarkeitserklärung, wurde einige Jahre später durch das allgemeine Verlangen der englischen Katholiken bestimmt, Gladstones Angriffe gegen den „Vatikan" abzuwehren in dem bekannten „Brief an den Herzog von Norfolk," in welchem er versichert, daß den Katholiken eine Fülle von Freiheit auch nach dem Vatikanischen Dekret verbleibe, und daß dieses Dekret keinerlei Hindernis bilde für die Loyalität der Katholiken gegen Souverain und Gesetz des Landes. Aber auch in diesem Brief erklärt Newman, daß ihm das Gewissen über den Papst gehe, und spricht von einer bösen Malaria, die den Fuß des Felsen Petri umspüle. Er sagt: „Man muß bekennen, es giebt unter uns Leute, die sich seit Jahren benommen haben, als ob wilde Reden und anmaßende Thaten keine Verantwortung nach sich zögen; die Wahrheiten in der paradoxesten Weise aufgestellt und Prinzipien überspannt haben, bis sie nahe am Brechen waren, und die schließlich alles gethan haben, um das Haus in Brand zu stecken, aber andern die Mühe überlassen, das Feuer zu löschen;" er geht so weit, auf „die chronischen Extravaganzen katholischer Kreise" anzuspielen. Kein Wunder, daß Newman stets unter dem Argwohn Pius' IX. und der ultramontanen Führer, wie Manning, zu leiden hatte. Im Jahre 1875 noch klagte er, daß er von katholischer Seite mehr Widerwärtigkeiten zu ertragen habe, als je von anglikanischer. Erst der kluge Leo XIII. hat das stille Sehnen Newmans erfüllt und ihm 1879 durch Verleihung der Kardinalswürde die entsprechende Satisfaktion in den Augen der englischen Katholiken gegeben. Newman empfand das dankbar, nicht zu reden von der kindlich-eitlen Freude, mit welcher er die Insignien seiner neuen Würde zu tragen und ihre Rituale zu erfüllen pflegte.

Man hört zuweilen die Ansicht, Rom habe nicht verstanden, einen Mann wie Newman entsprechend zu benutzen. Es war das auch überaus schwierig. Bei allem Preis der Auktorität, bei aller Verehrung für den großen Organismus der römischen Kirche, in deren Mitte er Frieden und Ruhe gewonnen zu haben glaubte, blieb Newman doch immer zu sehr er selbst, sensibel, eigenartig, mitunter bis zur Idiosynkrasie. Für die umittel-

baren Zwecke einer Propaganda war er völlig unbrauchbar. Eine Reihe von Männern aus guter Familie, reich begabt, hat sich durch den eigentümlichen Zauber Newmans zum Übertritt bestimmen lassen; sie haben sich direkt zu Newmans Verfügung gestellt für jeden beliebigen Dienst; aber Newman, ohnedies unfähig zu regieren, wußte nichts mit ihnen anzufangen, und sie gingen weg, um anderswo zu dienen. Das merkwürdigste Beispiel ist wohl Arthur W. Hutton. Er ließ sich von Newman in die römische Kirche aufnehmen, weilte sieben Jahre lang im Oratorium, meist in der innigsten Beziehung zu Newman, fand aber nach und nach, besonders in den Jahren, nachdem Newman Kardinal geworden, daß das nahe Zusammenleben dem hohen Bilde, das er sich von dem berühmten Manne gemacht hatte, in manchen Punkten Abbruch that. Er wandte schließlich dem Oratorium und auch der römischen Kirche wieder den Rücken.

Döllinger soll geäußert haben, Newman sei unter der Schar der englischen Konvertiten der einzige, welcher nach seinem Übertritt derselbe geblieben sei wie vorher, also intellektuell nicht verloren habe. Ja, man wird sagen müssen, der Höhepunkt seiner litterarischen Thätigkeit fiel erst in seine römische Zeit. Liest man aber Predigten, wie sie Newman an Mariä Himmelfahrt gehalten, in denen er mit der Glut italienischer und spanischer Phantasie jede beliebige Überlieferung zweifelhaftesten Charakters als geschichtliche Wahrheit behandelt, wenn sie nur zur Verherrlichung der Mutter Gottes dient und „der Frömmigkeit nicht unwillkommen noch schwierig" ist, dann bleibt eigentlich doch nur das Urteil der Saturday Review (27. Dezember 1890) übrig: „Jeder Krieg muß nach dem Friedensvertrag gewertet werden, der ihn endet. Das war der Frieden: diese Abschwörung nicht nur des Rechts, sondern sogar der Fähigkeit, zu denken, worin der große Newman Ruhe und Ausspannung gefunden hat." Es ist wie eine Ironie des Schicksals, und doch wohl natürlich: derselbe Newman, dem der Abscheu vor dem modernen Liberalismus zur fixen Idee geworden war, und für den es nur die beiden Möglichkeiten gab, entweder römisches Christentum oder Atheismus, — bei seinem Hingang wurde er von niemandem lauter gepriesen als von den Männern des religiös verschwommenen, wenn nicht gar irreligiösen Radikalismus. Diese Männer fühlten wohl, daß ein Entwicklungsgang, wie der des Kardinal Newman, einer lichten, klaren und wahren Religiosität am meisten Abbruch thut, hingegen einer religiösen Indifferenz schließlich den größten Vorschub leistet.

Schulbriefe.

II.

Die Stellung der Gemeindeschullehrer unsrer Synode zur Gemeinde, zum Pastor und zur Synode. —

Das ist der heikle Punkt in der Lösung der synodalen Schulfrage. Viel ist schon darüber gesprochen und geschrieben worden, aber wir sind um nichts

vorwärts gekommen in der Regelung zur Ordnung. Woran liegt das? Die Schuld liegt auf beiden Seiten, das ist die alte Geschichte. Die neue könnte sein, wenn man die beim Ausgleichversuch gemachten Fehler anerkennen und sich die Hand reichen wollte. Und die Fehler sind gemacht. Von exegetischer Pressung einzelner Schriftstellen sehe ich ganz ab, aber ich erkenne in der bisherigen Behandlung der Sache eine starke Vermengung des Begriffs von Staatskirche und amerikanischer Freikirche, — den Mangel an der Unterscheidung zwischen Predigtamt und Schulamt, — aber auch, und das thut mir weh — ich sehe wenig guten Willen zur Ausführung des Gebotes: Einer trage des Andern Last. Wenn es nun darauf ankommt, gegen vorherrschende Mißstände anzugehen, da ist es oftmals besser, persönlich Erlebtes als Thatsachen vorzuführen, anstatt in so und so viel Pragraphen zu konstruieren. Demnach erzähle ich zu obigen Punkten, was meine eigene Erfahrung ist.

Wie ich überhaupt Schulmeister wurde, das ging so zu. Bekanntlich haben die deutschen Theologen das Gymnasium und das Triennium auf der Universität zu absolvieren, um sich zur Prüfung pro licentia concionandi melden zu dürfen. Damit fertig, hat der Predigtamtskandidat eine, ihm vom Konsistorio bestimmte Zeit zu warten, bis er sich zum Examen pro ministerio melden darf, und bei dieser Meldung hat er den Nachweis zu führen, daß er entweder einen sechswöchentlichen Kursus auf einem Lehrerseminar durchgemacht, oder vor dem Provinzialschulkollegio die Prüfung pro schola bestanden hat. So war es Anfang der 50er in meiner Heimat, der Provinz Brandenburg. Damals war von der Trennung der Schule von der Kirche wohl schon stark die Rede, aber die geistliche Oberbehörde hielt doch den Grundsatz aufrecht: Der Pastor, der einmal Schulinspektion üben soll, der muß im Volksschulwesen, und darauf kam es gerade an, auch Kenntnis und Einsicht zum Urteil haben. Das höhere Schulamt kannte er ja aus der Praxis, aber die große Menge der Landpastoren, die damals ex officio Schulinspektoren wurden, die mußten vorher über das Gemeindeschulwesen orientiert sein.

Als ich nun pro ministerio vorgehen wollte, befand ich mich in so angenehmen Hauslehrer- und Vikariatsverhältnissen, daß ich es vorzog, anstatt des Seminarkursus die Prüfung pro schola zu leisten. Unterrichtet hatte ich während und nach der Studentenzeit, und so ließ ich mich für das Schulamt examinieren, kolloquierte auch gleichzeitig rectoratu, das heißt, ich erwarb mir die Befähigung zur Verwaltung einer Stadtschule. Doch das ist nebensächlich, vielmehr kommt es mir darauf an, nachzuweisen, wie ich als Rektor einer Schule mit neun Klassen rector a non regendo war, soweit ich mir nicht selber Stellung verschaffte. Die eigentliche Verwaltung der Schule unterstand nämlich der städtischen Schuldeputation, deren technisches und exekutorisches Mitglied der Archidiakonus war. Ihm war von der Stadtbehörde kommissarisch die Lokalinspektion über meine neunklassige und über die vierklassige Töchterschule, wie auch über die Privatschulen über-

tragen, aber er fungierte überall nicht als der geistliche Herr, sondern im Auftrage und Namen der Stadt. Das ist wohl in acht zu halten, sowie auch der Umstand, daß die obere Instanz nicht das Konsistorium, die geistliche Behörde, sondern die Abteilung der königlichen Regierung war. Die Schule war Staatsschule dadurch, daß der Staat die allgemeine Schulpflicht, erforderlichen Falls zwangsweise, durchsetzte, daß er aber auch für die Möglichkeit des Schulunterhalts Sorge trug. Die Ausbildung, die Anstellung und Stellung des Lehrerstandes war seit 1763 eine Aufgabe der Regierung in den Königl. Preuß. Landen, und zwar für die Protestanten und Katholiken. Auch nahm sie möglichst Bedacht auf die persönliche Lage des Lehrers. Er wurde auf Lebensdauer angestellt, und für die Altersversorgung war auch Vorkehrung getroffen. Die Mittel dazu flossen aus Staatsfonds oder Kirchenkassen, zum größten Teil aber wurden sie durch die Gemeinden aufgebracht. Daher dieses eigentümliche Durcheinander von Staat, Kirche und Gemeinde, woraus aber von selber folgt, daß die Kirche nicht alleinige Herrin der Schule war, nicht mal in den Kirchenschulen, und die Geistlichen, welche die Schulinspektion namens der Regierung führten, hatten die ihnen dazu normierten Vorschriften inne zu halten, und waren in Ausübung dieser Funktion Staatsbeamte. Ein ähnliches Verhältnis war zwischen den Geistlichen und den an kirchlichen Ämtern thätigen Lehrern. Solcher waren wir vier unter den dreizehn Stadtschullehrern. Der Rektor als Prädikant, der Kantor, der Organist und der Küster. Wir waren allerdings Helfer im kirchlichen Dienst, wurden auch aus der Kirchenkasse für unsere Dienstleistung bezahlt, aber die Verfolgung der Pflichtunterlassung stand nicht der Geistlichkeit zu, sondern der Kirchengemeinde, die Macht über uns hatte.

Doch genug davon. Fünf Jahre habe ich an jener Stadtschule das Rektorat verwaltet, und denke heute noch gern an jene Zeit zurück. Nach oben haben wir keine Händel gesucht, also auch keinen Streit gehabt, nach besonderen Rechten haben wir nicht gefragt, um städtische und Gemeindeangelegenheiten haben wir uns nicht gekümmert, unter einander haben wir uns gütlich vertragen, und keine Behörde hat uns belästigt, denn jedermann that seine Schuldigkeit — und zwar im Religions- und Realunterricht. Mit einigen Variationen mag es ja in andern Gegenden anders verlaufen, als im Brandenburgischen, aber im großen und ganzen war durchgehends das System des Zusammenwirkens von Staat, Kirche und Schulgemeinde durch ihre Organe, die Pastoren und Lehrer, unter der Kontrolle des Staates.

Anders ist es hier in der amerikanischen Freikirche, in betreff der Gemeindeschulen, die rein kirchlicher Natur sind, denn die Kirchengemeinden gründen die Schulen, unterhalten sie und haben demnach das Recht, den Lehrer zu wählen, zu berufen, also auch ihn im Unterricht und seinem Leben zu kontrollieren auf die Weise, die ihnen die geeignetste scheint. Das dürfen wir Pastoren nicht verkennen, und wenn zehnfach gesagt wird, daß die Pastoren die Gemeindeschulen gegründet haben, und weiterhin gründen wollen, so sei mir das Bild erlaubt: Wir sind Planeten und die Kirch-Gemeinden sind die Fixsterne.

Wenn demgemäß die Lehrer nach Normierung ihrer Stellung fragen, dann müssen sie mancherlei beherzigen, was viele deutsche Lehrer, die an evangelischen Gemeindeschulen ihr täglich Brot suchen und haben, als außer Belang ansehen. Allererst rechne ich dahin die Achtung vor einer evang. Kirchgemeinde, daß kein Lehrer ein Amt bei ihr begehrt, wenn er nicht kirchlich gesinnt und willens ist, im Religionsunterricht nach bestem Wissen und Gewissen das Wort Gottes zu lehren, lauter und rein. Hat nun aber ein Lehrer das Amt übernommen, dann hat er nach christlicher und gesetzlicher Weise sich auch in die äußere Ordnung zu fügen, die von der Gemeinde, hier beides, Kirch- und Schulgemeinde, gesetzt ist. Und wenn die Gemeinde ihren Pastor als Lokalschulinspektor ernennt, dann hat der Lehrer ihn als solchen zu respektieren. Auch braucht kein Lehrer aufzubegehren, wenn er merkt, daß der Pastor in technischen Fragen ihm nachstehe. Exempla docent: Mein früherer Schulinspektor hat mir Censuren erteilt, der Art: Nein, lieber Rektor, wie Sie mit Ihren Jungens rechnen, das krieg ich mein Lebtag nicht fertig — oder bei Besprechung anderer Dinge: Ja das zu verstehen, dazu muß man Schulmeister sein. Wir sind beide gute Freunde geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben. Noch weiter zurück: Zur Kontrolle unseres Abiturientenexamens kam der Provinzialschulrat D. Kiesling von Berlin. Als wir Theologen im Hebräischen examiniert wurden, überreichte man dem Herrn Schulrat ein Exemplar des hebräischen Textes. Er nahm es — wir aber wußten, daß er kein Sterbenswort davon verstand, und uns „graulte" nicht vor ihm. Trotzdem haben wir ihm alle gebührende Ehrerbietung entgegengebracht, denn im übrigen war er ein sehr tüchtiger Schulmann und sah recht gut, was geleistet wurde, und wo es fehlte. Die Wissenschaft besteht wahrlich nicht im Vokabelreichtum.

Zur Nutzanwendung: Jeder Pastor in unserer Synode wird herzlich froh sein, wenn er sieht, daß sein christlich gesinnter Lehrer durch Fleiß und Treue in Unterricht und Disciplin an der Schule arbeitet — und das ist die Basis für ein gutes Einvernehmen der beiden untereinander. Weiter ist nichts not, es bahnt aber an die friedliche Stellung zur Gemeinde. Wie die ein Lehrer sich erwerben kann, das kann ich doch wohl in dem Satz zusammenfassen: Wenn ein Lehrer das Geschick nicht hat, durch die Kinder an die Eltern zu kommen, dann taugt er nicht für unser Gemeindeschulwesen. Aber die rechtliche Stellung zur Gemeinde? Wiederum exemplificiere ich. Meine Stellung ist die eines Pastors an einer „Freien, unabhängigen, protestantischen Gemeinde." Vater Köwing und Dr. John waren meine Vorgänger. Keiner von uns hat in der Versammlung ein Stimmrecht gehabt, auch gar nicht begehrt. Ob man uns als Gemeindeglieder angesehen, danach haben wir auch nicht gefragt, denn das war uns grade so selbstverständlich, wie mir klar ist, daß durch Berufung eines evangelischen Lehrers an eine evangelische Gemeinde seine Mitgliedschaft ausgesprochen wird. Wie er durch sein persönliches Verhalten zu den Einzelnen und zur Gesamtheit sich zu stellen weiß, das ist dann seine Sache. Und kommen Differenzen vor, so

steht ja die Verwendung an den Schulvorstand oder die Gemeindeversammlung offen. Über derartiges ein andermal. Ich wende mich zuletzt zur Frage nach der Stellung des Lehrers zur Synode und das ist im ganzen Streit ja wohl die Hauptfrage.

Die Lehrer verlangen die Synodalmitgliedschaft in der Weise, wie sie die Pastoren haben. Nach den Statuten der Synode geht das nicht an, aber es kann eine dahin bezügliche Änderung getroffen werden, denn Gesetze und Statuten haben nur so lange Geltung und Wert, bis sie geändert werden, und es ist jetzt Sache der Distrikte und der Generalsynode, darüber schlüssig zu werden. Was aber die Lehrer mit dem Rechte, „mitzuraten — mitzuvoten — mitzuthaten" — eigentlich machen wollen, ist mir unverständlich. Denn nach der geschichtlichen Entwicklung unsrer Synodalverhältnisse sind stimmberechtigte Synodalglieder nur die Pastoren seitens der Kirche, und die Delegaten seitens der Gemeinde, und es ist bis dahin ganz gut gegangen, auch sorgt unterstützungsweise die Synode nach ihren Mitteln für die Lehrer, wie für die Pastoren. Will die Synode aber um des lieben Friedens willen die Synodalgliedschaft den Lehrern an den Gemeindeschulen zusprechen, dann muß die Aufnahme auch in derselben Weise bei den Einzelnen geschehen, wie es bei den Pastoren Brauch ist. Nach meiner Auffassung ist die Ordination, die Erteilung der Befähigung zur Verwaltung des Pfarramtes in der Synode, zu Recht und Pflicht. Die Aufnahme in die Synode, Statuten und Observanz stehen dagegen, und fordern den Nachweis der Bewährung. Von einer Eingliederung des Lehrervereins, als solchen, kann demnach keine Rede sein, sondern die einzelnen Lehrer hätten in ihren betreffenden Distrikten die Aufnahme nachzusuchen, und sich der Entscheidung des Distrikts zu unterwerfen.

Und dann, wenn sie wirklich aufgenommen wären, und wollten zur Konferenz reisen, wo kommt der Urlaub her? Falls die Gemeinde ihn verweigert, wer will sie zwingen? Die Synode? Wer das Wesen der Freikirche in solchen Dingen kennt, der weiß auch um die Ohnmacht der Synode in gar vielen Dingen. Demnach mein Vorschlag zur Güte: Es ist besser, daß wir persönliche Stellung im Sinn und Geist des Meisters unsrer aller zu einander anstreben, Gemeinden, Pastoren und Lehrer, als daß wir Rumor machen in der Synode und in den Gemeinden. Denke ein jeder darüber nach, was zum Frieden dient, und bitte Gott um Erleuchtung, dann wird auch die Schulfrage erledigt werden, wie es recht ist.

C. Kunzmann.

Die Ursachen der Differenzen zwischen den ref. Kirchen,
mit besonderer Bezugnahme auf den Abendmahlsstreit.

(Von P. G. Niebuhr.)

Man hat unserer Synode gelegentlich den Mangel einer einheitlichen Bekenntnisschrift vorgeworfen. Die Frage, ob dieser Vorwurf berechtigt sei, hängt zum großen Teil von der Frage ab, ob uns das, was eine Bekenntnis-

schrift bezweckt, nämlich die Einheit des Bekenntnisses oder die Einigkeit im Geist, abgehe. In diesem Punkte möchten wir vielleicht den Vergleich mit mancher auf ihr kirchliches Symbol pochenden kirchlichen Gemeinschaft aushalten. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß eine Bekenntnisschrift, wie z. B. die Augustana, zu gewissen, besonders unruhvollen, Zeiten von großem Segen war, indem sie zum Panier diente, um welches die gläubigen Elemente der Kirche sich scharten. Gleichwohl ist es nicht minder unleugbar, daß man dem Worte Gottes mit Bekenntnisschriften, für die man oft fast gleiches Ansehen mit dem Worte Gottes forderte, Gewalt anthun kann und auch wohl angethan hat, indem man die göttlichen, zum Teil unerforschlichen Gedanken in menschliche Formen, gleichsam wie in ein Prokustesbett, hineinzwängte, um dann das, was nicht in dieselben hineinpaßte, zu beseitigen. Aus diesem Grunde erachten wir es als eine heilige Pflicht für jede Kirche, sich irgend einer Bekenntnisschrift gegenüber ihre Selbständigkeit und Freiheit zu bewahren.

Indem die Evangelische Kirche diesen freien Standpunkt angenommen hat, sucht sie einerseits der Geistesarbeit der Reformatoren die gebührende Anerkennung entgegenzubringen, erachtet es aber andrerseits als ihre Aufgabe, nicht bloß das Göttliche, sondern auch das Menschliche in dem Wirken der reformatorischen Männer zu erkennen und deren gesamte Wirksamkeit nach der allein gültigen regula fidei, dem Worte Gottes, immer von neuem zu prüfen. Da wir mit diesem ausgesprochenen Grundsatze an die Betrachtung der beiderseitigen Differenzen gehen, so ist es begreiflich, daß das Resultat unserer Erwägungen verschieden sein wird, von dem Standpunkte jener, welche von vornherein in ihrer Bekenntnisschrift das Facit aller religiösen Betrachtungen finden. Dem einen muß die gegnerische Ansicht von vornherein mehr oder weniger verkehrt sein, während der andere vermöge seiner Freiheit eher imstande sein wird, beiden Teilen gerecht zu werden.

I.

Wie nun auch das Urteil ausfallen möge, die Uneinigkeit der reformatorischen Schwesterkirchen hat sich als ein beklagenswertes Hemmnis in der Entwicklung des Reiches Gottes erwiesen. Sie war gleichsam eine Krankheit an dem Leibe Christi, und das um so mehr, als die christliche Kirche in ihrer Vollendung die Einigkeit im Geiste als Hauptmerkmal an sich tragen muß. Irgend eine Heilung kann, soweit Menschen dabei beteiligt sind, nur erreicht werden, wenn man sowohl den Sitz der Krankheit als auch die Art und wenn möglich die Ursachen derselben erkannt hat. Manche Krankheiten waren, sozusagen, notwendig, ehe sie zum Ausbruch kamen, und zwar um der schon vorhandenen Ursachen willen. In gleicher Weise war jene Kluft zwischen der Lutherischen und der Reformierten Kirche fast eine geschichtliche Notwendigkeit und zwar war sie zum großen Teil begründet, wie wir darthun zu können glauben, in der Inkompetenz des Zeitalters, in den obwaltenden Fragen ein letztes und entscheidendes Wort zu reden. Man hielt sich auf beiden Seiten

für berufen, über die größten Geheimnisse der christlichen Religion endgültig abzuurteilen, während die reformatorischen Männer und ihre Nachfolger in minder schwierigen Lebensfragen gemeinsam Fehler begingen, die dem Geiste des Evangeliums direkt widersprachen und der von ihnen vertretenen Sache unberechenbaren Schaden zufügten. Sie waren ja Kinder ihrer Zeit, und wir dürfen ihre Mängel nicht nach dem Maßstabe unseres heutigen, mehr humanen, Zeitalters abmessen. So wäre es ja unrecht, wenn wir die sittlichen Zustände der Patriarchenzeit, z. B. die Vielweiberei, beurteilen und richten wollten, wie ähnliche sittliche Zustände der Gegenwart. Wenn wir den Zeitverhältnissen, der mangelhaften Entwicklung und der noch unvollständigen Offenbarung keine Rechnung tragen würden, so würden wir jene Männer grober Unsittlichkeit zeihen. Das dürfen wir doch um der Gerechtigkeit willen nicht thun, aber nichtsdestoweniger bleiben solche Zustände anstößig. Ähnlich verhält es sich auch mit den reformatorischen Männern. Waren sie einerseits, wie wir weiter unten sehen werden, nicht frei von dem Irrtum der Scholastik, welche vermittels der Dialektik allen Geheimnissen auf den Grund kommen zu können glaubte, so war andrerseits ihr Verständnis für das Evangelium trotz aller Begeisterung, die sie ihm entgegenbrachten, vielfach einseitig. Hatte man z. B. das neuentdeckte Evangelium auch als die alleinige Kraft, selig zu machen, erkannt, so schien man doch der Fähigkeit dieses Evangeliums, sich vermöge der ihm innewohnenden Gotteskraft Bahn zu machen und sich trotz aller Anfechtungen zu behaupten, nicht recht zu trauen, und nahm, um einbrechende Irrlehren auszurotten, seine Zuflucht zu solchen Mitteln, die dem Geiste Christi fast Hohn sprachen. Wenn Luther alle christliche Milde zu vergessen scheint, da er zur Niederwerfung des Bauernaufstandes auffordert mit den Worten: „daß man sie stechen soll, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie tolle Hunde," wenn Calvin die Verurteilung Servets als Ketzer zum Scheiterhaufen herbeiführt, weil Servet, die Bibel noch als Gottes Wort bekennend, die Dreieinigkeit leugnet und Vater, Sohn und Geist nur als Offenbarungen oder πρόσωπα des einen Gottes bekennt, und wenn diese Gewaltthat von allen zur Zeit lebenden reformatorischen Männern ausdrücklich oder stillschweigend gut geheißen wird, so ist es klar, daß ein großes und wichtiges Stück der Lehre Christi jenen Männern ein fast unverstandenes Geheimnis gewesen ist. Diese gewaltthätige Gesinnung zeigt doch, wie wenig der Heiland von den Reformatoren in wichtigen Lebensfragen verstanden worden ist, der Heiland, der nicht gekommen ist, um zu verderben und zu verdammen, sondern daß die Welt durch ihn selig werde, und dessen Geist durch solche Gewaltakte mehr betrübt werden mußte, als durch den Vorschlag der Zebedäiden. (Luc. 9, 54.) Nun steht die christliche Ethik mit der Dogmatik, die Nächstenliebe mit der Gottesliebe in so enger Verbindung, daß wir beide nur als zwei Seiten von einer und derselben Sache ansehen können. Da wäre es gegen alle Analogie, wenn man dieselben Männer, welche imstande waren, solche dem Evangelium zuwidergehende Handlungen zu begehen oder zu sanktionieren, für berufen erachten wollte, den ganzen

Ratschluß Gottes zu unserer Erlösung und die Geheimnisse der Sakramente so auszulegen, daß solche Auslegung geradezu ohne allen Irrtum und das non plus ultra der Auslegung wäre. Wenn man in dem, was leichter zu verstehen ist, solche Fehler machte, dann mögen auch in der Erforschung des Geheimnisvollen, des Übernatürlichen, wenn nicht in das Auge springende Fehler, so doch schiefe oder gewagte Behauptungen mit eingeschlichen sein, welche für die ganze Lehrstellung die Entscheidung gaben und leider oft auch, ohne hinreichend begründet zu sein, eine lieblose Scheidung des Bruders vom Bruder nach sich zogen. So zogen die Ältesten der Juden aus dem Gebote: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," den Schluß, daß man seinen Feind hassen müsse; die Konkordienformel folgert aus der Lehre von der sakramentlichen Vereinigung des Leibes und des Blutes Christi mit Brot und Wein im hl. Abendmahl, daß auch die Gottlosen Leib und Blut Christi empfangen, und Calvin schließt aus der Lehre, da Christus leiblich im Himmel wohne, daß er nicht leiblich auf Erden sein könne.

Oder sollen wir etwa annehmen, daß die Reformatoren, sei es Luther für die Lutheraner, oder Calvin und die andern Schweizer für die Reformierten, während sie sonst Irrtümer begehen konnten, sobald sie die Feder zur Abfassung einer Lehre oder Bekenntnisschrift ansetzten, schrieben getrieben vom hl. Geiste, gewissermassen ex cathedra redeten? Finden wir, daß die Reformatoren in ethischen Fragen eine schiefe Stellung einnahmen, und zwar so, daß diese Stellungnahme nicht auf momentane Verirrungen zurückzuführen ist, wie jene von Paulus gerügte Sünde des Petrus (Gal. 2), sondern mit ihrer gesamten Denkweise verwachsen war, so müssen wir die Lehren jener Männer, besonders auch die Bekenntnisschriften mit derselben Vorsicht aufnehmen, wie die mancherlei Kommentare der Schrift, und können wir nicht anders, als den Bekenntnisschriften einen Platz unter der hl. Schrift anweisen. Auch müssen wir ein Motto wie: „Gottes Wort und Luthers Lehr, die vergehen nimmermehr," als unevangelisch verwerfen. Wer in praktischen, ethischen Lebensfragen irrt, ist in den ungleich schwierigeren dogmatischen Fragen dem Irrtum auch nicht enthoben. Kein vorurteilsloser Mensch kann annehmen, daß dieselben Theologen, welche die vom Herrn gebotene Milde und Sanftmut so gröblich außer acht lassen konnten, ein endgültiges Urteil über die größten Geheimnisse der Religion abzugeben imstande waren.

Wir meinen also, es lag im Zeitgeiste, daß es nicht schon damals zur Einigkeit im Geist oder auch zu einer von beiden Parteien angenommenen Bekenntnisschrift kam. Man hatte doch ein zu großes Stück von Herzenshärtigkeit von der bluttriefenden Kirche Roms geerbt, als daß der Geist Christi sich überall, in Lehre und Sitte, hätte geltend machen können. Hier handelt es sich durchaus nicht um Verkleinerung der gewaltigen Geisteshelden, welche an der Spitze der Bewegung standen. Sie waren bei weitem die besten ihrer Zeit. Da heißt es eben: „Wenn das am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden." Die Zeit war im wahrsten Sinne des Wortes eine böse Zeit. Jene schon citierten, harten Worte Luthers über den Bauern=

aufstand bleiben unverstanden, wenn wir nicht die entsetzliche Roheit, mit welcher überall das Faustrecht gehandhabt wurde, in Betracht ziehen und wenn wir vergessen, daß z. B. in der Politik Lüge, Verrat, Meineid und selbst Meuchelmord als unverwerfliche Mittel galten und daß der Meister in diesen Künsten, Machiavelli, ein gefeierter Mann war.

Handelt es sich nun nicht um die Verkleinerung der Männer der Reformation, so doch um Abwendung einer falschen Romantik. Von der guten alten Zeit wird nur der reden, der sich nicht die Mühe gab, sie kennen zu lernen. Wie aber die Romantik schon oft die Ursache einer scheinbar harmlosen Geschichtsfälschung war und dabei auf den Leser einen Einfluß ausübte, der dem beabsichtigten gerade entgegengesetzt war, d. h. ihn zum Pessimisten erzog, weil ihm hernach die Gegenwart gegenüber der Vergangenheit so prosaisch und oberflächlich vorkam, so hat die Romantik auch auf kirchlichem Gebiet viele Gemüter mit derartigen Vorurteilen erfüllt, daß ihre einzige Hoffnung in der Rückkehr zu der „guten alten Zeit," nach Lehre und Sitte, zu bestehen scheint. Um nun solch einer falschen und schädlichen Romantik einen Damm entgegenzusetzen, ist es notwendig, daß nicht nur das Licht, sondern auch der Schatten, nicht nur die Lehre, sondern auch die Sitte, und zwar nicht nur die der zeitigen Lehre vom Glauben und der Liebe zu Gott, sondern auch die Lehre und Praxis der Nächstenliebe in Betracht gezogen werde, zumal das eine von dem andern bedingt wird. Denn ein Mangel der Bruderliebe läßt nach 1. Joh. 4, 7. 8 auf einen Mangel an der Erkenntnis Gottes schließen.

Sind wir uns der eben beschriebenen Unvollkommenheit des reformatorischen Zeitalters bewußt, so wird auch unser Urteil über die Uneinigkeit der Reformatoren dadurch bedeutend modifiziert werden. Denn konnte man z. B. gegen einen Häretiker, wie Servet, den Ökolampadius zu einer früheren Zeit seinen lieben Sohn nannte, so hart verfahren, so ist es nicht zu verwundern, daß die Reformatoren, sobald es zwischen ihnen, wenn auch in minder wichtigen Fragen, zu Differenzen kam, sich keiner besonderen Milde befleißigten und ohne viel Bedenken einander mit ähnlicher Härte verdammten. Wir können bei einer Übersicht jener Zusammenkunft in Marburg nicht bemerken, daß Luther sich irgendwie sonderliche Mühe gegeben habe, mit Zwingli über die streitigen Punkte zu einem Einverständnis zu kommen. Die Einwände, welche Zwingli und seine Freunde gegen die reale Gegenwart des Leibes und des Blutes Christi in Brot und Wein im Abendmahl erhoben, waren doch ernstlich genug, um Luther zu einer gründlichen und sachlichen Widerlegung zu veranlassen. Denn war die Ansicht Zwinglis seelenverderberisch, wie jener doch meinte, so hätte seine christliche Barmherzigkeit doch wünschen und hoffen müssen, durch eine gründliche Widerlegung der Gegenlehre viele Seelen zu retten. Aber da gab es seitens Luthers kaum eine andere Antwort als: „Das ist mein Leib!" Bei solch einer kurzen Abfertigung konnte Zwingli die Sache kaum anders verstehen, als daß Luther über den römischen Irrtum noch nicht hinausgekommen sei. Zwingli war, bei dieser Gelegenheit wenig-

stens, mehr zum Frieden geneigt. Es wird ja erzählt, wie er unter Thränen um brüderliche Gemeinschaft gebeten habe. Luther verweigerte die Bitte mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist!“ Ganz so friedfertig, wie ein reformierter Romantiker es annehmen möchte, war auch Zwingli nicht. Auch stimmte eine derartige Vorstellung wenig zu dem Manne, welcher in den Kriegen und in der Politik seines Vaterlandes den bekannten hervorragenden Anteil nahm. Nach der Marburger Konferenz zog er manche bei jener Gelegenheit gemachte Zugeständnisse wieder zurück und zog sich dadurch nicht nur den Vorwurf der Inkonsequenz zu, sondern verdarb auch noch durch die bittern Worte, mit welchen er es that, den guten Eindruck, welchen er durch vorher bewiesene Friedfertigkeit gemacht hatte.

Was nun die Reformatoren durch ihr Beispiel sanktionierten, das war auch ihren unmittelbaren Nachfolgern gut genug. Das ist eben der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären. Der heutige Araber wird schwerlich zugestehen, daß Vielweiberei eine Sünde sei, und gegen einen Christen, der ihn davon überzeugen wollte, würde er das Argument geltend machen können, daß der auch von den Christen verehrte Abraham, der Vater der Gläubigen und Freund Gottes, ebenfalls ein Kebsweib gehabt habe. Die Fehler hervorragender, besonders religiöser Männer, werden, wenn sie von der Nachwelt nicht erkannt werden, gleichsam zu Lawinen, indem oft gerade die Verehrer solcher Männer sich nicht allein das gute, sondern auch das böse Beispiel nicht allein selbst zum Vorbild nehmen und dadurch auf eine abschüssige Bahn geraten, sondern sogar ganze Völker und Geschlechter mit sich fortreißen. Dies war besonders bei den Reformatoren um so mehr der Fall, als man in der Folgezeit alles, was sie geschrieben und gewirkt haben, in Bausch und Bogen, als für jedermann und für alle Zeiten maßgebend, annahm. Es ist durchaus naturgemäß, daß der größte Reformator, Luther, solchen Schwärmern das passendste Objekt für Menschenanbetung bot, daß späterhin bei vielen Lutheranern der Lutherkultus ähnliche Blüten trieb wie der Marienkultus bei den Katholiken, und daß mit diesem Kultus sehr oft eine hochmütige Exklusivität gegen andere Kirchen Hand in Hand ging.

Die oben beschriebene Härte der Reformatoren fand also in ihren unmittelbaren Nachfolgern eine naturgemäße Fortsetzung. Leute, wie Calov und Carpzow, welche die Orthodoxie durch noch größere Härte verschärfen zu können glaubten, waren wenig geeignet, den Frieden, für den sie selbst so wenig Sinn hatten, zu begründen. Der pessimistische Johannes Scherr in seiner „Germania, Zwei Jahretausende deutschen Lebens,“ möchte uns überzeugen, daß der Schandfleck der mittelalterlichen Kultur, die Hexenverbrennung, dem Fanatismus der Kirche zur Last gelegt werden müsse, zumal selbst ein Carpzow ein peinliches Gerichtsverfahren gegen die Hexen befürwortet habe. Seine Entrüstung ist nur zu berechtigt; doch thut man diesen Männern unrecht, wenn man ihr Charakterbild außerhalb des Zusammenhangs mit ihrem Zeitalter nur im Lichte der Gegenwart betrachtet. Aber fragen wir nun, was im Namen des barmherzigeu Heilandes, der jede Gewaltthat zur

Ausbreitung seines Reiches und zum Schutze der Religion ein für allemal verdammt hat, sollen wir von einem modernen Theologen denken, der mit den Argumenten und in der Weise eines Calov und Carpzow fortpolemisiert und sich gar an diesen Männern ein Beispiel nimmt? Wahrlich, ebensowenig, wie der sonst fromme König David berufen war, den Tempel Gottes zu bauen, weil er ein Kriegsmann war und Blut vergossen hatte, sodaß er nur mit der Vorbereitung zum Tempelbau betraut wurde, ebensowenig konnten jene Männer, deren Herzen auf dem Schlachtfelde theologischer Polemik hart geworden waren, den neubegründeten Tempel der evangelischen Kirche vollenden und ihn mit dem Kuppelbau der Einigkeit im Geist krönen. Es war das göttliche Walten, das David vom Tempelbau abhielt, und es war auch die allwaltende Nemesis, die solche Vollendung der evangelischen Kirche zur Einigkeit im Geist bisher verhindert hat.

Der Leser wird sehen, daß der Zweck obiger Ausführungen der ist, die Verehrung für den Geist der Reformation auf das Maß geschichtlicher Berechtigung zurückzuführen und zu zeigen, daß die Reformation doch noch zu weit hinter dem Geiste unseres Heilandes zurückgeblieben sei, als daß sie imstande gewesen sei, in den großen obwaltenden Fragen der Bibelübersetzung und ihrer Erklärung das letzte Wort zu reden.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen werden wir in folgendem den Abendmahlsstreit zum Ausgangspunkt unserer Bestrebungen machen und an den einzelnen Punkten der Lehre die Ursachen der Divergenzen zu erkennen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Ehrengedächtnis von Johann Amos Comenius.

Ein Gedenkblatt für den 28. März 1892.

Das gesamte moderne deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen ruht auf einem Grunde, der durch eine stattliche Reihenfolge geistesmächtiger Persönlichkeiten so breit als tief angelegt, zugleich so gefestet ist, daß man wohl behaupten darf, es werde für alle Zeit bestehen bleiben. Fünf erlesene Geister ersten Ranges sind es vor allen gewesen, die durch ihr wechselseitig sich ergänzendes Schaffen uns jene unerschütterliche Grundlage gegeben haben, vier Deutsche und ein Tscheche: Luther, August Hermann Francke, Pestalozzi, Herbart, — und Amos Comenius.

Luther, der größte Genius deutschen Stammes, ergoß die Fülle seines Geistes über fast alle Gebiete deutschen Denkens, Fühlens, Gestaltens, vornehmlich jedoch über Kirche und Schule, gab beiden Anstalten das mächtige Gepräge des Evangelischen, wie Deutschnationalen und bestimmte in genialen Zügen die Richtung der nachfolgenden Entwicklung auf Jahrhunderte hinaus. Aus der nach seinem Tode eintretenden Verknöcherung und der durch Gezänk und äußere Drangsale bewirkten Verrohung und Verwilderung rettete die deutsche Zucht und Sitte die evangelische Grundlage für Erziehung und Unterricht in Schule und Haus Johann Amos Comenius. August

Hermann Francke, wahrscheinlich der größte Pädagog, den die neuere Zeit aufzuweisen hat, baute, mit Tiefsinn, wie mit wunderbarem Organisationstalent ausgestattet, das von Luther Gewollte, von Comenius Gewirkte in solcher Vollkommenheit aus, daß Grundlegendes und wesentlich Bereicherndes später nicht hinzugefügt zu werden brauchte. Der edle Pestalozzi brachte in einer Zeit kahler Nützlichkeitsbestrebungen und handwerksmäßigen Erziehens und Unterrichtens durch Vorbild und Lehre wieder in Erinnerung, daß die opferwillige Liebe auch in der Erziehung des Gesetzes Erfüllung, daß im Unterrichten aber die Anschauung die Basis alles Erkennens ist. Herbart war der erste, der alles in Erziehung und Unterricht bis dahin zumeist empirisch Aufgefaßte und Behandelte mit dem reinen und milden Lichte der Wissenschaft beleuchtete, in streng systematischer Form sichtete, ordnete und verband. Er gestaltete die Pädagogie zur Pädagogik, Erziehen und Unterrichten zu einem sowohl wissenschaftlichen, als zugleich auch künstlerichen Bilden. — —

Mit diesem kurzen geschichtlichen Hinweis haben wir unseren Helden, Johann Amos Comenius, nicht allein in Zusammenhang mit den anderen großen Bahnbrechern der deutschen Erziehungskunst gebracht, sondern im allgemeinen auch seine Stellung unter diesen und zu diesen angewiesen, wie seine Bedeutung für die Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft in flüchtigen Umrissen gezeichnet. Lassen wir hierauf das Lebensbild des Mannes, dessen vor dreihundert Jahren erfolgter Geburt ehrend zu gedenken jeder deutsche Schulmann verpflichtet ist, im Abrisse vor unserem geistigen Auge vorüberziehen.

Johann Amos Comenius wurde geboren am 28. März 1592 zu Niwnitz in Mähren. Der ursprünglich vom Wohnorte und Stammorte des Geschlechtes abgeleitete Name „Komensky" erhielt frühzeitig die latinisierte Form „Comenius". Im strengsten Geiste der mährischen oder böhmischen Brüder erzogen, konnte der früh verwaiste Knabe Johann Amos erst im 16. Lebensjahre eine lateinische Schule zu Herborn in Nassau, später die Universität Heidelberg beziehen und Theologie studieren. 1618 übernahm er das Rektorat der Schule zu Prerau in der Nähe von Olmütz; noch in demselben Jahre ging er als Prediger und Leiter einer Schule nach Fulnek, südlich von Troppau gelegen. Infolge der unsäglichen Leiden, die nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag über die Evangelischen in Böhmen hereinbrachen, entwich mit der Mehrzahl der nichtkatholischen Prediger auch Comenius aus Mähren und hielt sich einige Jahre in verborgener Stille; 1628 finden wir ihn, umringt von dem größeren Teile seiner früheren Fulneker Gemeinde, zu Lissa in Polen wieder. Dort wurde er zum Bischof über die zerstreuten Gemeinden der böhmisch-mährischen Brüder erwählt. Als solcher waltete er mit größtem Eifer seines Amtes. In jenen Tagen der Trübsale hatte er für sich und die Seinen eine köstliche Trostschrift geschrieben, „Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens," die gleich des Engländers Rutherfords „Trostbriefen" unzähligen bekümmerten Gemütern geistliche Labung gebracht haben. Hand in Hand mit seinem geistlichen Wirken ging sein

pädagogisches, und bald erscholl sein Ruhm als Schulorganisator weit hinaus in alle Lande. Einen 1638 an ihn ergangenen Ruf, das Schulwesen Schwedens zu reformieren, lehnte er vorerst ab und folgte lieber einer von England aus erfolgten Einladung. Als er aber gelegentlich einer 1641 nach London unternommenen Reise die gehegten Erwartungen nicht erfüllt sah, ging er 1642 doch noch nach Schweden, indes, ohne dort viel zu erreichen. Von 1642 — 1648 lebte er schriftstellerisch thätig in Elbing, abwechselnd auch in Lissa. Auf Wunsch des ungarischen Fürsten Rakoczi errichtete er in Saros = Patak eine Lateinschule, die bald zu Blüte und Ansehen kam, und kehrte hierauf wieder nach Lissa zurück. 1656 wurde diese Stadt im polnisch-schwedischen Kriege gänzlich zerstört. Dabei verlor Comenius seine schöne Bibliothek und den größten Teil seiner Manuskripte, wie ihm dies früher schon einmal zu Fulnek zugestoßen war. Er begab sich jetzt, zumal ihm auch die zweite Frau starb, zu einem seiner Gönner, dem reichen Holländer Laurentius de Geer nach Amsterdam, und lebte dort ruhig und geehrt bis an seinen Tod, welcher am 16. November 1671 erfolgte. Mit noch größerem Recht als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hätte er als Motto seines Lebens den Spruch wählen können: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! — —"

Wenden wir uns hierauf zu einer kurzen Besprechung der von Comenius verfaßten Werke. Deren Zahl — man giebt mehr als 90 an — ist so bedeutend, deren Wert so groß, daß man heutzutage kaum begreift, wie es dem in der Welt so umhergetriebenen, in seinen Ämtern so vielbeschäftigten Manne möglich geworden ist, als Schriftsteller so Erstaunliches zu leisten. Die frühest abgefaßten Schriften des Comenius bestehen in einer lateinischen Grammatik und einer knappgefaßten Methodologie. Später folgte die oben erwähnte Trostschrift. Allgemeines Aufsehen rief er mit der 1631 zu Lissa veröffentlichten Schrift hervor „Janua lingnarum reserata", einer Art Sach- und Wörterlexikon. Dasselbe wurde noch bei Lebzeiten des Verfassers in zwölf europäische und mehrere außereuropäische Sprachen übersetzt. Der französische Philosoph, der berühmte Encyklopädist Bayle, urteilt über jene Schrift: „Wenn Comenius nichts weiter als dieses Buch geschrieben hätte, so würde er sich gleichwohl einen unsterblichen Namen gemacht haben." Über dieses Werk und einige ihm ähnliche, als solche, die für den Volksschullehrer wenig Bedeutung besitzen, gehen wir rasch hinweg, um uns gleich dem Hauptwerke des Comenius zuzuwenden, der „Großen Unterrichtslehre", (Didactica magna), die er 1628 in böhmischer Sprache schrieb, aber ins Lateinische übersetzt drucken ließ, um derselben eine schnellere und weitere Verbreitung zu sichern. Sein berühmtes Welt-Bilderbuch (Orbis pictus) kann als Verbindungsglied zwischen der Janua und der Didactica angesehen werden. Wie bei der Janua, so sind auch in dem Orbis pictus eine Anzahl Wörter und Sätze in lateinischer und deutscher Sprache zum Erlernen und Durchsprechen gegeben, nur daß hier die Abbildungen der Gegenstände des Lernens hinzugekommen sind. So sind zum Beispiele dem Bilde eines Lammes die

Sätze beigegeben: Agnas balat = Das Schaf blöket — die Buchstaben bé é é — B b. — Comenius selbst betrachtete alle diese Schriften nur als Vorläufer zu einem großen, allumfassenden Werke, in welchem das Gesamtwissen jener Zeit konzentriert sein sollte. Er ist aber zur Ausführung seines Riesenplanes nicht gekommen.

Während die „Janua“ von den Zeitgenossen hoch gepriesen, Auflage auf Auflage erlebte und erst nach Verlauf vieler Jahrzehnte ihr hohes Ansehen einbüßte, ist die unvergleichlich tiefer angelegte und reicher ausgestattete „Didactica“ von den Mitlebenden, wie von deren nächsten Nachfolgern weder in ihrem vollen Wert erkannt, noch auch viel benutzt und ausgebeutet worden. Wie es Shakespeare ergangen ist, so auch Comenius: nach einem fast zweihundert Jahre währenden Vergessensein tauchen beide gleich hellstrahlenden Sonnen aus der Nacht auf, spenden Tausenden Licht und Wärme und rufen auf weiten, bis dahin öden Gefilden ungeahnte Fruchtbarkeit hervor. Wissen wir heut auch, daß Comenius bei Abfassung seiner Didactica gar manches aus den Schriften seiner Vorgänger: Sturm, Ratichius, Vives, der Jesuiten rc. benutzt hat, so müssen wir trotzdem zugestehen, daß die Gesamtanlage, die Einrichtung, der Geist und der Ton jenes Meisterbuches völlig Eigentum und Eigenart seines Autors ist. Wir stimmen daher dem Urteile völlig bei, welches Universitätsprofessor Dr. H. Schiller zu Gießen in seinem vorzüglichen Lehrbuche der Geschichte der Pädagogik von der „Großen Unterrichtslehre“ fällt: Es giebt keine Schrift dieser Zeit, welche in solcher Vollständigkeit und in so systematischer Darlegung die ganze Unterrichts- und Erziehungsfrage behandelt.“ Ähnlich günstig sprechen sich auch Karl von Raumer, Karl Schmidt und Professor G. Baur über die Didactica aus. — —

Comenius nennt sein großes Werk „Unterrichtslehre.“ Es ist in demselben aber die Erziehung der Kinder fast in gleicher Trefflichkeit wie deren Unterweisung behandelt. Der Verfasser verspricht in dem Haupttitel des gedachten Werkes, er stelle darin dar „die gesamte Kunst, allen alles zu lehren — kurz gefaßt, annehmlich und gründlich“. Weiter verheißt er, er wolle „die Grundlagen aller Erziehungsdinge zeigen, deren Wahrheit nachweisen, die rechte Reihenfolge der Unterrichtsmaßnahmen bestimmen und den leichtesten und sichersten Weg zur Erreichung des gesteckten Zieles“. — Was der Autor zu bieten verspricht, das hat er auch in einer für seine Zeit bewunderungswürdigen Weise gegeben, mag heute auch seine Darstellungsform uns weitschweifig und in ihrem Bilderüberschwange geschraubt vorkommen.

Die Bestimmung des Menschen findet Comenius in der Herbeiführung der Gemeinschaft mit Gott und in der Erlangung der ewigen Seligkeit, das Ziel der Erziehung daher in der vollen Ergebung des Menschen in den Willen Gottes, die Mittel zur Erlangung dieses Zieles in Religion, Sittlichkeit und Bildung oder Gelehrsamkeit. Letztere erstreckt sich insbesondere auf Erkenntnis der Dinge, Einführung in Sprachen und Künste. Die

Erziehung ist nach Comenius vorwiegend Sache des Elternhauses, der Unterricht Sache der Schule. Alle Kinder müssen die Schule besuchen. Alle Arten Schulen sollen einen gemeinsamen Unterbau haben — der für Knaben wie für Mädchen gleich bemessen ist —, und nur durch größere Vertiefung und Erweiterung des Stoffes der einzelnen Lehrdisziplinen sollen die höheren Schulen von den niederen sich unterscheiden. In den Klassen herrsche vor der Massenunterricht; doch solle dabei die Verschiedenheit der Anlagen — die von Comenius mit psychologischem Scharfblick beleuchtet und klassifiziert werden — Berücksichtigung finden. Grundbedingung für alles gedeihliche Fortschreiten in der Bildung sei eine feste, dauerhafte Gesundheit, darum müsse zwischen Arbeit und Ruhe zweckmäßiger Wechsel eintreten. Comenius zerlegt einen vierundzwanzigstündigen Zeitabschnitt in drei je achtstündige Perioden, von denen je eine auf Arbeit, eine auf Schlaf, eine auf Erholung und Unterhaltung kommen soll. Die anstrengendsten Lektionen verlege man auf den Vormittag. Um Überbürdung zu verhindern, dürfe man täglich nicht mehr als vier Unterrichtsstunden, denen vier Arbeitsstunden zur Selbstbeschäftigung unterstützend zur Seite gehen, planmäßig festsetzen. Das Lehrverfahren gründet Comenius vor allem auf Induktion, Konzentration und Heuristik. Überall drängt er darauf, den Stoff auf das Wesentlichste zu beschränken, das Einzelne anschaulich zu erfassen, sorgfältig durchzuarbeiten, in lückenlosem Fortschreiten und naturgemäßer Folge zu methodischen Einheiten zu verbinden. Ein einheitlicher Plan setze fest, daß von allen Lehrern einer Schule und in allen Klassen derselben die gleiche Methode befolgt, dasselbe Lehrbuch gebraucht, dieselbe äußere Ordnung gehandhabt werde. Durch freundliches Wesen und stets bezeigte Teilnahme am Wohle und Wehe des Schülers gewinne der Lehrer diesen und errege sein Interesse für die zu behandelnden Gegenstände. Womöglich vermeide er äußeren Zwang und Anwendung von Gewaltmaßregeln; doch nie lasse er Würde seines Benehmens, nachhaltige Energie seines Thuns vermissen. Der Unterrichtende gehe immer von der sinnlichen Anschauung aus, von der Sache selbst, ehe er das Wort für dieselbe gebe. Erst verwende er den entsprechenden deutschen Namen, ehe er den fremdsprachlichen biete. Von der Anschauung des Gegenstandes aus gewinne man die höheren Formen des Erkennens, und mit der Kultur des Denkens gehe stets die des Gedenkens, die Pflege des Gedächtnisses, Hand in Hand. Die Schüler sollen stets angehalten sein, selbst zu sehen, zu hören, zu beobachten und zu prüfen, zu schließen und zu handeln. Selbstthätigkeit führe am sichersten zu Selbständigkeit. Darum sei vom Lehrer nicht die vorsagende und vortragende, sondern die entwickelnde, fragende Lehrform anzuwenden. Auch empfehle es sich, die Schüler untereinander sich fragen, beurteilen, korrigieren zu lassen. Zusammengehöriges dürfe im Unterrichte nie getrennt, sondern müsse so, wie es in der Natur verbunden vorkomme, auch im Unterricht als geschlossenes

Ganze vorgeführt werden. In seinen schriftlichen Arbeiten habe der Schüler nur das, was ihm aus Erfahrung oder Unterricht bereits bekannt sei, darzustellen, nichts Fremdartiges. Alles Geschaute, Durchdachte, Kombinierte sei nachträglich ernstlich einzuüben und durch öfteres Wiederholen im Geiste zu befestigen.

Indem Comenius der Pflege der Muttersprache ein weit größeres Gewicht beimißt, als dem Betreiben fremdsprachlichen Unterrichtes, zeigt er an Einsicht seinen Zeitgenossen sich ungeheuer überlegen und weit vorausgeschritten. Mustergiltiges sagt Comenius über die sittlich-religiöse Bildung der Zöglinge. Er betont die Erziehung zu den vier Kardinaltugenden: Klugheit (Weisheit), Mäßigkeit, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit —, fordert fleißiges und nachdenkliches Lesen der heiligen Schrift, Gebet, Selbstprüfung, aufrichtige, herzliche Gottesverehrung und will, daß immer von konkreten Beispielen, also von den erleuchteten biblischen Persönlichkeiten ausgegangen und somit aus der heiligen Geschichte erst die kirchliche Lehre gezogen werde.

Comenius sagt von sich selbst aus, er sei stets ein Mann der Sehnsucht gewesen, die ihm auf Erden nicht gestillt worden. Die Mit-, auch die nächste Nachwelt hat ihm nicht ganz gegeben, was er verdient und sie ihm geschuldet, wohl aber das neunzehnte Jahrhundert. Heute steht Comenius hochgefeiert von allen Schulmännern, ja allen Gebildeten da. Goethe in „Wahrheit und Dichtung" und Herder in seinen „Humanitätsbriefen" haben des Comenius in Ehren gedacht. Die Werke der Pädagogik und deren Geschichte widerhallen von seinem Ruhme. Seine Hauptschriften sind in zahlreichen Übersetzungen und Bearbeitungen über die ganze Erde verbreitet. Leutbecher, Gindely, Seyffarth, Beeger-Zoubeck, Lindner, Walter Müller u. a. haben über ihn geschrieben. Diese Sonne kann nicht mehr am pädagogischen Himmel untergehen. Wohlan, lassen wir von ihr uns beleuchten und durchwärmen, fort und fort befruchten!

Chemnitz. G. Gesell.

Pädagogische Goldkörner.

Geschenke müssen nicht Lohn oder Belohnung genannt, sondern unter dem Namen eines Andenkens gegeben werden, wenn sie nicht mehr schaden als nützen sollen. Overberg.

Wer seine Vaterpflichten nicht erfüllt, hat auch kein Recht, Vater zu werden. Weder Armut, noch Arbeit, noch menschliche Rücksicht können ihn von der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen, entbinden. Rousseau.

Ein großer Eroberer, der nicht mehr ist, als ein Eroberer, ist nur ein kleiner Mensch. Wer aber die Menschheit in Kindern liebt und für ihr Wachstum und ihre Geistesbildung sich opfert, der ist ein großer Mann, wenn ihn gleich kein Staatskalender namhaft macht. Sein Name ist im Himmel geschrieben und die Engel nennen ihn mit Ehrfurcht. J. M. Sailer.

Kirchliche Rundschau.

Ueber die bevorstehende Generalkonferenz der bischöflichen Methodistenkirche spricht sich der Apologete folgendermaßen aus: „Man hat der Generalkonferenz, welche nächsten Montag, den 2. Mai, in Omaha ihren Anfang nehmen wird, seit Monaten mit großer Spannung entgegengesehen, ja fast ein Gefühl der Bangigkeit scheint viele beschlichen zu haben, daß es nicht ohne heftige Parteikämpfe zwischen den dort versammelten Vertretern so vieler verschiedener Ansichten und Richtungen abgehen wird. Mit dem Wachstum der Kirche an Zahl, Umfang und Einfluß, mit der Vermehrung der nach innen und außen an sie ergehenden Ansprüche und Probleme, mit der Ausdehnung ihrer auswärtigen und einheimischen Missionen, mit ihrer vermehrten Kraftentwicklung auf allen Gebieten der kirchlichen Thätigkeit, erwachsen auch immer schwierigere Probleme der Organisation. Wohl mögen bei der Umschau unter so vielen vorgeschlagenen Änderungen und Verbesserungen der Konstitution und der Einrichtungen, ernstliche Besorgnisse bei dem einen oder andern aufsteigen. Wie glauben, daß nicht nur der deutsche Bestandteil unserer Kirche, Prediger sowohl als Glieder, sondern auch ein großer Prozentsatz der englischen Gliederschaft wenig Genuß an so vieler Agitation hat, sondern sich herzlich danach sehnt, daß die unruhigen Wogen sich legen und es wieder st   werde. Unsere kirchlichen Zeitschriften, welche vorzüglich bestimmt sind, dem Predigtamt eine hülfreiche Hand in der Verbreitung wahrer Heiligung und Befestigung der Gliederschaft in der Gottseligkeit zu bieten, haben viel dazu beigetragen, diese Agitation zu vermehren, wenn nicht zum Teil wachzurufen. Doch die kirchliche Presse bildet das einzige Mittel, die verschiedenen Kirchenfragen, welche in der Luft sind, gehörig zu beleuchten, und es ist oft schwer, die Grenzlinien zwischen der dienlichen und undienlichen Agitation festzustellen."

Das sind allerdings keine sonderlich erfreulichen Aussichten, wenn man im Hinblick auf eine General- oder sonstige Konferenz wünschen muß: wenn es nur wieder glücklich vorüber wäre. Hoffentlich geht es den bischöflichen Methodisten nicht wie der Evangelischen Gemeinschaft. Wir wenigstens wollens ihnen nicht wünschen.

Das Prozessieren innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft wird wahrscheinlich noch nicht sobald zu Ende sein. Die Klage der Minorität um Zuweisung des Buchgeschäftes in Cleveland i i in erster Instanz abgewiesen worden. Ob dieselbe in den höheren Instanzen erfolgreich sein wird, das ist mehr, als sich voraussagen läßt. Es ist überhaupt nicht zu erwarten, daß alle Prozesse in dieser Angelegenheit gleichmäßig entschieden werden und es können wohl manche Kirchen den Minoriätskonferenzen zugesprochen werden, ohne daß sie das Buchgeschäft deswegen erhalten müßten.

Die kirchenpolitische Lage in Preußen nach Zurückziehung des Schulgesetzes macht — durch die Brille der verschiedenen Parteiblätter betrachtet — den Eindruck des Chaos. Die mit Explosionsplötzlichkeit eingetretene Wendnng hat zwar die Dinge gelassen, wie sie sind; dagegen aber die handelnden, zuschauenden und zeitungsschreibenden Persönlichkeiten derart geistig durcheinander geworfen, daß es ihnen gar nicht mehr gelingen will, wieder ihren alten oder einen neuen Standpunkt zu finden. Das merkwürdigste ist aber jedenfalls das, daß das Ereignis den Gegnern des Gesetzes augenscheinlich noch viel überraschender war, als seinen Befürwortern.

Schon der Eifer, mit dem man noch wenige Tage vor dem Eintreten der „Katastrophe" — denn so wurde die Sache nachher bezeichnet — bewies, daß die ganze Agitation nutzlos und verspätet sei, zeigte doch, daß die gewisse Erwartung mit nicht ganz gewissen Beweisen gestützt werden sollte, daß also entweder das Gefühl der Sicherheit oder die Gewißheit der Erkenntnis fehlte.

Auf der andern Seite konnte man sich aber wenig Erfolg versprechen, da die vorhandene Majorität im preußischen Abgeordnetenhause, welche für das Gesetz einzutreten bereit war, ihre geringe Überzahl durch Entschlossenheit ausgeglichen hätte. Man

hatte die Majorität und wollte sie nicht unbenutzt lassen. Der Regierung wurde vordemonstriert, daß sie die Vorlage nicht mehr in ehrenhafter Weise zurückziehen könnte; von den ultramontanen Preßorganen wurde in bekannter Weise mit allerlei Unheil gedroht. Gerade dieses letztere scheint bei dem Kaiser das Gegenteil dessen bewirkt zu haben, was man beabsichtigte.

Während die Regierung oder wenigstens der Kultusminister von vornherein seine Bereitwilligkeit zur Abänderung der Vorlage in ihren Einzelbestimmungen angekündigt hatte, so verhielt sich die Majorität der Kommision, in deren Hände zunächst der Entwurf gelegt war, so wenig nachgiebig als möglich. Zunächst wohl deswegen, weil man von seiten des Centrums viel weniger auf Anerkennung eines abstrakten allgemeinen Grundsatzes, als auf Handhaben für Machtentfaltung in möglichst viel einzelnen Fällen ausging. Diese konnten aber nur in den Einzelbestimmungen des Gesetzes liegen. Sodann aber wollte man die Regierung, welche man sicher zu haben glaubte, nicht bloß mit Socialdemokraten und dem Freisinn und dem unkirchlichen Liberalismus, sondern mit allen gemäßigten Elementen möglichst entzweien, so daß man für längere Zeit darauf hoffen konnte, daß die Regierung gegenüber der Opposition unbedingt von der Centrumspartei abhängig werde. Auf diesem Wege ging aber der Kaiser nicht mit, und es scheint weniger die Furcht vor der freilich etwas billigen, d. h. wohlfeilen Opposition des Liberalismus u. s. w. gewesen zu sein, als das Grauen vor der teuren Ergebenheit des Centrums, was den Ausschlag zur Zurückziehung des Entwurfs gegeben hat.

Wie sehr die Sache sich zu einer Kraftprobe des Centrums und seiner Verbündeten gestaltet hatte, sieht man am besten daran, daß man den Unterschied zwischen solchen, die principielle Gegner des Religionsunterrichts in der Volksschule sind, und solchen, welche das Princip der konfessionellen Volksschule anerkannten und nur Gegner einzelner Bestimmungen des Gesetzes waren, vollständig ignorierte. Anstatt irgendwie einen Versuch zu machen, diese letzteren zu gewinnen, wurde ihnen einfach Schweigen geboten oder wenigstens das öffentliche Aussprechen ihrer Meinung zur Sünde gemacht. So ging es namentlich dem Evangelischen Oberkirchenrat, der doch über den Verdacht erhaben sein sollte, daß er zu den Befürwortern der konfessions- und religionslosen Schule gehöre. Dadurch trieb man die gemäßigten, mit dem Princip der konfessionellen Volksschule einverstandenen Elemente, mit denen man sich aber nicht verständigen wollte, ins entgegengesetzte Lager und hätte dann noch eine Majorität im Landtag behalten, die der Stimmenzahl nach groß genug war, um die Regierung zu beherrschen, aber sicher nicht stark genug, um das Land zu regieren; neben dieser Majorität aber eine Minorität, die wohl zu schwach war, die Majorität zu überstimmen, aber sicher stark genug, um der Regierung an allen Punkten Schwierigkeiten zu machen. Daß unter solchen Umständen der Regierungsentwurf zurückgezogen wurde, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Wollte die Regierung sich nicht unbedingt dem Centrum ausliefern, so mußte sie es thun.

Interessant ist es nun zu sehen, wie die Parteien einander begegnen. Von dem Centrum wird der Kaiser als eine Art weltlicher Papst behandelt, der eben in diesem Falle schlecht beraten — male informatus — gewesen sei, (daß der Kultusminister eine dem Centrum genehme Persönlichkeit war, hat man mit gewohnter Leichtigkeit vergessen) und um dessen bessere Beratung in der Zukunft man besorgt sein müsse (melius informandum). Kein Wunder, wenn zugleich auch die Rückkehr der Jesuiten gefordert wurde; diese würden herzlich gern am Berliner Hof mit der nötigen Beratung des Kaisers in Beziehung auf die römische Kirche aushelfen.

Die nichtkatholischen Befürworter des Gesetzes sehen die Sache etwas trüber an. Daß die Zurückziehung des Gesetzes für den Bestand der Monarchie bedenklich sei, scheint allerdings rhetorische Überschwänglichkeit zu sein. Ebensowenig wird es zutreffend sein, wenn man im Unmut über die verdorbene Aussicht das Bild der französischen Revolution an die Wand malt. Wenn die Dinge wirklich so lägen, wie sie in Frankreich

vor etwa 100 Jahren lagen, dann würde die Passierung dieses Gesetzes nicht mehr viel ausrichten.

Was aber das eigentümlichste dabei ist, ist das, daß von denselben Leuten vorher darauf hingewiesen wurde, daß das Schulgesetz ja eigentlich nur eine Kodificierung der thatsächlich schon befolgten Praxis sei; natürlich mit einigen untergeordneten Änderungen. Gerade hieran zeigt es sich aber, daß es nicht mehr das Gesetz an und für sich war, um das sich der Kampf eigentlich drehte, sondern eher um die Frage, ob das Centrum die Herrschaft haben solle oder nicht. Wären die Gegner des Centrums in ihren positiven Bestrebungen eben so einig, als in ihrer Negation dem Centrum gegenüber, so hätten sie allerdings Aussicht, etwas zustande zu bringen. So aber gehen sie in verschiedenen, ja zum Teil entgegengesetzten, Richtungen auseinander und wenn ihr Auftreten auch das Gesetz zu Falle bringen konnte, so sind sie eben doch nicht imstande, irgend etwas anders an seine Stelle zu setzen, weder besseres, noch schlechteres, und die Dinge bleiben zunächst, wie sie waren.

Möglich, ja wahrscheinlich ist immerhin, daß jenem kirchenpolitischen Bruch, der sich in dem Austritt Stöckers aus der positiven Union darstellte, ein politischer Bruch folgt, der eine unter Stöckers Führung kämpfende protestantische kirchliche Partei oder mit andern Worten, eine Art protestantischen Centrums ins Dasein rufen kann.

Die seinerzeit von dem Oberstlieutnant v. Egidy mit seiner Schrift: „Ernste Gedanken" begonnene Bewegung, die auf Herstellung einer Art von Allerweltskirche hinauslief, scheint nun vollends mit ihren letzten Wellen auf dem Sande der allerdings sehr flachen kirchlichen Gegenwart auslaufen zu wollen. Die ganze Bewegung hat nichts für sich aufzuweisen, als die Raschheit, mit der sich die ersten Broschüren Egydis verbreiteten und die Gegenbroschüren, die gegen ihn geschrieben wurden. Die ganze Sache leidet freilich viel weniger durch die Gründe ihrer Gegner, als an ihrer eigenen Grundlosigkeit. Nicht bloß die konfessionelle und soziale Frage, sondern auch die Judenfrage, die unlösliche Weltfrage, seit Josephs Zeiten, will Egidy mit einem Schlage durch sein Zukunftschristentum lösen. Er meint: „Statt uns länger noch in katholische, protestantische und sonstige Christen zu trennen, wollen wir uns in dem Christentum vereinen; statt uns als Christen, Juden, und Zugehörige sonstiger Glaubensgemeinschaften von einander zu scheiden, wollen wir uns in der Religion zusammenfinden." — Es bleibt hier nun freilich die große Frage unbeantwortet, wie denn die Religion gestaltet werden soll. Wohl schwerlich dadurch, daß beim Eintritt in diese Gemeinschaft jeder all' das mitbringt, was er als religiöse Eigenheit an sich hat. Dafür wäre beim besten Willen kein Raum. Wollte aber jeder alles eigene draußen lassen, so würde nichts mehr hereinkommen und eine Wüste und Leere noch größer als die des occidentalischen Neubuddhismus einem entgegenstarren. Dabei soll noch der geschichtliche Zusammenhang gewahrt werden, indem es heißt: „Ganz selbstverständlich vollzieht sich das Kommende nicht ohne besonnenen Zusammenhang mit der Gegenwart, aber es ist nur denkbar unter dem rückhaltlosen Aufgeben einer Weltanschauung, die zwar in der von der Vorsehung geordneten Entwicklung ihre Erklärung findet, die uns aber nicht hindern darf, in dem Augenblick das Christentum der Entfaltung zuzuführen, da die Zeit erfüllet ist. Und die Zeit ist erfüllet."

In diese „Entfaltung des Christentums" scheint auch das soziale Programm Egydis hineinzugehören, das allerdings in den sehr kurzen Worten enthalten ist: „Den vollen Anspruch auf die geistigen Güter dieser Erde, ebensowie die Notwendigkeit, innerhalb des Vaterlandes jedem ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, erkennt das Christentum rückhaltlos an. Was heute Millionen begehren, was andere Millionen als eine berechtigte Forderung anerkennen, ohne bisher die Form gefunden zu haben, um es zu gewähren — das regelt ein sich bewahrheitendes Christentum in einem alle befriedigenden und alle versöhnenden Ausgleich. Die Mittel hierfür bereit zu stellen, ist in einer christlichen Gemeinsamkeit dem Besitzenden keine Last — ist ihm Selbstverständlichkeit."

Das hört man, nur aus andern Tonarten, auch sonst. Viele versprechen, die soziale Frage mittelst des Christentums, d. i. ihres eigenen, zu lösen, natürlich nur unter der Bedingung, daß man demselben noch vor dieser Lösung zufalle, und so bleiben die Dinge, wie sie sind, oder genauer gesagt, sie gehen auf der bisherigen Bahn der Zuspitzung der Fragen und der Schärfung der Gegensätze weiter, bis die Lösung entweder unmöglich ist, oder nur mittelst einer Gerichtskatastrophe eintreten kann.

In Frankreich will es trotz aller Anstrengungen verschiedener Bischöfe nicht zu einem Kulturkampf kommen. Einerseits weil die Regierung einen solchen nicht wünscht, andererseits aber — und das ist wohl der ausschlaggebende Grund — weil es in die Politik der Kurie nicht paßt. Denn von Frankreich wird im Falle eines gegen den Dreibund siegreichen europäischen Krieges eine Wiederherstellung des Kirchenstaates erwartet und wenn in Frankreich der Katholizismus an Boden verliert, so bleibt er doch wenigstens noch als staatliche Institution, und solange die Franzosen nicht Protestanten geworden sind, sind sie in den Augen der Kurie immer noch Katholiken, und für die Kurie ist ein schlechter Katholik immer noch mehr wert, als ein guter Protestant.

Leo XIII. hat stets für die „älteste Tochter der Kirche" großes Wohlwollen gehabt, und die Wandlungsfähigkeit des Vatikans läßt einer atheistischen Regierung gegenüber Entgegenkommen bei Vorgängen zu, die anderswo mit einer Kriegserklärung beantwortet sein würden. Geht es mit dem monarchischen Frankreich nicht, so nimmt man das republikanische als Schildknappen. Die Anklage des Bischofs von Aix war ein Blendwerk, das die Regierung aus Rücksicht auf ihre Autorität spielen lassen mußte; und sie beruhigte den Papst im geheimen dahin, daß ein Streit nicht beabsichtigt, vielmehr auf Pflege guter Beziehungen der größte Wert gelegt werde. Leo beantwortete diese Liebenswürdigkeiten durch ein Schreiben an den Erzbischof von Paris, Richard, worin dem Klerus empfohlen wurde, sich rückhaltlos auf den Boden der bestehenden Staatsform zu stellen. Richard fand es aber nicht zweckmäßig, dieses Schreiben den Gläubigen mitzuteilen; ob er aus eigener Machtvollkommenheit diese Unterlassung glaubte wagen zu können, die beim jetzigen Zustande des Kirchenoberhauptes nicht gefährlich scheint, oder ob man ihm die Veröffentlichung anheimstellte, darüber läßt sich bei den gewundenen Mitteilungen der erzbischöflichen Kanzlei, die alles und darum nichts vermuten lassen, nichts sagen. Um aber den Schein des Ungehorsams zu vermeiden, vereinigte er sich mit noch vier anderen Kardinal-Erzbischöfen — wobei aber Lavigerie, der als Primas von Afrika ex nexu war, mit Vergnügen übergangen wurde — zu einer Kundgebung, worin man den Klerus unter Hinweis auf die päpstliche Willensäußerung zur Achtung der republikanischen Staatsform ermahnte, zugleich aber zur Wahrung der kirchlichen Rechte aufforderte. Die Kardinäle erklären zuerst, der Regierungsform keinerlei Opposition machen zu wollen, fügen aber hinzu, daß die Republik seit zwölf Jahren ein Programm verkörpere, das dem kath. Glauben zuwiderlaufe; es seien weder Personen noch Einrichtungen der Verfolgung, Herabwürdigung und Zerstörung entgangen. Dann folgen acht Sätze für die Verpflichtung der Katholiken, sich auf den Boden der Verfassung zu stellen, dabei aber ihren bedrohten Glauben zu wahren. Ja, man ging sogar so weit, alle Übergriffe der politischen Machthaber aufzuzählen, allerdings mit dem Ausdruck des Bedauerns, zu solchem Schritt gezwungen zu sein, und gestaltete so die Unterwürfigkeitskundgebung zu einem Sündenregister und zu einer Art Kriegserklärung, und die radikale Presse erklärt dieses Vorgehen geradezu für eine Verhöhnung der Republik. Auch die Regierungspresse hält ihr Mißfallen nicht zurück und äußert die Sehnsucht, daß Leo das Betragen der fünf Kardinäle korrigieren möge. Nach und nach haben sämtliche Bischöfe von Frankreich der Denkschrift der fünf Kardinäle zugestimmt, nur der Bischof von Amiens fehlt noch. Selbst Lavigerie hat seine Zustimmung erklärt, freilich, soviel sich sehen läßt, nur zum ersten Teil des Schriftstücks, das die republikanischen Gesinnungen betont.

Schließlich hat die Regierung den meisten Schaden von der Sache gehabt. Das Ministerium Freycinet-Konstans ist gefallen, weil die Rechte der Politik der Regierung

in der Frage des Genossenschaftswesens für kulturkämpferisch beeinflußt hielt und sie deshalb dem Ansturm der Radikalen unter Clemenceaus Führung preisgab. Nun ist zwar das Ministerium zum großen Teil mit denselben Leuten, nur unter Wechsel der Fächer, wiederhergestellt worden, hat aber keineswegs an Stabilität gewonnen.

In Rom hofft man, da der moderne Atheismus nur das Haus leer macht, aber nichts anders an die Stelle des zeitweilig und teilweise ausgetriebenen Aberglaubens zu setzen hat, auf eine Rückkehr in Verbindung mit andern Geistern, um sich dauernd festzusetzen. Das zeigt sich in einer Rede eines französischen Dominikaners, aus der wir im Nachstehenden die bezeichnendsten Stellen herausheben.

„Als das römische Kaiserreich," so führte der Prediger aus, „vor seinem Zusammensturz stand, hielt die Kirche sich an die göttliche Seite ihrer Sendung, und ohne sich um die politische Frage zu kümmern, streckte sie den Barbaren die Arme entgegen. Heute besteht eine neue Kraft, darüber darf man sich nicht täuschen. Wie ehemals, als die Barbaren über das römische Reich herfielen, erhebt sich jetzt diese neue Kraft und fordert ihren Platz an der Sonne. Diese Kraft, mit der man rechnen muß, und die der heutigen Gesittung das Leben oder den Tod bringen muß, ist die Demokratie. Der unsterbliche Papst Leo XIII. hat in einer glänzenden Encyclika folgendermaßen für die Demokratie Partei ergriffen: „Hier sind neue Barbaren; geht zu ihnen; ihr werdet mit ihnen den Tempel der Zukunft gründen." Die Kirche wird demokratisch werden, und darin wird sie den Lehren ihres Vaters, ihres Gründers und des heil. Paulus folgen. Die Demokratie hat eine Form, und ich zaudere nicht, ihren Namen zu nennen: es ist die Republik. Ich stehe auf einem brennenden Boden, und ich bitte euch, nicht zu vergessen, daß ich, wie ich anfangs sagte, nur das Heil der Kirche im Auge habe. Wenn nun aber die Kirche sich zur Demokratie hinneigt, um sie zu taufen und zu Gott zu führen, wie muß dann die Kirche sich verhalten, wenn es sich um die demokratische Form unseres Landes handelt? Hier befinden wir uns zweien Meinungen gegenüber. Die eine behauptet, daß die Kirche die Barbaren zurückweisen und zur Monarchie halten muß; die andere, und ihre Stimme ist das Echo des heil. Vaters, sagt, daß die Kirche nicht hinter der Demokratie zurückbleiben kann. Ihr Platz ist in erster Reihe, sie muß diesen neuen Barbaren von Gott, von dem sie nichts wissen, Kenntnis geben. Nach dem Wort des souveränen Pontifex, nach den Erklärungen der Kardinäle giebt es kein Zaudern mehr. Die Kirche muß sich aufrichtig, ohne Hintergedanken der Regierungsform anschließen, die sich die Demokratie gegeben hat. Die Politik ist eine Frage untergeordneten Ranges für die Kirche, die bereit ist, alle Regierungsformen anzunehmen. Warum sollen die Katholiken nicht Republikaner sein? Die Republik ist die vollkommenste Verwirklichung der Lehren der großen Theologen, wie Thomas von Aquino, Bellarmin und Suarez. Man glaubt, die Freiheit datiere von 1789. Lange vor dieser Zeit hatten die Theologen unsere Väter gelehrt, daß sie das Recht hätten, ihr Oberhaupt zu wählen, den Eingriffen der Gewalt zu widerstehen und selbst ihr Oberhaupt abzusetzen. So sagt Thomas von Aquino: Ad populum pertinet electio principum. Der nationale Wille also ist der souveräne Herr. Nichts verhindert euch, Katholiken, der Republik zuzustimmen, und ihr müßt es thun; denn man muß unsern Gegnern jene Beweisführung entreißen, die darin besteht, zu sagen, daß wir Feinde der Republik seien und die Gesetze, die man erläßt, nicht gegen die Religion, sondern gegen die Feinde der Regierungsform gerichtet seien."

Man sieht, Rom ist allen Sätteln gerecht. Es tauft die Demokratie, salbt die Monarchien und würde recht gern der Republik die letzte Ölung geben, wenn sich an ihrer Stelle ein Kirchenstaat aufrichten ließ.

Wie der Papst die Sache persönlich betrachtet, darüber hat er sich dem Bischof Bonnet von Viviers gegenüber ausgesprochen, indem er sagte: „Was auch geschehen mag, die Stunde des Triumphes wird kommen, denn die edelmütige französische Nation ist von Gott zu sehr geliebt, zu nützlich der Kirche und dem Apostolischen Stuhle, als daß die Vorsehung ihr nicht die alte Größe wiedergeben und ihren ruhmreichen christl. Traditionen wieder zuführen sollte."

In der Gegend von Matha in der Charente inferieure besteht seit mehr als 15 Jahren eine kleine evang. Gemeinde, die durch Pastor Delattres Thätigkeit, welcher seit 1887 mit Hülfe von sechs Kolporteuren in der Umgegend, schließlich in 65 Dörfern und Weilern, Traktate verteilen ließ, auf 172 Seelen gestiegen ist. Die Verfolgungswut der Katholiken, namentlich der Priester, ist groß, der religiöse Zustand der Leute sehr elend: sehr viele können nicht lesen, wissen nichts vom Evangelium, wollen auch von Gott, Himmel und Hölle nichts hören. Bei diesem vollkommenen Heidentum ist die Arbeit natürlich hart. Trotzdem besuchen viele die evangel. Gottesdienste, die in 23 Lokalen gehalten werden. — Auch in einem, mehrmals von den Hugenottenverfolgungen schwer heimgesuchten Dorfe der Gironde sind von 900 Einwohnern 600 zur evang. Kirche übergetreten. Trotz jahrelanger Mißernten, die sie infolge der Phylloxera erlitten, haben die opferfreudigen Leute schon 5000 Francs für den Bau von Kirche und Pfarrhaus gesammelt. Die Veranlassung zur Gemeindegründung ist eine seltene. Eine evang. Predigt am Sarge eines zufällig dorthin verschlagenen Protestanten machte auf die Hörer einen derartigen Eindruck, daß sie noch in demselben Jahre um einen protest. Prediger baten und ihn erhielten.

Die Nachrichten über Verurteilung lutherischer Pastoren in den Ostseeprovinzen mehren sich in letzter Zeit in geradezu schreckenerregender Weise. Trotz der bitteren Not, welche zur Zeit über Rußland lagert, nimmt dieses Treiben seinen Fortgang. Auf längere oder kürzere Zeit wurden in letzter Zeit vom Amt suspendiert in Livland die Pastoren: Girgensohn in Karkus (sechs Monate), v. Dehn in Hallist (vier Monate), Schwartz in Pölwe (drei Monate), Masing in Neuhausen und Mickwitz in St. Marien-Magdalenen (je neun Monate). Dazu kommen neuerdings: v. Sengbusch in Papendorf (sechs Monate), Krüger in Wollmar (vier Monate), Girgensohn in Burtneck (drei Monate), Hellmann in Riga (sechs Monate), Meyer in Kawelecht (acht Monate). Daneben sei erwähnt aus Estland der Propst Malm in Rappel (vier Monate). Und worin besteht die Schuld aller dieser Männer? Es ist fast immer dieselbe Sache. Das seelsorgerliche Gewissen hat sie dazu gedrängt, entweder Kinder aus Mischehen, die das Gesetz bekanntlich ausnahmslos für die griechische Kirche reklamiert, auf langes Bitten und Drängen hin zur lutherischen Konfirmation zuzulassen, oder sie haben geglaubt, solche Glieder ihrer Gemeinden, die einst selbst oder deren Eltern durch Lug und Trug für die „orthodoxe" Salbung gewonnen und nach aufrichtiger Buße dann wieder in ihre angestammte Kirche aufgenommen wurden, nicht preisgeben zu dürfen. Und beiden ist auf kaiserlichen Befehl, zwanzig Jahre über kein Hindernis in den Weg gelegt worden!

Hier sei noch des erschütternd traurigen Ausganges gedacht, welchen die Angelegenheit des Pastors Eisenschmidt in Dorpat gefunden. Eisenschmidt, eine durch und durch lautere und edle Persönlichkeit, wurde wegen eines geringen Formfehlers bei Führung des Kirchenbuches, der ihm aber als beabsichtigte Fälschung ausgelegt wurde, zur Ansiedlung in Westsibirien verurteilt! Dieses unerhört harte Urteil ist nun vom Appellhof in Petersburg bestätigt worden. Die letzte Appellation an den Senat dürfte, wie die Dinge liegen, nichts fruchten.

Am ruhigsten scheinen die Dinge in Kurland zu liegen, wiewohl es auch dort nicht an Ausfällen der „Toleranz" der griechischen Kirche, mit Pobedonoszew zu reden, fehlt. So ist z. B. dem hochverdienten Pastor Heinrich Seesemann zu Grenzhof (früher Direktor des adeligen Gymnasium zu Fellin) ein „strenger Verweis" dafür geworden, daß er einen Mann zum Abendmahl zugelassen, von dem behauptet wird, er sei griechischer Konfession, wiewohl er zur Zeit des Übertritts seines Vaters bereits zehn Jahre alt war, und seine Mutter samt ihm und den andern Kindern niemals irgendwelche Beziehungen zur griechischen Kirche gehabt hat. Da Seesemann nur einen „scharfen Verweis" erhielt, so muß diese Anklage auf Grund eines „Man sagt" doch auch den russischen Richtern etwas bedenklich vorgekommen sein.

Ganz besonderes Interesse verdient es aber, daß man neuerdings hier und da bereits anfängt in den Gemeinden selbst Märtyrer zu schaffen. Davor hatte man bisher

eine gewisse Scheu. Den Pastorenverfolgungen hängte man gern das demokratische Mäntelchen der Sympathie mit dem armen irregeleiteten, dem „Kaiserglauben“ entfremdeten gemeinen Mann um. Es ist freudig zu begrüßen, daß man diese Maske als nicht mehr lohnend beseite zu legen beginnt. Und auf der andern Seite hat das Volk allmählich auch Rotkäppchens Einfalt verloren und erkennt schon hinter der freundlich sich geberdenden Großmutter-Kirche den falschen Wolf. Jüngst wurden in Dorpat zwei Ehepaare gemischten Konfessionsstandes, welche ihre Kinder, resp. in dem einen Fall ihr Kind, im luth. Bekenntnis erzogen hatten, zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. In dem ersten Fall wurden die Kinder den Eltern genommen und „orthodoxen“ Verwandten zur Erziehung übergeben. In dem zweiten Fall wurde verfügt, daß das erwähnte Kind nur unter der Bedingung den Eltern verbleiben dürfe, daß sie „die Überführung desselben in das Bekenntnis der griechischen Kirche selbst veranlaßten; anderenfalls müsse das Kind zu diesem Behuf und zur weiteren Erziehung Personen orthodoxen Glaubensbekenntnisses übergeben werden.“ Man sieht, zu welchen Konsequenzen das entsetzliche Gesetz über die Zugehörigkeit zur griechischen Kirche von Kindern aus gemischten Ehen führt! Und dabei ist in der weit überwiegenden Mehrzahl derartiger Ehen der sog. „orthodoxe“ Teil auch mit ganzem Herzen Lutheraner und wird nur, infolge des Fehltritts seiner Eltern, unter dem Druck jenes brutalen Gesetzes in der griechischen Kirche festgehalten. Und angesichts dieses wilden Fanatismus, der sich würdig dem an die Seite stellt, was Rom auf diesem Gebiet verbrochen, wagt man nach orbi et urbi von der „Toleranz“ der griechischen Kirche zu predigen!

Die Verfolgung der nicht orthodoxen Bewohner Rußlands beschränkt sich allerdings schon seit geraumer Zeit nicht mehr auf die Lutheraner der Ostseeprovinzen. Es wird gegen Christen, Juden und Heiden bald mehr bald weniger gewaltsam vorgegangen.

Auf Befehl des Gouverneurs von Wolhynien sind die röm.-kath. Kirchen in Zablotcy und Miropol geschlossen worden. Die erstere über ein weites Gebiet ausgedehnte Parochie hatte schon seit 1866 ihren Propst verloren. Man befürchtet daselbst weitere Kirchenschließungen. — Aus Litauen wird polnischen Blättern berichtet, daß dort viele Parochien mit röm.-kath. Priestern besetzt seien, die eifrig der Russificierung in die Häude arbeiteten. Sie führten die russische Sprache in die Kirche ein und stellten griechische Heiligenbilder auf; auch verrichteten sie Spionendienste den eigenen Gemeindegliedern gegenüber. Wo es aber noch ordentliche Priester gebe, da würden sie von der Polizei und den Popen verfolgt, daß ihnen der Atem ausgehe.

Der russische Reichsrat hat den Gesetzentwurf, wonach die jüdischen Stadverordneten in keiner Stadt Rußlands mehr als den fünften Teil des ganzen Kollegiums bilden dürfen, angenommen. Über Ausnahmefälle hat nur der Minister des Inneren zu bestimmen.

Der „Grashdanin“ veröffentlicht folgenden Satz aus dem im Druck erschienenen Berichte über die Erfolge der sibirischen Mission in den J. 1883 — 86: „Wir sind der Ansicht, daß die Teilnahme der Polizei bei der Taufe der Heiden sehr nutzbringend ist und dem schwachen Willen der Heiden zu Hülfe kommt, sodaß sie ihrer Überzeugung Ausdruck geben. Es muß auf die Heiden eingewirkt werden, damit sie sich zur Taufe entschließen“. Bekanntlich bleibt diese seelsorgerliche „Einwirkung“ der russischen Polizei nicht auf die sibirischen Buddhisten beschränkt, sondern kommt auch den evangelischen und in Polen den röm.-kath. Christen zugute. Der „Grashdanin“ verbleibt auch bei seiner von dem officiellen Organ des H. Synod bestrittenen Behauptung, daß im Gouvernement Irkutsk bei der Bekehrung von Buddhisten Zwang und Gewalt ausgeübt worden sei, und veröffenlicht den Wortlaut eines polizeilichen Cirkularbefehls, in welchem den örtlichen Polizeibeamten der Auftrag erteilt wird, sich „angelegen“ sein zu lassen, daß bei einer bevorstehenden Reise des Erzbischofs „so viele Heiden als irgend möglich“ zum Empfange der h. Taufe erscheinen möchten. Wie sich die Polizeibeamten einen solchen Auftrag haben „ange-

legen" sein lassen, darüber wird wohl der F. Synod mehr wissen, als er zu sagen für gut findet. Der Büttel geht seines Anspruchs darauf, der beste Doktor der Theologie zu sein, niemals ganz verlustig.

Im Süden des russischen Reiches hat der Stundismus große Fortschritte gemacht, und es soll nun gegen ihn vorgegangen werden. Es ist im Ministerium des Innern ein Gesetzentwurf gegen den Stundismus ausgearbeitet worden, in welchem er kategorisch als eine antireligiöse und staatsfeindliche Sekte bezeichnet wird. Für die Verleitung Griechisch-Orthodoxer zum Stundismus sollen die Schuldigen schweren Strafen unterzogen werden. Zugleich wird bestimmt, daß Stundisten die Ämter von Gemeindevorstehern, Gemeinderichtern, Schreibern der Gemeinde 2c. nicht bekleiden dürfen. Dieselben sollen ferner, wenn sie griechisch-orthodoxe Dienstboten halten, einer besonderen Aufsicht der griechischen Geistlichkeit unterzogen werden, welche auf die Erfüllung aller religiösen Pflichten seitens jener Dienstboten gerichtet sein wird.

Die thatsächliche Verfolgung, die schon jahrelang niemals ganz geruht hat, wird jetzt wieder allen Ernstes betrieben. In einem Dorfe sind 13 Männer und zwei Frauen zu je 50 Rubel Geldbuße verurteilt worden, weil sie einem Gottesdienste der Gemeinde beiwohnten. Die Verurteilten konnten selbstverständlich die geforderte Summe nicht entrichten und müssen die Strafe jetzt im Gefängnis abbüßen. Mehrere Personen sind des Landes verwiesen worden, nur weil sie Bittschriften für Stundisten, die nicht schreiben konnten, aufgesetzt haben.

Der Afrikaverein deutscher Katholiken hat trotz des Minimalbeitrages von einer Mark jährlich in den drei Jahren seines Bestehens die Summe von ca. 700,000 Mk. aufgebracht. Die 100,000 Mk. eingerechnet, welche den deutschen Bischöfen zur Gründung eines Missionshauses zur Verfügung gestellt wurden, sind im ganzen ungefähr 600,000 Mark für die Zwecke des Vereins verausgabt worden. Die Einnahmen im Jahre 1891 sind auf derselben Höhe geblieben wie i. J. 1890; die Ausgaben sind aber durch die Vermehrung der Missionsstationen und der Missionskräfte stetig gewachsen. Das Vermögen des Afrikavereins betrug am 1. Januar 1892: 222,733 Mark, wovon nach Abzug der obengenannten 100,000 Mk. 122,733 Mk. verfügbar blieben. In der Mission der Väter vom heil. Geist sind jetzt 57 Europäer beschäftigt; das Apostolische Vikariat in Nord-Zanzibar zählt in Deutsch-Afrika sieben Hauptstationen. In den Waisenhäusern und den Erziehungsanstalten sind 700 Kinder untergebracht. Der Centralvorstand bewilligte den Vätern vom heil. Geist 15,000 Mk. zu einer Stationsgründung im südwestlichen Teile des Kilima Ndscharo; 30,000 Mark der Präfektur von Süd-Zanzibar für Verbesserung von Wohnungen; für eine neue Station im Lande der Bajibas 15,000 Mk.; für den Ausbau der Station Marienberg in Kamerun 20,000 Mark, ebensoviel zur Ausbildung deutscher Missionare für deutsche Schutzbezirke.

Auf das übliche „Januarius-Wunder" in Neapel mußten die Gläubigen diesmal etwas lange warten, obschon die anwesenden Frauen ihre Litaneien durch energische Mahnrufe an die wunderwirkenden Priester fortwährend unterbrachen. „Du grünes Gesicht, du gelbes Gesicht, willst du das Wunder machen oder nicht!" Als endlich das Blut floß, erscholl aus der Volksmenge lautes Johlen. Ein Priester aber wischte sich, in Schweiß gebadet, das Gesicht ab, seufzte schwer und sagte, einem englischen Berichterstatter zufolge, halblaut zu dem ihm nahe Stehenden: „Endlich! Das war eine Arbeit. Ich versichere euch, er hat ein vorzügliches Wunder gemacht. Nach so vielem Mißlingen sollen wir endlich auch ein wenig Glück haben." Das Volk aber antwortete laut: „Amen!"

Nach der „Gerarchia-Catollica," dem offiziellen Jahrbuch des Vatikans für 1892, zählte die röm.-kath. Kirche am 1. Januar d. J. 59 Kardinäle (unterdessen sind drei gestorben: Manning, Simeoni und Mermillod); 9 Patriarchen lateinischen und orientalischen Ritus; 800 Erzbischöfe und Bischöfe, die dem lateinischen Ritus angehören; 45 Erzbischöfe und Bischöfe aus den orientalischen Riten; 317 Titularbischöfe und

Erzbischöfe; 13 Bischöfe, die auf ihren Sitz verzichtet haben, und 6 Prälaten nullius dioeceseos. In den 14 Jahren seines Pontifikates hat Leo XIII. 1 Patriarchalsitz, 13 Erzbistümer, 74 Bistümer, 1 Apostolische Delegatur, 37 Apostolische Vikariate und 16 Apostolische Präfekturen neu errichtet und daneben 13 Bistümer zu Erzbistümern wie auch 8 Apostolische Präfekturen zu Apostolischen Vikariaten erhoben, insgesamt 163 neue Sitze errichtet.

Der Maler Chartran hat das Porträt des Papstes Leo XIII. gemalt und diesem zu seinem Geburtstag (2. März) nach Rom gebracht. Der Papst war sehr befriedigt über die Arbeit Chartrans, daß er demselben zwei von ihm verfaßte und eigenhändig unterzeichnete lateinische Hexameter überreichte, die der Künstler auf alle Reproduktionen seiner Arbeit setzen darf: Effigiem subjectam oculis quis dicere falsam Audeat? Huic similem vix jam pinxisset Apelles. — Es ist nur gut, daß der Pabst diese Verse selber gemacht hat. Wenn sie von einem Primaner herrührten, würde man sie als nichts besonderes ansehen.

Verschiedenes.

Das Stottern abzugewöhnen. Ohne Zweifel hat schon der eine oder andere Lehrer oder Pastor es mit einem stotternden Schüler zu thun gehabt. Wir bringen hier darum aus einer Fachschrift folgende Mitteilung: „Um Kindern das Stottern abzugewöhnen, teilt Gymnasiallehrer Dr. Zdralek in Leobschülz eine Methode mit. Er hat dieselbe immer bewährt gefunden und empfiehlt sie deshalb den Lehrern zur Anwendung. Die Methode besteht darin, daß man ein stotterndes Kind veranlaßt, beim Sprechen und Lesen jedes Wort mit u zu beginnen. Der Satz: Die Lerche singt fröhliche Lieder," würde demnach lauten: „u-Die u-Lerche u-singt rc. Nach drei Monaten hat das Kind durch erleichterte Sprechweise das Stottern verlernt, und man kann es auch der Verpflichtung, jedes Wort mit u zu beginnen, entbinden. Den Erfolg bezeichnet Dr. Zdralek als sicher und dauernd.

Das Schullehrer-Seminar der Evang.-Luth. Synode von Ohio und andern Staaten, zu Woodville, Ohio, wurde am Morgen des 16. März ein Raub der Flammen. Von den Studenten, die im dritten Stockwerk schliefen, hatten viele kaum das nackte Leben gerettet. Von den Mobilien wurde ziemlich gerettet; jedoch beläuft sich der Verlust auf $12,000 dem eine Versicherung von bloß $6000 gegenüber steht. Das College wurde im Jahre 1885 erbaut. Schritte zum Wiederaufbau in vergrößertem Style sind bereits gethan.

In Ann-Arbor, Mich., sind für das neue Semester 2691 Studenten immatrikuliert, die größte Zahl von allen amerikanischen Universitäten. Einige Anmeldungen sind noch nicht eingetragen und die Gesamtzahl wird auf etwa 2700 steigen. Yale, das bisher an der Spitze stand, steht jetzt an Zahl der Studenten der Michiganer Universität um 28 nach.

Todesnachricht.

Unser früheres Vereinsglied Louis Weiß, ist am Sonntag den 24. April im Hause seines Bruders vom Herrn in die Ewigkeit abgerufen worden. Im Jahre 1886 vom Proseminar ins Amt entsandt, wirkte er etliche Jahre an der Pauls-Gemeindeschule in Carlinville, Ills., und dann zwei Jahre in Chicago an der Salems-Gemeinde; mußte hier sein Amt krankheitshalber niederlegen. Im letzten Jahre half er seinem Bruder im Geschäft. Er wurde 1864 geboren.

Druckfehler-Berichtigung im April-Heft, Seite 106, Zeile 8 von unten. Statt „eine Prüfung rc." lies: „niemals Prüfung rc."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. Juni 1892. Nro. 6.

Die Ursachen der Differenzen zwischen den ref. Kirchen,
mit besonderer Bezugnahme auf den Abendmahlsstreit.

(Von P. G. Niebuhr.)

(Schluß.)

II.

Was die Unterscheidungslehren in betreff des heil. Abendmahls anbelangt, so sind, um dieselben in gedrängter Kürze zu bezeichnen, dem Zwingli die Elemente des Abendmahls Symbol des Leibes und Blutes Christi, dem Calvin ein Unterpfand, und Luther Leib und Blut Christi selbst. Doch jeder der genannten Ausdrücke bezeichnet die Lehrstellung des betreffenden Reformators nur sehr unvollständig und haben alle drei, Luther nicht ausgenommen, die Bedeutung der betreffenden Worte mehr oder weniger modifiziert und wollen sie dieselben nicht verstanden haben, „wie sie lauten." Daß bei Zwingli die Abendmahlselemente nur unter der Bezeichnung eines Symbols erscheinen, rührt von seiner Auslegung des „es ist" her, das er mit „es bedeutet" wiedergiebt. Diesen letzten Ausdruck gebraucht er in der Absicht, um den rechten Gegensatz gegen die römische Verwandlungslehre zu gewinnen. Das „es ist" konnte ja, dem damaligen Sprachgebrauch nach, kaum anders als im Sinne der katholischen Kirchenlehre verstanden werden. Indem er sich bemüht, durchaus exegetisch zu Werke zu gehen, tritt er von vornherein gegen den Opferbegriff der römischen Messe auf und behauptet: „Der fronlychnam und blüt Christi sind ein ewig gemächt, erb und testament, so man den ißt oder trinkt, opfert man nit, sunder man wiedergedenkt und ernüwert das, so Christus einist gethan hat." (Sudhoff, Theol. Handbuch zum H. Kat.) Wir sehen dann ferner, wie er sich die Speisung der Gläubigen mit dem verklärten Christus im Abendmahl denkt: sie geschehe auf wunderbare Weise (mirabili modo) durch Wirkung göttlicher Allmacht (divina fieri virtute). Er legt dabei den Nachdruck auf den gekreuzigten Christus, wie Luther auf den verklärten. Doch kommt auch der verklärte Christus zu seinem Rechte. Wie wenig er in der Abendmahlslehre ein Rationalist ist, zeigt folgende Äußerung von ihm: „Ja, welche in dieser Sache vorwitzig sind, die haben noch keinen Glauben," denn wenn sie Glauben hätten, „so würden sie sich darüber keine Unruhe machen, auf welche Weise es zugehe, daß wir den essen, der zur Rechten Gottes sitzt." (Ebenda.) Schließlich

thut er noch die Äußerung: Wie das Feuer nicht im Steine sei, sondern herausgeschlagen werde, so sei Christus nicht im Brote, aber der Glaube suche ihn dort und er werde gegessen, jedoch auf wunderbare Weise. Sein ausgesprochener Gegensatz zu Luther besteht darin, daß nach ihm Leib und Blut Christi nicht im Brote und Wein ist, daß aber wohl Christus im Abendmahl gegenwärtig ist und genossen wird und daß er nicht mit dem Munde gegessen wird, sondern durch den Glauben als den geistlichen Mund.

Calvin und die Verfasser des Heidelberger Katechismus haben seine Lehre eigentlich nur weiter ausgebildet. Der Heidelberger Katechismus ist für ihren Standpunkt die beste Autorität. Frage 76 lautet: Was heißt, den gekreuzigten Leib Christi essen und sein vergossenes Blut trinken? — Es heißt nicht allein, mit gläubigem Herzen das ganze Leiden und Sterben Christi annehmen und dadurch Vergebung der Sünden und ewiges Leben bekommen, sondern auch daneben durch den heil. Geist, der zugleich in Christo und in uns wohnet, also mit seinem gebenedeiten Leib je mehr und vereinigt werden, daß wir, obgleich er im Himmel und wir auf Erden sind, dennoch Fleisch von seinem Fleische und Bein von seinem Beine sind, und von einem Geist (wie die Glieder unseres Leibes von einer Seele) ewig leben und regiert werden.

Wir haben die ganze, den Lehrstandpunkt der Reformierten so prägnant ausdrückende Antwort wiedergegeben. Hervorgehoben wird gegenüber von Luther und dem Konkordienbuche, daß Christus leiblich nur im Himmel sei, und in Frage 78 heißt es dann noch besonders, „daß Brot und Wein nicht der wesentliche Leib und Blut Christi, sondern ein göttlich Wahrzeichen und Versicherung sei," also das äußere Unterpfand für die innere mystische Vereinigung mit Christo durch den Glauben.

Auf lutherischer Seite finden wir gleich in Artikel X. des Augsburger Bekenntnisses (vom Jahre 1530) den kurzen ausgeprägten Gegensatz: „Vom Abendmahl des Herrn wird gelehrt, daß wahrer Leib und Blut Christ wahrhaftiglich unter der Gestalt des Brots und Weines im Abendmahl gegenwärtig sei und da ausgeteilt und genommen wird." Wie es zum Leib und Blut Christi wird, erklärt Luther mit Augustins Worten: Accedat verbum ad elementum et fit sacramentum. Ferner heißt es in der Konkordienformel: Wir glauben, lehren und bekennen, daß der Leib und Blut Christi nicht allein geistlich, durch den Glauben, sondern auch mündlich, doch nicht auf kapernaitische Weise, sondern übernatürliche, himmlische Weise, um der sakramentlichen Vereinigung willen, mit dem Brot und Wein empfangen werde.

In den christlichen Visitationsartikeln lesen wir dann:

I. Daß die Worte Christi: Nehmet, esset, das ist mein Leib; trinket, das ist mein Blut, einfältig und nach dem Buchstaben, wie sie lauten, zu verstehen sind.

II. Daß im Sakrament zwei Dinge sind, gegeben und mit einander empfangen werden, ein irdisches, das ist Brot und Wein, und ein himmlisches, das ist Leib und Blut Christi.

III. Daß solches hienieden auf Erden geschieht und nicht droben im Himmel.

IV. Daß es der rechte natürliche Leib Christi sei, der am Kreuz gehangen, und das rechte natürliche Blut, das aus Christi Seite geflossen.

Die Möglichkeit der sakramentlichen Vereinigung liegt hier in der Ubiquität des Leibes Christi. Denn dieser Leib nimmt an den Eigenschaften der Gottheit, wie z. B. der Allgegenwart, teil. — Auch die Gottlosen genießen Leib und Blut Christi.

Wir stehen jetzt vor der alten Frage: Woher nahmen die Reformatoren Veranlassung und inwiefern hatten sie Berechtigung zu diesen einander bekämpfenden Lehren? Ehe wir an die Beantwortung dieser Frage gehen können, nötigt uns die Wichtigkeit derselben, die Gesetze der Schriftauslegung, welche allein über die vorliegende Streitfrage entscheiden können, in Erinnerung zu rufen.

Die allgemeine Offenbarungs- und Lehrform der Schrift ist die Gleichnisrede. Daß sie auch die zweckmäßigste ist, erkennen wir nicht nur an der universellen Bestimmung der Schrift, sondern auch besonders daran, daß niemand solch einen ausgiebigen Gebrauch von dieser Lehrform gemacht hat, wie der göttliche Meister selbst. Der Zweck der Gleichnisrede ist, durch Schilderung einer allgemein bekannten Vorstellung eine höhere, minder bekannte Vorstellung zu wecken und so stufenweise das menschliche Bewußtsein zu einem höheren Erkenntnisstandpunkt zu führen. Dabei aber kann sie nie den absolut zureichenden Ausdruck für das zu erkennende Objekt liefern, sucht vielmehr durch Stufenfolge von Analogien der christlichen Erkenntnis die rechte Richtung anzugeben (cf. 1. Kor. 13, 12), während es die Sache des vom heil. Geiste geleiteten Glaubens ist, den Unterschied zwischen der irdischen Analogie und dem himmlischen zu erkennenden Objekt zu fixieren, d. h. soweit dieses möglich ist. Im allergünstigsten Fall ergeht es uns bei dieser Prozedur wie bei der Berechnung des Inhaltes eines Kreises. Dieses geschieht bekanntlich durch Zerlegung des Kreises in Dreiecke, die berechnet werden können. Doch bleiben nach einer solchen Zerlegung immer Reste übrig, die sich der Berechnung entziehen.

Die wunderbarste Reihenfolge von Gleichnissen, welche uns die rettende Liebe Gottes vor die Augen führt, sind die Gleichnisse vom verlornen Groschen, vom verlornen Schafe und vom verlornen Sohne. Die drei Faktoren, welche bei der Rettung des Menschen in Betracht kommen, die Kirche (bez. der heil. Geist), der Heiland und der himmlische Vater werden dabei in unnachahmlicher Weise geschildert. Da haben wir erstens das haushälterische Weib, welches in seiner Abhängigkeit vom Manne die dem Herrn verantwortliche Kirche darstellt. Während die Kirche die verlorene Seele sucht, wird sie im allgemeinen mehr durch das Gefühl der Verantwortlichkeit und des Bewußtseins des Wertes der Menschenseele (Groschen) dazu bestimmt, als durch das Mitleid. Das Mitleid und das Eigentumsrecht zeigt sich vorwiegend bei den Hirten, die mit viel Mühe und Selbstverleugnung in der

Wüste nach dem verlorenen Schafe suchen. Die Schuld tritt hier naturgemäß in den Hintergrund, da der Hirte dieselbe auf sich nimmt nach Jes. 53, 6. In dem dritten Gleichnis von dem Vater und dem verlornen Sohne wird der verlorene Zustand des Sünders als ein selbstverschuldeter geschildert, und zwar erkennen wir die Schuld als eine so große, daß das Kindesrecht durch dieselbe gänzlich verwirkt ist. Aber dennoch kann der Vater bei der reuevollen Rückkehr seines Sohnes sein Fleisch und Blut nicht verleugnen, er muß ihn an sein Herz drücken: es ist ja sein Sohn, sein vom Tode der Sünden erstandener Sohn!

Welch eine Fülle charakteristischer Gedanken liegt in diesen drei, sich gegenseitig ergänzenden Gleichnissen! Mit welch einer Meisterschaft weiß der Herr gewöhnliche menschliche Vorstellungen in den Dienst der ewigen Wahrheit zu stellen! Aber trotz alledem liegt es ganz in der Natur der Sache, daß diese Gleichnisse die Wahrheit nur als ein Stückwerk darstellen, denn sie sind von allgemein bekannten menschlichen Vorstellungen hergenommen und gehen an und für sich über das menschliche Vorstellungsvermögen nicht hinaus. Der Glaube wird sich indessen bewußt, daß z. B. ein großer Unterschied bestehe zwischen einem irdischen Vater, wie wir ihn in unserer Vorstellung haben, und dem himmlischen Vater. Der irdische Vater hat Eigenschaften, z. B. die Sünde, Ohnmacht, Sterblichkeit, die der himmlische nicht hat, und umgekehrt hat der Vater im Himmel eine große Fülle von Eigenschaften, die dem schwachen Menschen abgehen. Selbst die eigentlichen Punkte des Vergleiches, die beiden zukommenden Eigenschaften der Vaterschaft und der väterlichen Liebe, sind weit entfernt, mit einander identisch zu sein. Versteht sich nun die Wahrheit dieser Behauptung von selbst, so bleiben wir uns doch der Wahrheit des damit ausgesprochenen Grundsatzes nicht immer bewußt. **In Wirklichkeit sind alle Ausdrücke, die wir zur Beschreibung himmlischer Verhältnisse anwenden, gleichnisartig, weil sie, von irdischen Vorstellungen und Begriffen hergenommen, durchaus nicht imstande sind, die himmlischen und übernatürlichen Begriffe allseitig zu decken.** Sprechen wir z. B. von dem Leibe Christi, so muß uns sogleich bewußt werden, daß zwischen dem natürlichen und dem übernatürlichen oder verklärten Leibe Christi, wiewohl der letztere aus dem ersteren hervorgegangen, ein himmelweiter Unterschied bestehen muß, und daß Christi verklärter Leib viele Eigenschaften des natürlichen Leibes, wie z. B. Sterblichkeit, Teilbarkeit*), Verstümmelungsfähigkeit, Zerstörbarkeit und vielleicht auch lokale Beschränktheit, nicht eignen kann. Würde man also die Benennungen für irdische unvollkommene Dinge auf die vollkommenen himmlischen übertragen und die betreffenden Worte nur so verstehen, wie sie lauten, so wäre das ein Beweis, daß man in der Auffassung des Himmlischen an der irdischen Vorstellung hängen geblieben sei, und das

*) Dieselbe kommt dem Leibe nur als körperlichem Gegenstand zu, nicht als Organismus. Als dieser letztere kann er nur verstümmelt, niemals aber wirklich in eine Anzahl von Teilen aufgelöst werden, die dem Ganzen wieder gleich wären.

Resultat wäre nicht die Verherrlichung, sondern die Verkleinerung des Himmlischen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die gesamte Offenbarung Gottes an die Menschheit anthropomorphistisch sein muß, d. h. sich zu dem menschlichen Vorstellungs- und Erkenntnisvermögen herablassen muß. Denn „wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin." Es kommt nur darauf an, daß diese zeitlich-räumlichen Spiegelbilder, in denen die ewige Gotteswahrheit sich in unvollkommener Weise oder stückweise reflektiert, als solche erkannt werden, daß man wisse, daß z. B. das „Sitzen in Abrahams Schoß" ein sehr unvollkommener und doch, im Hinblick auf die menschliche Schwachheit, ein sehr zweckmäßiger Ausdruck für die selige Ruhe der Heiligen ist, daß Christi Sitzen zur Rechten Gottes sein Innehaben der unbeschreiblichen göttlichen Herrlichkeit und Lebensfülle bedeutet und daß der Himmel, den Gott nie verläßt, obwohl wir in ihm leben und weben und sind, nicht sowohl einen begrenzten Ort bezeichnet, als die über der Unvollkommenheit des Erdenlebens unendlich erhabene göttliche Lebenssphäre.

Haben die Reformatoren das oben beschriebene Prinzip der Bibelauslegung auch beachtet, so waren sie in der Befolgung desselben nichts weniger als konsequent. Calvin und seine Freunde konnten sich z. B. von der natürlichen Vorstellung, die sie über den Himmel und den Leib Christi in sich aufgenommen hatten, nicht losmachen und behaupteten infolge dessen, daß es für Christum unmöglich sei, nach seiner Leiblichkeit im Himmel und auf Erden zugleich zu sein. Der heil. Geist mußte da im Abendmahl die mystische Verbindung unseres Leibes mit dem im Himmel wohnenden, räumlich von uns getrennten Leibe Christi vermitteln. Aber woher weiß man denn das alles so genau, daß z. B. das eine möglich und das andere unmöglich ist? Unser Erkenntnisvermögen reicht doch, wie gesagt, nur so weit als unser Vorstellungsvermögen, und dieses letztere kann uns doch nie mehr als eine unvollkommene Erkenntnis himmlischer Verhältnisse ermitteln. Trägt man der Unzulänglichkeit unseres Erkenntnisvermögens keine Rechnung, so kann es unter Umständen nicht ausbleiben, daß man, um die Realität der einen biblischen Wahrheit festzuhalten, einer andern ebenso wichtigen Wahrheit Gewalt anthun muß. Man kommt mit solchen Behauptungen über Dinge, deren man nie keines gesehen hat, leicht auf jenen Standpunkt, vor welchem Paulus Kol. 2, 18 warnt, und welchen der Dichter in folgender Weise so treffend geißelt:

Hinz: Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?
Kunz: Ich denke, wie ein Straußenei.
Hinz: Du weißt es schön, bei meiner Treu!
Potztausend! Wie ein Fuder Heu!

Viel näher nun und unserer Erkenntnis zugänglicher als die Sonne ist der Mond. Vermittelst ausgezeichneter Fernrohre hat man heutzutage

vortreffliche photographische Aufnahmen vom Monde erhalten. Aber obwohl der Mond so nahe, die Kunst und Wissenschaft so groß ist, weiß man dennoch verhältnismäßig wenig von der Beschaffenheit des Mondes. Findet man nun schon solch eine Unzulänglichkeit der Erkenntnis in den nahe liegenden natürlichen und sichtbaren Dingen, wie viel mehr müssen wir da mit unserem Urteil über die himmlischen und unsichtbaren Dinge an uns halten! Wenn wir verhältnismäßig wenig vom Monde wissen, so hält ihn doch niemand für ein Nebelgebilde; und wenn wir wegen der Beschränktheit unseres Vorstellungsvermögens auch keinen durchaus zureichenden Ausdruck für die himmlischen Dinge haben, so hält der Glaube doch an der außerhalb unseres Verständnisses liegenden Lebensfülle Christi fest, obwohl er nichts sieht. Das Himmlische ist so viel größer als das Irdische,, daß der Apostel, welcher zum unmittelbaren Anschauen erhoben wurde, Paulus, keinen Ausdruck dafür finden kann: er hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann. 2. Kor. 12, 4.

Ist nun die lutherische Kirche etwa von der Übertragung menschlicher Vorstellungen auf die über dem Vorstellungsvermögen hinaus liegende Dinge frei geblieben? Abgesehen von den sonstigen Bemühungen der lutherischen Bekenntnisschriften, den Unterschied zwischen Buchstaben und Geist, zwischen dem irdischen Spiegelbild (Gleichnis) und dem himmlischen Urbild festzuhalten, finden wir wiederum auch Ausdrücke, die durchaus im Interesse krasser Volksvorstellungen gewählt zu sein scheinen. Dahin gehört die Forderung, daß man die Worte: „das ist mein Leib" etc. nach dem Buchstaben, wie sie lauten, verstehen solle. Dieser Ausdruck spricht sogar, genau genommen, zu Gunsten der römischen Abendmahlslehre, da in ihm die Behauptung liegt, daß Brot und Wein mit dem Leibe und Blute Christi identisch seien, abgesehen davon, daß der Sinn der Worte, „wie sie lauten" vom Sprachgebrauch, d. i. von der bis dahin herrschenden Kirchenlehre vorwiegend bestimmt wird. Dasselbe gilt von der Lehre, „daß es der r e c h t e n a t ü r l i c h e Leib Christi sei, der am Kreuze gehangen, und das r e c h t e n a t ü r l i c h e Blut Christi, das aus Christi Seite geflossen." Der himmelweite Unterschied zwischen dem natürlichen und dem verklärten Leibe Christi kann hier durchaus nicht zur Geltung kommen. Immerhin ließe sich auch hier annehmen, daß der Eifer, den Gegensatz zu der Lehre der Reformierten und „Sakramentierer" hervorzuheben, dazu beigetragen habe, um in der Wahl der Worte über das Ziel hinauszuschießen. Mehr jedoch, als die genannten Ausdrücke es sind, ist für unsere Beurteilung entscheidend das vielbesprochene distribuantur (verteilen) aus der Augustana vom Jahre 1530, welches ja zum eigentlichen Schibboleth der altlutherischen Kirche geworden ist. Ohne Zweifel kann der Leib nur dann verteilt werden, wenn er überhaupt teilbar ist.*) Wir haben

*) Anm. Es darf nicht übersehen werden, daß zum Begriff der Teilung die Trennung gehört, so daß durch die Teilung die Einheit des Objekts, an welchem sie vorgenommen wird, aufhört. Den Genuß eines ganzen, in sich unteilbaren Objekts bezeichnet man mit Teil haben an, Gemeinschaft haben mit.

schon oben gesehen, daß der natürliche Leib Eigenschaften hat, welche der himmlische vermöge seiner Vollkommenheit nicht haben kann. Christi Leib ist nur einmal gebrochen worden. Der verklärte Leib Christi wird doch hoffentlich über den Zerteilungs- und Verkleinerungsprozeß erhaben sein. Jedenfalls wird man Schwierigkeit haben, für die krassen Vorstellungen, wie sie in den oben beschriebenen Ausdrücken enthalten sind, in der heil. Schrift irgend welchen Anhaltspunkt zu finden. Jesus selbst macht auf den großen Unterschied zwischen seinem natürlichen und seinem verklärten Leibe aufmerksam. Er sagt Joh. 6, 61—63: „Ärgert euch das? Wie, wenn ihr dann sehen werdet des Menschen Sohn auffahren, da er zuvor war? Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.“ Daß auch Paulus nie einen Ausdruck gebraucht habe, der solch eine Vorstellung wie diejenige der Verteilung des Leibes und Blutes Christi rechtfertige, läßt sich leicht erkennen. An der einzigen Stelle, an welcher er zu den Worten Christi: „das ist mein Leib“ etc., eine direkte Auslegung liefert (1. Kor. 10, 16) sagt er: Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Er sagt nicht: Das Brot, das wir brechen, ist das nicht der Leib Christi, den wir brechen (oder verteilen)? Er läßt den Begriff des Teilens und Brechens, der dem Irdischen angehört, fallen und setzt den Begriff der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, um zu zeigen, daß wir durch den Genuß des gesegneten Brotes und Kelches in die Gemeinschaft des ganzen, einmal für uns gebrochenen, jetzt aber verklärten und unteilbaren Leibes Christi treten. Aus diesen Gründen ist das an die Stelle des distribuantur getretene exhibeantur (darreichen) in der Augustana vom Jahre 1540 nicht als ein Kompromiß mit den Irrlehrern anzusehen, wie viele wollen, sondern als eine Verbesserung des krassen distribuantur, unter Berücksichtigung der Vollkommenheit und Unteilbarkeit des Leibes Christi.

Eine andere, mit großem Nachdruck verfochtene Lehre Luthers war diejenige, daß auch die Gottlosen den Leib und das Blut Christi genießen, eine Lehre, die selbst vielen derzeitigen Anhängern Luthers anstößig war. Luther behauptet den Empfang des Leibes und Blutes Christi durch die Gottlosen wegen der sakramentlichen Vereinigung zwischen den Elementen und den himmlischen Gütern. Er beschränkt jedoch die Vereinigung auf die Dauer der Feier des heil. Abendmahls. Hier drängt sich uns die Frage auf, weshalb wir, wenn wir überhaupt eine Beschränkung der sakramentlichen Vereinigung annehmeu sollen, neben der zeitlichen nicht auch eine räumliche Beschränkung bekennen dürfen, also daß der Gottlose, wenn er auch mit den Gläubigen sich zum Tische des Herrn naht, die Abendmahlselemente ohne den Leib und das Blut Christi empfängt, und zwar darum, weil ihm die Himmelsgüter vom Herrn nicht zugedacht sind und daher trotz der vom Geistlichen ausgesprochenen Segensworte nicht mitgeteilt werden können. Neben der sakramentlichen Vereinigung giebt es zudem noch eine andere, nämlich die unlösbare Vereinigung der heil. Dreieinigkeit, die auch in der Lehre vom Abendmahl zur Sprache kommen muß. Wenn nämlich die Gottlosigkeit

eines Menschen solch einen Grad erreicht hat, daß sich der heil Geist unwiderruflich von demselben zurückgezogen hat, ist es da noch denkbar, daß dieser Mensch in die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi treten könne? Ist solch ein Widerspruch in der Dreieinigkeit überhaupt denkbar? Die Einigkeit der Dreieinigkeit kann niemals aufgehoben werden! Das Sakrament ist jedoch eine Stiftung für die Zeit, die sakramentliche Einigung gilt nur für einen bestimmten, von Gott abgemessenen Zweck, weshalb die sakramentliche Einigung da aufhören muß, wo der von Gott gesetzte Zweck aufhört. Dieser Zweck kann doch gewiß nie soweit gehen, daß dadurch ein Zwiespalt in der heil. Dreieinigkeit entstände, daß also Christus noch Gemeinschaft pflege mit einem Sünder, welcher vielleicht den heil. Geist gelästert hat? Wohl hat auch solch ein Mensch das Sakrament in einem gewissen Sinne empfangen, zumal auch ihm, wie aller Welt, die gesamte Gnade Gottes testamentarisch vermacht ist; er hat aber den Genuß des von ihm verschmähten, ewiges Leben wirkenden Himmelsgutes ebenso wenig, wie ein Erbe, welcher die Bestimmungen und Bedingungen eines zu seinen Gunsten gemachten Testaments mit Füßen tritt.

Wir halten uns, auf Grund der oben geltend gemachten Thatsachen, zu dem Urteil berechtigt, daß die Differenzen der Reformatoren und der durch sie gegründeten Gemeinden einerseits auf die besonderen Schwächen des reformatorischen Zeitalters zurückzuführen seien, andererseits aber dadurch veranlaßt wurden, daß sie, die Unzulänglichkeit des menschlichen Vorstellungs- und Erkenntnisvermögens außer acht lassend, einen durchaus zureichenden Ausdruck (reine Lehre) gefunden zu haben glaubten für Dinge, welche, während sie in ihrer Allgemeinheit feststehen und Gegenstand des christlichen Glaubens sind, nach ihrem innersten Wesen der menschlichen Beurteilungskraft sich entziehen und, für die Weltzeit wenigstens, unergründliche Geheimnisse bleiben. Denn wir leben im Glauben und nicht im Schauen. Allerdings wird der unermüdliche Menschengeist, den es fortwährend gelüstet, die himmlischen Dinge zu schauen, nimmer aufhören zu spekulieren und sich den Wesenszusammenhang der himmlischen Dinge, wie etwa das besondere Verhältnis der Gottheit Christi zu seiner Menschheit, zu erklären suchen. Auch kann ein solches Streben dem Menschen nicht zur Sünde angerechnet werden; im Gegenteil, es gehört zu seiner Bestimmung und wird, so wenig er auch ganz zum Ziele gelangen mag, nicht gänzlich unfruchtbar bleiben. Da aber Gott sich zu seiner Offenbarung menschlicher Rede und natürlicher Vorstellungen als schwacher Spiegelbilder der vollkommenen himmlischen Wesen bedienen muß und durch dieselben die Dinge nicht nach ihrem inneren Zusammenhang, sondern nur in ihrer Allgemeinheit als Facta offenbaren kann, so können alle Lehren, welche über das einfache Schriftwort hinausgehen und vorgeben, den Zusammenhang und das gegenseitige Verhältnis der übernatürlichen Dinge zu erklären, nur als menschliche Ansichten gelten. Werden dagegen solche menschliche Ansichten, als zum selig machenden Glauben

gehörig, verkündigt, den Menschen an das Herz gelegt oder gar aufgedrungen, so werden sie zu Menschensatzungen und leider oft auch zu den, vom Herrn gekennzeichneten, unerträglichen Bürden, die eher den Weg zum Himmel versperren als öffnen. Nun kann sich weder die Lehre von der Ubiquität des Leibes Christi und der communicatio idiomatum auf lutherischer Seite, noch die Lehre von der unio personalis auf reformierter Seite auf ein ausdrückliches Schriftwort berufen, d. h. es steht weder geschrieben, daß der Leib Christi überall sei, noch daß er bloß im Himmel sei; daher kann die Behauptung sowohl des einen wie des andern nie mehr als den Wert einer menschlichen Ansicht beanspruchen. Wohl nennt die Schrift ausdrücklich die von Christo auf seine Gemeinde ausgehenden Wirkungen, daß sie z. B. im heil. Abendmahl in die Gemeinschaft seines Leibes und Blutes trete, daß wir Glieder seines Leibes seien, von seinem Fleisch und von seinem Gebeine; sie sagt, daß, aber nicht, in welcher Weise solches der Fall sei. Denn „das Geheimnis ist groß: ich sage aber von Christo und der Gemeine," Ephes. 5, 32.

Scheint es nicht vermessen, solch große und unergründliche Geheimnisse mit menschlicher Rede definieren zu wollen, gleichsam als ob sie keine Geheimnisse seien und in ihrem Zusammenhang erkannt wären? Wenn von reformierter Seite Luther der Vorwurf gemacht wird, daß er zur Scholastik zurückgekehrt sei, so muß dieser Vorwurf zum Teil als berechtigt gelten. Denn es war ja die Weise der Scholastiker, alle transcendenten Dinge in den Bereich ihrer Erforschungen zu ziehen, und zwar so, daß sie glaubten, in der Kunst einer vielseitigen Dialektik den Schlüssel der Erkenntnis zu haben und vermittelst derselben alle kirchlichen Glaubenssätze beweisen zu können. In ihrer Kühnheit und Keckheit wähnten sie, den größten Geheimnissen gewachsen zu sein. War nun Luther von diesem Streben nicht ganz frei, so waren es, wie wir gesehen, auch die Reformierten nicht. Wir hätten jedoch keine Ursache, den Reformatoren ihre Befangenheit in menschlichen Vorstellungen als besonderen Mangel anzurechnen; sintemal jeder Mensch transcendente Dinge nur vermittelst seiner Vorstellungen erfassen kann. Auch ist es erklärlich, daß die Ansicht des einen fast nie derjenigen des anderen kongruent sein kann, weil eben die Ansicht eines jeden von dem jeweiligen Grade seiner Befangenheit in menschlichen Vorstellungen bedingt wird. Der besondere und zwar beklagenswerte Irrtum der Reformatoren bestand nur darin, daß sie für solche, über das einfache Schriftwort hinausgehende, Ansichten in scholastischer Weise das Ansehen von Glaubenssätzen in Anspruch nahmen. Nirgends ist es wichtiger und notwendiger als in der Theologie, auf das: „Erkenne dich selbst!" zu achten und sich auf die Schranken menschlichen Könnens und Erkennens zu besinnen. Wenn irgendwo, so gilt auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft das Wort: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister." Daher kann es der evangelischen Kirche nur als Ehre angerechnet werden, wenn sie, auch in weiteren Kreisen, anfängt, sich diese Selbstbeschränkung aufzuerlegen. Denn sie steht damit im Gehorsam gegen die

Wahrheit, gegen die heil. Schrift, welche selbst ihren köstlichen Inhalt in das unscheinbare und unvollkommene Gewand menschlicher Vorstellungen hüllt und durch ihr eigenes Beispiel wie durch ausdrückliche Worte vor Vermessenheit in der Erforschung der unergründlichen Himmelswelt warnt. Wir schließen mit den Worten Pauli: „Lasset euch niemand das Ziel verrücken, der nach eigener Wahl einher geht, in Demut und Geistlichkeit der Engel, des er nie keins gesehen hat, und ist ohne Sache aufgeblasen in seinem fleischlichen Sinn." Kol. 1, 18.

Mit Christo sterben und auferstehen,

nach der Lehre des Apostels Paulus.

Von Prof. K. Pirscher.

Es wird mit Recht vielfach darüber geklagt, daß innerhalb der reformatorischen Kirchen auf den Weiterbau des christlichen Lebens nicht derselbe Wert gelegt werde, wie auf die Grundlegung desselben im Glauben und in der Rechtfertigung. Der Mangel lebenzeugender, weltüberwindender Gotteskraft ist die Folge davon. Viele ernstgesinnte Gläubige wollten darum in den letzten Jahrzehnten mit aller Macht des Glaubens die völlige Heiligung auf einmal bei sich erzwingen. Mehr weltlich gesinnte Männer fordern dagegen die Pflege der Sittlichkeit in einer Weise, als wäre dieselbe etwas Selbständiges neben dem Glauben. Kein Weg von beiden führt zum Ziele. Der rechte Weg zur höchsten und kräftigsten christlichen Sittlichkeit heißt, mit Christo sterben und mit Christo auferstehen.

Wie Christi Tode die Kreuzigung vorausging, so spricht auch der Apostel Paulus zunächst von der Kreuzigung unseres alten Menschen. Unser alter Mensch wurde mit gekreuzigt, damit außer Wirksamkeit gesetzt werde der Leib der Sünde, Röm. 6,6. Mit Christo bin ich mit gekreuzigt worden, ich lebe nicht mehr für mich, es lebt in mir Christus, Gal. 2, 20. Die Christi Eigentum sind, kreuzigten das Fleisch samt den Leidenschaften und Lüsten, Gal. 5, 24.

Die Kreuzigung ist die Vollziehung des Todesurteils. Als Christus an das Kreuz geschlagen wurde, wurde an ihm ein doppeltes Todesurteil vollzogen, das, welches Pilatus über den König Israels, und das, welches Gott über die Sünderwelt ausgesprochen hatte. Paulus sagt nie, daß durch den Tod Jesu Christi die Welt mit ihm gekreuzigt und der Sünde abgestorben sei. Dies geschieht nur bei den Jüngern des Herrn. Ehe es aber soweit mit ihnen kommt, müssen sie erst das Todesurteil Gottes über die eigene Person sich sprechen lassen. Bei der Bekehrung beginnen wir, unseren Sünden das Urteil zu sprechen. Wir tragen leid über die vielen schlechten Früchte in unserem Leben, halten aber noch lange Zeit den Stamm und die Wurzel unseres Lebens für gut. Unser Ich, unsere Persönlichkeit erscheint uns immer noch in so vorteilhaftem Lichte, daß wir unter Beihülfe Christi etwas Gutes hervorzubringen hoffen. Wie lange dauert es, bis wir in voller Wahrheit

davon überzeugt sind, daß wir verloren und verdammt, durch und durch zu allem Guten verdorben und nicht wert sind, von Gott erhalten und begnadigt zu werden.

So wenig aber dies Todesurteil des Richters schon dem Verbrecher das Leben nimmt, sowenig bewirkt die härteste Selbstverurteilung, daß unsere Sünde erstirbt. Auch unser Glaube hilft noch nicht dazu. Ist das nicht das bitterste Leid so vieler Gläubigen, daß sie immer wieder thun, was sie verdammen? Die Sünde übt eine fast selbständige Macht über die einzelnen Organe des Leibes und über die Sinne der Seele aus. Röm. 6. Wie wenig Gewalt hat bei den meisten Menschen der Wille über die Zunge, die Augen und Ohren, selbst über die Hände! Die Nervenreize, die Sinneseindrücke, die Empfindungen von Lust und Schmerz beherrschen unwillkürlich die Seele. Gewähren wir ihnen freien Spielraum, so wächst der Reiz bald zur Lust und diese zur Leidenschaft. Darum spricht Paulus von einem Gesetze der Sünde und des Todes im Fleische, Röm. 8, 2 und sagt 7, 23: ich sehe ein Gesetz in meinen Gliedern, das macht mich dem Gesetze der Sünde zum Sklaven (wörtlich, zum Kriegsgefangenen, Paulus deutet damit auf den verzweifelten Kampf des guten Willens hin). Das Wort und die Erleuchtung Gottes hilft dem Bekehrten nur soweit, daß er diese Sklavenfesseln fühlt, wenn er den Willen Gottes in seine Vernunft und sein Gewissen aufnimmt und so zum νόμος τοῦ νοός, macht. Röm. 7, 23. Aber wenn wir uns auch mit unserem Herzen, wie mit unserem Thun und Lassen unter das Gesetz Gottes stellen, Gal. 5, 18, so wandeln wir damit doch nicht unsere Natur um, machen wir damit unsere Sünde noch nicht tot.

Dies thut allein der Herr durch die Kreuzigung unseres alten Menschen. Wer ans Kreuz geschlagen wurde, verlor den freien Gebrauch seiner Glieder. Er lebte noch, konnte noch atmen nnd reden, aber nicht mehr die früheren Werke thun. Unter Qualen und Schmerzen verlor er nicht nur die Lust dazu, sondern bald auch das gemißbrauchte Leben selbst. Dort war es eine physische Gewalt, die über den Verbrecher kam und an dem Feinde des Gesetzes die Autorität desselben wieder herstellte. Jesus dagegen kommt mich geistiger Gewalt und nimmt durch eine innere Kraftwirkung seines Geistes dem Sünder den freien Gebrauch seiner Glieder. Der alte Mensch ist dabei noch nicht sofort tot, er atmet noch lange und redet viel aus seinem Eigenen, aber die alten Werke der Finsternis und des Fleisches kann er nicht mehr vollbringen. Gal. 5, 16—21.

Doch genügt dazu nicht die Art und Weise der Einwirkung, wie sie Christus zur Zeit des alten Bundes oder während seiner irdischen Wirksamsamkeit auf die Gläubigen ausübte Obgleich seine Worte Geist und Leben waren, Joh. 6, 63, so setzten sie doch nicht an Stelle der alten fleischlichen Natur eine neue, geistliche. Um so tief auf unser Fleischeswesen einwirken zu können, mußte Christus selbst zuvor nach seiner menschlichen Natur in das geistige Wesen und in die göttliche Natur verkläret werden. Der auf kurze Zeit ins Fleisch kam, um im Fleische für unsere Sünde zu büßen, kommt jetzt

immerdar im Geiste zu seinen Jüngern, um ihre Sünde tot zu machen. Sobald Christus dauernd in der Seele wohnt, Joh. 14, 23, nimmt er dem Fleische die selbständige, übermächtige Triebkraft. Die Lüste und Begierden vermögen nicht mehr die Seele in Feuer und Flammen zu setzen. Die Leidenschaft umnachtet nicht mehr die Vernunft, reißt den Menschen nicht mehr mit sich fort. Was sich von den Lüsten noch regt, ist nur ein Schattenbild der früheren Triebe. Wenn sie auch noch anklopfen, locken und winken, Christus ist Herr und läßt die Seele nicht mehr mit ihnen gehen. Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. 2. Kor. 5, 17.

Doch warum steht zweimal: unser alter Mensch wurde mit gekreuzigt, und ich bin mit Christo gekreuzigt worden, und daneben: die Christi Eigentum sind, kreuzigten das Fleisch. Schließt sich nicht leiden und thun gegenseitig aus? Nicht immer. Zur rechten Ehe gehört geliebt werden und lieben. Das Ersterben ist kein leiblicher, sondern ein geistig sittlicher Vorgang. Gott schlägt keine sündige Seele ans Kreuz, wenn der Mensch widerstrebt. Ja, er wartet damit so lange, bis wir ihn darum bitten. Wie der Heiland sich freiwillig den Händen der Sünder überlieferte, so müssen wir uns in Gottes Hände geben, daß er der Sünde die Macht über unsere Glieder und diese in die Zucht seines Geistes nimmt. Gott ist es, der dabei auf die Seele bis in ihre geheimsten Tiefen wirkt. Was aber so Gott in uns thut, das müssen wir auch in unserem Bewußtsein vollziehen. Wille und Handlungen müssen wir täglich neu unter den Grundsatz stellen: mein alter Mensch ist gekreuzigt. Er hat kein Recht mehr zu leben, es muß bald mit ihm zu Ende gehen.

Ganz dasselbe Verhältnis zwischen göttlicher und menschlicher Aktivität zeigt sich bei den Aussprüchen des Apostels über das Mitsterben mit Christo. Wenn er sagt: die wir der Sünde absterben, Röm. 6, 2, ihr sterbet und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott, Kol. 3, 3, ihr sterbt mit Christo den Elementen der Welt ab, 2, 20, so denkt er gar nicht daran, daß sie dies aus freiem Willen und aus eigener Kraft gethan haben. Tod ist Trennung der Seele vom Leibe. Das Sterben mit Christo besteht in der Aufhebung der bisherigen Verbindung zwischen Leib und Seele auf sittlichem Gebiete. Selbstverständlich bleibt die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele bestehen, soweit es sich um die beiderseitigen physischen Funktionen handelt. Aber die Nervenreize beherrschen nicht mehr unwillkürlich das Seelenleben. Die ματαιότης, die Geistesleere, Eph. 4, 17, infolge deren die Seele der Spielball der irdischen Eindrücke und der Tummelplatz ungöttlicher Gedanken geworden ist, weicht dem Geiste Christi. Das Wort Gottes wirkt zunächst nur innerhalb unseres Bewußtseins und unserer Gesinnung und bringt darin die μετάνοια zustande. Aber wie sich die Oberfläche des Meeres zu seiner Tiefe, so verhält sich unser bewußtes Seelenleben zu dem unbewußten. Es bildet dies eine unergründliche Tiefe, gefüllt mit bösem Stoffe. Der ganze Niederschlag unserer Vergangenheit hat sich darin abgelagert.

Unaufhörlich steigen aus ihr die eitlen, nichtigen oder gefährlichen Gebilde auf, welche bald das Gemüt, bald die Einbildung, bald das Gedächtnis in Anspruch nehmen. Es liegt in der neueren materialistischen Psychologie, wie sie Schoppenhauer begründet hat, viel Wahrheit. Unsere Handlungen werden unwillkürlich meistens durch die gesamte seelisch-leibliche Konstitution oder durch den Einfluß bestimmt, den die Eindrücke der Außenwelt auf uns ausüben. Wohin unser Wille nicht mehr reicht, in diesen Naturgrund unseres geistigen und unseres seelisch-leiblichen Lebens dringt der Heiland reinigend, stärkend, heiligend ein. Sonst bildet jener bei jedem Menschen den stets bereiten Zunder, in welchem jeder Funke Feuer fängt, Christus dagegen macht ihn den Reizungen des Fleisches und der Welt gegenüber fest und selbständig. Er erhebt uns eben mit unserer ganzen Persönlichkeit aus dem Naturleben in das Geistesleben. Vorher sinkt auf diesen Naturgrund der Bodensatz des Alltagslebens nieder. Jetzt strömt die Gnade Christi hindurch und macht ihn rein.

Nach dem Tode empfindet die Seele nichts mehr von alledem, was in ihrem Leibe und um denselben vorgeht. In ähnlicher Weise verliert der, welcher mit Christo sich selbst und d.r Welt abstirbt, die Empfindlichkeit und die Empfänglichkeit für die Versuchungen und für die Ärgernisse des Lebens. Der Heiland hebt die Seele aus ihrer niederen, irdischen Atmosphäre heraus.

Trotz dieser tiefen und bleibenden Einwirkung Christi verlangt Paulus doch noch von den Gläubigen: machet die in dem Erdenleben verstrickten Glieder tot. νεκρώσατε τὰ μέλη τὰ ἐπὶ τῆς γῆς, Kol. 3, 5. Sollen sie das noch einmal thun, was Christus schon gethan hatte? Was der Apostel damit meint, sagt er deutlich Röm. 6, 11: λογίζεσθε ἑαυτοὺς νεκροὺς τῇ ἁμαρτίᾳ, rechnet, haltet euch selbst für tot für die Sünde. Die Kinder Gottes sollen bei all ihren Gedanken, Urteilen und Beschlüssen stets von der Voraussetzung ausgehen, daß sie von der Sünde völlig geschieden, daß sie ihr abgestorben sind, daß sie sich nicht mehr in ihnen regen darf. Sie sollen sich stets so ansehen und entscheiden, daß sie für die Sünde nicht mehr da sind und die Sünde nicht mehr für sie.

Das eigene sittliche Verhalten muß dem entsprechen, was Gott an der Seele gethan hat und in ihr wirkt. Dies gilt nicht nur den sündlichen Genüssen, sondern auch den niedrigen Lebenserfahrungen gegenüber. Vieles in der Welt, woran das Herz noch stark hängt, menschliche Stützen, auf welche wir vertrauen, Freude, die wir an unserem Wirken haben, Ehre, die wir in der Welt genossen, zerstört der Herr, damit wir auf die Höhe des Apostels Paulus gelangen: Durch Jesum Christum ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt. Gal. 6, 14.

Auf dieses Mitsterben mit Christo geht auch: wir sind verwachsen mit der Ähnlichkeit seines Todes, Röm. 6, 5, d. h. die Vereinigung, das Zusammenwachsen mit Christo bringt es mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes mit sich, daß wir ähnlich sterben, wie er starb. Christus unterlag nicht der

Gewalt des Todes, wie der Sünder. Nachdem er an Leib und Seele die zeitlichen und ewigen Qualen der Sünde und in der Gottverlassenheit den Zorn Gottes über unsere Sünde getragen, löste er selbst das Band zwischen Leib und Seele. Aus freiem Willen, aus eigener Kraft vollzog er diese Trennung. Ich selbst gebe meine Seele hin, Joh. 10, 18, Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, Luk. 23, 46. Für ihn war der Tod nicht die gewöhnliche Durchgangsstufe zu einem höheren Leben. Er konnte ohne denselben sofort in die himmlische Herrlichkeit eingehen. Um aber viel Frucht zu bringen, Joh. 12, 24, um die Menschenseelen von Gericht und Bann des ewigen Todes zu befreien, sie mit seinem Leben zu erfüllen und in seine Herrlichkeit nachzuziehen, hob er die bisherige Verbindung mit seinem Leibe und mit der sichtbaren Welt auf. In ähnlicher Weise, nicht äußerlich, sondern innerlich, nicht zum Besten Anderer, sondern zur eigenen Rettung reißt der Heiland die Seele der Seinen von der Umstrickung des Fleisches und legt sie in Gottes Hände, daß sie Gottes Eigentum und Werkzeug wird.

Ebendahin gehört: so viele wir in Jesum Christum getauft wurden, wurden wir in seinen Tod getauft, Röm. 6, 3. Das heißt nicht, die Christen empfingen die Taufe auf das Bekenntnis hin, daß Christus für sie gestorben sei, oder das Untertauchen unter das Wasser sei ein Sinnbild für die Verpflichtung gewesen, der Sünde abzusterben. In Christum getauft werden, *εἰς Χριστὸν, βαπτίζεσθαι* bedeutet vielmehr, wie der Leib ins Wasser getaucht wurde, so wurde die Seele in Christum eingesenkt, Christo einverleibt. Wer Glied am Leibe Christi ist, den beseelt Christi Geist. Wie Christus in Kraft seines Geistes seine Seele vom Leibe schied, so führt Christus in den Seinen auch den Tod des alten Menschen herbei. Die Geistesgemeinschaft mit Christo macht die Sünde tot.

Phil. 3, 10 sagt Paulus, er wolle die Kraft der Auferstehung Christi und die Gemeinschaft seiner Leiden erkennen, d. h. innerlich erfahren, indem er gleichgestaltet werde seinem Tode, *συμμορφιζόμενος τῷ θανάτῳ αὐτοῦ*. Völlig von innen heraus der Welt abzusterben, wie Christus es that, geht Hand in Hand mit derjenigen inneren Erfassung der Auferstehung wie des Todes Christi, welche die Kraft von beiden erfährt.

Paulus spricht aber nicht nur von einem Gekreuzigtwerden und Sterben, sondern auch von einem Begrabenwerden mit Christo. Wir sind mit ihm durch die Taufe begraben in den Tod, Röm. 6, 4, mit Christo begraben in der Taufe, Kol. 2, 12. Das Begräbnis beseitigt den toten Leib aus der Mitte der Lebendigen. Der Tote ist für die Welt nicht mehr da. Gerade so, sagt Paulus, sind die Christen für die Welt begraben, für das Thun und Treiben, für die Ziele und die Mittel dieser Welt nicht mehr da. Sie gehören einer höheren Welt an.

Paulus sagt damit nicht zu viel. Das zugesetzte *εἰς Χριστὸν* zeigt, daß er kein gänzliches Erstorbensein für die Welt und für die Sünde als einen objektiven, dauernden Zustand behauptet. Nur soweit in der Seele die Geistesgemeinschaft mit Christo reicht und bewahrt wird, nur insoweit findet

das Erstorbensein statt. Das geistliche Leben aus Gott ist überhaupt nie in solcher Weise in den Gläubigen, daß es losgelöst von Christo selbständig bleibt und wirkt. Nur soweit wir in Christo bleiben, haben wir daran Teil. Joh. 15, 4. 6. 7. — Es verhält sich mit diesem Gestorbensein ähnlich wie mit der Bezeichnung der Kinder Gottes als Heilige. Kraft der Geburt aus Gott ist der Kern ihrer Persönlichkeit heilig, nicht nur Gott geweiht, wie im alten Bunde, sondern von Gott durchdrungen und geleitet. Dennoch kann dabei Sündenreiz von innen oder außen Macht über die Seele gewinnen, wenn wir nicht mehr auf Christum sehen und hören.

Bei Jesu Christo waren Sterben und Auferstehen von einander getrennte Akte. Bei den Jüngern des Herrn fällt aber das Mitsterben und Mitauferstehen mit Christo in eins zusammen. So wenig im Samenkorn der Keim erst nach dem Verwesen kommt, so wenig der neue Mensch erst nach dem Tode des alten. Beides, Keimen und Verwesen bedingt sich gegenseitig. Auch bei der Rechtfertigung ist es so. Die Mitteilung der Gnade folgt nicht auf die Vergebung der Sünden, sondern jene bewirkt diese. Gerade so erfolgt der Tod unseres alten Menschen eben dadurch, daß der auferstandene Heiland in die Seele einzieht und sein Leben in sie einsenkt. Eben das höhere Leben tötet das niedere. In der Wiedergeburt empfängt die Seele mit dem Geiste Christi zugleich den Trieb und die Kraft zur Gemeinschaft mit Gott. Jesus übt von da an eine geistige Gewalt aus, welche die ins sinnliche Leben verwachsene Seele nach oben zieht.

Christi Leib bekam durch die Auferstehung nicht nur das alte Leben wieder, sondern er wurde durch sie vergeistigt. Strömt Christi Geist in uns über, so durchdringt sein göttliches Auferstehungsleben die Seele und zwar nicht nur die Kräfte unseres bewußten Seelenlebens, Vernunft, Wille, Gemüt, sondern es senkt sich eine nach oben treibende Kraft und göttlicher Sinn auch in den Naturgrund des unbewußten Seelenlebens.

Im Stande seiner Niedrigkeit wirkte der Heiland auf die Seele nur durch sein geisterfülltes Wort. Jetzt, da er mit seiner menschlichen Leiblichkeit in die göttliche Herrlichkeit verklärt und geistige Seinsweise erhoben ist, senkt er aus seiner gottmenschlichen Geistesfülle den Keim neuen Geistenslebens in die Seele und wirkt unmittelbar in ihr neue Kräfte, giebt neuen Inhalt und schenkt ihr neue Gaben. Grade das ist das Wesentliche, das Entscheidende bei der Heiligung, daß Christus die Tiefen des unbewußten Seelenlebens mit seinem Geiste durchdringt. Wie die Gnade in ihm wirkt, um uns von unserer eigenen sündigen Vergangenheit loszulösen, haben wir schon oben gesehen. In demselben liegen aber auch die Quellen unserer gesamten Produktivität. Die vielen plötzlichen Impulse unseres Denkens und Wollens steigen aus ihr empor. Auch alles, was zu künstlerischer, wissenschaftlicher, genialer Begabung gehört, hat in ihm seine Wurzel. Auf welchem Gebiete höherer oder niederer Art aber auch sich diese Produktivität bethätigen mag, bald schleicht sich die Selbstsucht, die das Ihre sucht, mit ein, bald artet sie in ungesunde schädliche Einseitigkeit aus, bald macht der Geist und Ton der Welt sie sich

dienstbar. Feiert die Seele ihre Auferstehung in das Leben Jesu Christi, so findet dabei nicht nur eine Reinigung, sondern zugleich eine geistliche Befruchtung durch den Herrn statt. Die natürlichen Anlagen entwickeln sich in geistlicher Richtung, und oft erstaunlich schnell und stark. Sie erfahren eine übernatürliche Steigerung und erhalten geistlichen Stoff zur weiteren Verarbeitung. Ja oft befähigt der Geist Gottes schöpferisch die Seinen zu Leistungen, zu welcher vorher gar keine Anlage da war, z. B. in der Dichtkunst oder in den Werken besonderer Willensenergie und Glaubenszuversicht. Die Hauptsache für alle Gläubigen dabei aber ist, daß an Stelle der allgemeinen, alten Produktivität von sündigen Gedanken und Begierden die Herrschaft geistlicher Gesinnung und göttlicher Liebe tritt.

Wie Paulus an das Mitsterben das Mitbegrabenwerden anschließt, so verbindet er mit dem Mitauferstehen das Mithineinversetztwerden in das himmlische Wesen. Und er hat uns mit auferweckt und in das Himmlische in Christo Jesu versetzt. Eph. 2, 6. Damit meint er nicht nur, daß Christus unsere Gedanken und unser Verlangen auf Gott und auf die himmlische Welt richtet. Eine Gedanken- und Herzensverbindung der Seele mit Gott besteht schon während der Bekehrung. Paulus bezeichnet damit vielmehr eine thatsächliche Einwirkung besonderer Art, eine wesentliche Verbindung unserer Seele mit der oberen Welt. Wir erschweren uns das Verständnis hierfür dadurch, daß wir uns gern das Himmelreich als an überirdische Räume gebunden denken. In Wirklichkeit müssen wir den Begriff des Raumes davon fernhalten. Nur die materiellen Körper nehmen Raum ein. Die Existenzweise der Geister ist für uns ein Geheimnis, ganz ähnlich wie die unserer Seele. Wissenschaftliches Verständnis können wir nur für die Vorgänge und Gegenstände suchen, welche in den Bereich der sinnlichen Wahrnehmung fallen. Die Versetzung der Seele in das Himmlische ist also in keiner Weise nach Art eines Vorgangs im Raume zu denken. Sie bezeichnet vielmehr die Erhebung der Seele auf die höhere Stufe des göttlich-geistigen Lebens, auf welcher sie der Einwirkung des göttlichen Geistes und der himmlischen Lichtwelt ebenso offen steht, wie der irdisch-natürliche Mensch jeden Augenblick für die Einflüsse der sichtbaren Welt und der Finsternis zugänglich ist.

Beruht dies alles aber auch zunächst auf der Wirkung Christi, die wir innerlich erfahren, so muß doch auch unser eigenes Verhalten dadurch bestimmt werden. Beim Sehen und Hören sind wir auch in erster Linie passiv, nur in zweiter aktiv, die sinnlichen Eindrücke wecken erst unsere Thätigkeit. Grade so ruft Christi Einwirkung das entsprechende sittliche und religiöse Verhalten hervor. Alle diese Vorgänge, welche zu unserer Erstarkung und Heiligung gehören, vollziehen sich nicht außerhalb unseres Bewußtseins, wie die Ernährung und das Wachstum des Leibes, sondern sie müssen in unser Bewußtsein eintreten und dasselbe beherrschen. Wie daher Paulus nach dem Mitsterben mit Christo von den Gläubigen verlangt, ertötet die Glieder auf der Erde, Kol. 3, 5, so fordert er schon vorher, V. 1 und 2, wenn ihr mit Christo auferstanden seid, so habt, was droben ist, im Sinne. *Τὰ ἄνω φρονεῖν*

heißt, nicht nur suchen, streben nach dem, was droben ist, sondern eine nach oben gerichtete Gesinnung haben, nie μέγα φρονεῖν einen stolzen Sinn haben. Mit welchem Eifer dies geschehen soll, zeigt er an sich selbst. Ich jage ihm nach, ob ich es ergreife...... Was dahinten ist, vergesse ich und strecke mich aus nach dem, was vorn ist und jage nach dem Ziele zu dem Kleinod der oberen Berufung Gottes in Christo Jesu, Phil. 3, 13. 14. Wie die Pflanze nach dem Lichte zu wächst, so streckt sich die Seele mit ihrem Sehnen, Dichten und Trachten und Lieben Christo entgegen. Wie die gewaltige Anziehungskraft der Sonne die Planeten zu ewigem Kreislaufe um sie zwingt, so überwindet Gott durch Jesum den starken Zug zum eigenwilligen Leben und wird der Mittelpunkt für unser tägliches Leben.

Mit Bedacht setzt aber Paulus bei jener Forderung das Neutrum: habt im Sinne das, was droben ist. Nicht nur Gott selbst, sondern die gesamte himmlische Welt mit ihren Bewohnern, mit ihren Kräften, Gütern und Freuden soll uns das Herz erfüllen. Dieselben sind ja nichts anderes, als die reine, volle Offenbarung Gottes, die reiche Entfaltung seiner Herrlichkeit. Wer Gott liebt, liebt auch, was von Gott ausgegangen ist und ausgeht.

Macht nun aber solch Hineinwachsen der Seele in Christum und in die himmlische Welt trübe und ungerecht, unpraktisch und unbrauchbar für dieses Leben? Die Frage ist berechtigt, und sie scheint bejaht werden zu müssen, wenn wir hören, wie so vielfach fromme Leute über die Erde als über ein Thränenthal jammern und wenn wir oft sehen, wie wenig fromme Schwärmer in ihrem irdischen Berufe, selbst in der Erziehung der Kinder und in der Leitung des Hauses leisten. Das sind alles nur krankhafte Erscheinungen der christlichen Frömmigkeit. Sie werden dadurch hervorgerufen, daß die gläubige Seele sich einseitig und eigenwillig darauf wirft, die Kräfte und die Güter der oberen Welt an sich zu reißen. In Wahrheit erlangen wir in dem Maße daran teil, in welchem wir von Jesu Christo in die Gemeinschaft seiner Liebe und seines Geistes erhoben werden. Wir können dazu nichts weiter thun, als daß wir uns täglich völlig durch sein Blut reinigen lassen und in demütigem Gebete ausharren. Es gilt dafür das Wort, womit Staupitz den bekümmerten Luther tröstete; wir müssen eines guten Stündleins warten, in welchem uns Gott mit seiner Gnade begegnet. Wer sich selbst nehmen will, was nur Gott geben kann, der zerstört sein inneres Wachstum und seine geistliche Gesundheit, Gott giebt aber stets zur rechten Zeit. Seine Stunde ist auch unsere Stunde. Ist die Knospe in unserm innern Leben weit genug entwickelt, so kommt auch stets der warme Sonnenstrahl der göttlichen Gnade, und bringt sie zum Aufblühen. Bei wem das geistliche Leben blüht und Frucht trägt, für den ist die Erde kein Jammerthal, der Jammer ist nur da, wo die Jünger des Herrn lau und die Herzen zwischen Gott und die Welt geteilt sind. Die Kinder Gottes sehen in der Welt die Übungsschule, das Arbeitsfeld für die geschenkten Gnadenkräfte, den Kampfplatz, auf welchem sie für ihren Herrn zu kämpfen haben und trotz all der Fehler, die sie in diesem Kriege machen, giebt ihnen der Herr Sieg um Sieg. Wo der Herr ist, da ist

Kraft. Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, 1 Joh. 5, 4. Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten. Die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg. Ps. 118, 15. 16.

Mißmut, Niedergeschlagenheit, Verzagtheit und Sorge kann sich bei ihnen nicht einnisten. Es beseelt sie doppelte Freude, Freude des Genusses und Freude der Hoffnung. Die Freude der natürlichen Menschen beruht auf der Steigerung des Lebensgefühles, wie sie durch die Genüsse des Leibes und der Seele herbeigeführt wird. Doch wie wenig tief und nachhaltig wirken sie! Unter der Geisteswirkung Christi und dem Genusse seiner Gnadengegenwart, dagegen erhält die Seele eine überweltliche Spannkraft und Lebensfrische, spiegelt sich in ihr etwas von der Freude der himmlischen Welt wieder. Freude der Hoffnung beseelt sie. Dann gleichen sie auf ihrem Gange durch dieses Leben nicht verarmten Kindern, die auf dem Wege sind, das reiche väterliche Erbe in Besitz zu nehmen, nicht entthronten und verbannten Königssöhnen, welche aufs neue zu der angestammten Macht und Würde berufen werden?

Wo Christus ist, da ist Liebe, nicht nur die Liebe der Dankbarkeit für die vielen Wohlthaten und gnädigen Führungen im natürlichen Leben, für das Opfer seines Sohnes, für die vielen geistlichen Segnungen und Wohlthaten und für die große Geduld und Langmut, mit der er uns trägt. Dankbarkeit ist die tief innerliche Anerkennung empfangener Liebe. Darum hat sie gewissermaßen noch einen selbstsüchtigen Beigeschmack, denn sie liebt, weil sie Gutes empfangen hat. Wenn Christus sich mit unserer Seele vereinigt, so erhebt er uns aus der kreatürlichen Abhängigkeit zur Wesensverwandtschaft mit Gott. Durch seine Selbstmitteilung stellt er eine Geistesverwandtschaft mit Gott her. Ist schon die Liebe unter Menschen die reinste, tiefste und festeste, welche auf innerer geistiger Verwandtschaft beruht, so gilt dies erst recht von der Liebe seiner Kinder zu Gott. Darum sagt Paulus, Röm. 5, 5: die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den hl. Geist, der uns gegeben ist.

Wo Kraft, Freude und Liebe vorhanden ist und auf unerschütterlicher göttlicher Grundlage beruht, da sieht man mit fröhlicherem und festerem Blick in die Gegenwart und in die Zukunft, als es je ein Mann dieser Welt thun kann. Die Geistesweihe des vollen Christentums giebt Freudigkeit zum Wirken in der Welt — und sie macht uns auch dazu praktisch und tüchtig. Sonst suchen tüchtige strebsame Leute bei Erfüllung ihrer Berufspflichten meist zugleich die eigene Ehre und den eigenen Gewinn. Gutmütige Naturen leiden zwar selten an Ehrgeiz oder Habsucht, dagegen oft an Lässigkeit, Zerstreutheit, Vergeßlichkeit u. s. w. Wo große Leistungen sind, fehlt oft die Treue und wo Treue ist, die genügende Leistungsfähigkeit. Nur bei einem kleinen Teile vereinigen sich feste sittliche Grundsätze mit guten Anlagen so günstig, daß der Mensch für andere oder für das Gemeinwohl mit gewissenhafter Treue Bedeutendes leistet.

Wer dagegen vom Geiste Gottes getragen wird und bei seiner Arbeit in

der Gegenwart Gottes steht, der bekommt dadurch Ausdauer und Thatkraft, der bleibt innerlich gesammelt und besonnen, behält einen nüchternen Blick und arbeitet nicht flüchtig und oberflächlich, nicht für sich oder um den Menschen zu gefallen, sondern in uneigennütziger Treue vor Gottes Angesichte. Nicht nur Hände und Füße, sondern die ganze Seele ist bei der Arbeit thätig. Was immer ihr thut, das treibet von Grund der Seele aus, als dem Herrn und nicht den Menschen, Kol. 3, 23. Wer Gottes Geist hat, der arbeitet nie mechanisch, der bringt Geist und Liebe zur Arbeit mit. Er wird mehr leisten als zuvor, denn die Wurzeln seiner Kraft enden nicht mehr im Diesseits, sie reichen hinauf bis in die obere Welt.

Dieser Kraftzufluß von oben beweist sich ganz besonders in solchen Lagen, wo sonst allerlei Druck, Trübsal, Not, Trauer und Widerwärtigkeit dem Menschen seine natürliche Spannkraft nimmt. Da giebt der Herr den Seinen, auch sonst schwachen Werkzeugen, eine Standhaftigkeit und Ausdauer, eine Umsicht, Schlagfertigkeit und Überlegenheit, daß selbst die Kinder der Welt darüber staunen.

Ferner, wieviel Unannehmlichkeit, Not und Unglück führen oft gute, brave Menschen über sich und über andere herauf, weil sie aus Übereilung oder Irrtum etwas Schlechtes begehen, sich durch das Urteil ihrer Umgebung bestimmen lassen oder mit arglosem Vertrauen der Stimme des Versuchers oder der Versucherin folgen. Wer dagegen durch Christum von der niederen Stufe des sinnlichen Lebens auf die des wahrhaft geistigen Lebens erhoben ist und in der Gemeinschaft Christi bleibt, der bekommt geübte Sinne, Hebr. 5, 14. d. h. ein geistlich geschärftes Auge zur Unterscheidung von Gutem und Schlechtem. Viele bedürfen dazu gar keiner mühsamen Abwägung von Recht und Unrecht. Mit der Gewißheit des Instinktes, mit der Sicherheit genialen Blickes und feinsten, sittlichen Taktes finden sie sofort heraus, was sittlich gut — und das ist auf die Dauer das Beste — und bewahren so sich und die Ihrigen vor vielerei Übel.

So bewährt sich noch immer des Apostels Wort: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Halbe Frömmigkeit taugt weder für die Erde noch für den Himmel. Halbheit macht schwach, unentschieden, wankelmütig. Christus aber macht aus den Seinen feste Charaktere.

Dies Gepräge der Halbheit tragen alle die Auslegungen der obigen Stellen, welche an die Stelle der Wirksamkeit Christi sittliche oder gläubige Akte der Christen setzen. Mit Christo der Sünde absterben geschieht nicht dadurch, daß der Mensch unter dem Eindrucke von Christi Wort und Vorbild in seinem Willen entschieden mit der Sünde bricht. Das geschieht schon bei der Bekehrung, macht aber, wie wir sahen, weder die Sünde tot noch unsere Natur neu. Auch das Ergreifen des Verdienstes, die gläubige Aneignung des Todes und der Auferstehung Jesu Christi reicht dazu noch nicht aus. Die ganze Vorstellung vom Verdienst und Glauben, die solcher Auslegung zu Grunde liegt, ist mehr katholisch als evangelisch. Wenn wir mit Luther

bekennen: ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, wie können wir dann noch davon reden, was Christi ist, selbst uns zu eigen zu machen. Christus muß uns zuvor ergreifen, damit wir ihn ergreifen können. Christus muß uns von selbst alles geben. Kein Mensch kann sich etwas von geistigen Kräften und Gütern etwas nehmen. Joh. 3, 27.

Christi Verdienst wird uns nur dann zu eigen, wenn er selbst sich uns mitteilt im Geiste, denn Gottes Gnade in Christo Jesu ist keine äußerliche Strafloserklärung für die Sünder, keine Amnestie nach menschlicher Art, sondern die Fülle des göttlichen Lebens in der verklärten Menschennatur Jesu. Ebendarum wurde auch die Heiligungsbewegung der letzten Jahrzehnte unseren Stellen nicht gerecht. Auf der einen Seite steigerte sie die Wirkung des Todes Christi über die Lehre der Schrift hinaus, als ob thatsächlich bei jedem einzelnen Sünder alle Fesseln der Sünde zerbrochen wären und er in jedem Augenblicke sofort in die volle Freiheit der Kinder Gottes eintreten könnte, so bald er nur wollte. Auf der anderen Seite verlangte man eine so gewaltige Heldenthat des Glaubens, daß der Christ auf einmal erreichen sollte — was er sein ganzes Leben hindurch nicht erreicht — völlige Heiligung. Nicht unser Rennen und Laufen thut's, — wir leben auch geistlich nur von Gottes Erbarmen. Wo Gott sich aber erbarmt und etwas thut, da schafft er keine schnell fertige menschliche Fabrikarbeit, sondern er giebt und er nährt Leben, und Leben braucht Zeit zur Entwicklung. Mark 4, 28.

Daß nach dem Apostel Paulus diese beiden Akte Christi, welche den Grund zu wahrhaft christlicher Sittlichkeit legen, mit dem Sakramente der Taufe zusammenfielen, bedarf bei dem ganz klaren Wortlaut aller einschlägigen Stellen keiner weiteren Begründung. Die Reformatoren dagegen legen sie bei unserem jetzigen Zustande des Christentums in die Rechtfertigung. Doch der Nachweis, daß sie damit das Rechte getroffen, und die Ausführung, in welcher Weise sie dies gethan, gehört nicht mehr in diesen, sondern in einen besonderen Artikel.

Exegetisch-homiletische Gedanken über Matth. 2, 1—12.

Von P. M. Habecker.

Zum Eingang: Wenn hoch oben im felsigen Gestein ein lebendiger Wasserquell an das Licht des Tages tritt und seinen Lauf hinab ins Thal beginnt, so ist das Rinnsal, in dem seine Wasser fließen, zumeist eng. Je mehr der Bach jedoch thalabwärts quillt, je gewaltiger seine Wasser fließen und rauschen, desto breiter und tiefer gräbt er sich auch sein Bett. — Das Wasser des ewigen Lebens ist in seiner Art und Weise dem Gebirgsquell ähnlich. Hoch über den Wohnungen der Menschen h a t es seinen Ursprung; es quillt aus den Bergen Gottes. Zuerst ist das Bett des Lebenswassers eng. Aus der Fülle der Völkerwelt macht Gott ein Volk, Israel, zum Träger seiner Reichsgottesgedanken. Die Enge des Betts bedingt einen kräftigen Wasser-

lauf; kräftig rauschen in Israel die Lebens-, Heils- und Friedensgedanken Gottes. Der Bach kommt endlich ins Thal; die Verheißungen Gottes werden Ja und Amen. Gott wird Mensch; die Zeit ist erfüllet, — ein Neues bricht an. Was ahnend die Propheten im Geiste geschaut, was uns der greise Simeon in seinem Schwanengesang singt: „ein Licht zu erleuchten die Heiden,“ — es wird offenbar vor den Augen der Welt. — Aus den engen Grenzen der jüdischen Behausung dringen die Lebenswasser hinein in die alte Welt. Das: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde,“ — der Universalismus der Heilsabsichten Gottes — wird Realität. — Hiervon sind die Weisen aus dem Morgenlande der erste Beweis. —

V. 1. Jesus war geboren. Die erste heilige Weihenacht war ins Meer der Ewigkeit gesunken. Wie viel Zeit, nach der Geburt des Heilandes, dahin war, wird nicht gesagt. In der, nur allgemein durch das Herrschen des Herodes näher bestimmten Zeit trägt sich etwas Absonderliches zu. Mit „Siehe“ sucht der Evangelist die Aufmerksamkeit auf den Vorgang zu lenken.

„Weise kamen vom Morgenlande gen Jerusalem.“

Magier = Weise. Was haben wir unter den Weisen zu verstehen? Es wird uns z. B. von Herodot berichtet, daß die Magier unter den Chaldäern und sonderlich unter den medisch-persischen Herrschern, die hochangesehene Kaste der Priester ausmachten. Ihre Beschäftigung war demnach die Pflege der Religion. Da nun in den Religionssystemen des Orients der Naturalismus in schönster Blüte stand, so lag es in der Natur der Sache, daß die Pfleger der Religion auch einzelne Felder der Naturwissenschaft (z. B. Astrologie etc.) gleichsam in Pachtung nahmen. — Solch' Astrologie treibende Priester haben wir uns wohl unter den Männern uns'res Textes zu denken. Daß sie unter ihren Berufsgenossen gewiß zu den edelsten Geistern gerechnet werden müssen und mit den Stadt und Land durchziehenden Goeten der damaligen Zeit nicht identifiziert werden dürfen, — dafür bürgt der Geist und Ton uns'res Textes. Woher kommen die Weisen? „Aus dem Morgenlande.“ Hier haben wir wieder eine allgemeine Bestimmung, die uns das Land des Orients, welches die Heimat der Weisen war, verschweigt. — Wo die Schrift schweigt, pflegt gewöhnlich der Schriftgelehrte am meisten zu reden; die Phantasie hat offenes Land vor sich und ergeht sich darinnen nach Herzenslust. So hören wir denn auch von den Auslegern verschiedene Namen, die uns von dem Orte, da die Wiege der Weisen gestanden, Kunde geben sollen; z. B. Ägypten (!), Arabien, Indien, Persien, Babylonien, Chaldäa u. s. w. Will man sich entscheiden, so dürfte das Heimatsland der Magier im allgemeinen, wohl auch im besondern, als die Heimat dieser Magier anzusehen sein. — Vom Morgenlande, von Sonnenaufgang kommen die Weisen; sie durchwandern einen weiten und beschwerlichen Weg, hin gegen Sonnenuntergang; aber in ihren Herzen tragen sie die gläubige Überzeugung, daß ihnen, in dem gegen Abend gelegenen Lande, eine neue Sonne aufgehen wird. — Der wunderbare, geheimnisvolle Zug, mit dem die Liebe Gottes des Vaters, die einzelne Menschenseele zu seinem Sohne zu ziehen

sucht, wird uns in diesen Männern vor unser geistiges Auge gestellt. Gott ist in seiner suchenden Liebe immer derselbe.

Auch heute noch legt er in jede Seele das Sehnen nach ewigen Gütern. Und wie die Magnetnadel nach Norden strebt, so sehnt sich schließlich jede Seele nach dem lebendigen Gott und kommt nicht eher zur Ruhe, bis sie den findet, in dem sich Gott erschlossen — und in dem er das ewige, selige Leben beschlossen hat. —

V. 2. In Jerusalem, der Hauptstadt des Landes, angekommen, machten sich unsre Weisen zum Hause des Königs Herodes. Nichts war natürlicher, als daß die heidnischen Männer, im Hause des derzeitigen Königs der Juden den neugebornen König zu finden vermuten. Sie treten ein mit der Frage: Wo ist der neugeborene König der Juden? — Das Faktum der Geburt ist ihnen offenbart. Diese Thatsache steht ihnen über allen Zweifel erhaben; darum verlangen sie auch keine Bestätigung derselben. Allein das, was ihnen nicht offenbart ist, erfragen sie. Sie erfragen es da, wo sie voraussetzen, daß es Gott bekannt gemacht hat. — In dieser auf Gegenseitigkeit beruhende Ergänzung, können wir so recht die Weisheit uns'res Gottes bewundern, die darauf aus ist, die mancherlei Gaben, die er austeilt, dazu gereichen zu lassen, daß sie ein Mittel werden, den Sinn der Gemeinschaft, die brüderliche Handreichung und Stärkung, zu wecken und zu fördern. (Die Ausspinnung dieses Gedankens weist einen Lichtblick in das sonst oft recht dunkle Gebiet kirchlicher Parteiungen.)

„Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Nicht einen König im gewöhnlichen Sinne des Wortes, suchen die Weisen. Das Wort τεχϑεις bezieht sich gewiß nicht nur auf die Zeit der Geburt, sondern allermeist auf die neue Art, auf das neue Wesen dessen, der da geboren war.

Im folgenden begründen nun die Weisen ihre Frage: „Wir haben seinen Stern gesehen im Aufgange.“ Wie dort auf den Gefilden Bethlehems den Hirten — als Erstlingen aus Israel — der Engel des Herrn zum Verkündiger der Geburt des Herrn wurde, so ist den Weisen, als Erstlingen aus der Heidenwelt — „sein Stern“ der Herold desselben weltbewegenden Ereignisses geworden.

Diese Heiden sind also durch den Stern zum Eingang in das Reich Gottes berufen worden; es fragt sich nun nur, was wir unter dem „Stern“ zu verstehen haben. — Die neuere Auslegung neigt sich mehr zu der Ansicht, daß wir es hier nicht mit einem einzelnen Stern, sondern vielmehr mit einer Sterngruppe zu thun haben. Der Grund dieser Anschauung dürfte wohl zumeist in den Ausführungen der Astrologen und in dem Bestreben der Theologen zu suchen sein, sich den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen so viel als möglich zu akkommodieren. — Kepler, berühmt nicht nur als genialer Astronom, sondern auch — bekannt als Christ, war es, der zuerst darauf aufmerksam machte, daß 747 nach Erbauung der Stadt Rom ein seltsames Zusammentreffen des Jupiter und Saturn, zu denen sich später noch der Mars gesellte, im Sternenbilde der Fische stattgefunden habe. Zugleich

stellte er die Vermutung auf, daß zu jener Sterngruppe noch ein besonderer Stern (wie etwa der 1604 beobachtete) hinzugekommen sei. Diese Konstellation erklärt er für den Stern der Weisen. Übrigens wird Kepler's letztgenannte Vermutung noch durch die, von den Männern der Wissenschaft als korrekt anerkannten, astronomischen Tafeln der Chinesen bestätigt. Doch soll sich die Notiz finden, daß in jener Zeit ein neuer Stern am Himmel durch 70 und mehr Tage zu sehen gewesen sei. Unser Text redet offenbar nur von einem Stern. Wollen wir dem Wortlaute treu bleiben und später nicht mit Vers 9 in Konflikt kommen, so empfiehlt es sich die Sterngruppe fahren zu lassen und uns mit Keplers Vermutung und deren Bestätigung durch die btr. Tafeln zu begnügen. —

Immerhin dürfte gerade bei dieser Stelle in der Predigt die Bemerkung in Ordnunng sein, daß sich das Wort Gottes sehr wohl mit den Ergebnissen der exakten Wissenschaft verträgt. Aber auch darauf muß, gerade in der Jetztzeit, immer und immer wieder aufmerksam gemacht werden, daß die kühnen Behauptungen einer sich blähenden Wissenschaft, Hypothesen sind und zumeist wohl auch bleiben werden. Hypothesen aber, gleichviel ob sie uns nun in homöopathischen Verdünnungen, oder in kräftig wirkenden, allopathischen Dosen verabreicht werden, sind nicht dazu angethan, uns den festen Grund unseres Glaubens zu zerbröckeln. Und wenn eine Anzahl Theologen — wie dort die alten Magier — tagaus, tagein immermehr das Feld der Naturwissenschaften bebauen müssen, um sich mit ihren Gegnern abzufinden — und sich, Gott sei's geklagt, hier einen Zipfel, dort eine Naht, abschneiden und auftrennen lassen und mit dem Ausruf: nihil ad rem! ihre Niederlage beschönigen und endlich, ob der Fülle ihres neuen Wissens, des Nichtsein Gottes proklamieren, so wollen wir ihren starken Behauptungen und schwachen Beweisen das Wort: „qui nimium probat" entgegen setzen und kindlich, gläubig unser Nichtwissen von dem erleuchten lassen, der alle Dinge weiß und der uns 2. Petri, 1, 19 sagen läßt: „wir haben ein festes, prophetisches Wort etc." (Schluß folgt.)

Das Ziel der Erziehung nach J. A. Comenius.

Von Lehrer A. Breitenbach.

Das letzte Ziel der Menschen ist offenbar die ewige Seligkeit mit Gott; untergeordnet aber, und diesem Durchgangsleben dienend, sind die Ziele, welche aus den Worten des geistlichen Ratschlusses erhellen, als er die Menschen erschaffen wollte: „Lasset uns Menschen machen zu einem Abbild und Gleichnis unser selbst, das da vorgesetzt sei den Fischen des Meeres den Vögeln des Himmels und den Tieren der ganzen Erde, die sich bewegen über der ganzen Erde." (Didactica magna).

Comenius verlangt, daß die Erziehung dazu dienen soll, die Menschen jenem höchsten Ziele näher zu bringen, daß aber zugleich nichts von dem vernachlässigt werde, was dazu dient, den Menschen zu Gottes Ebenbild zu

machen und ihn zu befähigen über sich selbst und alle Geschöpfe zu herrschen. Diese eine Forderung zieht sich wie ein roter Faden durch alle seine Schriften über und für die Erziehung. Freilich nur nähern kann der Mensch sich diesen Zielen, erreichen kann er sie hienieden nicht; „denn nicht ist in diesem Leben ein Ende der Wünsche und Bemühungen zu finden." (D. m.)

„Aber allen Zielen soll der Mensch sich gleichmäßig nähern, denn erst in der Vereinigung bildet sich ein vollkommenes Ganze. Unheilvoll ist die Trennung, wenn diese drei (Unterricht, gute Sitten, Frömmigkeit) nicht in eisenfester Verbindung zusammenhangen.

Unheilvoll ist der Unterricht, welcher nicht zu guten Sitten und Frömmigkeit führt. Denn was ist alle wissenschaftliche Bildung, ohne wahre Sittlichkeit? Wer in den Wissenschaften Fortschritte macht, aber Rückschritte in den Sitten, kommt mehr zurück als vorwärts. Wenn aber zu beiden (Unterricht, gute Sitten) noch die Frömmigkeit tritt, dann wird die wahre Vollkommenheit erst erreicht werden." (D. m.)

Deswegen ist stets darauf zu achten, daß die Erziehung nach jeder Seite hin in rechter Harmonie gleichmäßig gefördert werde. Das muß und wird geschehen durch jede wahre Erziehung, denn diese drei Stücke „sind mit einander verbunden," daß keine Grenzscheide zwischen ihnen zugegeben werden kann, weil die Basis des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens auf ihnen begründet ist.

Hausbesuche.

(Lehrer C. Held.)

Es wird gesagt: Der Erfolg der Schule beruht auf der Arbeit des Lehrers in der Schule. Daraus wird geschlossen, daß der Wirkungskreis des Lehrers nur auf die Arbeit während der Schulstunden (die Vorbereitung dafür zuweilen noch mitgerechnet) beschränkt, und dies der einzig zulässige Weg sei, den guten Ruf der Schule und des Lehrers zu verbreiten und zu erhalten. Diese Folgerung wird wohl auch dahin gesteigert, daß nur solche Lehrer noch andere Mittel anwenden, welche ihrer eigenen Kraft und Kunst nicht trauen können. Zu diesen Mitteln werden auch Hausbesuche gezählt.

Von anderen werden Hausbesuche als ein Hauptmittel zur Sicherung des Erfolges bezeichnet. Man redet hier von „Pflichtversäumnis, Bequemlichkeit, Nachlässigkeit des Lehrers," wohl auch von „Selbstüberhebung des Lehrers vulgo Schulmeisterstolz," wenn man dieser obigen Behauptung nicht beipflichtet.

Die Beziehungen zwischen Schule und Haus sind auffallend mannigfaltig. Die Schule empfängt fünf Tage der Woche die Kinder des Hauses und giebt sie an dasselbe zurück. Das Haus ist eine Welt im kleinen und des Kindes ganze Welt.

Die Schularbeit wird darum nicht nur sich auf das Haus zu stützen haben, sondern häufig werden abstrakte Begriffe ihre konkrete Erörterung in

häuslichen Verhältnissen finden — hauptsächlich im Religionsunterricht. Für den Lehrer ist es wichtig, diese Welt zu kennen.

Soll die Schule ihre Leistungen sichern, so muß der Lehrer des Kindes Individualiät kennen. Dieser Hauptforderung der neueren Pädagogik kann unmöglich entsprochen werden, ohne Kenntnis der häuslichen Umgebung des Kindes. In unserer Zeit wird für alle Schäden der menschlichen Gesellschaft die Erziehung und Bildung als Heilmittel empfohlen. Das Haus verleugnet gern alle Anforderungen und Verpflichtungen; die Kirche sucht ebenfalls Hülfe bei der Schule. Auf allen Linien lautet das Feldgeschrei: „Die Schule muß helfen!“ — Soll häufig so verstanden sein, wie der Zuruf der sechs Schwaben an den siebenten, als der Angriff erfolgen sollte. So wie die Verhältnisse sich gestaltet haben, kann und darf die Schule ihre Hand nicht zurückziehen. Das könnte nur ein Lehrer thun, den des Volks nicht jammert. Die Schule kann aber das Haus nie ersetzen. Sie ist nur ein Faktor in der Besserung unserer Übelstände, in unserer Zeit vielleicht der wichtigste, der einzige aber sicher nicht. Wie Gemeinde und Staat auf der Familie beruht und aus derselben entstanden ist, so beruht auch die Schule auf der Familie. So wenig ein Vertreter des Volkes ungestraft seine eigenen Wege gehen darf, so wenig kann der Lehrer das Haus geringschätzig behandeln. — Das Haus hat aber auch aus dem obigen Grunde ein Recht, zu wissen, was in der Schule vorgeht. Für diese Wahrheit kämpft man in den Staaten und Ländern, in welchen andere Mächte, als die natürlichen des Hauses, ihre Ansprüche unrechtmäßiger Weise in den Vordergrund stellen.

Aus diesem geht hervor, daß Schule und Haus mit, und nicht neben oder gar gegen einander arbeiten müssen.

Wir müssen aber beim Gedanken an diese großen Aufgaben nicht vergessen, daß wir die Kinder bloß fünf aus den sieben Tagen der Woche und nur fünf bis sechs aus den 24 Tagesstunden in unserer Pflege haben. Es dürfte darum für den Lehrer mindestens interessant sein, die Geographie jener Gegend kennen zu lernen, in welcher seine Pflegekinder mehr als vier Fünftel ihrer ganzen Schuljahre zubringen.

Wie bleibt aber der Lehrer konsequent (eine Haupttugend), wenn er überall die Anschauung seine und des Kindes Lehrmeinerin sein läßt und hier meint er ohne dieselbe fertig werden zu können? Die Beziehungen zwischen Schule und Haus können zur Darstellung gebracht, die Zustände erforscht, auch gegenseitige Wünsche ausgetauscht werden und zwar am besten durch Hausbesuche.

Es wird dagegen eingewendet: 1) Der Lehrer habe seine Arbeit in der Schule und nicht im Hause. 2.) Man könne, wenn man überhaupt mit dem Hause in Verbindung treten wolle, durch Briefe oder kurze Nachrichten die einzelnen Fälle regulieren. 3) Es sei für die Eltern mindestens ebenso interessant, nützlich und lehrreich (der Weg auch für den einen gerade so weit als für den andern), wenn sie in die Schule oder zum Lehrer kommen, als umge-

kehrt. 4) Daß man des Kindes Wesen auch in der Schule und beim Spielen erforschen könne. 5) Daß die Autorität des Lehrers verliere, wenn er Hülfe suche bei den Eltern oder Beleidigungen von denselben sich aussetze oder daß ihn die Kinder als einen „Verkläger" hassen. 6) Daß dem Lehrer nicht eine weitere Last aufgebürdet werden dürfe, welche seine Zeit der Erholung beeinträchtige, oder die Zeit wegnehme, welche er dazu brauche, sein Gehalt durch Privatunterricht zu erhöhen. 7) Daß es für den Lehrer eine Demütigung sei, in den Häusern der Reichen mit Geringschätzung, in den Höhlen des Armen mit Mißtrauen bihandelt zu werden. 8) Daß durch Hausbesuche der Lehrer sich selbst und der Schule schaden könne. 9) Daß das gute Einvernehmen zwischen Pastor und Lehrer dadurch gestört werden könne. 10) Daß der Lehrer die gesellschaftlichen Formen nicht genügend beherrsche oder keine Unterhaltungsgabe besitze oder sich fürchte vor den Eltern.

Alle diese Einwände haben ihre Berechtigung und sind gewiß aller Beachtung wert. Gleichwohl vermögen sie nicht, die gestellte Forderung aufzuheben. Sie können nur als ebensoviele Ermahnungen gelten. Ohne jeden einzelnen Einwurf zu widerlegen, sei darauf hingewiesen, daß der Erziehungsberuf eine Botmäßigkeit erheischt vom Erwachen bis zum Niederlegen, und daß, wer junge Seelen bilden, halten und führen soll, kein Leben für sich habe; er darf nicht sagen: jetzt laß mich mir; darf nicht müde sein. Oft ist man auf ein Kind bös, weil seine Eltern es verziehen. Je weniger die Eltern von Erziehung anwenden, um so mehr wissen sie sehr gescheid davon zu sprechen.

Maßhalten ist bei Hausbesuchen gut. Die Hausbesuche des Lehrers sind keine bloßen Anstandsbesuche, freundschaftlichen Besuche, Gratulations- oder Kondolenzbesuche, auch keine Hiobsposten. Die Hausbesuche des Lehrers haben einen spezifischen Charakterr Obwohl nicht immer eine eigentliche Veranlassung zu Grunde liegen muß, so ist es doch besser, man „überläuft" die Leute nicht.

Bei bedenklicher Krankheit des Schülers darf der Hausbesuch nicht unterbleiben. Bei unregelmäßigem Schulbesuch oder groben Vergehen gegen die Schulordnung oder den Lehrer ist sofortiger Hausbesuch zu empfehlen. Kann der Lehrer mit dem Kinde oder demselben zuvor kommen, so ist in den meisten Fällen eine schnelle, sichere und dauernde Abstellung des Schadens erzielt. Ebenso nötig sind Hausbesuche, wenn das Kind sich auf das Haus beruft. Dir Lehrer kann allerdings sagen: „In der Schule bin ich Herr; dein Vater (Mutter oder Eltern) hat hier nichts zu sagen." Es hat eine Zeit gegeben, in welcher ich sicher war, daß dies die richtige Antwort auf solche Erklärungen sei. Im Verlauf der Jahre sind mir aber mehr als neun Zehntel dieser Sicherheit abhanden gekommen und zwar nicht bloß aus persönlichen „Nützlichkeitsrücksichten" nach Sprüche 16, 26, sondern 2. Mos. 20, 12 und Jakobi 3, 15. 16.

Wo eine Schule noch im Werden begriffen ist, dürften Hausbesuche bei solchen Leuten, welche mit derselben noch nicht in Verbindung stehen, von

großem Nutzen sein. Freilich sollen es keine Hausbelagerungen sein, wie überhaupt Hausbesuche allen Regeln des Anstandes gemäß ausgeführt sein sollen. In den meisten Fällen sind diese Hausbesuche ähnlich denen des Pastors. Geht es im Anfang etwas schwer, so macht auch hier die Übung den Meister. Der Segen und Nutzen wird den Versuch rechtfertigen. Probier's!

Kirchliche Rundschau.

Die General-Konferenz der bischöflichen Methodisten wurde am 2. Mai morgens 9 Uhr in Boyds Theater in Omaha eröffnet. Die Zahl der Konferenzglieder beträgt über 475, etwa 300 Geistliche und 175 Laien. Die Organisation einer so zahlreichen Versammlung nahm längere Zeit in Anspruch. Alle 18 Bischöfe waren anwesend. Die Zahl der stehenden Komiteen beträgt zwölf. 1. Über den Episkopat. 2. Über das Reisesystem. 3. Über die Konferenzgrenzen. 4. Über Revisionen. 5. Über den zeitlichen Haushalt der Kirche. 6. Über den Zustand der Kirche. 7. Über das Buchwesen. 8. Über Missionen. 9. Über Erziehung. 10. Über die Kirchbausache. 11. Über Sonntagschulen und Traktate. 12. Über die Unterstützung befreiter Sklaven und die Erziehung im Süden. Diesen zwölf wurde dann noch ein 13. Komitee über Temperenz beigefügt. Die Glieder dieser stehenden Komiteen werden durch die Konferenzen ernannt und zwar so, daß jede Konferenz ein Glied für jedes dieser Komiteen ernennt. Da es nun 111 Konferenzen in der bischöflichen Methodistenkirche giebt, so beträgt in jedem dieser Komiteen die Zahl der Glieder 111, was sicher für ein Komitee eine etwas große Zahl ist. Ein rasches Arbeiten eines solchen Komitees wird nur dadurch ermöglicht werden können, daß die Mitglieder zum großen Teil sich des Schweigens bei der Debatte befleißigen. Noch größer ist das stehende Komitee in betreff der Epworth Liga. Dasselbe besteht aus 227 Gliedern. Außer diesen stehenden Komiteen werden je nach Umständen und Bedürfnis noch Spezialkomiteen ernannt, die aber meist aus einer mäßigen Anzahl Glieder bestehen. So beträgt z. B. die Zahl der Komiteglieder für die Weltausstellung in Chicago fünfzehn. Die Ernennung des sog. Judiciary Committee, zu dem bisher je ein Mitglied der 14 Generalkonferenz-Distrikte durch die Bischöfe ernannt wurde, mußte verschoben werden, da Einwände gegen diese Art der Ernennung erhoben wurden. Es wurde nämlich geltend gemacht, daß dieses Komitee deswegen nicht von Bischöfen ernannt werden sollte, weil es da auch unter Umständen über die Handlungen der Bischöfe selber zu richten habe. Bei Erledigung dieser Frage in einer späteren Sitzung kehrte man so ziemlich wieder zur alten Praxis zurück, indem beschlossen wurde, daß dieses Komitee durch die Bischöfe ernannt, aber von der Generalkonferenz bestätigt werden solle.

Die Ansprache der Bischöfe, womit die eigentlichen Verhandlungen der Konferenz eingeleitet wurde, hielt Bischof Foster; sie nahm fast zwei Stunden in Anspruch. Dieselbe liegt uns indes noch nicht in ihrem ganzen Umfang vor. Es ist leicht begreiflich, daß es bei einer solchen Versammlung manchmal bunter hergeht als es nach den Regeln gehen sollte; zumal, wenn der Gegenstand der Debatte ein erregender ist, und dabei die Lebhaftigkeit des Methodismus sich geltend macht. Ob aber wirklich, wie der Chicago Inter-Ocean berichtet, die Bischöfe bei dem Geschäft des Ordnunghaltens schon in den ersten zwei Wochen zwei hölzerne Hämmer verbraucht haben, will uns doch etwas fraglich erscheinen. Daß die Redner öfter durch Applaudieren unterbrochen werden, mag uns für eine beratende Versammlung etwas befremdlich erscheinen; da aber die Versammlung in einem Theater stattfindet, so steht das Applaudieren wenigstens nicht im Widerspruch mit den örtlichen Verhältnissen.

Eine lebhafte Debatte wurde durch den Bericht des Komitees über die Konstitution der Kirche veranlaßt. Zunächst darüber, ob Bischof Merrill, dem Vorsitzenden des Komi-

tees, das Wort zu einer Erklärung des Berichtes gestattet werden könnte. Es wurde geltend gemacht, daß die Bischöfe keinen Anteil an den Beratungen der Konferenz nehmen könnten und daß Erklärungen oft die stärksten Argumente seien. Schließlich aber wurde dennoch dem Bischof das Wort zur Erklärung gegeben.— Der Komiteebericht selbst hatte die Laienrepräsentation zum Gegenstand. Die Majorität des Komitees war der Ansicht, daß die seit 1872 stattfindende Vertretung der Laien auf der Generalkonferenz ungesetzlich sei; indem die Art und Weise der Laienvertretung den jährlichen Konferenzen nicht zur Abstimmung vorgelegt worden sei. Es läßt sich nun allerdings eine Einrichtung, die schon zwanzig Jahre unangefochten bestanden hat, nicht so ohne weiteres wieder beseitigen; es wird sich aber auch schwerlich darum handeln, sondern um Fragen, die eng mit dieser Thatsache verknüpft sind. War die Generalkonferenz berechtigt ohne Befragung der jährlichen Konferenz die Art und Weise der Laienvertretung zu regulieren, so ist sie auch dazu berechtigt dieselbe zu ändern, ohne die jährlichen Konferenzen zu befragen; also z. B. durch einfache Majorität zu bestimmen, daß — wie gefordert wird — die Laienvertretung ebenso stark auf der Generalkonferenz sein soll, wie die Vertretung der Prediger; ebenso könnten dann die Frauen, da sie sicherlich auch Laien sind, durch einfachen Majoritätsbeschluß als Delegaten bei den Generalkonferenzen zugelassen werden. Schließlich verlief die Diskussion im Sande, indem beschlossen wurde, die Sache bis zur nächsten Generalkonferenz oder bis auf unbestimmte Zeit zu vertagen.

Die Zahl der Bischöfe wurde nicht vermehrt. Damit hatte man alle die Unannehmlichkeiten, die mit einer Bischofswahl für die enttäuschten Aspiranten verbunden sind, vermieden, und zugleich auch die Frage nach einem farbigen Bischof vertagt. Auch der Vorschlag, das ganze Gebiet in verschiedene Sprengel einzuteilen, so daß jeder Bischof den Teil desselben beaufsichtige, in welchem er wohne, wurde abgewiesen.

Das Komitee über das Reisesystem beantragte, daß zwar jeder Prediger immer nur für ein Jahr stationiert werden solle, daß er aber immer wieder an derselben Gemeinde stationiert werden könne. Damit wäre das Reisesystem so gut wie aufgehoben, aber es würde die Gewalt der Bischöfe eigentlich nur erweitert. Über die Verhandlungen in dieser Hinsicht ist noch kein Bericht vorhanden.

Zur Berichterstattung über die Generalkonferenz erscheint während ihrer Dauer der Daily Christian Advocate, ein Blatt von acht Seiten zu je sieben Spalten, in welchem wohl nicht alle aber doch die meisten Verhandlungen in stenographischem Bericht erscheinen.

Manchmal kommt es auch zu allerlei schneidigen Bemerkungen. So antwortet Dr. Buckley, der als der unermüdlichste und gewandteste Redner der Konferenz gilt, auf einen Seitenhieb des Bischofs Fowler mit dem etwas freien Citat aus Ps. 91, 3: "The righteous shall escape the snares of the fowler," worauf Bischof Fowler erwiderte: "The scriptures also say, that he shall escape from the noisome pestilence." Da Dr. Buckley gewöhnlich mit einer Geschwindigkeit von 170 Worten in der Minute spricht (er hat es auch schon auf 210 gebracht) so erklärt sich die Bemerkung Fowlers samt der sie begleitenden Heiterkeit der Versammlung sehr leicht.

Aus später eingetroffenen Berichten fügen wir noch folgendes hinzu. Das Komitee über den Zustand der Kirche brachte Vorlagen ein, welche sich auf die Vergnügungsfrage bezogen. Der Majoritätsbericht suchte an den alten Regeln, die aber in der Praxis vielfach nicht mehr beachtet werden, festzuhalten, während der Minoritätsbericht zwar alle unchristlichen Vergnügungen ebenso verwirft wie der Majoritätsbericht, aber es bis zu einem gewissen Grade dem Urteil eines jeden überlassen will, was er mit seinem Gewissen vereinigen könne und was er als unchristliche Vergnügungen anzusehen habe.

In Beziehung auf das Verhältnis der Bischöfe zum Buchkomitee wurde bestimmt, daß ein Bischof nur mit Erlaubnis und auf Verlangen des Buchkomitees an den Verhandlungen desselben teilnehmen und das Wort haben kann. Der Beschluß beschneidet allerdings die bisher innegehabten Rechte der Bischöfe. Das Buchkomitee ergänzt sich nämlich durch eigene Wahl, während den Bischöfen nur das Recht zusteht, diese Wahl entweder zu billigen oder mit Veto zu belegen.

Einer der Hauptgegenstände auf der Generalversammlung der Presbyterianer, die gegenwärtig in Portland, Oregon, tagen, ist der Streit wegen Dr. Briggs, (vergl. Theol. Ztschr. 1891 Seite 155, 252, 283, 348, 376). Wenn man sich erinnert, daß Dr. Briggs in der ersten Instanz freigesprochen war, so wird man leicht begreifen können, daß seine Gegner an einem andern Punkte angriffen. Man beantragte die Mißbilligung der Wahl des Dr. Briggs. Dem gegenüber bestreitet das Direktorium die Kompetenz der Generalversammlung, indem die Übertragung eines neuen Lehrfaches an einen bereits angestellten Professor keine Wahl im Sinne der Gesetze des Seminars gewesen sei. Wäre Dr. Briggs neu erwählt worden, so wäre ein Veto der Generalversammlung entscheidend für das Direktorium. Bei einer bloßen Übertragung eines andern Faches dagegen habe die Generalversammlung kein Vetorecht. Außerdem wurde in einer Denkschrift geltend gemacht, daß erstlich das Vorrecht der Generalkonferenz nicht imstande sei, das Aufkommen häretischer Anschauungen zu verhindern. Außerdem würden die Professoren einer Beschränkung ihrer Rechte durch das Veto unterworfen, welche bei den Pastoren nicht vorhanden sei und keineswegs im Einklang mit presbyterianischen Grundsätzen stehe — Über eine etwaige Entscheidung der Frage können wir freilich jetzt noch nicht berichten. Möglich, daß sie wieder vertagt wird.

Der durch den Austritt Stöckers aus der Partei der positiven Union verursachte Bruch ist, wenn auch vielleicht nicht geheilt, so doch verbunden. Am 22. April fand nämlich in Berlin eine Versammlung statt, in welcher man sich über Zusätze zum Programm dieser Partei, wie es im Jahre 1876 entworfen worden war, einigte. Diese Punkte umfassen 1. die Abweisung des Drängens auf neue Lehrformulierungen mit dem Hinweis auf die reformatorischen Bekenntnisse. 2. Die Forderung, daß die Einzelgemeinde „ein lebendiges Glied der Kirche als der Gesamtgemeinde sein muß, die das Bekenntnis zu schützen und die Gemeinschaft der Gläubigen zu pflegen hat.“ 3. Die Bestrebung kirchlicher Selbständigkeit als Vorbedingung für die Wirksamkeit des Evangeliums. 4. Die Lösung der staatlichen Gebundenheit der Kirche und die Verstärkung der synodalen Befugnisse.

Die beiden ersten Punkte haben, wie die Dinge liegen, vorwiegend theoretische Bedeutung. Dagegen tritt mit dem dritten und vierten Punkte die Partei aus ihrer bisherigen Stellung als kirchliche Regierungspartei heraus und nimmt ein Programm an, das sie notwendig in Opposition zum Kirchenregiment, wie es jetzt ist, bringen muß. Dem entspricht auch der von Stöcker gestellte Antrag, daß „Mitglieder der kirchenregimentlichen Behörden in der Regel nur als Hospitanten zur Gruppe gehören sollen.“ Man sollte nun meinen, daß Mitglieder des Kirchenregimentes sich von selbst von einer Partei zurückziehen würden, sobald sie sich ständig zur Oppositionspartei macht. Der Antrag, dieselben noch ausdrücklich auszuweisen, kann doch keinen andern Sinn haben als den, daß sich die Partei grundsätzlich zur Oppositionspartei gestalten will oder wenigstens soll. Als Oppositionspartei wird sie sich natürlich mancher Rücksichten entschlagen können, die sie als Regierungspartei nehmen mußte. Dann wird auch die von der D. E. Kztg. erwünschte Straffheit der Parteidisciplin eingeführt werden können, was freilich bis jetzt noch nicht gelungen ist. Die Partei der positiven Union ist eben als Regierungspartei zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung gekommen — und es wird sich schwerlich leugnen lassen, daß die Hinausweisung der Mitglieder des Kirchenregiments wohl für den Leiter der Partei einen Machtzuwachs, für die Partei selbst eine Schwächung bedeutet. Dafür glaubt man sich indes entschädigen zu können. Auf Anregung „von Lic. Weber und Hofpr. Stöcker“ beauftragte man „den provisorischen Fraktionsvorstand sich mit den Führern der verschiedenen positiven Richtungen in Verbindung zu setzen zur Einberufung eines evangelisch deutschen Kirchentages.“

Bringt man das zustande, so wird allerdings die Führerschaft der positiven Union und ihrem Leiter zufallen; nur werden sich die weiter rechts stehenden Parteien (die links gerichteten wird man wohl nicht einladen) erst noch besinnen ehe sie Heeresfolge leisten. Schon die Ev. Kztg. meint: „Fraglich aber will es uns bedünken und sorg-

fältige Überlegung wird es erfordern, ob das Projekt eines deutschen evang. Kirchentages unsererseits zu fördern sein wird." Den weiter rechts stehenden Parteien aber wird es natürlich noch fraglicher erscheinen.

In der Angelegenheit des Erzbischofs Ireland von Minnesota heißt es zwar Roma locuta est, aber mit dem Spruche Roms scheint der Streit erst beginnen zu wollen. Beide Teile, Bischof Ireland und seine Gegner schreiben sich den Sieg zu. Sie mögen bis zu einem gewissen Grade recht haben, denn in Rom entscheidet man sich womöglich in einer Weise, die immer wieder freie Hand läßt, und so wird es auch in diesem Falle sein. Außerdem ist der Erzbischof selbst in Rom gewesen und es ist sehr wohl möglich, daß man ihm dort geheime Zusicherungen gemacht hat, die er zwar nicht ausplaudern darf, die aber seiner Auslegung der päpstlichen Entscheidung zu Grunde liegen. Ebenso ist es möglich, daß er seine Schulpläne in Rom in einer Weise dargelegt hat, welche dieselben der Kurie in etwas anderem Lichte zeigen, als das, in welchem sie in den für den Druck bestimmten und auf Zustimmung der Volksmassen berechneten Reden erscheinen.

Da die ganze Angelegenheit in der Theol. Ztschr. noch nicht berührt worden ist, so wollen wir auf den Anfang zurückgreifen. Dieser wurde durch eine Rede des Erzbischofs gemacht, in der er sich für die öffentlichen Schulen aussprach und die Notwendigkeit besonderer Parochialschulen seitens der Katholiken in Abrede stellte. Die allgemeine Zustimmung der übrigen römischen Bischöfe hat er sicherlich mit jener Rede nicht gefunden. Dagegen um so mehr Zustimmung seitens des Zeitungspublikums, da er es außerordentlich gut verstand, bei der ganzen Angelegenheit einen amerikanischen Patriotismus zur Schau zu tragen, wie man ihn von einem römischen Kirchenfürsten nicht gewohnt war. Ob man in Rom die in Amerika vielbesprochene Rede überhaupt beachtete oder auch nur etwas davon erfuhr, darüber ist nichts verlautet. Soviel scheint aber sicher angenommen werden zu können, daß dieselbe von dorther nicht mißbilligt worden ist. Ob aus Unkenntnis oder mit Absicht, darüber läßt sich nicht urteilen.

Jedenfalls aber hielt es der Erzbischof für angezeigt, an die Ausführung der in seiner Rede ausgesprochenen Gedanken zu gehen. Die ersten Versuche wurden in Faribault und Stillwater gemacht. Die katholischen Schulgebäude wurden den Schulbehörden um einen nominellen Preis überlassen, aber mit der Bedingung, daß die römisch-katholischen Schulschwestern auch fernerhin als Lehrerinnen angestellt bleiben sollten, und daß die Gebäude nach Schluß der Schulstunden für römischen Religionsunterricht benützt werden dürften. Daraufhin wurde der Erzbischof nach Rom citiert. Die Entscheidung der Kurie lautete: „tolerari potest" (es kann geduldet werden). Ireland behauptet nun in einem von seinem Geheimsekretär veröffentlichten Schreiben, daß das in der kanonischen Sprache so viel wie „vollständig erlaubt" bedeute, während seine Gegner dieses natürlich bestreiten. Sie veröffentlichen eine von Rom aus an den Erzbischof Corrigan gerichtete Depesche, in der gesagt wird, das Faribault-System sei verworfen, specielle Fälle würden nur geduldet. Ja, es wird sogar ein Schreiben veröffentlicht, nach welchem diese speziellen Fälle auf Faribault und Stillwater beschränkt sein sollen. Wie sich die Sache wirklich verhält, weiß vielleicht nur der Papst, und dieser wird, um seine Unfehlbarkeit nicht zu gefährden, die Entscheidung nicht weiter entscheiden wollen.

Rom behält eben freie Hand auf alle Fälle. Gelingt es dem Erzbischof, festen Fuß in den öffentlichen Schulen zu fassen, so wird das „tolerari potest" eine Billigung sein. Gelingt es nicht, so sind es eben spezielle Fälle gewesen, die man „in Anbetracht aller Umstände" geduldet hat.

Von seiten des Schulrates von Faribault aus soll sich allerdings die Sache weiter entwickelt haben. Derselbe wollte nämlich die katholischen Kinder in die Schulen ihrer Distrikte verweisen, wogegen natürlich von seiten des Erzbischofs Einsprache erhoben wurde, da hiemit sein Plan zum guten Teil vereitelt worden wäre. Darauf hin soll der Schulrat das Abkommen für das nächste Jahr gekündigt haben.

Es scheint, als ob alle Diplomatie Leos XIII. nicht imstande sein werde, einen Konflikt mit der französischen Regierung zu verhindern. Erstlich wird ihm von einem großen Teil der französischen Katholiken, wie seinerzeit von den Irländern, bei aller Anerkennung seiner Unfehlbarkeit in religiösen Angelegenheiten, doch das Recht bestritten sich in die politischen Verhältnisse zu mischen und außerdem die dazu nötige Einsicht abgesprochen. Sodann aber gehen die französischen Bischöfe eigenmächtig vor trotz der Aufforderung des Papstes, sich der Regierung zu unterwerfen. Infolge davon ist bereits gegen sieben Bischöfe die Gehaltssperre angeordnet worden Der letzte derselben ist der Bischof von Nancy, der in einer Flugschrift: "Sauvons la France chretienne," (Laßt uns das christliche Frankreich retten) zum gemeinsamen Vorgehen der Bischöfe auffordert und zwar ohne die Genehmigung der Regierung einzuholen. Nun darf aber nach fanzösischem Gesetz keine kirchliche Versammlung zusammentreten oder einberufen werden ohne vorhergehende Ermächtigung der Regierung. Der französische Kultusminister weist in seinem Schreiben an den Bischof darauf hin, daß in diesem Fall die Mißachtung des Gesetzes noch erschwert werde dadurch, daß man die Bischöfe auffordere, sich gegen die Regierung zu verbinden.

Der Bischof hat natürlich erklärt, daß er niemals nachgeben und die Rechte und Freiheiten der Kirche bis aufs äußerste verteidigen werde. Zugleich ist eine Subskription für den Bischof eröffnet worden, welche ihn für die Verluste schadlos halten soll.

Der Papst hat wiederum ein Schreiben an die französischen Kardinalerzbischöfe gerichtet, in welchem er zwar gegen den Kulturkampf protestiert und die französischen Katholiken zur Einigkeit in religiösen Dingen ermahnt, aber zugleich ihnen rät, sich der Republik zu unterwerfen, wie die ersten Christen es den Regierungen der römischen Cäsaren gegenüber gethan hätten.

Der neueste Census hat es an den Tag gebracht, daß die Kommunikantenzahl der nordamerik. röm. Kirche statt (— wie ihre statist. Organe: Sadliers Direktory und Hoffmanns Jahrbuch jahraus jahrein anzugeben pflegten —) 8½ Million nur 6¼ Million (6,250,045) beträgt! Worauf die frühere Fehlangabe beruht, und wie die starke Unzuverlässigkeit römisch-statistischer Angaben überhaupt sich erklärt, wird aus der Darlegung eines Berichterstatters in „Herold und Zeitschr." ersichtlich. Derselbe schreibt unterm 20. Februar in dem genannten Blatte: „Die Römischen haben keine Ursache sich darüber zu beschweren. Sie selbst führen über die Zahl der Kommunikanten in den Diöcesen keine genauen Listen. Stets kommt es vor, daß ihre eigenen Jahrbücher in ihren Angaben von 10,000 bis 100,000 und mehr in Betreff fast jeder Diöcese oder Erzdiöcese von einander abweichen und doch sollen alle diese Angaben offiziell sein! Ein weiterer Grund, warum sich die Römischen nicht beklagen können, die Zahl ihrer Glieder sei zu niederig angegeben worden, ist der, daß das Censusamt die Vorgesetzten einer jeden Diöcese und eines jeden apostolischen Vikariats ersuchte, sie möchten die Gliederzahl 2c. einer jeden Gemeinde selbst sammeln lassen, welches sie auch thaten. Und was nun vorliegt, ist eben das Resultat ihrer eigenen Arbeit. Nie zuvor hatte die römische Kirche eine solche Zählung vorgenommen. Alle ihre Zahlen beruhen rein auf Abschätzung. Man pflegte ganz bequem die Zahl der Taufen zu multiplizieren und erklärte das Produkt für die Zahl der Kommunikanten! Und da ihnen der Censusbeamte erlaubte, selbst alle Kinder im Alter von neun Jahren und darüber mitzurechnen, weil sie zwischen neun und elf Jahren zur Kommunion zugelassen werden, so mußten darum für die römische Kirche im Verhältnis viel mehr Kommunikanten herauskommen als für andere Kirchen, die die Kinder nicht so früh zur Kommunion zulassen. Angesichts dieser Thatsachen ist es darum höchst sonderbar, wenn Hoffmann in seinem neuen Direktory die durch den Census ermittelten Zahlen für die verschiedenen Diöcesen abdruckt und daneben die Zahlen setzt, welche die Kirche als die richtigen beansprucht! Dieselben sind um 2,367,176 Kommunikanten höher und tragen den Beweis unzuverlässiger Abschätzung auf der Stirn.

Eine „Jugendaufnahme" feierte die religiöse Gemeinde in Berlin am 25. März unter Beteiligung von etwa 2000 Personen; 25 Knaben und 25 Mädchen wurden in die

Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen. Am Eingang des Lokales erhielt man gegen Zahlung ein zum Austritt aus den christlichen und jüdischen Religionsgemeinschaften aufforderndes Agitationsblatt. Die Anwesenden, meist Arbeiter, hörten zunächst einen Vortrag von Dr. Bruno Wille über „Atheistische Sittlichkeit" an. Er enthielt die üblichen Wendungen und Schlagwörter und verspottete u. a. den Inhalt einer ebenfalls an den Thüren von einer Sekte verteilten Zeitschrift mit folgenden Worten: „Wenn Sie sich also nicht bekehren, kommen Sie dahin, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht verlischt," welcher „Witz" ungeheuere Heiterkeit hervorrief. Sodann bekannten ein Knabe und ein Mädchen durch Aufsagen eines Gedichtes ihren „Glauben," worauf Bücher von Uhlich, Darwin u. dgl. verteilt wurden, deren jedes einen Denkspruch trug, z. B. „Schick dich in die Welt hinein; denn dein Kopf ist viel zu klein, daß sich schickt die Welt hienein." Aus der erwähnten Deklamation seien einige Zeilen angeführt, um von dem widerlichen Eindruck, den diese Dinge aus Kindermund machten, einen Begriff zu geben. Der Knabe sagte: „Es falle der Glaubenswahn" 2c., worauf das Mädchen: „Laß singen die Priester vom himmlischen Teil und vom Entsagen hienieden! Wir wollen genießen das sichere Heil, das uns auf Erden beschieden!" Knabe: „Dies Heil erblüht, wo ihr sonniges Licht verbreiten Vernunft und Wissen. Nicht wo der Pfaffe sein Amen spricht, in kirchlichen Finsternissen. Und will das himmlische Manna nicht bei Vater und Mutter frommen, so weiß sich die Kirche zu helfen und spricht: Lasset die Kindlein kommen! Doch sollte uns auch die schwarze Zunft mit Ruten ins Bethaus schicken, wir bringen mit das Licht: Vernunft, das kann kein Pfaff ersticken." Mädchen: „Das wollen wir mit Fleiß und Kunst zur stolzen Fackel mehren: die soll dereinst in Flammenbrunst der Knechtschaft Bau verzehren. Nur wenn von Wahn und Tyrannei erlöst die Völker werden, erblüht der Menschheit schönster Mai: das Himmelreich auf Erden."

Für die Wiederherstellung des Kirchenstaates wird gegenwärtig wieder stärker agitiert; sogar ein neues Blatt "Il diritto di Roma" ist vom Vatikan zu diesem Zweck gegründet worden. Ob man wohl dort auf den baldigen Ausbruch eines Krieges rechnet?

Schulnachrichten.

Lehrer Fr. Karbach, früher Glied des Lehrervereins, hat die Lehrerstelle an der evang. Immanuels-Gemeinde in Holstein, Mo., angenommen und ist bereits seit Ostern dort thätig.

Lehrer J. Stille, der seit einigen Monaten in Detroit, Mich., angestellt war, ist von seiner früheren St. Johannis-Gemeinde in Chicago, Town Jefferson, Ills., als deren Lehrer wieder berufen worden und hat bereits dort sein Amt angetreten.

Lehrer L. Malkemus, seit einigen Jahren Lehrer an der Salems-Gemeinde in St. Louis, Mo., hat einen Ruf von der Salems-Gemeinde in Chicago, Ills., angenommen und wird in nächster Zukunft dorthin übersiedeln.

Am 19. Juli, morgens 9 Uhr, wird der Deutsche evang. Lehrerverein zu seiner 20. Jahreskonferenz in der Immanuels-Kirche, 46. und Dearborn Str., Chicago, Ills., zusammentreten. Da in diesem Herbst die Generalsynode tagt, liegen dem Verein wichtige Geschäfte vor, die für denselben von tiefgehender Bedeutung sind. Es sollte sich keiner der Vereinsbrüder abhalten lassen. Wer ein Herz und lebendiges Interesse hat für Schule, Synode und den Verein, der wolle mitberaten und beschließen helfen, was zur Lösung der Schul- und Lehrerfrage beitragen kann. Zwei Referate und eine Lehrprobe stehen in Aussicht. Gott segne auch diese unsere Konferenz zu seines Namens Ehre.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. Juli 1892. Nro. 7.

Rom und die eine, katholische Kirche
im Licht der Schrift (Eph. 4, 3—6) und Geschichte.

Referat von P. C. A. König.

I.

Auch auf kirchlich-religiösem Gebiete war und ist bis auf heute die allerwichtigste Frage: Wo ist Wahrheit? Betrachten wir das scheinbar so verworrene Universum und die Erscheinungen, welche sich uns in demselben zeigen, so sehen wir dort vollkommene Harmonie, einen von und zur Ewigkeit strömenden Strom, geleitet von unserem großen Gott, abhängig von seinem Willen. Nur eines ist nicht in Harmonie, — der kleine, große Mensch, durch die Sünde von der Wahrheit und darum vom Frieden und Leben abgewichen. Und gerade darum sehnt er sich nach Wahrheit, Leben und Heil, nach Harmonie seines Geisteslebens mit dem Willen Gottes. Wir wollen uns nicht lange aufhalten über den Ideen aller Art, die uns Kunst oder Wissenschaft anbieten als Mittel zur Heilung aller Disharmonie, — sie fehlen und vergehen alle, wie die Welt selbst. Gehen wir sofort zur Quelle der Wahrheit selbst, dahin wo Christus, die Wahrheit in persona, ist. Wir glauben, daß Jesus Christus, einst im Fleische erschienen, Gott ist, daß er seine Kirche gegründet hat und in derselben wirkt. Somit muß die Wahrheit in der Kirche Christi gefunden werden!

Doch — schon das Wort „Kirche“ macht den oberflächlich Hörenden voll Bedenken. Unzählige Sekten und Formen christlichen Glaubens umgeben uns. Man möchte denken, es sei notwendig, erst 1001 Fragen sorgfältig und peinlich zu studieren, ehe man die wahre Kirche entdeckt. Und doch ist die Frage nach der wahren Kirche so leicht zu beantworten. Wie der Botaniker trotz unzähliger Pflanzenklassen, Ordnungen, genera und species, dennoch genau weiß, trotz dieser Mannigfaltigkeit der Pflanzenorgane und ihren Formen gehören sie alle dem einen, großen Linnéschen Sexualsystem des Planzenreiches an, — so haben wir auch Kennzeichen derer, die dem Reiche Gottes angeören trotz der Verschiedenheit ihrer besonderen, kirchlichen Richtungen.

Dreihundert Jahr zurück und heute noch wird, allerdings unter Luthers, Zwinglis und Calvins Name und Fahne, gerufen: Wir Lutheraner oder Re-

formierten haben die essentielle Wahrheit, sind die eine, katholische Kirche. Wir haben über diese Behauptungen nicht viel zu sagen, als etwa:

„Mein Vaterland muß größer sein!"

Gottlob, diese Stimmen aus Missouri oder sonstwoher sind doch nur vereinzelt. Der Herr selbst hat ein Heilmittel für derartige Anmaßungen präpariert. Kein Teil der allgemeinen Kirche, welcher Gottes Wort in seiner Lauterkeit treibt, ist vom Weinstock abgeschnitten oder hat ein Recht des Abschneidens, und die denominationellen Abteilungen sind nur als eine Störung der katholischen Eintracht, nicht als eine Zerstörung zu betrachten! Wer wirklich nicht zur einen katholischen Kirche gehört, mit dem wird der Herr der Kirche schon fertig, — er redet ja so deutlich durch die Geschichte der Kirche. Wo sind heute die Arianer, Pelagianer, Apollinarier, Macedonianer, Nestorianer, Eutychianer und die zahlreichen Glieder, welche sich von der ersten, christlichen Kirche getrennt haben? Wir kennen sie nur noch dem Namen nach, Deus flavit et dissipati sunt. Die Geschichte lehrt uns, daß nur die in Gottes Wort gegründeten Teile der Kirche von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden. —

Es ist uns nun unmöglich, von der Katholizität der Kirche zu reden, ohne zugleich stets die Einheit derselben in Mitbetracht zu ziehen, wie ja auch unser Thema (durch Anführung der Stelle Eph. 4, 1—6) andeuten will.

Nach unserer evang. Lehre ist die Kirche Christi vor allem eine Einheit. (Joh. 10, 16. — 1. Kor. 12, 12. 13. 14. — Kol. 3, 15. — Eph. 4, 3—6.) Es ist ein Haupt da, nämlich Christus und ist ein Leib, wie der Apostel Paulus vielfach bekräftigt. Diesen Leib bilden die Gläubigen in Christo Jesu. Wenn diese Gläubigen auch durch Name, Nation, Naturanlage, geistige und geistliche Entwicklung (Konfession) eine Mannigfaltigkeit aufweisen, sind sie durch eine Kirche, — einig in der Hauptsache, in Glauben, Hoffnung und Liebe zu ihrem unsichtbaren Oberhaupte, dem einen Herrn und Heiland Jesus Christus, — einig, obschon die Individualität des Paulus in ihr die gleiche Berechtigung hat, wie die des Petrus. Wer also im lebendigen Glauben in die Lebensgemeinschaft Christi tritt, geht zugleich ein in die ecclesia, in die Gemeinschaft des Volkes Gottes im neuen Bunde. Diese Gemeinschaft ist allerdings unsichtbar, denn das Reich Gottes ist inwendig in uns (Luk. 17, 21. — Röm. 14, 17) und wird in jeder Abteilung der sichtbaren Kirche gefunden. Das Verhältnis der Einheit zur Katholizität ist wie das Verhältnis des Leibes zur Seele. Somit hat keine der verschiedenen Abteilungen dieser Gemeinschaft in Christo das Recht, sich exclusive die Kirche, den einzigen Leib Christi zu nennen, denn wo zwei oder drei in Christi Namen zusammenkommen und die Tugend dessen verkündigen, der sie berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte, bleibend in der Apostel Lehre, da ist die Kirche.

Wer daher wegen irgend einer äußeren Formverschiedenheit behaupten wollte, diese oder jene Abteilung der Kirche gehöre nicht zur wahren, einen Kirche Christi, der macht sich der Exklusivität schuldig, welche stets vor

Gott und Menschen verwerflich ist. Nur von der geistigen Kirche Christi, welche da lehrt, daß allein in Christo das Heil ist, darf gesagt werden: Extra ecclesiam nulla salus. Nicht äußerliche Orthodoxie, sondern das Sein in und mit Christo berechtigt zum Heil allein, denn es giebt nach der Schrift nur einen seligmachenden Heiland, keine seligmachende Partikularkirche.

Daraus geht die Katholizität der Allgemeinheit der christlichen Kirche von selbst hervor. Diese Katholizität besteht darin, daß die sichtbare Kirche Christi als eine Gemeinschaft der Gläubigen, in welcher Wort und Sakrament recht verwaltet wird, bestimmt ist, die ganze Menschheit in sich aufzunehmen. (Matth. 28, 19. 20. — Mark. 16, 15. — Kol. 1, 23.) Alle Lehren der verschiedenen Konfessionen haben somit Anspruch auf Katholizität, wenn sie in Übereinstimmung mit der apostolischen Lehre sind, wie sie im N. T. Kanon niedergelegt ist. Diese Auffassung war der Standpunkt der ganzen ökumenischen Kirche und ist bis heute der Ausdruck der evangel. Kirche. Als Ausdruck dieses katholischen Glaubens und als Merkmal der Katholizität haben wir die Symbole der christlichen Gesamtkirche, das Apostolicum, Nicaenum und Athanasianum, welche den echt evangelischen Standpunkt der von unserer evangelischen Kirche eingenommenen Stellung zur Katholizität und Unität der Kirche lehren. —

So haben wir nun zur Genüge dargelegt, Gott hat überall die unitas in der varietas in überaus herrlicher Weise geschaffen, wir mögen nun Tiere oder Pflanzen, Sonnensystem, Erde oder Reich Gottes ins Auge fassen. Ja er selbst ist eine unteilbare Einheit und doch eine varietas von drei Personen in dieser Einheit. So ist, wie wir hier beleuchten, die Katholizität auch eine Einheit in der Verschiedenheit. Zwei ganz gleiche Menschen werden aber nirgends angetroffen und doch hat Gott nur eine Kirche gegründet, die alle Menschen umfaßt. Sind nun in dieser einen, allgemeinen Kirche auch zwei Kräfte mächtig, der Geist der Partei und der Geist Christi, so sind diese doch nur die zwei Pole der einen Kraft und ganz der menschlichen Natur angemessen. Im Sonnensystem haben wir eine Centrifugalkraft, um die Welten auseinanderzuhalten, und eine Centripetalkraft, um sie zusammenzuhalten zu einer Einheit, — so ist es auch im Reiche der einen Kirche Christi: — der menschliche Geist und die göttliche Kraft Gottes hält auseinander und doch zusammen, denn Gott respektiert die Individualität jedes Gliedes der Kirche.

II.

Gegen diesen evang. Standpunkt hören wir aber eine mächtige Stimme protestieren. Es ist die Stimme Roms. Alle Verschiedenheit in der Einheit ist aus der Hölle, ruft sie, — es soll nur eine nach päpstlichem Befehle italienisierte uniformitas geben.

Rom lehrt freilich auch, daß die Kirche „eine, allgemeine“ ist, aber in exklusivem Sinne. Sie beansprucht, allein **die** katholische Kirche zu sein, einzig und individuell. Wer nicht in Übereinstimmung und Gemeinschaft mit dem Bischof zu Rom ist, der ist überhaupt nicht in der katholischen Kirche.

Früher hat sie dies nicht gelehrt, in schroffer Weise erst seit dem Vatikanum. — Wir dagegen halten diese Theorie für etwas ganz Neues, im Widerspruch Stehendes mit der alten, christlichen Lehre von der Kirche und ihrer Katholizität. Wir sind der Überzeugung, daß die katholische Kirche jede Gemeinschaft in sich schließt, welche auf dem Nicaenum, überhaupt auf den sechs ersten ökumenischen Konzilien, basiert und Wort und Sakrament nach Christi Befehl verwaltet. Die sichtbare katholische Kirche ist in unseren Augen eine Familie, nicht ein Individuum.

Indem nun der Bischof von Rom von Zeit zu Zeit jeden exkommuniziert, der nicht jedes neue Dogma, welches er definiert, anerkennt, schließt er sich selbst mehr und mehr von der katholischen Kirche aus, ändert die apostolisch-katholische Lehre von der Einheit der Kirche und seine sogenannte katholische Kirche schrumpft in eine Sekte zusammen. Der Irrtum Roms besteht vor allem darin, daß es lehrt, die Einheit der Kirche beruhe auf der Harmonie des menschlichen Willens und Geistes mit dem Willen und der Meinung des Papstes, also eines Menschen, nicht Gottes. Wie kann aber eine Übereinstimmung von Willensmeinungen eine übernatürliche, göttliche, organische Einheit schaffen? Wenn zwei Leute in gewissen Punkten miteinander übereinstimmen, so mögen sie wohl Freunde sein, aber das macht sie noch lange nicht zu Brüdern von einem Fleisch.

Die Unität und Katholizität der Kirche ist eine Gabe Gottes und nicht Menschenwerk. Gleichwie Gott allein das Menschengeschlecht seiner Fleischesnatur nach organisch-eins in Adam gemacht hat und allein machen konnte, so hat er auch die Kirche ihrer übernatürlichen, geistigen Natur nach organisch-eins in Christo gemacht. In diese organische, kirchliche Einheit, in diesem neuen Adam, Christus, sind wir von Gott durch die Taufe (Eph. 4) und in gewisser Hinsicht auch durch Christi Leib und Blut im Abendmahl eingepfropft, — er in uns, wir in ihm, alle sind eine communio, ein Leib. Also nicht die intellektuelle Übereinstimmung oder römisch-historische Schlußfolgerungen, sondern Christus macht eins, er ist die Quelle und Ursache unserer Einheit. Er ist das Haupt, welches organisch eins mit dem Leibe ist und die Teile des Leibes sind wiederum eins mit Leib und Haupt, von welch' letzterem das Leben ausströmt.

Die römische Kirchentheorie, welche die Unität und Katholizität von der bloßen Eintracht menschlichen Willens und Geistes abhängig macht, ist darum gar keine biblisch haltbare, sondern eine selbsterfundene menschliche. Sie ist schon dem oberflächlich Denkenden gar nicht familiär genug, sondern exklusiv und dem rein natürlichen Gefühl widersprechend.

In einer Familie mögen wohl unglücklicherweise drei oder vier Schwestern (von Rom Sekten genannt) etwas scheel aufeinander sehen und nicht miteinander sprechen. Aber dieses gegenseitige Murren bricht deswegen noch lange nicht die Grundlage der Einheit der Familie zusammen, sie bleiben dennoch Schwestern, Gott hat sie so geschaffen. Die Zweige und Äste des einen, katholischen Kirchenbaumes mögen durch den Sturmwind der reli-

giösen Diskussion hin- und hergebeugt werden und wider einanderschlagen, — der Baum bleibt doch ein Baum, zusammengehalten durch Wort und Sakrament. —

Hier müssen wir unbedingt noch ein Wort reden über sakramentale Einheit in ihrem Verhältnis zur Katholizität. Auch sie ist göttlichen Ursprungs und solange daher der „Dienst am Worte und Sakrament" bleibet, bleibt auch die Einheit, welche Gott durch Wort und Sakrament geschaffen hat, — die Form mag veränderlich sein, das Wesen aber bleibt. Menschen mögen in ihrem Wankelmut und Unbestand an dem, was Gott geschaffen hat, etwas ändern, das ist aber immer nur menschliche Inkonsistenz, nicht Zerstörung. Einheit verlangt von uns freilich gegenseitige Liebe und auch Übereinstimmung des Willens derer, welche eins sind. Diese Liebe kommt zum Ausdruck in der kirchlichen Vereinbarung z. B. der Abendmahlsfeier (intercommunio) aller Teile der einen, katholischen Kirche.

Nun ist diese Gemeinschaftlichkeit allerdings zur Zeit noch nicht zwischen diesen Teilen vorhanden, wie es sein sollte, deswegen ist aber die zu Grunde liegende, von Gott geschaffene Einheit, welche die Teile geistig bindet, noch lange nicht gebrochen. Die Millionen Protestanten, Griechen, Armenier u. s. w. halten mit Recht Roms Anmaßung, die einzige, ganze Kirche zu sein und allein in sich die sakramentale Einheit zu besitzen, für Irrtum.

Die Schrift ist auch in dieser Hinsicht für uns maßgebend. Paulus spricht (1. Kor. 12): „Wir sind durch einen Geist alle zu einem Leibe getauft;" . . . . „das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?" In beiden Stellen ist als Ursache der unitas das Sakrament erklärt. Die andern diesbezüglichen Schriftstellen sind bekannt, sie alle lassen uns erkennen, daß kein anderes Bindemittel, als der in Worten und den Sakramenten wirkende Christus vorhanden ist. —

Überdenken wir nun die geschichtlichen Thatsachen, welche Roms Ansprüche auf Katholizität (exclusive) zu Schanden machen, so eröffnet sich uns ein weites Feld, bei dessen Überblick wir erkennen: Rom ist nicht katholisch, sondern akatholisch, die wahre Katholizität zerstörend. Rom widerspricht sich in historischer Hinsicht stets selbst bezüglich der Einheit der Kirche.

Seit dem Vatikanum ist Rom die katholische, alleinseligmachende, unfehlbare Kirche, im XIII. Jahrhundert aber sagt Gregor X. auf dem Konzil zu Florenz bei Schlichtung der Streitigkeiten zwischen der morgen- und abendländischen Kirche: „Das Fischernetz der katholischen Kirche ist allerdings ob der Menge der Fische zerrissen, wir sagen keineswegs zerteilt in Anbetracht ihres Glaubens, sondern nur in Hinsicht auf ihre gläubigen Glieder." Einst sagte Papst Eugenius IV. zu seinem Gesandten: „Wir senden euch um der **Union** der östlichen und westlichen Kirche willen." Heute kann von gar keiner Union, sondern nur von völliger Unterwerfung **unter** Rom die Rede sein.

So bestätigen noch viele, einstige päpstliche Erlasse, daß die katholische Kirchengemeinschaft noch andere Teile, außer dem römischen Zweige in sich

schließt. Damals gab der Papst zu, daß er selbst nicht in der ganzen katholischen Gemeinschaft sich befinde (cfr. Gregor X. und Eugen IV.), heute ist jeder außerhalb der katholischen Kirche, der nicht in der römischen Gemeinschaft weilt. Römisch und katholisch ist ein und derselbe Begriff geworden, ja dem Eigenschaftswort "Romanum" wird der Vorzug gegeben, — das Missale wird nur das Missale Romanum genannt und das tridentinische Credo lautet ausdrücklich: ich glaube an die heil. katholische und apostolische römische Kirche und gelobe und schwöre dem römischen Oberpriester ..... aufrichtigen Gehorsam (Romanoque Pontifici ..... veram obedientiam spondeo ac juro), — ganz im Gegensatz zu dem apostolischen, nicänischen (325) und konstantinopolitanischen Symbole.

Durch die Dekretierung des Infallibilitätsdogmas hat ja Rom mit der Geschichte und mit dem Worte Gottes gebrochen, uns jeglicher Gemeinschaft enthoben und sich selbst in Schisma und Häresie begeben. —

So ist Romanismus geradezu ein Gegensatz zur Katholizität geworden. Und dieser Romanismus sucht zu scheiden, was Gott zusammengefügt hat, nämlich die Einheit der Kirche mit Christo und deren Glieder untereinander. Freilich hat Rom dazu nur ein hölzernes Schwert, von Menschenhänden gemacht und bemalt.

Es würde uns zu weit führen, ausführlich über den Papst als die ecclesia concentrata zu reden. Nirgends ist in der ersten christlichen, katholischen Kirche von einer absoluten menschlichen Kirchenmonarchie die Rede, geschweige denn in Gottes Wort.

Auch hinsichtlich des priesterlichen Amtes wahren wir die apostolische Katholizität. Jesus Christus ist Priester, er allein kann Sünden vergeben. Er ist die Quelle und seine Diener sind die Kanäle, aber nicht die Quelle (cfr. Papst) selbst. Er ordiniert, tauft und waltet in der Kirche durch seinen heil. Geist. Rom giebt vor, daß die Fülle aller Gewalten im Papste liegt, als dem Vikar Christi. Wir halten dafür, daß Christus gar keinen Vicarius braucht. Unsere irdischen Altäre stehen im Kreise um das gemeinsame Centrum, um den Altar, da das Lamm geschlachtet wurde. Auf diesen Altar schauen wir direkt, dorthin wo unser Gott und unser Opfer steht. Alle wahrhaft Gläubigen bilden ein priesterliches königliches, Geschlecht, dessen Seele Christus ist, und jeder berufene Diener am Wort fungiert nicht kraft päpstlichen Machtspruchs, sondern im Namen Christi.

Das ist die Lehre der Apostel. Somit können wir nur denjenigen als zur katholischen Kirche gehörig betrachten, der auf dem Standpunkt der apostolischen Lehre steht. So hat auch stets die alt-ökumenische Kirche entschieden und mit Recht können wir, wie bereits bemerkt, das **Nicaenum** den Einigungspunkt all' dessen nennen, was Katholizität beansprucht.

Diesen ökumenisch-kirchlichen Standpunkt hat Rom auch einst vertreten. Gregor I., Leo III., Sylvester II. und überhaupt sämtliche Bischöfe der altchristlichen Kirche haben am Tage ihrer Inauguration einst gelobt: „Ich

versprechе, die Beschlüsse der heil. allgemeinen Konzilien zu ehren, zu lehren, was sie gelehrt und zu verdammen, was sie verdammt haben." So wurde es neun Jahrhunderte lang gehalten bis zu den Laterankonzilien, — da erst hieß es nicht mehr "subscripsi," sondern **"Ego** sacro approbante concilio **definio,"** was thatsächlich trotz einzelnen Kämpfen dagegen (anno 1414 zu Konstanz) den Anfang zur Suprematie und Autokratie des Papstes, den Anfang zum Begräbnis der apostolisch-christlichen Lehranschauung von der Katholizität der Kirche bedeutete. —

Wir sehen heutzutage mehr als je: Rom ruft uns zu: „ob ihr Protestanten euch gleich zur hl. katholischen Kirche rechnet, seid ihr dennoch keine Katholiken, denn katholisch ist nur derjenige, welcher dem Papst gehorcht, andernfalls ist er exkommuniziert und somit Häretiker!" Wir aber erwidern: Derjenige ist im wahren Sinne des Wortes katholisch, welcher der Kirche gehorcht, insofern sie redet, was Jesus Christi redet und befiehlt. Dem Papste aber können wir nur dann gehorchen, wenn er die Katholizität der Kirche nach Lehre der Schrift anerkennt. Insofern er aber den in den allgemeinen, ökumenischen Kirchenkonzilien niedergesetzten Bekenntnissen widerstreitet, trennt er sich selbst von der heil. katholischen Kirche Christi.

Der Herr aber hat verheißen, daß einst ein Hirte und eine Herde sein wird. Der römische Stuhl mag fortfahren, Dogma auf Dogma zu häufen, bis einer Nationalkirche nach der andern die Augen aufgehen und alle dem Beispiele der evangelischen Kirche folgen. Wir wissen nicht, was Gott thun wird. Doch allem Anschein nach geht Rom immer weiter hinweg von der Lehre des Herrn. Ihre ganze Katholizität und Unität besteht in einer von Menschen gemachten uniformitas, einer eisernen Einförmigkeit götzendienerischen Wesens aller Art (Mariolatrie, Reliquiendienst, Vernichtung des Abendmahls, Bibelverbot, tote Kirchensprache, Papismus). Was will Rom heute dem Kirchenvater Augustinus antworten, den sie ja auch zu „ihren" doctores ecclesiae zählt, wenn er sagt (de unit eccl. IV.): „Wer irgendwie im Widerspruch steht mit Christo, dem Haupte der Kirche oder mit der heil. Schrift, gehört nicht zur katholischen Kirche?"

Diese zwei Stücke sind in Wahrheit Fundament und Kennzeichen wahrer Katholizität.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich von selbst die Antwort auf die Frage, wie den Anmaßungen Roms am wirksamsten zu begegnen sei. Unsere Waffen sind nicht die Waffen der Inquisition, sondern geistliche.

Wir halten uns treu zur großen, evangelischen Kirche, welche ihre Wurzeln tief in den Felsen Jesus Christus geschlagen hat, — die da fest hält am katholischen Glauben der Einheit im Geiste durch das Band des Friedens. Ihre Autorität ist Christus selbst, nicht die Privatmeinung eines alten, schwachen Mannes. Sie hält am Credo der apostolischen Kirche fest und in ihr ist nicht zu befürchten, daß man über Nacht mit neuen Dogmen und Glaubensartikeln überrascht wird, wie in der römisch-apostatischen Gemein-

schaft. Machen wir unsern Kindern das Wort Gottes lieb und wert, dann werden wir und sie keinem andern die Ehre geben, als Gott in Christo allein. Dann bleiben wir eins mit Christo und allen an ihn Glaubenden, — das heißt katholisch sein im wahren Sinne des Wortes und zur heil. allgemeinen, christlichen Kirche gehören, und dies ist das Eine, was not thut.

Exegetisch-homiletische Gedanken über Matth. 2, 1—12.

Von P. M. Habecker.

(Schluß.)

Wir haben seinen Stern, i. e. den Stern des neugeborenen Königs der Juden, gesehen. Wie — so müssen wir fragen, konnten die Magier den Stern „seinen Stern" nennen. Etliche Ausleger sagen: das war dadurch möglich, daß die Weissagung des Bileam (Num. 24, 17) sich erhalten hatte. Andere lassen die Kunde von Daniel stammen. Neu Exegeten denken (und das ist wohl die einfachste Lösung der Frage) an die Zeiten des Exils. Das Beieinanderwohnen brachte nicht nur eine oberflächliche Bekanntschaft zwischen Juden und Heiden mit sich. Die verschiedenen Völker traten sich in den einzelnen Individuen näher. Gedankenaustausch fand statt. So sind gewiß auch die ewigen Wahrheiten, die Gott seinem Volke offenbarte, die messianischen Hoffnungen, die in Israel lebendig waren, gleichsam für die dafür interessierten Heiden flüssig geworden. Und daß diese Weissagungen (Num. 24, 17 muß in diesem Fall als grundlegende Stelle festgehalten werden) nicht wie die Wasser gegen Mittag in den Herzen der Heiden vertrocknet sind, dafür treten unsere Weisen als Bürgen auf.

Den Zweck ihrer Reise bezeichnen die Worte: „und sind gekommen, ihn anzubeten." — In dem προςκυνεῖν haben wir uns keine rein menschliche Ehrenbezeugung vorzustellen; vielmehr liegt in der von den Weisen beabsichtigten Proskynesis das göttliche Moment der Handlung. Und wie schon das Wort τεχθεις, das Wesen des gesuchten Königs charakteristisch von dem andern Könige abhebt, läßt die Anbetung uns nicht im Zweifel, daß die Absicht der Weisen darauf hinausläuft, dem neugeborenen Könige göttliche Ehre zu erweisen.

V. 3. Die Frage der Weisen ist zu den Ohren des Königs gedrungen und in Jerusalem ruchbar geworden. Die Frage ruft hier wie dort Schrecken und Bestürzung hervor. Wohl giebt es im Leben manch' freudiges Erschrecken, doch ist an ein solches hier nicht zu denken. Furcht ist die Ursache des Erschreckens bei Herodes — und „mit ihm" belehrt uns, daß das Erschrecken der Einwohner Jerusalems, dem des Herodes ähnlich gewesen ist. — Welch traurigen Eindruck muß das doch auf die Weisen gemacht haben. Es ist anzunehmen, daß sie erwartet haben, ein — ob der Geburt des Königs — vor Freude jauchzendes Volk vorzufinden; da müssen sie nun die bittere Erfahrung machen, daß sein Volk statt Freude Schrecken em-

pfindet. Da gilt auch: „Und die Ersten werden die Letzten sein." (Christen gewordene Heiden beim ersten Besuch christlicher Länder; welche Eindrücke!?)

V. 4. Herodes ist ein Mann der That. Sieht er im Geiste seinen Thron von dem neugebornen König bedroht, so weiß er sich doch schnell zu fassen und der Gefahr kräftig vorzubauen. Bekannt als Mensch, dem jedes Mittel, auch der Mord recht war, wenn es galt etwaige Kronprätendenten aus dem Wege zu räumen, mag ihm wohl hier der grause Entschluß gekommen sein, davon der Kindesmord zu B. das traurige Finale bildet. — In der Ausführung des Planes zeigt er sich als Wolf, der es meisterhaft versteht, seine wahre Gestalt unter dem Schafskleide der Frömmigkeit zu verbergen.

Herodes läßt das Synedrium zusammenrufen. Diesem höchsten Forum in Israel legt er die Frage der Weisen zur Beantwortung vor. Daß er es thun muß, zeigt uns in ganz eklatanter Weise, mit was für einem Juden wir es in diesem König Herodes zu thun haben. Er war Jude dem Fleische nach — aber auch nichts mehr. Von Mosen und den Propheten keine Idee! Die Weissagungen Michas, daß der Messias in Bethlehem geboren werden sollte, war jedem echten Juden eine bekannte Sache. Ihm, dem Könige, war sie unbekannt, (vergl. die Namenchristen unserer Tage). Er weiß sich jedoch zu helfen; das Synedrium muß Antwort geben.

V. 5 u. 6. Herodes hat sich in dieser aus theokratischen Autoritäten bestehenden Behörde nicht getäuscht; prompt erfolgt die Antwort. Fürwahr, schriftgelehrt sind diese Männer, nur — ach wie traurig — nicht durch die Schrift belebt. Die starre, verknöcherte Orthodoxie kann nicht besser dargestellt werden, als sie uns hier im Bilde des Synedriums vorgeführt wird. Das Wort haben und kennen sie meisterlich, aber der dieses Wort belebende Geist ist ihnen abhanden gekommen. Im Hinblick auf jene Männer könnte man wohl sagen und fragen:

Was soll der Schlauch, aus dem der Wein verduftet und verflogen?
Was soll's Gefäß, aus dem der Geist schon längst hinweggezogen?
Was soll die Kirche, die den Bau des Lebens bricht in Scherben?
O leg' dich nieder, stolze Frau, für dich ist's Zeit zum Sterben!

Und dennoch — vermag die Weisheit unseres Gottes auch noch eine solche Theologie zur Ausrichtung seines Willens zu gebrauchen. Hier benutzt er sie zu Wegweisern. Zwar ist das Holz, aus dem sie geschnitzt, dürr und trocken, aber die Aufschrift zeigt klar nach Bethlehem. — Es ist die heilige Pädagogik Gottes, die sich hier dem forschenden Auge kund thut. — Warum, so könnte gefragt werden, führte der Stern die Weisen nicht sogleich nach Bethlehem? Warum ist die an traurigen Erfahrungen und Eindrücken so reiche Station Jerusalem nicht umgangen worden? Die Antwort ist: Zuerst hat Gott mit den Magiern durch einen Stern am Himmel geredet, jetzt führt er sie in die Schrift. Aus dem Vorhof (Stern, Natur) gelangen sie zum Heiligtum (Wort Gottes), um schließlich unter Führung des Wortes und des mitfolgenden Zeichens, das Allerheiligste (Christum) zu finden.

„Gott ist in seinem Wesen immer derselbe." Auch heute noch ist die uns umgebende Natur ein Mittel göttlicher Offenbarung; aber das Offenbarungsmittel in besonderem Sinne ist heut, wie vor Zeiten, die Schrift, das Wort Gottes.

V. 7. „Da berief Herodes die Weisen heimlich." Das Böse und der Böse scheuen das Licht des Tages und die Öffentlichkeit. Die Schatten der Nacht und heimliches Wesen sind dem Bösen willkommene Bundesgenossen; so hier dem Herodes.

Genau, sorgfältig erkundigt er sich nun nach der Zeit, in welcher der Stern erschienen war. Der Grund ist klar. Mit der Erscheinung des Sternes bringt er die Geburt des Königs in den innigsten Zusammenhang und folgert: Die Zeit der Erscheinung des Sterns deckt sich mit der Zeit der Geburt. Nachdem die Frage beantwortet ist, weist Herodes

V. 8. Die Weisen nach Bethlehem. — Mit Schlangenklugheit hat der König seine Mine gegraben; nun soll die Zündschnur durch die Weisen von Bethlehem nach Jerusalem gelangen; darum die Mahnung: „saget mir's wieder" u. s. w.

V. 9. Unverdrossen, aber gewiß auch voll neuer Gedanken über das Wesen des neugebornen Königs ziehen die Weisen ihre Straße. Sie ziehen allein. Die Einwohner Jerusalems bleiben daheim. Welch trauriges Prognostikon von ihrer Herzenshärtigkeit und Gleichgültigkeit; aber auch welch' ein Prüfstein des Glaubens der Weisen! Sie erfahern es, daß je näher am Ziel, die Fahrt desto beschwerlicher zu werden pflegt. „Halte aus, halte aus" klingt uns da als bekannter Text durch Herz und Ohr. Die Treue findet ihren Lohn. Wie etliche Jahrzehnte später den trauernden Emmausjüngern sich ein Tröster zugesellt, — so hier. „Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war." Der Stern war den Blicken der Weisen eine Zeitlang entschwunden, jetzt wird er ihnen wieder sichtbar. Er bewegt sich vor ihnen her, in der Richtung nach Bethlehem, also von Norden nach Süden. Man hat dagegen eingewandt, daß die Bahn der Sterne zumeist von Westen nach Osten geht; das ist jedoch nicht ganz richtig, denn schon öfter hat man z. B. Kometen beobachtet, die von Norden nach Süden wandelten. — Hocherfreut folgen sie seinem Lauf. Aber nicht nur gen Bethlehem führt der Stern; er richtet sein Führeramt also aus, daß er sie auch zu dem rechten Hause bringt. Das „Wie" dieser Führung können wir getrost auf sich beruhen lassen. Genug, — der Stern am Himmel, der Stern im Herzen, Göttliches und Menschliches, — der Zug des Vaters bringt sie zum Sohne.

V. 10. Ende gut, alles gut! Die Leiden und Kümmernisse der langen Reise lösen sich am Ziel in lauter Freude auf. (Wenn wir Christum finden, dann Freude der Grundton! Am Ende wirds gleich also sein. Ps. 126.)

V. 11. Die Weisen haben den neugebornen König der Juden gefun-

den; nun beten sie an und opfern. Die äußere Knechtsgestalt des Herrn macht sie dabei nicht irre; Gott selbst hat sie darauf vorbereitet. Ihre Gaben sind Gold, Weihrauch und Myrrhen. Die diesbezüglichen Allegorien der Alten sind bekannt.

V. 12. Der Zweck der Wallfahrt ist erreicht. Die fromme Einfalt der Weisen hat von den Plänen des Herodes nichts gemerkt. Sie rüsten sich zur Rückkehr nach Jerusalem. Da offenbart sich ihnen Gott; er öffnet ihnen die Augen, sie lernen die wahre Gesinnnng des Herodes kennen, — und auf einem andern Wege ziehen sie — auch in diesem Stücke der Stimme Gottes gehorchend, — wieder in ihr Land. —

Im Herzen, am Himmel, im Worte Gottes, in Bethlehem hat unsern Weisen der Stern geleuchtet, sie sind seinem Lichte gefolgt: Sie haben geglaubt, gesucht und gefunden.

Ein Wort über Kirchenvisitation.

Von L. J. Haas.

Nur wenige Menschen scheinen einen rechten Begriff von der christlichen Kirche, von deren Organisation, von der richtigen Führung des geistlichen Amtes und dergleichen zu haben.

Die Art und Weise wie in den einzelnen Gemeinden und in den größeren Kirchenkörpern sich die verschiedenen Thätigkeiten abwickeln, sind mehr mechanisch als organisch; die Kirche erscheint mehr als Mechanismus, wie als Organismus, in welchem das Leben des Geistes Christi flutet und sich voll und ganz ausgestalten kann.

D. h. man mißverstehe mich nicht: Ich spreche der Kirche durchaus nicht alles Leben und alle Lebens- oder Geisteskraft ab. Aber das Leben erscheint gehemmt, es kann sich nicht in seiner vollen Kraft und Größe entfalten. Es ist unser Christentum zu vergleichen einer Tropenpflanze, welche in ein kaltes Klima versetzt nur kümmerliche Exemplare derselben Gattung erzeugen, kaum eine Blüte, selten eine reife Frucht erzeugen kann. So entwickelt sich unser Christentum bis zu einer gewissen zwerghaften Höhe, dann aber tritt Stillstand des Wachstums ein. Das Gefühl des Mangels an Lebenskraft ist da, das Bewußtsein ist da, es sollte mehr herauskommen, mehr erreicht werden als das bei unserem Christentum, es sollten sich ganz andere Früchte zeigen von unserer Wirksamkeit als die wir bis jetzt finden. Aber wie soll dem Mangel abgeholfen werden?

In den Gemeinden sucht man etwa durch eine Art höherer Kunstgärtnerei dem Mangel abzuhelfen: Man ruft alle möglichen und unmöglichen Vereine ins Leben. Kann ein Pastor die Last tragen und alle tüchtig organisieren und leiten, so giebt das eine Anzahl künstlich erzeugter Lebensbethätigungen; es hängt das meist an der Elektricität des Pastors.

Wer darin nichts oder nicht viel bieten kann, der — taugt unserem heutigen Geschlechte nichts zum Amt des Seelsorgers und Predigers!

Gut sind ja alle diese Dinge doch nur dann, wenn der Pastor wirklich geistesmächtig zu wirken vermag in allen diesen Beziehungen; andernfalls giebts nur ein täuschendes Scheinleben.

In der Kirche im großen fühlt man auch den Mangel an Lebenskraft, will aber ebenfalls nur mechanisch abhelfen. Culmann sagt richtig und wahr: „Die Kirche ist wie eine zerrüttete Mühle, die nur noch Kleie aber kein Feinmehl mehr liefert." Das fühlt auch die Kirche, aber sie meint der Klappermühle damit abhelfen zu können, daß sie ein — neues Rad hinzufügt zu dem bisherigen Mechanismus, und dieses Rad heißt: Kirchenvisitation! Die Kirche scheint zu glauben, man brauche bloß das Amt zu schaffen, die Leute für das Amt finden sich dann von selbst. Sie scheint zu glauben, ein Visitator brauche bloß die Fähigkeiten eines Fabrikinspektors! Ja eben daran liegt es! Ein mechanisch gewählter Visitator kann ja nur nach den mechanischen Lebensformen und Lebensäußerungen forschen, er kann nur nach den Regeln und Vorschriften seiner Instruktion seines Amtes warten. Das eigentliche Geistesleben und Geisteswirken des Pastors kann er nicht beurteilen kraft seines Amtes, sondern das hängt lediglich davon ab, zu welcher Höhe des Geisteslebens und der Geisteskraft er selbst schon gewachsen ist. „Kein Geist schaut tiefer als er selbst gradieret ist." Die Fähigkeit hängt also nicht an dem Amt, sondern an der Person, welche etwa das Amt bekleidet.

Kirchenvisitation als ein durch Wahl bestelltes Amt ist daher etwas menschlich Gemachtes, ein Rest der mittelalterlich hierarchischen Auffassung der Kirche. Sie kann, so lange die aus dem Geist gewachsenen Organe dafür fehlen, den Mangel an Lebenskraft nur dadurch scheinbar ersetzen, daß sie eine gewisse Reibungselektricität und krampfhafte Lebensregungen erzeugt, welche eine zeitlang fortwirken und dann wieder einschlafen.

Die eigentlichen Organe, welche uns fehlen, das sind Männer, welche bis zur dritten Stufe des geistlichen Lebens, welche Culmanns Ethik beschreibt, emporgewachsen sind: Männer ganz vom Geiste Christi erfüllt, belebt, durchdrungen, Propheten. Diese Organe aber kann die Kirche sich nicht ersetzen, durch ein — bloßes Amt. Wie dem Baum die Früchte wachsen müssen, — man bindet sie ihm nicht mechanisch an die Äste —; so müssen der Kirche die Organe wachsen, welche sie bedarf, um das ungöttliche Wesen aus ihrer Mitte auszustoßen und ein Leben voller Geisteskraft zur Entfaltung zu bringen. Wie dieses Wachstum geschieht? Das zeigt H. Drumond in seinem Buch: „Das Naturgesetz in der Geisteswelt" und Culmann in seiner christlichen Ethik.

Die neueste Umwälzung der Pentateuchfrage
durch Prof. J. Wellhausen.

Von P. O. Becher.

Dicunt autem quod putant
non quod sciunt. Augustinus.

Immer bekämpft und niemals besiegt zu werden ist der eigentümliche Charakter der Wahrheit, die in Christo Jesu vom Himmel stieg, im logischen, metaphysischen und ethischen Verständnis. Ich bin die Wahrheit. Joh. 14, 6. Diese Offenbarung ist in den Schriften Alten und Neuen Testaments niedergelegt. Weil nun diese absolute, objektive Wahrheit den sündigen Menschen seiner Unglückseligkeit in seiner Selbstentzweiung überführt, bleibt dem hochmütigen, sich nicht überführenlassenwollenden Menschen nichts übrig, als diese heiligen Urkunden zu bekämpfen und den Stachel dieser vernichtenden Wahrheit abzubrechen. Die Redlichen werden freilich durch solche Unaufrichtigkeit weder gewonnen, noch die wirklich Gebildeten durch solche Unwissenschaftlichkeit überzeugt. Aber den Ruhm eines großen Aufklärers wollen diese Bekämpfer der Wahrheit sich nicht verkürzen lassen, so suchen sie durch das Blendwerk unnützen Gelehrtenkauderwälsches und verächtlichen Spottes ihr Ziel zu erreichen, und lassen ihre Gelehrsamkeit wie schwerbeladene Frachtwagen daher rollen. Ihr ideenloser Scharfsinn hat Kaltwasseranstalten des Geistes und Glaubens gegründet, wo nun das kalte Tropfbad über die wie Karfunkel glänzende Talente und geistsprühenden Genien ihrer zugefallenen alten und jungen Aufklärlinge herabrinnt.*) Eine solche Anstalt ist jetzt

*) Diese Aufstellungen sind unserer Ansicht nach doch zu weitgehend. Es ist freilich richtig, daß die kritischen Arbeiten über die Schrift nicht gerade Ausdruck des Glaubens an das Schriftwort oder den Schriftbuchstaben sind, daß sie aber nur aus Eitelkeit und Widerwillen gegen die Wahrheit hervorgehen, ist denn doch zu viel gesagt. Sie gehen vielmehr aus dem Streben des Menschen hervor, die Dinge zu begreifen. Dieses Streben ist ebenso in der Naturanlage des Menschen mitinbegriffen, wie das Streben sich Nahrung und Kleidung zu verschaffen und es ist darum an sich nicht verwerflich. Es kann allerdings verwerflich werden, wenn es sich mit dem Unglauben verbindet, gerade so wie das Bestreben sich Nahrung und Kleidung zu erwerben verwerflich wird, wenn es zur Genußsucht und Prunksucht wird. Auf der andern Seite kann sich mit aller formellen Anerkennung des Schriftwortes der Unglaube verbinden, vergl. Mark. 7, 6—13. So stellt auch die römische Kirche die Schrift unter das Urteil der Kirche. Damit übt sie die einschneidendste Kritik aus, obwohl sie weder Textkritik noch litterarische Kritik zuläßt. Ebenso übt die konfessionalistische Theologie durch ihre praktische Unterstellung der Schrift unter die Kirchenlehre eine Kritik aus, die ebensowenig ein Ausfluß des Glaubens an das Schriftwort ist, als die Unterstellung desselben unter die Entscheidung des Papstes. Für den völligen Glauben, wie für den völligen Unglauben giebt es freilich keine kritischen Fragen. Dieselben liegen auf einem Grenzgebiet das immer vorhanden sein und in der einen oder andern Weise auch immer bearbeitet werden wird, so lange ein Streben nach Erkenntnis in der Christenheit vorhanden ist und der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben fortgeht.

Entscheidend sind aber diese litterar- und textkritischen Aufstellungen keineswegs, weder positiv noch negativ. Bei den Zuhörern Christi konnte z. B. absolut kein Zweifel an der Authentie der Worte Christi sein und doch waren viele darunter, die nicht glaub-

auch die kritische Schule nach Wellhausen geworden. In Deutschland muß man mit Schrecken wahrnehmen, wie neunzehntel der Theologen, namentlich der jungen, begeisterte Schüler Wellhausens geworden sind: man muß staunen wie überall Konzessionen gemacht werden und z. B. Fr. Mossap in dem sonst sehr empfehlenswerten Calwer Kirchenlexikon herausgegeben von Lic. Theol. P. Zeller 1891 I. Band Artikel Einleitung sagt: „An die Ergebnisse der Untersuchungen (Wellhausens) die ja die bisherige Ansicht, nicht bloß vom Pentateuch, sondern vom ganzen Alten Testament, auf den Kopf stellen, wird sich die weitere Phase der Einleitungswissenschaft anzuschließen haben." Wellhausen hat die von Graf**) aufgestellte und nach ihm benannte Hypothese, daß das Gesetz nach den Propheten zu setzen, und die priesterlichen Teile des Pentateuch überhaupt jünger als das Deuteronomium sei, in exakter Weise durchgeführt. Zuerst trat W. mit seinen Forschungsresultaten an die Öffentlichkeit in seiner „Komposition des Hexateuchs" Jahrbücher für deutsche Theol. 1876—77, auch in Skizzen und Vorarbeiten II. Heft und der „Geschichte Israels I. 1878, II. Aufl. unter dem Titel: „Prolegomena zur Geschichte Israels" 1883.

Seine bisherigen Einleitungsarbeiten hat W. herausgegeben unter dem Titel: „Die Komposition des Hexateuchs und der histor. Bücher des Alten Testaments" 1889. Im Nachfolgenden beschäftigen wir uns mit den „Prolegomena zur Geschichte Israels" 3. Aufl. Berlin 1886. Obwohl W. schon verschiedene Antworten bekam, die ihn wohl von der Unhaltbarkeit seiner Hypothese hätten überzeugen können, müssen wir es doch beklagen, daß unter den Fachgelehrten kein Hengstenberg sich finden will, der dem Goliath des Hochmuts, mit seinem eigenen Schwert den Kopf auf einmal abzuschlagen vermocht hätte. Daß W. keineswegs zu einem Eingeständnis seines Irrtums hätte bewogen werden können, zeigt sich darin, daß er auf die Einwände empfindlichster Art fast nirgends eingeht. Jedenfalls ist dies die bequemste Art mit den Gegnern fertig zu werden.

---

ten. Ebenso wenig aber würde die Wahrheit der Worte des alten und neuen Testaments dahinsinken, wenn auch alle Namen der Verfasser der Schriften Alten und Neuen Testaments unbekannt wären. Ist z. B. der Inhalt des Hebräerbriefes Wahrheit, näher gesagt, inspirierte Glaubenswahrheit, so gewinnt diese Wahrheit kein Jota mehr an Geltung dadurch, daß man den Brief in den Anfang der sechziger Jahre verlegt und ihn dem Apostel Paulus zuschreibt, ebensowenig aber verliert sie dadurch, daß man ihn an das Ende der sechziger Jahre setzt und ihn dem Apostel Paulus abspricht.

Es ist ja Thatsache, daß manche Kritiker und manche Antikritiker der Meinung sind, die Wahrheit der heil. Schrift hänge in letzter Instanz von dem Ergebnis litterargeschichtlicher Einzeluntersuchungen ab und daß auf Grund dieser Meinung beide Teile mit viel Eifer gegeneinander kämpfen. Diese Meinung ist aber ein Irrtum und zwar einer von einer von jenen Irrtümern, die einem Theologen viel zu schaffen machen können, bis er sie überwunden hat. Auf beiden Seiten wird in solchem Fall der Glaube auf Menschenweisheit gestellt. Wo den Menschen das Wort vom Kreuz eine Thorheit oder ein Ärgernis ist, da wird weder Kritik noch Antikritik helfen können und wo sich das Evangelium als eine Gotteskraft erweist, da werden beide mit ihren Künsten nicht viel schaden. D. R.

**) Karl Heinrich Graf, die geschichtl. Bücher des Alten Testaments. Leipzig. 1866.

Um eine Angabe der Litteratur gegen W. zu sparen, verweisen wir auf „Zöcklers Handbuch der Theol. Wissenschaften I. S. 146, II. Aufl. 1885. Unter der dort angeführten Litteratur hat aber F. R. Kittel, Repetent in Tübingen, in den „Theologischen Studien aus Württemberg II. Jahrgang 1881 S. 29—62, 147—169 und III. Jahrg. 1882 S. 278—314 bedeutende Konzessionen an W. gemacht. Am besten hat uns die 231 S. umfassende, treffende Schrift von Prof. Ed. Böhl gefallen: „Zum Gesetz und zum Zeugnis," Wien 1883, die sich nicht nur gegen Wellhausen, sondern gegen die kritischen Richtungen überhaupt richtet. Als Nachtrag zur Litteratur gegen W. in Zöcklers Handbuch verdient noch A. Zahn genannt zu werden mit seiner Schrift: „Das Deuteronomium, Eine Schutzschrift wider modernkritisches Unwesen," Stuttgart 1890. Seite 1—5 giebt Zahn eine große Angabe der Pentateuchlitteratur, auch 15 lesenswerte Werke in englischer Sprache, die meisten von Amerikanern geschrieben. „Ich halte die Apologetik der Amerikaner für bedeutender als die der Deutschen; der Amerikaner hat mehr scharfen, praktischen Blick" (Zahn). Neben Böhl und Zahn möchten wir besonders die Schriften von Prof. William Henry Green "Moses and the Prophets" 1883 und "The Hebrew Feasts in their relation to recent critical Hypotheses concerning the Pentateuch" 1885 empfehlen. Auch O. Naumann die „Methode Wellhausens," Leipzig 1886 und „Das erste Buch der Bibel nach seiner innern Einheit und Echtheit," Gütersloh 1890, hat manches Gute geliefert. Auch in den Schriften der Widerlegung W.'s müssen wir es beklagen, daß deren Verfasser die Resultate Prof. Hengstenbergs und seiner Schüler so wenig berücksichtigen. Es ist uns keine Schrift bekannt, in welcher alle hauptsächlichen Fragen, die W. wiederkäut und nur konsequenter durchführt, gründlicher und schlagender beleuchtet werden, als in der scharfsinnigen und hochgelehrten E. W. Hengstenberg's „Beiträge zur Einleitung ins alte Testament" II. „Die Authentie des Pentateuchs" II. 1. 2 Bd., Berlin 1836.

Es kann in dem engen Rahmen dieser Zeitschrift keine Rede sein von einer gründlichen und detaillierten Aufstellung und Beleuchtung der W.'schen Theorie, sondern nur um kurze aber doch genügende Andeutungen der Gegengründe, die in ihrer Mangelhaftigkeit jeder Lehrer nach Belieben ergänzen möge. Besonders glauben wir manchem Amtsbruder, der weder Zeit noch einschlagende Litteratur hat, das sehr zeitraubende Studium Wellh.s und noch mehr Grafs aufzunehmen, durch eine genügende Darlegung der W.'schen Theorie, mit dessen eigenen Worten, einen Dienst zu erweisen. Es ist außer Frage, daß in unserer Zeit, wo in Deutschland die Wellen Wellhausens alles mit sich fort zu wälzen suchen, und die Wogen der biblischen Kritik höher schlagen als je, jeder Theologe wenigstens mit den Resultaten dieser Kritik bekannt sein muß.

A. Die Theorie Wellhausens.

Wellhausen und mit ihm alle seine Schüler versichern uns immer, es handle sich nur um eine „litterargeschichtliche Untersuchung" Prolog. 13.

Dennoch ist es „ohne seine anfängliche Absicht eine Art Geschichte des Kultus geworden." Allein keines von diesen ist das Motiv der Bewegung. Es sind prinzipielle Gründe und Prinzipienfragen. Aus der Schlußbemerkung Grafs a. a. O. VI. über Kurtzs Bemerkung zu dessen Erklärung der ägyptischen Plagen ist leicht auf den richtigen Grund zu schließen. Graf freut sich, daß in dieser Erklärung das Bekenntnis liege: „daß man die Erzählung, wie sie vorliegt, nicht für Geschichte halten kann, sondern sie erst durch Umdeutung des Wunderbaren ins Natürliche dazu machen muß," dies zeigt, daß die Opposition und Leugnung der Echtheit des Pentateuchs durch Graf — Wellhausen, weder aus der allgemeinen Neigung unseres Zeitalters zum historischen Skeptizismus, noch aus der vorgeschützten forschenden Liebe zur Wahrheit zu erklären ist, sondern der eigentliche Erklärungsgrund ist in dem pantheistischen Naturalismus zu suchen. Daher sagt Henstenberg *) sehr schön und treffend: „Weil man in sich nichts von dem Dasein eines lebendigen, persönlichen und heiligen Gottes erfahren hat, so sucht man seine Spuren auch aus der Geschichte zu tilgen; weil innerlich alles rein natürlich zugeht, so muß auch äußerlich alles rein natürlich zugegangen sein." Auch W. kann sich nicht entbrechen, diesem Naturalismus in beißendem Spott und profaner Ironie Ausdruck zu geben. So wenn er z. B. zu Genesis 46, 4 bemerkt: „Jakob soll sich nicht scheuen, nach Ägypten auszuwandern, denn Jehovah will in ausnahmsweiser Gnade seinen Wohnsitz mit ihm wechseln" S. 23. „Die Inhaber der herrschenden Meinung (W's. Gegner) nun wehrten sich so gut sie vermochten, sie waren aber vom langen Besitze her ein wenig erstarrt auf ihren Hefen." (12) Seite 129 macht er sich lustig über die Schicksale der Bundeslade bei den Bethschemiten. Die Bücher der Chronik überschüttete er mit einer Fülle von beißendem Spott, weil diese Bücher seiner Konstruktion am meisten im Wege stehen. Besonders auch im 8. Kap. der Geschichte der Tradition über Schöpfung, Paradies und Sündenfall tritt sein respektloser Unglaube ganz grell zu Tage.

Das Problem W's. ist die geschichtliche Stellung des mosaischen Gesetzes, und zwar handelt es sich darum, ob dasselbe der Ausgangspunkt sei für die Geschichte des alten Israels, oder für die Geschichte des Judentums, d. h. der Religionsgemeinde, welche das von den Assyrern und Chaldäern vernichtete Volk überlebte. Dieses Problem hat sich sofort gelöst, als W. durch einen glücklichen Zufall, im Sommer 1867, erfuhr, daß K. H. Graf dem Gesetze seine Stellung hinter den Propheten anwies und dadurch wurde ihm mit einemmal klar, daß das hebräische Altertum ohne das Buch der Thora verstanden werden könne. Um dieses nun konsequent durchführen zu können, muß W. eine neue Ordnung der bisher aufgestellten Quellenschriften vornehmen. W. setzt natürlich als ganz sicher voraus, daß die bisher von der Kritik angenommene Einleitung, daß der Pentateuch, oder, mit Einschluß des Buches Josua, weil erst mit der Verteilung des verheißenen Landes die Erzvätergeschichte abschließe, der Hexateuch, aus 1. elohistischer Grundschrift,

*) Hengstenberg Authentie des Pent. I. XXV.

2. jehovistischer Schrift und 3. dem Deuteronomium zusammengesetzt sei. W. ordnet so: 1. jehovistisches Geschichtsbuch 2. Deuteronomium 3. bisherige Grundschrift, oder nach Ursprung und Inhalt, Kultusgesetzgebung, einfach Priestercodex genannt. Zum Priestercodex (P. C.) rechnet W. nicht alle, aber viele Geschichtserzählungen in Genesis und Exodus, vor allem den größten Teil der Gesetze, nämlich Exod. 25—31. 34—40. Leviticus so daß 17—26 eine frühere, nur von P. C. rezipierte Schrift darstellt. Ferner Num. 1—10. 15—19. 25—36 endlich verschiedene Teile aus dem Deuteronomium und dem Buch Josua. Für genaue Zuteilung an den P. C. cfr. Zöckler Handbuch der Theol. W. I. S. 145. Die jehovistische Schrift ist ihrem Hauptbestande nach dem goldenen Zeitalter der Litteratur entsprungen, der Blütezeit des israelitischen Königtums, woher überhaupt die schönsten Stücke der Bücher Richter, Samuelis und der Könige stammen. Über den Ursprung des Deuteronomiums herrscht gar kein Zweifel bei allen, die noch wissenschaftliche Resultate anerkennen, daß es in der Zeit Josias verfaßt ist. Nur der P. C. giebt das Rätsel auf, indem er sich hütet vor jeder Hinweisung auf die spätere Zeit, auf das ansäßige Leben in Kanaan, welches im jehovistischen Bundesbuch Exod. 21—23 wie im Deuteronomium die ausgesprochene Basis der Gesetzgebung ist, und hält sich formell streng an die Situation der Wüstenwanderung, allen Ernstes will er eine Wüstengesetzgebung sein. Dem P. C. ist es gut gelungen, mit archaistischem Schein seine wahre Abfassungszeit zu verschleiern, daß die vielen materiellen Widersprüche, gegen das uns anderweit bekannte vorexilische Altertum, die er enthält, nur als Zeichen davon aufgefaßt werden, wie er über alle historische Zeit weit hinausrage und vor lauter Unvordenklichkeit kaum noch in einer Berührung damit stehe. Das Deuteronomium steht anerkanntermaßen dem Jehovisten wie dem P. C. näher, unbestritten geht der Jehovist dem Deuteronomium voran, somit muß der P. C. an das Ende der Reihe gehören, und kann nicht vor dem Exil verfaßt und gesetzlich festgesetzt worden sein. Dies wird bewiesen in drei Hauptteilen, in die das Buch zerfällt. A. Geschichte des Kultus, B. Geschichte der Tradition, C. Israel und das Judentum. Der erste Teil enthält die Hauptsache; der zweite Teil soll das im ersten Gesagte bestätigen und der dritte Teil resumiert den kritischen Ertrag der beiden ersten. Der erste Teil kann somit füglich als Ganzes behandelt werden, und deshalb werden wir uns im nachfolgenden auch nur mit ihm beschäftigen.

A. 1. Kapitel. Geschichte des Kultus. Vom Kultusort geht W. aus und sagt: Eine Einheit des Heiligtums hat in Israel thatsächlich weder bestanden noch rechtlich gegolten. In den Büchern Richter und Samuelis wird fast kein Ort erwähnt, wo nicht geopfert wird. Die Bamoth, von Haus aus kanaanitisch, werden benützt wie sie vorgefunden, teils auch neu errichtet. Gilgal und Siloh, Ophra, Rama, Nob und bei Gibea sind früh bedeutende Centra des Gottesdienstes. Am Ende der Richterzeit hat Siloh vielleicht (?) eine über die Grenzen des Stammes Joseph hinausreichende Bedeutung erhalten, es verschwindet aber stillschweigend vom

Schauplatz und taucht nicht wieder auf, bis wir aus Jerem. 7, 12 ff erfahren, daß es mindestens seit Gründung des Salomonischen Tempels in Trümmer lag. In der Zeit vor dem Tempel lassen die historischen Bücher, die aus der Zeit des babylonischen Exils stammen, die Vielheit der Altäre unbeanstandet. Alle nachsalomonischen Könige erhalten Rügen über die Duldung der Höhen, während Samuel und noch Salomo selbst Höhen errichten. Selbst der größte Eiferer für den reinen Gottesdienst, Elias, nahm so wenig Anstoß an den Höhen und der Vielheit der Altäre, daß ihn ihre Zerstörung als die Spitze des Frevels erbitterte, und er mit eigener Hand den verfallenen Altar auf dem Karmel wieder aufrichtet. Auch Elisa geht vom Pflug weg, schlachtet und opfert seine Rinder.

Erst durch die Entstehung des Königtums, das aus dem notgedrungenen Bedürfnis entstand, die bis dahin lose verbundenen Stämme zur Einheit zusammenzufassen, hatte sich diese centralisierende Tendenz auch des Heiligtums bemächtigt. Schon der erste, der beinahe König geworden wäre, Gideon, stiftete gleich ein kostbares Heiligtum in Ophra, seiner Vaterstadt. David ließ gleich die Lade Jahves in seine Burg nach Zion verbringen, so sollte auch Salomos Tempel lediglich die Anziehungskraft seiner Residenz erhöhen helfen. Mit dieser politischen Centralisationsbestrebung steht nun aber die Auffassung des Verfassers der Königsbücher im Widerspruch, der den Tempelbau Salomos lediglich im Interesse des reinen Gottesdienstes entstanden sein läßt. Für Israel aber war der salomonische Tempel erst recht nicht der Ort, den Jahve erwählt hatte, denn sie dienten ihm zu Bethel und Dan, zu Sichem und Samaria, zu Pniel und Mizpa und niemand dachte daran, daß dieses ketzerisch und verboten sei.

Erst mit dem Sturz Samarias (722) trat eine Änderung ein. Amos und Hosea fangen an eine Sprache zu führen die ganz unerhört war, daß jene Lieblingsstädte Jahves ihm ein Greuel seien und die dort dargebrachten Opfer ihn nicht ehren, sondern erzürnen. Unter dem Eindruck der haßerfüllten Predigten der Propheten kam es dahin, daß die übrigen Bamoth der zu Jerusalem das Feld räumten, und der Untergang Samariens als Gottesgericht aufgefaßt wurde zu Gunsten der verfallenen Hütte Davids. Auch die Wirksamkeit Jesajas ist von großer Bedeutung dabei gewesen, für denselben hing aber die Bedeutung Jerusalems nicht am Tempel Salomos, sondern daran, daß es Davids Stadt war. Jes. 30, 22 erstrebt nur eine Reinigung, nicht aber ein Abthun der Höhen.

Erst etwa 100 Jahre später, im 18. Jahre Josias (621) fiel der erste schwere Schlag gegen die lokalen Opferstätten. Wie gewaltsam der König dabei verfuhr und tief ins Fleisch schneidend es war, zeigt 2. Reg. 23. Wären die Judäer ruhig in ihrem Lande geblieben, so wäre sicher auch die Reformation Josias im Sande verlaufen, weil die Fäden, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpften, zu stark waren. An die Bamoth knüpften sich von den Vätern her die heiligsten Erinnerungen, und diese als abgöttische und ketzerische Greuelstätten darzustellen und zur Anerkennung zu bringen,

bedurfte es einer gewaltsamen, vollständigen Durchschneidung des Zusammenhangs der ererbten Zustände, dies konnte nur durch das Exil bewirkt werden. Aus demselben aber kehrte nicht die jüdische Nation, sondern nur die religiöse Sekte zurück, welche sich mit Leib und Seele den reformatorischen Ideen ergeben hatte, diese siedelte nach der Rückkehr in der nächsten Umgebung von Jerusalem sich an, und selbstverständlich konnte der Gedanke an die Wiederherstellung der Bamoth nicht wieder aufkommen.

Diesen dreifachen Stadien der Centralisierung des Kultus entsprechen nun die drei Schriften der Gesetzgebung, welche sämtlich Bestimmungen über Opferdienst und Opferstätten enthalten. In Exod. 20, 24 ff. ist ohne Zweifel die Vielheit der Altäre vorausgesetzt, also der Jehovist sanktioniert dieselben, und ist mit den Patriarchengeschichten in guter Übereinstimmung. Im Deuteronomium beginnt die Verordnung ebenfalls mit Gesetzgebung über den Altardienst. Deut. 12. Verstören sollt ihr alle Örter u. s. w. an den Ort, den der Herr euer Gott erwählen wird . . . . . sollt ihr kommen. Nun wird das Gesetz nicht müde, die Forderung der lokalen Einheit des Gottesdienstes zu wiederholen, es bekämpft die herrschende Sitte und hat durchaus reformatorischen Charakter. Es spiegelt sich die Reformbewegung unter Josia ab. Der Priestercodex nun setzt ganz und gar eine Einheit des Heiligtums voraus. Ein Gott. Ein Heiligtum. Was das Deut. fordert, sagt der P. C. voraus, folglich muß der P. C. auf dem Resultate fußen, daß das Deuteronomium erstrebt. Die Centralisation des Kultus fällt zusammen mit dem Anfang der Theokratie. Die in P. C. beschriebene Stiftshütte ist nicht Urbild sondern Kopie des Tempels. In den Büchern Richter und Samuelis werden Heiligtümer erwähnt, aber nicht das Tabernakel, die einzige Stelle, wo das „Zelt der Versammlung" vorkommt 1. Sam. 2, 22 ist eine Interpolation. 1. Sam. 1—3 ist sicher nicht ein Zelt gemeint. Die Lade ist allerdings 1. Sam. 4—6 erwähnt, aber da dieselbe ganz unabhängig ist vom unabhängigen Zelt, beweist diese Stelle für das Tabernakel, das in der mosaischen Gesetzgebung mit der Lade aufs engste verbunden ist, gar nichts. 1. Reg. 8, 4 ist ebenfalls Interpolation. Die Interpolation hebt die Schwierigkeit keineswegs, denn wo bleibt der Brandopferaltar? Warum läßt Salomo die Geräte neu gießen? 1. Reg. 7. Es war eben keine Stiftshütte vorhanden und hätte in der mos. Zeit des Wüstenzugs unmöglich errichtet werden können, denn woher sollten die Kostbarkeiten gekommen sein, die die Stiftshütte des P. C. erfordert?

2. Kapitel. Die Opfer. Die Opferhandlungen des P. C. stehen im Widerspruch mit der Geschichte. Im Jehovisten ist das Opfer ein längst herrschender Gebrauch. Im Priestercodex ist das Opferritual die Hauptsache, und erscheint als erst dem Mose geoffenbarte, Gott gefällige Form. In der Jehovistischen Schrift hängt der Wert davon ab, wem es gebracht wird, Jehovah oder Baal. Im P. C. ist der Gegensatz rite oder nicht rite. Es wäre doch ein wunderlicher Gedanke, zu meinen, daß Gott oder Moses plötzlich das richtige Opferritual sollte erfunden und eingeführt haben. Die

ausschließliche Legitimität der Opferordnung des P. C. als die einzig mögliche, ist eine Vorstellung, die sich nur infolge der Centralisation des Kultus zu Jerusalem ausgebildet haben kann. Alle Propheten stimmen darin überein, daß Jahve nicht befohlen habe, sich mit Leistanstrengungen der gangbaren Art zu befassen, eben in der Voraussagung, daß niemand von einer Thora rituellen Inhalts etwas wisse. Amos 4, 4. 5, 21 ff. Jes. 1, 11 ff. 2, 3. 5, 24. 8, 16. 30, 9. Hosea 8, 11. 12. Dies beweist die Fortsetzung durch die jüngeren Propheten. Jeremia 6, 19. 7, 21 weiß von einer mosaischen Gesetzgebung, wie sie in P. C. enthalten ist, gar nichts. Erst Ezechiel macht den Übergang von der vorexilischen zur nachexilischen Zeit, in dem von ihm entworfenen Zukunftsbild Israels Kap. 40—48. Die plötzliche Wendung einer zentralen Stellung des Tempels und des Kultus, kann nicht daher kommen, daß der P. C. nach langem Schlafen zum Leben erwachte und Ezechiel inspirierte, sondern aus geschichtlichen Umständen. Wozu ist es nötig gewesen, daß ein exilierter Priester eine solche Skizze des Tempelkultus entwarf, wenn das ausgeführte Bild existiert hätte? Auch findet sich bei den Propheten nichts von Weihrauchopfer, weder Amos, noch Jesajas, noch Micha; sollten sie es durch Zufall vergessen, oder ignoriert haben? Erst Jerem. 6, 20, Ezechiel und Deuterojesajas wissen davon, dies erklärt sich, weil der goldene Altar hier eingeführt ist, den die Geschichte nicht kennt, sondern erst Exod. 30 vorkommt. Der Ritus des feierlichen Sündopfers geht zwar Lev. 4 am goldenen Altar vor sich, aber in Exod. 29, Lev. 8, 9 ohne denselben. Selbst bei den heiligsten Räuchopfern ist keine Spur von ihm zu finden. Auch in der Art der Opfer ist eine Änderung eingetreten. Wo ehedem ein Dankopfer oder Mahlopfer vorgeschrieben, hat der P. C. einfache Abgaben an die Priester daraus gemacht. סלת (feines Mehl) tritt weit zurück hinter das קֶמַח, so auch das Dankopfer hinter das Holokaustum כליל עלה. Wie das Dankopfer zurücktrat, bildete sich das Sühnopfer aus. Das freiwillige Privatopfer in fröhlicher Gesellschaft ist den Sündopfer- und Schuldopfer-Bußen an die Priester gewichen, diese kommen vor Ezechiel nirgends vor. Deut. 12 sollten sie notwendig sein. Die Schuld- und Sündopfer sind 2. Reg. 12, 16 einfache Entschädigungen der Priester in gewöhnlichem Geld. Ehedem war der Kultus spontan, jetzt wird er Statut. Vor dem Exil bezahlten die Könige die regelmäßigen Opfer, noch bei Ezechiel 45, 17 ff. bezahlten die Monarchen die Kosten des Sabbath- und Festopfers. Daß nun die Kosten des Tempels direkt aus der Kopfsteuer der Gemeinde bestritten werden nach Exod. 30., erklärt sich daraus allein, daß es keine Könige mehr gab.

3. Kapitel. Die Feste. In dem jehovistisch-deuteronomischen Teil des Pentateuchs herrschte ein Turnus von drei großen Festen, die alle mit dem Namen Chag bezeichnet werden. Deut. 16, 16. Exod. 23, 14. 34, 23. Dreimal im Jahr sollen alle deine Männer vor Jahve erscheinen, an dem Ort, den der Herr erwählt, am Fest der ungesäuerten Brote, der Wochen und der Laubhütten Chag hapesach-Shabuoth-Sukkoth. Diese entsprechen

im Bundesbuche Exod. 23, 14 dem Chag hamazzoth, Quazir und Asiph. Deut. 16, 16 heißen dieselben Chag hamazzoth, Chag hasukkoth und Chag hashabuoth, mit dem Chag hamazzoth fällt der Zeit nach das Chag hapesach zusammen Exod. 34, 25. Diese drei Feste waren anfänglich nur Naturfeste. Mazzothfest, Darbringung der Erstlingsgarbe mit Genuß von Mazzoth. Quazir-Shabuoth (Pfingstfest) Weizenernte und Asiph-Sukkoth Laubhüttenfest, Wein- und Olivenernte. Mazzoth-Pesach wird aber schon in der deuteronomischen Gesetzgebung geschichtlich motiviert mit dem Auszug aus Ägypten. Nach Exod. 3, 18. 5, 1 erhellt, daß nicht der Auszug aus Ägypten Veranlassung des Festes war, sondern das vorgeschützte, in der Wüste zu feiernde Fest, war Veranlassung des Auszugs. Erst das Deuteronomium verbindet das Mazzothfest mit dem Pesach. Exod. 13, 3—16 ist spätere deuteronomische Überarbeitung. Das Sukkoth des Deuteronomiums ist Asiph der jehovistischen Gesetzgebung, Wein und Ölernte, der Name Sukkoth erklärt sich aus den Zelten der Weinberge, in welchen zur Zeit der Weinernte jung und alt kampierten. Ebenso sind Shabuoth und Quazir nur zwei verschiedene Namen für dieselbe Sache. Im Deuteronomium ist das Schneidefest zeitlich in Beziehung gesetzt zu dem Mazzothfest. Deut. 16, 9 sieben Wochen später, sieben Wochen nach dem Anhieb in die Saat. So bedeutet Pfingsten das Ende des Schnittes, Ostern den Anfang im Ährenmonat. Mit dem Passah verhält es sich aber anders. Der Name kommt erst im Deuteronomium vor, der Sache nach aber läuft es auf Erstgeburtsopfer hinaus Exod. 34, 8. Deut. 15, 19. Nach Exod. 13, 14 soll Begründung sein, weil Jahve die Erstgeburt der Ägypter schlug, die der Israeliten aber verschonte. Darum soll die Erstgeburt dem Herrn geheiligt sein. Diese Vorstellung kennt aber die jehovistische Tradition nicht. Der Anspruch auf die menschliche Erstgeburt ist nichts als spätere Generalisierung.

Alle Feste hängen ab von der Besitznahme Kanaans und fußen, mit Ausnahme des Passah, nach der jehovistisch-deuteronomischen Gesetzgebung auf dem Ackerbau. Der Auszug aus Ägypten fällt zusammen mit der Einführung nach Kanaan und die geschichtliche Motivierung mündet in die natürliche aus. Deut. 25. Agrikultur muß die Grundlage der Feste gewesen sein. Die altisraelitischen Feste haben das Hirtenleben zur Basis. So können die auf Agrikultur bezüglichen Feste vor der Metamorphose von Hirten zu Bauern auch nicht existiert haben. Hieraus erklärt sich das Pesach als Fest der Erstlinge der Herden. Im P. C. kommen diese Feste auch vor Lev. 23. Num. 28. 29 aber mit verändertem Wesen. Hier sind es nicht freiwillige Leistungen, sondern vorgeschriebene Gesamtopfer, nüchterne Abgaben an die Priester. Die Veränderung ist keineswegs gleichgültig, daß nach der jehovistisch-deuteronomischen Gesetzgebung Ostern beim Anhieb der Sichel in die Saat, Pfingsten nach der Weizenernte, Laubhütten nach den Herbsten begangen werden. Als Erntefeste richten sie sich nach dem Stand der Früchte, werden sie aber an den Mondwechsel gebunden, so wird ihr Zusammenhang mit dem eigentlichen Anlaß verwischt, sie verlieren ihre eigen-

tümlichen Charakteristika. So wird Lev. 23 Laubhütten ein historisches Fest, zur Erinnerung an das Wohnen in Zelten während der Wüstenwanderung, Ostern, das wichtige Fest von allen, wird geradezu selbst die göttliche Heilsthat, nicht weil Jahve die Erstgeburt verschonte wird es gestiftet, sondern schon vorher, im Moment des Auszugs, damit er dieselbe verschone. Im P. C. ist auch der dreigliedrige Festcyklus durchbrochen. Es werden Neujahr, großer Versöhnungstag, die Mondfeste Neumond und Sabbath eingeschoben. Der Sabbath muß als Mondfest sehr alt sein. Bei Israel bekam er dadurch aber besondere Bedeutung, daß er in ganz humanem Sinn Ruhetag κατ' ἐξοχήν wurde. Zuletzt wurde sein Name sogar gedeutet als käme er von Ruhen her. Aber als Ruhetag setzt er Ackerbau und ein ziemlich angestrengtes Alltagsleben voraus. Im P. C. wird nun alle Arbeit streng verboten. Jesajas 1, 13 ff. wird der Sabbath noch wie ein Opfertag angesehen. Erst bei Jeremia 17, 19 wird eine strengere Heiligung verlangt. Unabhängig von Ackerbau und von Opferkultus ist der Sabbath erst im Exil. Dies kann aber nur Folge der priesterlichen Gesetzgebung sein.

Auch das Sabbathjahr, das mit dem Sabbath zusammenhängt, hat erst im P. C. seine ausgeprägte Gestalt erhalten. Das Bundesbuch fordert eine Freilassung des hebräischen Knechts nach sechs Dienstjahren, ebenso soll das Land sechs Jahre bestellt und die Ernte eingeheimst werden, im siebten Jahre solle dieselbe Preis gegeben werden für die Armen und die Tiere des Feldes. Vom Sabbathjahr ist keine Rede. Es handelt sich nicht um eine Brache für das Land, sondern um eine Preisgabe der Ernte. Deut. 15, 12—18 wird das erstere Gebot zwar wiederholt, das zweite hat ein Analogon an 15, 1—6, am Ende von sieben Jahren sollst du eine Preisgabe Schemmita machen für die Schulden deines Bruders, es handelt sich nicht um Grund und Boden sondern um Geld. Lev. 25, 1—7 heißt es: „Wenn ihr in das Land kommt . . . . . zur Nahrung sein." Die Grundlage dieser Verordnung ist Exod. 23, 10. 11, aber mit anderm Inhalt. Durch ein bloßes Mißverständnis des Verbalsuffixes Exod. 23, 11 nach Hupfeld, ist ein Liegenlassen des Ertrags des Landes in ein Liegenlassen des Landes selbst, eine Brache, gemacht. Lev. 25, 4. Die Herrschaft des Sabbaths erstreckt sich auf die Natur. Dies setzt extreme Sabbathfeiern und absolute Ruhe voraus. Eine solche Brache ist aber unter Verhältnissen einer eigenen, unabhängigen landwirtschaftlichen Produktion möglich. Vor dem Exil hätte aber nicht einmal ein solcher Gedanke aufkommen können. Im P. C. kommt zum Sabbathjahr noch das Jobeljahr, dem Pfingstfest nachgebildet. Die Freilassung des Sklaven ist vom 7. auf das 50. Jahr verlegt, und der Rückfall des Grundbesitzes an den Erbeigentümer demselben analog gebildet. Allein Jeremia 34, 14 weiß noch nichts von der Freilassung des Knechts im 50. Jahr. 2. Chron. 36, 22 ist nachexilisch. Der Verfasser von Lev. 26 ist auch Verfasser von 25, 1—7, d. h. Gesetzgeber des Sabbathjahrs. Daraus folgt, daß das Jobeljahr auf alle Fälle vom Sabbathjahr abgeleitet ist, und also jünger als dieses sein muß.

(Schluß folgt.)

Lehrerseminar und Schulblatt.

Von Lehrer W. Riemeier.

In diesen Tagen wurde das Schulprogramm unserer Lehranstalten versandt.

Als ich dasselbe durchlas, war ich förmlich erstaunt als es hieß: In der ersten Lehrerklasse sind bloß fünf Lehramtskandidaten und davon mußten drei schon vor Abgang der Klasse im Schuldienst verwendet werden.

Es ist ja gewiß erfreulich, daß man die Lehrer auch schon vor dem Abgang gebrauchen kann; aber zu beklagen ist es jedenfalls, daß die Zahl so gering ist.

Von dem Erstaunen wurde ich jedoch bald in etwas gehobener Stimmung versetzt, als nun die folgenden Klassen eine größere Zahl von Lehrerzöglingen aufwiesen. Dieses brachte mich nun auf den Gedanken unseres Lehrerseminars. Da über die Notwendigkeit desselben schon genug argumentiert worden ist, und die Anerbieten, die der Synode gemacht wurden, um den Plan zu realisieren, so günstig sind, so glaube ich sicherlich, daß die Generalsynode diesen Herbst den Plan auch ausführen wird. Somit steht in Aussicht, daß unsere Synode bald ein eigentliches Lehrerseminar wird ihr eigen nennen können. Hiermit in Verbindung möchte ich nun auf eine notwendige Konsequenz aufmerksam machen und das wäre ein eigentliches Schulblatt oder eine pädagogische Zeitschrift.

Aus dem pädagogischen Teil der Theologischen Zeitschrift sollte dann endlich ein eigentliches Schulblatt werden, das selbständig von der Fakultät des Lehrerseminars redigiert würde. Ein Distrikt hat diesen Gedanken, in Form eines Antrags an die Generalsynode, zum Ausdruck gebracht und ist nur zu wünschen, daß es zum Beschluß erhoben wird.

Haben wir dann endlich ein Lehrerseminar und ein Organ, das für die Schulsache kräftig eintritt und Zöglinge anwirbt und den im Schulamte thätigen Personen mit Rat und That beisteht, so muß Schul- und Lehrerfrage Synodalfrage werden und jede Kompetenzfrage wird in den Hintergrund treten müssen. Ein Wunsch wird dann alle beseelen, nämlich der, durch die Schule und ihre Vertreter die Gemeinde zu bauen, Gottes Reich auszubreiten zur Ehre unseres hochgelobten Heilandes, der uns alle je und je geliebet hat und unser aller Meister ist.

Dann aber laßt uns wetteifern in der Treue. Zu dieser Treue im Amte rechne ich nicht bloß die gewissenhafte Verrichtung aller Amtspflichten, wie sie in der Schule, in Vereinen oder in der Gemeinde überhaupt an uns herantreten, sondern ganz besonders die Beharrlichkeit im Amte. Was nutzt uns schließlich ein Lehrerseminar und ein Schulblatt, selbst wenn sich die Zahl der Abiturienten verzehnfacht, wenn nach Verlauf von wenigen Jahren die meisten entmutigt das Amt wieder aufgeben und einen andern Beruf ergreifen! Im Proseminar sind schon tüchtige Kräfte fürs Schulamt ausgebildet worden, wenn sie nur noch alle in Reih' und Glied stünden und tapfer für die Sache arbeiteten! Es genügt nicht, daß wir Kräfte ausbilden,

sondern wir müssen danach trachten, daß wir sie uns auch erhalten. Wir brauchen erfahrene Männer in der Schule, Männer, die mit Ehren graues Haar tragen, an denen das junge Geschlecht emporschaut und die in den Lehrerversammlungen den Ton angeben.

Ein schönes Bild hiervon war unser Präses Säger.

Das Haschen nach jungen, wenn möglich auch noch ledigen Leuten, selbst von solchen Gemeinden, die so situiert sind, daß sie wohl einen erfahrenen Mann mit Familie besolden könnten, ist entschieden verkehrt.

Da nun thatsächlich solche junge Kräfte bei uns in großer Nachfrage stehen, aber in nur geringer Anzahl jährlich ins Amt entsandt werden können, so verfällt man in den noch verkehrteren Brauch und stellt an die so wichtige Stelle eines Gemeindelehrers, weibliche Personen an, nur aus Sparsamkeitsrücksichten. Es mag ja in gewissen Fällen und unter besonderen Umständen gerechtfertigt werden können, allein eine Ausnahme sollte nie zur Regel werden.

Im Interesse der Gesamtsynode und zu deren Ehre hoffe ich zu Gott, daß das Lehrerseminar zustande kommt, ehe noch solche Anstalten errichtet werden, die sich die specielle Ausbildung weiblicher Kräfte für den Schuldienst zur Aufgabe machen wollen.

Was wir brauchen, sind Männer, im Schuldienst erfahrene Männer, die bis zum Lebensabend treu auf dem Posten ausharren.

Dazu könnte auch wesentlich beitragen, daß man solche, die nun das Lehrerseminar absolvieren, auch eingesegnet, ähnlich, wie man die Predigerzöglinge ordiniert, und sie vor Gott durch Handauflegung auf das Amt verpflichtet und somit dieses Amt in der einzelnen Gemeinde, sowie in der Synode hoch hält.

Man weiht ja heutzutage Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser, Glocken, Orgeln, Kirchhöfe und deren Thüre und Thore ein; auch segnet man Diakonissinnen ein. Warum segnet man denn die Lehrer nicht ein? Man bildet Lehrer aus, führt sie auch nach der Berufung in den einzelnen Gemeinden kirchlich ein, — auch nicht überall — aber von einer Einsegnung und Amtsverpflichtung, durch irgend welchen feierlichen Akt, habe ich wenigstens bei meinem Abgang aus dem Seminar nichts erfahren.

Auch dadurch, daß man die Lehrer als Glieder in die Synode aufnimmt, zumal als beratende, oder mit begrenztem Stimmrecht, kann die Sachlage wenig verbessert werden, zumal sich viele Schwierigkeiten und Bedenken darüber erheben. Es kann vollständig genügen, wenn sie würdige und thätige, stimmberechtigte Glieder eines integrierenden Teils der Synode sind. Wenn jeder in seinem Teil treu und gewissenhaft arbeitet und keiner vergißt für den andern zu beten, so muß des Herrn Sache, an der wir stehen, gedeihen, zum Heil und Segen vieler unsterblicher Seelen.

Wollen nicht alle Brüder diesen Gedanken im Herzen bewegen und Mut fassen, damit endlich alle sich am Herzen der Synode wiederfinden und sollte nicht ein jeder ihre Sache zu der seinigen machen?

Ich meine, es sollte das nicht zu schwer erscheinen. Betrachten wir uns als Diener der Gemeine, deren Haupt Christus ist, dem wir in letzter und höchster Instanz Verantwortung schuldig sind.

Aus diesem Pflichtbewußtsein heraus wird die rechte Treue, auch im kleinen, erwachsen, sodaß ein jeder nach den Gaben und Kräften, die ihm Gott verliehen, in seiner Stellung seine ganze Persönlichkeit einsetzt, damit einer dem andern Handreichung thue zum gemeinen Nutzen.

Johann Amos Comenius Forderungen an die Erzieher.

Von Lehrer A. Breitenbach.

Comenius unterscheidet Lehrer und eigentliche Erzieher. Letztere sind die Eltern des Kindes oder deren Stellvertreter, als Vormünder, Pfleger, Ammen, Kinderwärterinnen.

An sie wendet er sich ganz besonders in dem „Informatorium der Mutterschule." Er hält den Eltern das Werk der Erziehung als eine heilige Pflicht vor, weil die Kinder die teuerste Gabe Gottes und der Eltern edelste Kleinodien sind; denn die Kinder werden den Eltern zu besonderem Eigentum gegeben. Damit hat Gott selbst die Eltern zu seinen Gehilfen verordnet, daß sie ihm die Kinder sollen zuführen.

Das erfordert aber Arbeit und große Sorgfalt! Die Mütter sollen selbst, wenn irgend möglich, das Kind in der ersten Zeit seines Lebens großziehen. „Sämtliche Erzieher des Kindes haben nicht bloß auf das Thun des Kindes, sondern vor allem auch auf ihr eigenes zu sehen, und sich der Mäßigkeit, der Ehrerbietigkeit gegen einander, des Gehorsams und der Wahrhaftigkeit zu befleißigen" (Inf. d. M. Kap. 9).

Desgleichen wird von den Eltern wahre Gottesfurcht verlangt zum Vorbild für die Kinder. (Kap. 10). In allen Stücken müssen die Eltern den Kindern ein Muster sein und zugleich die rechte Weise wissen, die Kinder zur Nacheiferung zu reizen, und endlich sollen sie denselben rechte Anleitung geben zu nützlicher Thätigkeit und zur Erwerbung von Kenntnissen.

Im ersten Lebensalter ist den Kindern noch besonders viel Pflege von nöten. Darum sagt Comenius: „Ich rate nicht, daß man vor dem sechsten Jahre ein Kind aus der Mutter Schoß entlassen und dem Präceptor zur Unterweisung überantworten soll, um folgender Ursache willen:

Das noch zu kindische Alter bedarf mehr Wartung und Aufsicht, als ein Präceptor, welcher einen ganzen Haufen Kinder in seiner Fürsorge hat, dem genug thun könnte. Darum ist ihnen in der Mutter Schoß noch viel besser. (Kap. 11). Werden aber die Kinder größer, so müssen sie mehr in die Wissenschaften und Künste hineingeführt werden. Das bereitet den Eltern oft große Schwierigkeiten. Viele sind nicht tüchtig dazu, andere sind mit sonstigen Geschäften überhäuft, und noch andere sind nur allzu nachläßig. Darum sind die Kinder jetzt den Schulen und Lehrern zu übergeben. Aber die Einführung in die Wissenschaften ist nicht die einzige und alleinige Aufgabe der

Schulen; vielmehr sagt Comenius: „Eine vollkommen ihrem Zweck entsprechende Schule nenne ich die, welche eine wahre Menschenbildungsstätte ist, wo der Geist der Lernenden in den Glanz der Weisheit eingetaucht wird, behend zu durchdringen alles Offenbare und Geheime; wo das Gemüt und seine Regungen zu vollem Einklang der Tugenden hingeleitet, das Herz von der göttlichen Liebe angeblickt und so ganz gesättigt wird, daß schon hier unter dem Himmel ein wahres himmlisches Leben zu führen sich gewöhnen, welche christlichen Schulen zur Einführung in die wahre Weisheit übergeben worden sind: mit einem Worte, wo Allen Alles gemein gelehrt wird.“ (D. m. XI. 1.)

Schon die Schule als solche übt einen belebenden Einfluß aus auf die Schüler durch den gegenseitigen Verkehr, durch den Wetteifer und die stete Vergleichung. Je mehr Schüler beisammen sind, desto stärker wird der Einfluß an Lehrenden und Lernenden sein und sichtbar werden. Hunderte und mehr Schüler, sagt Comenius, werden mit Leichtigkeit von einem Lehrer gleichzeitig geleitet werden können, so daß allen volles Recht und ausreichende Berücksichtigung wird (D. m. XIX.).

Jedoch muß der Lehrer nur eine Klasse (Abteilung) und jede Klasse nur einen Lehrer haben, damit Lehrer und Schüler sich ganz und gar kennen lernen und innig mit einander verbunden werden. (D. m. XVII, XIX.).

Ferner müssen die Lehrer ein leutseliges und gewinnendes Wesen haben, und durch liebenswürdige Behandlung das Herz der Schüler zu fesseln suchen, daß dieselben „vielleicht lieber in der Schule als zuhause sein wollen.“ (D. m. XVII.).

Jedoch darf auch der nötige Ernst nicht fehlen, der mahnende Blick, das strafende Wort, die abschreckende Züchtigung, jedes soll zur rechten Zeit und in der rechten Weise angewendet werden. Der Sachen, die der Lehrer den Kindern zu übermitteln hat, soll er voll und ganz Herr sein. „Wer gut unterscheidet, lehrt gut.“ Aber die ernsteste und allerwichtigste Forderung des Comenius schließt das Wort in sich:

„Dann erst werden unsere Schulen wahrhaft christliche sein, wenn wir uns Christo möglichst ähnlich machen.“ (D. m. X. 16.)

Kirchliche Rundschau.

Ueber die Generalkonferenz der bischöflichen Methodistenkirche ist nach späteren Nachrichten noch einiges zur Vervollständigung des Artikels in der letzten Nummer nachzutragen. Was die dort bereits erwähnte Ansprache der Bischöfe betrifft, so können wir natürlich nicht alle Punkte, auf die sie eingeht, namhaft machen. Interessant ist es, daß auch hier das Wachsen der verschiedenen Arten von Blättern die Aufmerksamkeit der Bischöfe auf sich gezogen hat. Wir geben die betr. Sätze wörtlich wieder.

„Neben den autorisierten Zeitschriften der Kirche sind viele lokale und private unabhängige Blätter ins Leben gesprungen, welche beanspruchen, methodistisch zu sein. Seitdem die General-Konferenz von 1884 die Bischöfe autorisierte, „Editoren von unoffiziellen Blättern oder Magazinen, welche im Interesse der Bisch. Meth.-Kirche publi-

ziert werden, als solchen eine Bestellung zu geben," hat sich ihre Zahl noch vermehrt. Es läßt sich bezweifeln, ob diese Autorisation, welche beabsichtigt war, diesen Punkt zu bewachen, indem die Zustimmung der betreffenden jährlichen Konferenzen zur Bedingung gemacht wurde, dem Zweck der General-Konferenz entsprochen hat. Anbetrachts der augenscheinlichen Thatsache, daß die beispiellose Vermehrung dieser unoffiziellen Blätter die Cirkulation unserer autorisierten Publikationen unter unserem Volke mehr oder weniger beeinträchtigen muß, finden wir uns zu der Erklärung genötigt, daß die Ausführung dieser disciplinarischen Bestimmung wegen ihrer zu allgemeinen Anwendung sowohl die Bischöfe in Verlegenheit bringt, als dem Werke hinderlich gewesen ist. Dieser Gegenstand wird ohne Zweifel sorgfältig von euch erwogen werden.

Unter diesen unabhängigen Zeitschriften befinden sich einige lokale Blätter, welche aus den besonderen Bedürfnissen solcher Gegenden hervorgegangen zu sein scheinen, die mehr oder weniger entlegen und isoliert sind. Sie beanspruchen bereits die Anerkennung der jährlichen Konferenz in ihrer betreffenden Sektion. Mit dem zunehmenden Vermögen der Buchanstalt mag es weise sein, der Entfremdung unserer Leute von unserer autorisierten Litteratur dadurch entgegenzutreten, daß Vorkehrungen getroffen werden, für die Bedürfnisse dieser Sektionen zu sorgen."

Sodann verbreitet sich die Botschaft über den Erfolg der letzten vier Jahre, der als ein sehr bedeutender und befriedigender erklärt wird. Was über Inspektionsreisen und die Abwesenheit von „Besorgnis erregenden Spaltungen" gesagt wird, brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Der „geistliche Zustand der Kirche" wird von den Bischöfen der Kirche durchaus nicht in pessimistischem Lichte beschaut. „Wir neigen uns," heißt es da, „zu der Ansicht, daß trotz der vielen vorhandenen Übel die Kirche und die allgemeine menschliche Gesellschaft dennoch vorwärts schreiten, einer besseren Zukunft entgegen. Kein Zeitalter kommt dem unsrigen gleich in erfolgreichem Forschen nach Wahrheit und in den gesegneten Errungenschaften, die der Wahrheit entspringen. Die allgemeine Kirche verrichtet mehr ernste, praktische Reichsgottesarbeit, denn je zuvor; es ist mehr Intelligenz auf der Kanzel und im Kirchstuhl; das der Kirche auferlegte Werk wird besser verstanden und ausgeführt, denn je. Wenn auch weniger Minze-, Till- und Kümmeleifer, so findet sich doch heutzutage mehr Liebe und Liebesthätigkeit und weniger Bigotterie und Intoleranz. Die verschiedenen Denominationen rücken sich näher und arbeiten mit zunehmender Harmonie Hand in Hand. Wird auch etwas weniger Gewicht gelegt auf das Gefühl in christlicher Erfahrung, so findet sich dafür mehr Standhaftigkeit in der Religion." —

Die Zahl der Glieder wird auf 2,292,614 angegeben gegen 2,093,935 im Jahre 1888. — Die Berichte über die Abstimmungen in der „Frauenfrage" weisen im allgemeinen ein Votum zu gunsten der Frauen nach sowohl als „Laiendelegaten zu den Elektoral- und Laien-Konferenzen," wie als Delegaten zur Generalkonferenz. Nicht ebenso günstig war die allgemeine Abstimmung über Vermehrung des Laienelements in der Generalkonferenz. In dieser Hinsicht betrug die Zahl der ablehnenden Stimmen fast doppelt so viel als die der bejahenden.

Über Kircheneigentum und Kollekten wird berichtet, daß der Wert des ersteren von $80,812,792 im Jahre 1888 auf $98,134,113 und die Zahl der Kirchen von 20,775 auf 23,395 gestiegen sei. Von den Kollekten seien nur die für Mission (innere und äußere) genannt. Die Jahres-Kollekte 1877/88 betrug $916,924; die von 91 auf 92 dagegen $1,251,059. Die Gesamtsumme der 4 Jahre 84—88 betrug rund 6,000,000, von 88—92 rund 8,000,000.

Über das Predigtamt und die theologischen Schulen werden Dinge gesagt, die nicht bloß für die Methodisten beherzigenswert sind. Es heißt da: Unsere theologischen Schulen erfordern eure sorgfältigste Aufmerksamkeit. Zunächst gilt es, strenger zu wachen gegen die Zulassung ungeeigneter Personen. Das gebildete Element unserer Gliederschaft wird sich nicht auf die Dauer mit einem ungebildeten Predigtamt zufrieden geben. Selbst die treueste kirchliche Loyalität ist nicht imstande, den Widerwillen zu überwinden, welcher erregt wird durch Anhörenmüssen von Predigern, welchen die

nötige Bildung zur Belehrung der Gemeinde abgeht. Wir müssen der Nachfrage nach einem gebildeten Predigtamt Rechnung tragen. Kein anderes ist der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit gewachsen; doch müssen wir je länger je mehr Gewicht legen auf die göttliche Befähigung dazu durch persönliche Heilserfahrung."

Über die Prediger wird gesagt: „Was unserer Kirche jetzt not thut und für alle Zukunft vonnöten sein wird, das sind charakterstarke, gottgeweihte, ernste Männer, die das Evangelium aus Überzeugung und Erfahrung predigen und die solch einen Reichtum in dessen großen Heilswahrheiten finden, daß sie nicht dadurch ihr heiliges Amt entweihen, daß sie sich populär zu machen versuchen durch evangeliumsarme Kunstprodukte an Stelle des lauteren Wortes vom Kreuze; Männer, die dermaßen im hohen Beruf der Seelenrettung aufgehen, daß sie nicht den Mantel nach dem Winde hängen oder herabsinken können zu bloßen sensationellen Demagogen. Männer brauchen wir, deren Eifer um die Wahrheit ihnen keine Zeit läßt zum Faullenzen, und die jene Weihe, welche sie nur denen aufprägt, welche im innigsten Zusammenhang mit Gott stehen, an sich tragen und mit sich hinauf auf die Kanzel und hinaus unter das Volk, wo sie mit ihm in Berührung kommen, auf den Marktplätzen und in den Wohnungen. Mit bloßen Anstellungsuchern, mit faulen Knechten nnd hohlen Maulhelden ist der Kirche nicht gedient an ihren Altären, am Steuer und an ihren Wachttürmen. Männer muß sie haben, geistesstarke, mannhafte, überzeugungstreue, ernste Männer, die leben und sterben können für die Wahrheit; keine Treulose, keine, die müßig am Markte stehen, die nur an sich denken und stets mit dem Fernrohr nach allen Richtungen spähen, ob sich nicht irgend eine Gelegenheit biete zur Höherbeförderung, oder zu sonstigem persönlichem Vorteil; Männer, deren Geist sich mit den erhabensten Dingen befaßt, und die selbst an innerem Wert und Seelenadel wachsen, indem sie bemüht sind, die Menschheit zu heben und am Aufbau des Reiches Gottes mitzuhelfen.

In Beziehung auf die nicht englisch redenden Zweige der Methodistenkirche sagt der Bericht: „Als Kirche ist es unser Ziel, allen Klassen der Bevölkerung ein Segen zu sein. Obwohl wir Gottesdienste in den Sprachen vieler verschiedener Nationalitäten halten, so streben wir doch die baldige Amerikanisierung aller an, welche in das Bereich unseres kirchlichen Lebens und Einflusses kommen. Den Grundsatz, die Eingewanderten zu ermutigen, mit ihren Kindern fremdländisch zu bleiben in Sprache, Schule, Kirche, Geschmack und Sitte, betrachten wir beides als unweise und gefährlich. Wir predigen den Ausländern das Evangelium in ihrer eigenen Sprache und gründen unter ihnen Gemeinden, nicht um sie zu hindern Amerikaner zu werden, sondern um ihnen zu helfen Kinder Gottes zu werden, während aber gleichzeitig auch ihre Amerikanisierung fortschreiten soll. Wir müssen diesen Zweig unseres Werkes aufrecht erhalten, solange die Einwanderung fortdauert. Aber es ist kein unbedeutender Teil unserer Pflicht, die Leute, die sich um unsere Altäre scharen, anzuweisen, daß, wenn sie Amerika zu ihrer und ihrer Kinder Heimat erwählt haben, sie in Kleidung, Sprache und Sitte sich so bald als möglich nach den Verhältnissen ihres neuen Heimatslandes richten sollten."

Es ist nicht verwunderlich, wenn manche der deutschen Methodisten von diesem Minimum von Anerkennung und Aussicht auf die Zukunft sehr wenig erbaut waren. Merkwürdig ist allerdings, daß man sich der Chineseneinwanderung annahm, von der man, wie es scheint, keine Gefahren befürchtet.

Aus den Beschlüssen, der letzten Tage jener Konferenz wäre noch zweierlei zu berichten. Zunächst die Aufrechthaltung der Beschränkung der Thätigkeit eines Predigers auf höchstens fünf Jahre an ein nnd derselben Stelle und dann ein Beschluß höchst sonderbarer Art in Beziehung auf die Frauenfrage. Das Komitee für Rechtsfragen hatte nämlich erklärt, daß unter dem Worte Laien, soweit es sich um die Delegaten zur Generalkonferenz handle, nur Männer verstanden sein könnten. Diese Bestimmung wurde, obwohl sie thatsächlich richtig ist, dennoch angefochten und von einem schlauen Führer in der Frauensache der Zusatz zur Konstitution beantragt, daß die Laiendelegaten zur Generalkonferenz Männer sein müssen. Sollte dieser Zusatz nicht durchgehen, so müßten auch Frauen zugelassen werden. War schon dieser Antrag, etwas längst Bestehendes

noch einmal zu beschließen, etwas höchst sonderbares, so ist es sicher noch befremdlicher, daß die Generalkonferenz auf die Sache eingegangen oder vielmehr hereingefallen ist. Ob Unfähigkeit, den doch etwas plumpen Kunstgriff zu durchschauen, oder Nachlässigkeit oder sonst was zu Grunde lag, wird sich natürlich nicht bestimmen lassen. Jedenfalls aber hat sich die Konferenz mit diesem Beschluß keine Ehre gemacht; denn sie hat gerade die Vorschriften der Konstitution, welche ein Schutz gegen übereilte und gefährliche Neuerungen sein sollten, dahin verkehrt, daß es einer Minorität möglich wird, eine der eingreifendsten Neuerungen durchzuführen, falls die Anhänger der bestehenden Ordnung nicht mehr als drei Viertel der Stimmen für sich haben; oder mit anderen Worten, die bisherige gesetzliche Ordnung darf nach dem Beschluß der Generalkonferenz nur dann fortbestehen, wenn sie drei Viertel aller Stimmen für sich gewinnen kann, während die Konstitution sagt, daß eine solche bestehende Einrichtung nicht durch eine Neuerung verdrängt werden kann, wenn diese nicht wenigstens drei Viertel aller Stimmen für sich hat; die also gegen die alte Einrichtung sein müssen.

Selbst die Befürworter der „Frauenrechte“ wie der Zions Herald in Boston wagen es nicht, diese seltsame Maßregel zu verteidigen. Dagegen geht Dr. Buckley im N. Y. Christian Advocate sehr schneidig gegen dieselben vor. Er sagt u. a.: „In den allerletzten Stunden der General-Konferenz ist durch diese Beschlußnahme eine Frage der Kirche aufgedrängt worden, welche noch gefährlicher, aufregender und zertrennender ist, als die Zulassung der Frauen zur General-Konferenz selbst gewesen wäre. Die General-Konferenz von 1792 war die erste regelmäßige General-Konferenz in der Geschichte unserer Kirche. Diejenige von 1892 wird den unbeneidenswerten Ruhm besitzen, eine Handlung vollzogen zu haben, welche unter allen vorhergehenden General-Konferenzen beispiellos dasteht, den Prinzipien zuwiderläuft, welche von allen General-Konferenzen anerkannt worden sind und welche keine andere Bezeichnung verdient, als die eines listigen Planes, um den Weg zum Umsturz zu bereiten.

Es ist dies ein Versuch, die im letzten Quadriennium gegen eine Veränderung der Konstitution abgegebenen Stimmen zu entkräften. Die Befürwortung der Zulassung der Frauen sahen, daß die General-Konferenz nicht erklären konnte, daß die Konstitution die Zulassnng der Frauen erlaube, noch angesichts der abschlägigen Abstimmung im letzten Quadriennium erklären würde, daß Frauen wählbar seien; somit verfiel man auf diesen schlauen Plan, eine Basis zu schaffen, auf welcher eine bloße Mehrheit der nächsten General-Konferenz die Zulassung der Frauen beschließen konnte.

Man hat die Veränderung von Konstitutionen absichtlich erschwert, damit bestehende Institutionen nicht hastig gestürzt, oder Trennungen und Revolutionen durch voreilige Handlungen befördert werden möchten. Die Bestimmung, welche eine Dreiviertel-Mehrheit zur Änderung der Konstitution erforderlich macht, wurde gemacht, um die Kirche in konstitutionellen Fragen vor der Beschlußnahme einer bloßen Majorität zu schützen. Durch diesen ungesetzlichen Plan will man einem Viertel aller Stimmen + 1 die Macht erteilen, die Konstitution umzustürzen. Diejenigen, welche in ihrem Versuch, eine Veränderung der Konstitution herbeizuführen, geschlagen wurden, wollen nun, da sie eine (bloße) Stimmenmehrheit besitzen, diejenigen, welche ihr konstitutionelles Recht ausgeübt haben, der Früchte ihrer Abstimmung berauben.

Durch solche Mittel könnte jede einzelne der Einschränkungsregeln vernichtet werden..... Wenn die Kirche diese Handlung gutheißt, dann hat sie keine Konstitution mehr, noch hat sie eine gesunde moralische Einsicht in die Bedeutnng ihrer Handlung.—

Wie läßt sich diese General-Konferenz-Handlung erklären? Viele der Delegaten haben die Sache nicht verstanden. Es gab keine Gelegenheit, sie genügend zu erklären. Die Vorfrage war gestellt worden. Das Amendement war nicht im Drucke erschienen. Eine große Anzahl meinten, es handle sich bloß um eine erneuerte Unterbreitung der Frage, wie man im letzten Quadriennium über sie abgestimmt hatte. Man hörte einige Wenige sagen, daß diejenigen, welche die Veränderung der Einschränkungsregel durch eine Stimmenzahl von mehr als einem Viertel verhindert hatten, nun ihre eigene Medizin einnehmen sollten. Aber darin waren sie im Irrtum. Denn die von der

General-Konferenz von 1888 verordnete Medizin wurde gemäß der Konstitution verfertigt. Diese aber ist eine Giftdosis, nicht für die, welche gegen eine Veränderung der Konstitution stimmten, sondern für die Kirche selbst. Sie ist in der That ein grober und schwerer Mißgriff, welcher, wenn nicht repudiiert, unsere Disciplin an der Quelle vergiften, das Vertrauen in die kirchliche Konstitution und die Achtung vor ihren Gesetzen vernichten wird."

Daß der Bruch in der Partei in der positiven Union in der That durch die in der letzten Nummer erwähnte Versammlung nicht geheilt ist, hat sich bereits herausgestellt. Denn in dem Organ dieser Partei verwahrt sich ein Glied derselben energisch gegen die in dem Antrag Stöckers liegende Zumutung einer Reorganisation, die mit der Ausstoßung vorzüglicher persönlicher Kräfte beginne. „Eine Organisation, die mit solcher Purifikation begonnen wird," — heißt es — „trägt das moralische Todesurteil, den Todeskeim in sich, sie ist eine moralische Desorganisation, — wir machen sie nicht mit. —"

Es wird nun freilich darauf ankommen, wie groß die Zahl derer ist, die nicht mitmachen. Ist sie sehr groß, dann kann Stöcker die Partei eben nicht beherrschen. Ist sie sehr klein, dann muß sie sich entweder fügen oder austreten.

Eine Teufelsaustreibung, die in der Zeitungspresse viel Aufsehen erregt hat, ist in Wemding in Bayern vorgekommen. Der offizielle Bericht des Kapuzinerpaters Aurelian, den er für sein Kloster und für das Provinzialarchiv verfaßt hat, ist irgendwie in die Kölner Zeitung geraten, ehe er abgelagert genug war, um für die Öffentlichkeit reif zu sein. Hätte er erst 100 Jahre gelegen, so hätte man an der Hand des „authentischen Berichtes" das Wunder „unwiderleglich" nachweisen können. „Nach diesen Bericht konnte der zehnjährige Sohn Michael der Müllersleute Zilk seit Februar v. J. kein Gebet mehr hören oder sprechen, ohne in Wutausbrüche zu verfallen, seine Eltern zu mißhandeln u. dergl. Hülfe wurde vergeblich in Anspruch genommen. Da auch wiederholte Benediktionen eines Pfarrers nichts fruchteten, suchte man endlich das Kapuzinerkloster auf. Auch hier halfen Benediktionen und Exorcismus nichts. Im Mai suchte der Vater des Knaben um eine Unterredung bei dem zufällig in Wemding anwesenden Bischof Pankratius Dinkel von Augsburg nach, der sich ebenfalls überzeugte, daß hier kein Betrug obwalte, sodaß der Pater Aurelian zur feierlichen Austreibung schritt, die denn auch schließlich von günstigem Erfolg war. Als Ursache der Krankheit gab man an, daß den Knaben eine Protestantin verflucht habe. Die protestantische Bevölkerung war nämlich erbittert auf die Zilkschen Eheleute, da sie ihre anfangs evang. Kindererziehung (die Mutter ist evangelisch) mit der katholischen vertauscht hatten. Der Knabe hatte geäußert, er sei durch den Genuß von „Hutzeln," die ihm jene Frau zu Fastnacht gereicht, besessen geworden. Das Ehepaar hat sich nun nach kath. Ritus nochmals trauen lassen, und an den Kindern wurden „die Taufceremonien wieder nachgeholt!" Nur der besessene Knabe leistete Widerstand, sodaß ihn „sechs starke Männer nicht bändigen konnten." Auch die Mutter wird demnächst übertreten. So der Inhalt des Berichts des Kapuziners.

Etwas über die Sache zu sagen, wird wohl schwerlich nötig sein. Da Pater Aurelian bei der Teufelsaustreibung mit Genehmigung der Bischöfe von Augsburg und Eichstädt gehandelt hat, so ist er ja vollkommen gerechtfertigt. Auch das protestantische Konsistorium, das sich gegenüber den Verdächtigungen der Protestanten auf Hexerei um die Sache gekümmert hat, wird bei dem gegenwärtigen Stande der bayrischen Kirchenpolitik nichts ausrichten und der Teufel, der seine Schuldigkeit gethan und der römischen Kirche auf etwas indirektem Wege zu einigen Seelen mehr verholfen hat, ist ausgetrieben und kann gehen.

Die Grundsteinlegung zu einem Predigtsaal für Hofprediger Stöcker hat am 22. März stattgefunden. Das Gebäude wird auf dem Grund und Boden der Berliner Stadtmission errichtet. Der Predigtsaal soll im romanischen Stil in Backsteinbau ausgeführt werden und mit seinen Emporen 2,500 Personen fassen. In eine Chornische kommt der Altar zu stehen. Die Kanzel ist so eingerichtet, daß sie auf Schienen hin und her geschoben werden kann. Bei Gottesdiensten wird sie aus der Chornische her-

vorgeschoben, bei geselligen Feiern dagegen wird sie in der Nische bleiben und diese selbst durch eine bewegliche Wand von Wellenblech abgeschlossen. Das Ganze soll auf etwa 200,000 Mark zu stehen kommen, wovon etwa 180,000 gesichert sind.

Der Jesuitenorden zählt nach der letzten Statistik 12,974 Mitglieder. Davon entfallen auf Italien 1763, auf Frankreich 2863, auf Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Holland, welche drei Länder eine Provinz des Ordens bilden, 3476, auf Spanien 2570, auf England (mit den Kolonien) 2307. Als General Beckx im Mai 1853 die oberste Leitung in die Hand nahm, zählte der Orden 5209 Mitglieder in 10 Provinzen; bei seinem Abgang war er auf 11,480 Mitglieder in 19 Provinzen herangewachsen. Anfang 1891 aber zählte er die stattliche Zahl von 12,745 Mitgliedern in 23 Provinzen und drei selbständigen Missionen. Die Leitung des über die ganze Erde ausgebreiteten Ordens liegt ausschließlich in den Händen des Jesuitengenerals, dem jenes Mitglied zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist. Ihm zur Seite steht ein Kollegium von 12 Professen und 10 Laienbrüdern, die jede Woche unter dem Vorsitz des Generals zu einer Konferenz zusammentreten; immer aber entscheidet in letzter Instanz der General, ohne daß eine Appellation möglich wäre. Die letzten Generale des Ordens haben, seit die italienische Regierung das prächtige Kloster del Gesu in Rom an sich gezogen hat, in Fiesole bei Florenz ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Solange der Orden besteht, hat noch kein General der französischen Nationalität angehört.

Von dem verstorbenen Jesuitengeneral Anderledy erzählt ein altkath. Blatt, ohne für die Richtigkeit bestimmt bürgen zu wollen, Folgendes. Die Abtei Maria Laach gehörte früher einem evang. Besitzer. Als dieser bei den Verkaufsverhandlungen den damaligen Provinzial Anderledy, der an der Kleidung nicht zu erkennen war, fragte, ob die Gebäude auch nicht etwa als Mönchskloster dienen sollten, verneinte dieser, und rechtfertigte sich später damit: die Gesellschaft Jesu sei ja kein Mönchsorden, sondern eine societas; sie habe ja keine Klöster, sondern nur Kollegien!

Dagegen kommt ein anderer Bericht über dieselbe Persönlichkeit aus völlig unantastbarer Quelle, und zeigt deutlich, wie man im Jesuitenorden über eine derartige „Klugheit" urteilt. Es berichtet der Jesuit A. Baumgartner in den „Stimmen aus Maria Laach" ein gleich würdiges Stückchen. Als am 14. November 1847 die freiburger Truppen vor der Tagsatzungsarmee kapituliert hatten, wurde Anderledy auf seiner Flucht von einem Trupp waadtländer Soldaten angehalten. „Sie sind Jesuit!" schrie man ihm wütend zu. „Was verstehen sie unter Jesuit?" fragte der Flüchtling. Die Saldaten entwarfen nun eine derartige Schilderung von einem solchen „Scheusal," daß der verkleidete Scholastiker glaubte mit entsprechender Entrüstung jene Bezeichnung von sich weisen und entschieden beteuern zu dürfen, er sei kein solches Scheusal. Das rettete ihn; die Soldaten ließen ihn laufen!

Der Odd-Fellow-Orden hat am 27. März die große Halle des von ihm in der Alten Jakobsstraße in Berlin erbauten neuen Logenhauses eingeweiht. Die Einweihung wurde mit einem großen Einzug eröffnet. Dann hielt nach einem Orgelvorspiel der Großmeister der Provinz Brandenburg eine begrüßende Ansprache, die mit ritueller Weihe der Halle schloß. Die Festrede hielt der Exgroßmeister, worauf verschiedene Spenden überreicht wurden. Ein Gebet des Großkanzlers und gemeinsamer Gesang beschloß die Einweihung. Bei der Einweihung der Oddfellow-Halle wird in einer Liturgie der 122. Psalm aufgeführt: Großmeister: Ich freue mich, daß mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen. Chor: Unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem. Großmeister: Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll. Chor: Da die Stämme hinaufgehen sollen 2c. Was von dem Stamme Israel gelte, heißt es in den Handbüchern der Odd-Fellows, gelte auch von diesem Orden. Gott wählte Abraham aus; Israel war das auserwählte Volk. Sie sollten "odd-fellows" sein unter den Völkern ringsumher. Sie sollten deshalb auch eine besondere Verfassung, einen besonderen Gesetzeskodex, einen besonderen Gottesdienst haben. Und das wird alles auf dies besondere Volk, auf die Odd-Fellows angewen-

det! — Da wäre es freilich besser gewesen, der Orden hätte seinen Charakter als Geheimbund besser gewahrt. Denn derartige Verkehrungen können nicht einmal Anspruch machen, wenigstens „geistreicher Unsinn“ zu sein.

New York besitzt die größte Anzahl Juden unter allen Städten der Erde. Philipp Cowen, der mit dem Census der Juden in New York im Jahre 1890 betraut war, giebt die Zahl derselben in dem Quartier zwischen der Bowery und südlich der 14. Straße auf 35,000 an; in allen übrigen Stadtteilen kommen noch 40,000 hinzu. Daß diese Aufnahme nicht genauer ist, rührt daher, daß der Census die Religion unberücksichtigt läßt und Erkundigungen an dessen Stelle treten müssen. Im April 1890 wurden vou jüdischer Seite selbst in New York gerechnet: 50,000 aus Polen und Rußland, 50,000 aus Deutschland, 25,000 aus Rumänien, 25,000 aus Ungarn und 25,000 aus anderen Ländern stammende Juden, zusammen 200,000. R. Frank, Sekretär der jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten in New York, rechnet im Februar 1891 in New York 250,000 Juden, zu denen im Laufe des Jahres noch etwa 50,000 hinzukamen. Im Jahre 1890 landeten in New York 32,321 Juden, von denen 28,970 in der Stadt blieben. Es befanden sich unter den Eingewanderten 25,154 auß Rußladd, 6056 aus Österreich, 506 aus Rumänien, 517 aus Deutschland 2c. Die Zunahme ist noch immer infolge der Austreibung der russischen Juden im Wachsen. Die ersten Juden langten 1634 aus Brasilien in New York an.

Schulnachrichten.

Konferenzarbeiten.

Auf der diesjährigen Konferenz des „Deutschen evang. Lehrervereins,“ welche am 19. Juli in Chicago zusammentritt, werden folgende Arbeiten zur Besprechung gelangen:

1. Referat. Wie erhält sich der Lehrer seine Berufsfreudigkeit? Lehrer H. Raukohl.
2. Referat. Hebung der Gemeindeschule. Lehrer J. König.
3. Unterrichtsprobe. Das achte Gebot. Du sollst nicht stehlen. Lehrer J. Bollens.
4. Unterrichtsprobe. Behandlung des Gedichtes: „Des Steuermannes Sohn,“ für die Oberstufe. Lehrer H. Thoms.

Büchertisch.

Von Lehrer E. W. Gr. Houston, Tex., wurden mir freundlicher Weise einige Probehefte der Monatsschrift: **„Neue Bahnen“** zugeschickt. Dieselbe soll eine Ergänzung zu jeder Schul- und Lehrerzeitung sein nnd tritt ein für „eine zeitgemäße Gestaltung der Jugendbildung“ und wird von Johannes Meyer in Gotha herausgegeben. Besten Dank. Soll besorgt werden.

„Der Amerikanische Chorsänger,“ von Past. J. R. Lauritzen, Knoxville, Tenn., herausgegeben, ist eine sehr reichhaltige und gediegene Sammlung für gemischte Chöre. Der Preis ist sehr niedrig, und da die Sammlung in einzelnen Heften zu haben ist, so kann sie leicht jedem Chor zugänglich gemacht werden. Wir empfehlen sie unsern Chören bestens.

Der Amerikanische „Sängergruß,“ das Organ des „Amerikanischen christl. Sängerbundes,“ zu welchem viele unserer evangelischen Kirchenchöre gehören, ist bereits in fünf Nummern erschienen, mit je einer Notenbeilage für gemischte- und Männerchöre. Er sollte von allen Chören fleißig gelesen werden, denn er bietet des Interessanten und Lehrreichen in reicher Fülle. Die Musikbeilage allein ist schon vielmehr wert als der Abonnementspreis von bloß 25 Cents das Jahr für Bundesmitglieder. Nur mutig voran, lieber Dr.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. August 1892. Nro. 8.

Die Wichtigkeit der Ordination zur Erlangung des heil. Predigtamtes.

Referat von Prof. E. Otto.

Die mir zur Behandlung vorgelegte Frage scheint eigentlich von keinem näheren, wenigstens von keinem praktischen Interesse für unsere Versammlung zu sein. Wir Pastoren sind ordiniert und wollens nicht noch einmal werden. Wir denken natürlich mit einer gewissen pietätvollen Ehrfurcht und Dankbarkeit an den Tag unserer Ordination zurück, ähnlich, wie wohl jeder evangelische Christ an den Tag seiner Konfirmation zurückdenkt. Wir sind uns bewußt, segensvolle Eindrücke empfangen und heilige Verpflichtungen übernommen zu haben; aber so heilsam die Erinnerung an dies alles sein mag, so gehört sie doch mehr in die Stille der Betrachtung als in die Öffentlichkeit einer Versammlung, die nicht vorwiegend die Aufgabe hat, zur Erbauung zu dienen. Auch geht ja die Aufgabe unseres Themas nicht dahin, von der Wichtigkeit zu reden, welche die Erinnerung an die Ordination für die Führung des Predigtamtes haben soll, sondern um die Erlangung des Predigtamtes soll sich's handeln, und die liegt hinter uns. Die Vertreter aus den Gemeinden unter uns mögen sagen: die Ordination ist eine Pastorensache davon wissen wir nichts, und welche Wichtigkeit sie für dieselben haben mag, das mögen sie für sich beherzigen.

Es ist sonach eigentlich eine Frage, die nicht den einzelnen Pastor oder das einzelne Gemeindeglied als solche angeht, sondern es ist so zu sagen eine Frage des Kirchenregiments, und irren wir nicht, so werden es ja auch die Räte des Regiments, oder bescheiden gesagt, der Verwaltung sein, die dem ehrw. Leiter unserer Versammlung auf die Aufstellung dieses Themas geführt haben. Wir dürfen eben die Behandlung der Frage, obgleich sie jeden einzelnen nur ein klein wenig angeht, doch nicht von der Hand weisen, wie es mit der Ordination zu halten sei, als sei dies „dem Herrn Präses seine Sache;" sondern bei uns ist ja eben die Kirche eine sich selbst regierende Gemeinschaft, und eine Synodalversammlung ist ein Stück vom Kirchenregiment, und hat darauf zu sehen, daß alles ehrlich und ordentlich zugehe.

Es bedarf keiner gelehrten Einleitung, um auseinanderzusetzen um was es sich handelt. Die Ordination, die feierliche Einsetzung in das heilige

Predigtamt ist so alt als das Predigtamt und das christliche Gemeindeleben selbst; in der Ordination liegt die Hochschätzung ausgesprochen, welche die christliche Gemeinde von dem Predigtamte hat. Wo wahres christliches Gemeindeleben ist, da ist auch die Überzeugung vorhanden, daß die Verwaltung des Predigtamtes eine hohe Aufgabe und Würde ist, (davon gilt: „wer ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstliches Werk,") daß zu derselben eine geistige und sittliche Befähigung gehört, die auch bei kräftigem Wirken des Geistes in der Gemeinde, nicht jedem Christen als solchem, eigen ist, („Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein;" „die Hände lege niemandem bald auf") daß sie also nur solchen Personen zu übertragen ist, denen diese geistige und sittliche Befähigung mit wohlgegründeter Überzeugung zugetraut werden darf, daß aber endlich bei aller Sorgfalt die auf die Erwerbung und Pflege dieser Befähigung verwendet sein mag, eine Weihe und Kraftmitteilung dazu gehört, welche Menschen nicht gewähren können, sondern die vom Herrn der Kirche zu erbeten ist. Es ist daher erklärlich und in der Ordnung, daß die Christenheit die Handlung der Ordination von Anbeginn als eine hochfeierliche betrachtet hat, bei der sie sich der Gegenwart des Herrn mit dem Reichtum seiner Gaben insonderheit bewußt werden darf. Es ist aber auch erklärlich, daß, wenn der ursprüngliche Geist, auf dessen Gegenwart und Wirksamkeit beim Vollziehen dieser heil. Handlung gerechnet war, zu weichen begann, das bloße Festhalten der Form nur dem Aberglauben eine Handhabe bot. So ist es zu gutem Teile in der katholischen Kirche geworden. Nach der Lehre derselben wird gemäß ihrer Überspannnng des Amtsbegriffes dem Empfänger der Ordination eine geheimnisvolle Begabung mitgeteilt, welche ihn über die Stufe eines gewöhnlichen schlichten Christenmenschen erhebt und ihn zum Genossen des eigentlichen Gottesvolkes auf Erden, denn das bedeutet ja das Wort Klerus, macht.

Hiernach ist für die Verrichtung irgend einer besonderen Thätigkeit des geistlichen Amtes die Ordination unerläßlich nötig. Wohl kann ja auch der Laie in der kath. Kirche das Wort Gottes im Umgange mit seinem Nächsten verkündigen, und ihm zum Troste, zur Warnung, zur Besserung reden, aber die eigentlichen Gnadenmitteilungen geschehen doch durch die heil. Sakramente, und zu der Verwaltung ist nur der geweihete Priester befähigt; nur er kann eine vor Gott gültige Vergebnng der Sünde zusprechen, nur er kann im Sakramente des Altars die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi vermitteln, nur er kann die Verbindung zweier Personen zu einer wirklichen vor Gott gültigen Ehe machen. Es wird auf diese Weise die Gewißheit ihres Heils für die Gemeindeglieder in letzter Beziehung abhängig gemacht von dem Vertrauen, das sie auf die rechtmäßige Ordination ihres Priesters setzen dürfen; sollte es sich einmal irgendwo herausstellen, daß der die Sakramente verwaltende Priester nicht rechtmäßig ordiniert worden wäre, so müßte die Gemeinde sich sagen: wir sind um die geistigen Güter, deren wir teilhaftig zu sein glaubten, betrogen; unsere Kinder sind nicht richtig getauft, die Vergebung der Sünden, die wir uns im Beichtstuhle geholt, ist nichtig, unser

Abendmahl war ein ungeweihtes Broteſſen, unſere Ehen ſind ungeheiligte Verbindungen, unſere Toten ſind mit ungeweihtem Öle geſalbt dahingefahren, alle die Meſſen, die wir für ihr Seelenheil haben leſen laſſen, ſind für nichts. Zwar würde natürlich die Kirche die Macht haben, allen dieſen Schaden wieder gut zu machen, aber doch immer nur wieder die Kirche, die Geſamtheit der übrigen Prieſterſchaft, die ja wohl, wie zu hoffen ſteht, immer die rechtmäßige Ordination in ihrem Beſitze behalten wird.

Die Reformation iſt notwendig geworden durch die traurige Erfahrung, daß auch die unzweifelhaft echt fortgepflanzte Ordination in der Chriſtenheit, die ununterbrochene apoſtoliſche Succeſſion der Biſchöfe, die Bewahrung der Heilsgüter nicht verbürgt, zu deren Verwalterin die Kirche eingeſetzt iſt. An der rechtmäßigen Ordination fehlt es nicht; die vornehmen Herrn Biſchöfe, die auf Fürſtenthronen ein weltlich Regiment führten, die oft armen und in Unwiſſenheit, Aberglauben und Unſittlichkeit lebenden Prieſter, ſie waren alle rechtlich ordiniert, konnten ihre Amtseinſetzung auf den Stellvertreter Chriſti auf Erden und durch dieſen auf den heiligen Petrus zurückführen; aber dabei wird doch der Chriſtenheit nicht dargeboten, was ſie nach Gottes Gnadenwillen zu fordern ein heiliges Recht hat, die reine Predigt des Wortes und die ſtiftungsmäßige Verwaltung der Sakramente. Da galt es zurück zu greifen von der gemißbrauchten Amtsgewalt auf den Quell derſelben. Als die Häupter des Klerus ſich dem entgegenſetzten, was Luther als die rettende Wahrheit erkannte, da hat er ſich an das Volk, an das chriſtliche Volk gewandt, aus deſſen Schoße jederzeit ein wahrhaftiges Prieſtertum wieder hervorgehen kann, weil ein chriſtliches Volk, ſo anders es eben dieſen Namen noch verdient, auch ein prieſterliches Volk iſt. „Wenn die verordneten Biſchöfe die Feinde der Kirche werden und tüchtige Perſonen zu ordinieren ſich weigern, dann ziehen die Gemeinden ihr Recht zurück; denn wo die Kirche iſt, da iſt auch das Recht zur Verwaltung des Evangeliums; deshalb iſt es notwendig, daß die Kirche ihr Recht zurückerhalte, ihre Diener zu berufen und zu weihen; Dieſe Gabe iſt der Kirche eigentümlich verliehen, und keine menſchliche Gewalt kann ſie ihr entreißen.“

Es iſt alſo die Idee des allgemeinen Prieſtertums aller Gläubigen, auf welche die Reformation zurückgreift. Dabei kann und braucht nicht geleugnet zu werden, daß Luther zumal in der erſten ſtürmiſchen Jugend ſeines Kampfes die Gegenſätze in ihrer ſcharfen Spannung geſchaut hat. Auf der einen Seite verhöhnt er die katholiſche Ordination ganz und gar: „Werden die papiſtiſchen Pfaffen ihr Prieſtertum zu beweiſen, ihre Platten und Schmier anzeigen dazu den langen Rock, das wollen wir ihnen zugeben, daß ſie ſich des Drecks rühmen, denn wir wiſſen, man möchte auch leicht eine Sau ſcheeren und ſchmieren und mit einem langen Rocke bekleiden.“ So gegründet ſeine Überzeugung war, daß die Ordination den rechten Prieſter nicht mache, ſo brauchte er doch nicht das Heilſame allgemein giltiger Formen zu verkennen. Auf der anderen Seite faßte er den Stand der chriſtlichen Gemeinde im Vergleich zu dem, was ſie nun einmal durchſchnittlich iſt, zu ideal auf, als ob

jeder Christ so vom heil. Geiste erfüllt wäre, daß er stündlich bereit wäre, für seinen Heiland zu leben und zu sterben. „Alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied als der des Amtes." „Was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon Priester, Bischof und Papst geweiht sei." Übrigens ist es ja Luthern trotz seiner idealen Auffassung des gläubigen Christen und der christlichen Gemeinde bekanntlich nicht eingefallen, daraus die Folgerung abzuleiten, daß ein jeder das Recht und die Fähigkeit habe, das Amt der Predigt und die Sakramentsverwaltung zu üben, sondern er hält der Christenheit nur dazu ihre hohe Würde vor Augen, um sie an ihre hohe Pflicht zu erinnern. Eine sich ihrer hohen Würde bewußte Christengemeinde wird gar nicht anders können als das Amt der Predigt in ihrer Mitte zu verrichten, gleichwie ein wahrhaft freies Volk nicht dadurch seine Freiheit beweist, daß es alle Ordnung verschmäht, sondern dadurch, daß es sich selbst zu regieren versteht, indem es bestimmten Personen das Regiment überträgt.

So ist denn die Übertragung des Predigtamtes eigentlich nach evang. Grundgedanken Sache der Gemeinde, und zwar speziell der betreffenden Ortsgemeinde, die den Prediger bedarf; denn wenn anders in ihr der hl. Geist durch das reine und volle Wort und die Sakramente, sowie durch seine Gaben im ungefärbten Glauben der Glieder wirksam ist, stellt sie ja in echter Weise die Idee der Kirche Christi dar, und ist dasselbe im kleinen, was die Gesamtkirche im großen ist. Es wäre ja sehr zu wünschen, daß jede Gemeinde eine solche Fülle geistigen und geistlichen Lebens in sich besäße, also daß jede jederzeit einen Mann in ihrer Mitte hätte oder mehrere, aus denen sie wählen könnte, also, daß sie zu dem Erwählten sagen könnte: sei du unser Prediger, daß keine Gemeinde in Verlegenheit sein müßte, wenn einmal ihr Prediger von ihr geschieden ist, wo sie den Nachfolger hernehmen soll, weil in ihrer eigenen Mitte niemand ist, der zu der Übernahme des Amtes fähig und willig ist. Aber das ist doch eben nur ein frommer Wunsch, auf dessen Erfüllung bei der thatsächlichen Beschaffenheit der Gemeinden nicht zu rechnen ist. Bei den Mennoniten, bei welchen sich diese Art der Fortpflanzung des Predigtamtes erhalten hat, geht es manchmal recht gut; der Träger des Predigtamts steht mitten in der Gemeinde als deren vorzüglichstes Glied, er steht im allgemeinen nicht wesentlich über dem Bildungszustand seiner Gemeinde und predigt nicht über ihre Köpfe weg, sondern nach ihrem Verständnis und Bedürfnis, und hat, da sein Amt ein Ehrenamt ist, vielfach einen größeren Einfluß als der Pfarrer in andern Kirchen. Aber es hat allerdings diese Einrichtung des Predigerstandes auch vielfach ihr Mißliches; es ist nicht nötig, das weiter auszuführen. Im allgemeinen wird sich immer herausstellen, und bei uns ist es thatsächlich so, daß die einzelne Gemeinde für sich nicht imstande ist, die nötigen Kräfte aus ihrer Mitte heraus zu erzeugen, so daß sie jederzeit Männer in ihrer Mitte hätte, die fähig und willig wären, das Predigtamt zu übernehmen; sondern es wird nötig sein, daß sich die einzelnen Gemeinden untereinander verbinden, um sich untereinander auszu-

gleichen und einander zu dienen. Eine solche Verbindung zu gegenseitiger Ergänzung ist ja nun auch unsere evang. Synode, deren Hauptaufgabe ja darin besteht, die einzelnen Gemeinden mit Dienern des Wortes und der Sakramente zu versorgen. Keine einzelne Gemeinde kann garantieren, daß sie die Männer, die sie zum Dienst im Wort in ihrer Mitte bedarf, stets aus sich selbst heraus erzeugen werde; die Voraussetzung dagegen ist, daß in der Gesamtheit der Gemeinden stets die nötigen Kräfte sich finden werden, und daß, wo sie aus der eigenen Mitte der Synode sich nicht in ausreichender Zahl finden, die geeigneten Männer aus andern Kreisen der Kirche leichter und sicherer von der Synode herangezogen und ausgewählt werden können, als dies von der einzelnen Gemeinde geschehen könnte. Die Männer, die sich zur Übernahme des Predigtamtes willig erklären, bedürfen einer besonderen Berufsbildung; dieselbe kann ihnen die einzelne Gemeinde nicht gewähren, sondern dazu hat die Synode ihre Bildungsanstalten, die dafür von den Gemeinden unterstützt und unterhalten werden müssen. Ob nun die in den Anstalten der Synode herangebildeten oder sonst aus weiteren Kreisen herbeigezogenen Männer die nötige geistige und sittliche Befähigung erworben haben, darüber kann die einzelne Gemeinde sich nicht ein entscheidendes Urteil zuschreiben, wenn sie nicht zu ihrem Schaden Experimente machen will, sondern dafür hat die Synode ihre Beamten als Vertrauensmänner erwählt, die sich durch gewissenhafte Prüfung die nötige Überzeugung verschaffen sollen. Hieraus ergiebt sich nun im Wesentlichen die Bedeutung, die die Ordination bei uns hat. Sie ist eine Handlung der Gesamtsynode. Da nun die Synode kraft des in ihr durch Wort und Sakrament und durch Austeilung seiner Gaben waltenden heil. Geistes ein Teil der Kirche Christi ist, so hat sie auch Anteil an den Verheißungen und Vollmachten, die der Herr seiner Kirche gegeben hat, also, daß sie in seinem Namen handeln darf, und somit ist die Ordination auch bei uns in oberster Linie eine Handlung im Namen Gottes, oder eine durch Menschen vollzogene That Gottes selbst, durch welche er, der Herr seiner Kirche, dem Ordinierten bezeugt, daß die innere Berufung, mit der er ihn zum Dienste am Worte gezogen und gebildet hat, nun in Kraft treten und in Kraft bleiben soll, so lange bis ihn der Herr davon entbindet. Hiernach ergiebt sich, daß niemand in einer zur evang. Synode gehörigen Gemeinde das Predigtamt übernehmen darf ohne die Ordination von seiten der Synode entweder zu besitzen oder nach bestem Wissen im Aussicht zu haben, da es ihm sonst an der gottgeordneten Art der Berufung fehlt. Es ist demnach auch die Bestimmung ganz in der Ordnung, wonach es den zur Synode gehörigen Gemeinden zur Pflicht gemacht wird, keinen Mann als Prediger zu berufen, der nicht die Ordination seitens der Synode besitzt oder in wolbegründeter Aussicht hat.

Es geht hieraus ferner hervor, daß die Synode die Ordination derjenigen andern Kirchengemeinschaften anerkennen wird, welche von ihren Predigern denselben Grad geistlicher und sittlicher Befähigung erfordern, den sie selbst von den ihrigen verlangt, und welche ihren Predigern dasselbe Ge=

lübde abverlangen wie wir, d. h. sie verpflichten, Wort und Sakrament nach denselben Grundsätzen zu verwalten wie wir. Im Falle des Übertrittes eines Predigers aus einer solchen Kirchenkörperschaft wird also die Synode die feierliche Übertragung des Predigtamtes im Namen Gottes nicht wiederholen. Bei einem Übertritte aus andern Kirchengemeinschaften hingegen, von denen die Synode nicht diese Überzeugung hat, oder Männern gegenüber, die nur eine Privatordination empfangen haben, oder die das Predigtamt bisher ohne Ordination verwaltet haben, wird sie ihre Ordnung innehalten und nach angeordneter Prüfung das Predigtamt in der bei ihr geltenden Weise feierlich übertragen. Die Entscheidung darüber, wo die Ordination für das Amt in unserer Mitte zu vollziehen ist und wo nicht, steht natürlich der Synode ausschließlich zu. Wer von den betreffenden Bewerbern um ein Amt im Kreise der Synode sich die Zumutung nicht stellen lassen will, sich von ihr ordinieren zu lassen, weil er überzeugt ist, die Legitimation zum Predigtamte schon zu haben, dem wird diese seine Berechtigung nicht bestritten werden können, es wird auf seine anderweitige Ordination kein Makel geworfen, aber die Berechtigung zur Übernahme eines Amtes innerhalb der Synode kann ihm nicht zugestanden werden.

Die Ordination ist zum andern eine Handlung der Gesamtsynode gegenüber dem Ordinierten in dem Sinne, daß ihm dadurch der Anteil an den Rechten gewährt wird, welcher der Predigerstand überhaupt in ihr hat. Die Synode übernimmt also vor anderem die Verpflichtung gegen ihn, durch ihre Beamten ihn so gut wie einen jeden andern bei der Besetzung von Stellen zu berücksichtigen, sich der Aufrechterhaltung seines guten Rufes nach Kräften anzunehmen, ihm bei etwa gegen ihn erhobenen Anschuldigungen unparteiische Gerechtigkeit zu gewähren. Mit der von seiten der Synode gewährten Ordination sollte normalerweise überall die Aufnahme in die Synode verbunden sein. Es ist eigentlich nur ein Notbehelf und eine Inkorrektheit, wenn solchen gegenüber, die von der Synode ordiniert sind, die Aufnahme in die Synode noch auf längere Zeit hinausgeschoben wird, weil erst abgewartet werden soll, wie sie sich in der praktischen Amtsführung bewähren werden: es wird dadurch thatsächlich die Ordination zu einer bloßen Licensierung herabgedrückt. Es wird sich die Anwendung dieses Notbehelfs in unseren Verhältnissen schwer vermeiden lassen, da eben nur die Distriktsversammlungen das Recht der Aufnahme in die Synode besitzen, die Gewährung der Ordination dagegen in den Händen der Beamten allein liegt; es ist aber nicht ersichtlich, wie die Aufnahme in die Synode dem Ordinierten noch größere Rechte gewähren solle, die ihm nicht durch die Ordination selbst schon zugewendet wären. Eine Nichtaufnahme in die Synode nach vorangegangener Ordination kann daher nur die Bedeutung haben, daß die Synode durch ihr hier zuständiges Organ, die Distriktsversammlung, die geschehene Übertragung des Predigtamtes für erloschen erklärt. Eine solche Zurücknahme ihrer Handlung muß natürlich der Synode zustehen, da sie nicht den Anspruch macht, dem Ordinierten einen unaustilgbaren priesterlichen Charakter mitgeteilt zu

haben und da sie nicht beansprucht irrtumslos zu sein. Aus demselben Grunde geht freilich hervor, daß ein Ordinierter, dem die Aufnahme von einem Distrikt versagt wird, dennoch möglicherweise von einem andern Distrikt aufgenommen werden kann (obwohl es zu den Ausnahmefällen gehören wird), ohne daß deswegen die Ordination an ihm wiederholt werden müßte.

Die Ordination ist drittens eine Handlung der Gesamtsynode gegenüber der einzelnen Gemeinde, der nun der Ordinierte als Prediger zugewiesen wird. Ihr gegenüber spricht die Synode das Zeugnis aus, daß der Ordinierte, soweit menschliche Prüfung Gewißheit gewähren kann, das Vertrauen verdient, das eine Gemeinde durch die Übertragung des Amtes ihrem Prediger darbringt. Dieses Zeugnis ist es nun eben auch, was die Gemeinde von der Synode erwartet, und wenn nun eben die Ordination die Form ist, in welcher das Zeugnis ausgestellt ist, so erwartet die Gemeinde eben einen ordinierten Prediger von der Synode. Ist eine Gemeinde predigerlos und sie nimmt, wie dies normalerweise immer geschehen sollte, die Beihülfe und den Beirat der Synode in Anspruch, so kann sie ja unter Umständen vertröstet werden müssen, also daß eine Wiederbesetzung noch nicht gleich möglich ist und sie vor der Hand zur Aushülfe auf den Dienst von Nachbarpredigern angewiesen wird. Bei manchen abgelegen wohnenden Gemeinden ist mit dieser Art der Hülfe nicht gedient; soll ihnen wirklich geholfen werden, so müssen sie einen Mann an Ort und Stelle haben. Hier nun ist es, wo zuweilen die Interessen der einzelnen Gemeinden und die der Synode einigermaßen in Konflikt kommen. Es ist dies zumeist bei solchen Gemeinden der Fall, deren Besetzung der Synode so wie so Schwierigkeiten macht, und andererseits bei Bewerbern um das Predigtamt, deren Verwendbarkeit innerhalb der Synode nicht ohne alle Bedenken ist. Die Gemeinde verlangt einen Prediger, dessen Dienste sie der oft lästigen Lage entheben sollen, die Dienste von Nachbarpredigern in Anspruch nehmen zu müssen, dem also das Amt im vollen Sinne übertragen ist. Von den schon im Amt stehenden Predigern ist keiner zu bewegen, einen Stellenwechsel zu Gunsten der zu besetzenden Gemeinde einzugehen, von den Kandidaten, die aus dem Predigerseminare entlassen und den Distrikten überwiesen sind, hat der betreffende Distriktpräses, dem die Besetzung der Stelle obliegt, nicht die genügende Anzahl zugewiesen erhalten, um auch diese Gemeinde befriedigen zu können; er hat vielleicht geschrieben: „ich könnte fünf gebrauchen, um sie in meinem Distrikte anstellen zu können," und hat nur zwei zugewiesen erhalten; seine Lage gegenüber der betreffenden Gemeinde wird eine beinahe peinliche, er möchte gern helfen und kann nicht. Da kommt zu guter Stunde ein Predigtamtskandidat von Deutschland, der willig ist, jede ihm hierzulande angebotene Predigerstelle zu übernehmen. Man kennt ihn nicht persönlich, der erste unmittelbare Eindruck, den er macht, ist nicht so entscheidender Art, daß man sofort das Urteil fällen könnte: das ist ein Mann für uns, oder das ist kein Mann für uns; er legt Zeugnisse vor, sie sind ganz gut, aber man weiß auch, wie es mit Zeugnissen manchmal ist, es steht manchmal etwas drin, was nicht drin steht,

man glaubt es zwischen den Zeilen lesen zu können, ein anderer glaubt es wieder nicht, kurz, auch die Zeugnisse gewähren nicht die Grundlage für ein entscheidendes Urteil; er wird einer Prüfung seiner Kenntnisse unterworfen, dieselbe fällt nicht glänzend aus, aber auch nicht ungenügend. Was soll man machen? Hier treten oft die eigentlichen Nöte des Präsesamtes ein. Soll der Präses den dringenden Bedürfnissen einer Gemeinde gegenüber eine sich darbietende Hülfskraft zurückweisen? während doch die Erfahrung wer weiß wie oft gezeigt hat, daß ein Mann, von dem man von vornherein nicht sehr eingenommen war, sich als eine ganz vortreffliche Kraft beweisen konnte; soll er durch Zurückweisung des Bewerbers den Mann nötigen, in einem fremden Lande irgend einen andern Beruf zu ergreifen, für den er gar nicht vorbereitet ist, und in dem er vielleicht verkommt? Auf der andern Seite soll er der Gemeinde einen Mann empfehlen, von dessen Tüchtigkeit in der Führung des Amtes er selbst nicht völlig überzeugt ist, der vielleicht durch ungeschicktes Benehmen die Anfänge des Gemeindelebens, die zu ihrer Pflege sehr große Umsicht erfordern, völlig zerstört? Soll er der Synode ein Mitglied, so zu sagen, aufhalsen, an dessen Gliedschaft sie möglicherweise wenig Freude und Ehre erlebt? Ich kann mir sehr denken, daß es einem Präses sehr erwünscht sein mag, wenn er für solche zweifelhafte Fälle etliche feste Normen an die Hand gegeben erhielte, daß er wüßte, wonach er sich zu richten habe, um im Einklange mit der Gesamtsynode und mit seinem Distrikt zu handeln. Und es wäre ja auch recht schön, wenn unsere jetzige Versammlung ihrem gegenwärtigen oder künftigen Präses so einen guten Stab von Grundsätzen an die Hand geben könnte, damit dürfte sich wohl der Hauptzweck unserer gegenwärtigen Besprechung erfüllen. Ich bin freilich persönlich der Meinung, daß sich überall durchschlagende Regeln für alle möglichen zweifelhaften Fälle nicht aufstellen lassen, wäre dies möglich, so würde es ja eben zur Führung des Präsesamtes gar keiner besonderen Weisheit bedürfen (was doch offenbar der Fall ist). Wofür hat man denn einen Präses, wenn er nicht am besten weiß, was zu thun ist? Und zudem wird es wohl auch hier bei den Sätzen bleiben: Irren ist menschlich, und allen kann man es nicht recht machen. Wir dürfen aber auch den Umfang unserer Überlegungen nicht zu weit ausdehnen; unser Thema läßt uns nur reden von der Bedeutung der Ordination. Es frägt sich, ob in einem solchen Falle, wenn der Präses einer Gemeinde einen Prediger zuweist, den er noch nicht ausreichend kennt, die Ordination zu gewähren sei oder nicht. Einige sind nämlich der Meinung, es dürfe einem solchen Bewerber wohl die Erlaubnis zum Predigen erteilt werden, er dürfe aber nicht die Ordination erhalten, und auch die Erlaubnis, die Sakramente zu verwalten, dürfe ihm nicht gewährt werden. Es sind hierbei entschieden die Bedürfnisse der betreffenden Gemeinde zu berücksichtigen. Kann dieselbe sich damit begnügen, bloß einen Stellvertreter zu erhalten, der die Predigt hält und die Kinder unterrichtet, während ein Nachbarprediger die Sakramentsverwaltung und die Seelsorge übernimmt, so hat dies nichts gegen sich. Ist aber der Gemeinde damit nicht gedient und braucht sie

einen Prediger im vollen Umfange des Dienstes, so ist auch kein Grund vorhanden, dem Kandidaten die eine Hälfte des Dienstes vorzuenthalten. Kann der Präses mit gutem Gewissen einen Mann zum Prediger empfehlen, weil er hoffen darf, er werde mit Gottes Hilfe seine Sache gut machen, so kann er ihm auch so gut wie die Predigt die Verwaltung der Sakramente anvertrauen. Es ist also das Predigtamt dem Betreffenden im vollen Umfange zu übertragen, er ist zu ordinieren. Soll dem Verhältnisse Ausdruck gegeben werden, daß der Kandidat noch nicht im vollen Sinne als Mitglied des Ministeriums anzusehen sei, weil man erst abwarten will, wie er sich bewähren werde, so mag man eine solche widerrufbare, der Bestätigung bedürfende Ordination meinetwegen Licensierung nennen, nur werde nicht bloß zum Predigen, sondern zur ganzen Führung des Pfarramtes licensiert. Die Anschauung, daß zur Übernahme des bloßen Predigens gewissermaßen ein geringerer Grad von Weihe nötig sei, als zur Sakramentsverwaltung, ist noch ein Stück vom römischen Sauerteig; wer predigen darf, der darf auch Sakramente austeilen.

In Summa wird sich also die Forderung dahinstellen, die Gemeinden sollen keinen Prediger erwählen und nehmen, der nicht die von der Synode erteilte oder von ihr anerkannte Ordination besitzt, und die Synode soll den Gemeinden keinen Prediger zuweisen, dem sie nicht das Zeugnis rechtmäßiger Ordination mitzugeben vermag.

Schulbriefe.

Von P. C. Kunzmann.

III.

Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? — Das ist ein alter Hexameter, aber ein Fragsprüchlein, das auch heute noch Meter ist für Manchen, in der Studierstube beim Meditieren und Disponieren, wie auch in der Schulstube beim Regulieren. Das Sprüchlein kam mir in Erinnerung, als ich in der Juli-Nummer d. Bl. den Artikel las: Lehrerseminar und Schulblatt. Daß ich für ein selbständiges Lehrerseminar eintrete, daß ich ein geeignetes Mittel zu solcher Selbständigkeit in No. 13 des Friedensboten gekennzeichnet, das will ich nicht wiederholen, aber hervorheben, daß es ganz unpraktisch ist, Proseminar und Lehrerseminar auf demselben Grund und Boden in Elmhurst zu haben. Ich mag mich über Gründe dieser Auffassung nicht weiter auslassen, als durch die Anführung des alten Sprüchwortes: „Jedes apart," zum „schiedlich und friedlich." Wer anders weiß, der rede. Mir kommt es darauf an, das Sprüchlein auf die beabsichtigte Herausgabe eines „Schulblattes" anzupassen.

Quis, quid, ubi, — wer, was, wo? Diese drei ersten Fragen sind erledigt durch die Ankündigung, daß die Fakultät des Lehrerseminars ein synodales Schulblatt herausgeben solle. Die beiden letzten Fragen, quomodo,

quando — wie, wann? die richten sich nach den Redaktionsmitteln und der Zahl der zahlenden Abonnenten.

Hauptfragen sind nach meiner Ansicht die beiden: cur, quibus auxiliis — warum, und mit welcher Unterstützung? Cur? Warum ein Schulblatt? Die Schulblätter verfolgen den Zweck der Belehrung in Schulfragen, der Auseinandersetzung und Klarlegung in streitigen Punkten, und Förderung des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit der Lehrer unter einander. In solcher Weise wirken in Deutschland recht anregend nnd segensreich gar manche Schulblätter oder Schulzeitungen. Sachgemäß fördern sie Erkenntnis zur Verwertung im praktischen Dienst am Unterricht und der Erziehung, und arbeiten hin auf Freudigkeit im Beruf, diese Erquickung in schwerer Amtsverrichtung. Zielt nun das beabsichtigte Schulblatt auf dergleichen hin, so heißen wir das Unternehmen willkommen, denn es kann dazu dienen, persönliche, gemeindliche und synodale Interessen zu fördern, und der Einseitigkeit in Methode, auch in dem religiösen Standpunkte, vorzubeugen. Habe ich mich doch schier gewundert, als ich bei einem Lehrer der Missouri-Synode das Schulblatt der Provinz Brandenburg vorfand. Auf mein befremdliches Fragen erhielt ich zur Antwort: „Ach was, in Schulsachen will ich allseitig informiert sein, und das Gute nehme ich, wo ich es finde, selbst wenn es vom Sokrates herstammt.“ Unwillkürlich fiel mir da ein Ausspruch Büchsels ein, der für die Goßnersche Mission so gern nahm. Er sagte auch: „Ach was, für die Kohls nehme ich Geld, und wenn es von Juden kommt.“ Es giebt im Lehrstande aller Völker solche Männer, die das ideale und zweckmäßige in der Jugenderziehung anstreben, und offenes Aug und Ohr haben für Erfahrungen, die Andere gemacht. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich das Wort hier anwende: Geist Gottes weht wann, wie, wo und durch wen er will. Und das führt mich zurück zum cur unseres Schulblattes, nämlich der Frage, welcher Geist gab den Grundgedanken? Liegt die Absicht vor, einen eigenen Standpunkt, unabhängig vom pastoralen Einfluß der Theol. Zeitschrift zu gewinnen? Ich stelle die Frage, weil ich weiß, daß manch ein deutsches Schulblatt, wenn auch nur „verblümt“ die antikirchliche Tendenz verfolgt. Nun liegt bei uns jetzt vor die Entscheidung über das „wie“ der Eingliederung der Lehrer an den Gemeindeschulen in die Synode, bez. die Gleichstellung der Lehrer mit den Pastoren. Warum, frage ich da, warum wollen die Lehrer nicht unter „einem Dach und Fach“ in der Theol. Zeitschrift mit den Pastoren bleiben?

Man sagt, die Zeitschrift sei zu teuer. So wirke man doch auf die niedrigste Preisermäßigung. Man sagt, die Artikel seien zu doktrinär und darum zu trocken oder zu dünn, und darum nicht interessant genug. — Hier mal ein Wort, was zutrifft, und wahr ist: Doktrinäres und Uninteressantes hat der pädagogische Teil der Zeitschrift schon genug geliefert, und das leitet mich über zur andern Frage: Quibus auxiliis? in freier Übersetzung: Wie kriegen wir das Ding fertig? Die Herausgabe einer Zeitschrift erfordert einen geeigneten Redakteur und geeignete Mitarbeiter. Das reicht aber nicht zu,

beim besten Willen nicht, auch nicht beim besten Zufluß durch Importierung. Die Herstellung ist mit bedingt durch die Herstellungsmittel. Die Theol. Zeitschrift wird auf Konto und Risiko der Synode gedruckt und versandt. Verlangt nun die Fakultät des Lehrerseminars ein Gleiches für das Schulblatt? dazu bedarf es der Bewilligung durch die General-Synode, und ich will hoffen, daß deren Glieder folgenden Sätzen zustimmen:

1. Der synodalen Blätter sind zur Zeit genug.

2. Zur Erörterung von Fragen über Pädagogik und Unterrichtswesen in der Synode giebt die Theol. Zeitschrift ausreichend Raum.

3. Die Besprechung über Erziehung und Schule geht alle an, Pastoren und Lehrer, und darum bleibt es bei der Verbindung theologischer und pädagogischer Artikel.

4. Will aber die Fakultät des Lehrerseminars durchaus ein besonderes Schulblatt herausgeben, so mag sie es thun auf eigene Kosten.

Schließlich noch die Mitteilung einer von mir gemachten Erfahrung: Die absprechende Kritik ist allemal wohlfeiler, als die Herstellung des Werkes. Und daran anknüpfend mein Grundsatz: Ich bleibe still zu Hause, wenn ich ungewisses Wetter voraussehe.

Die neueste Umwälzung der Pentateuchfrage
durch Prof. J. Wellhausen.

Von P. O. Becher.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel. Priester und Leviten. Der P. C. scheidet zwischen den 12 Stämmen und Levi, und innerhalb des geistlichen Stammes zwischen den Söhnen Aarons und den Leviten schlechthin. Nur Aaron und seine Söhne sind Priester, die Leviten sind Hierodulen. Aaron ist aber nicht wegen seiner Zugehörigkeit zu Levi erwählt, er ist schon Priester ehe die Leviten geheiligt wurden. Der Kultus ist längst im Gange und die Leviten sind noch nicht vorhanden. Selbst im ganzen 3. Buche nicht, das insofern seinem Namen gerade keine Ehre macht. Erst Ezechiel 44, 6—16 hat bei der Entwerfung des Planes des neuen Jerusalems mit der Neugestaltung des Tempelpersonals sich beschäftigt.

Im salomonischen Tempel hat man Heiden, Kriegsgefangene zu Hierodulendiensten verwendet, Sach. 14, 31, welche nach dem Gesetz die Leviten hätten thun sollen. Die Priester, welche den Höhen vorgestanden, hatten dadurch ihr Priesteramt verwirkt, ausgeschlossen sind hievon auch die Leviten, die an der legalen Stelle amtiert haben. Da sind die Söhne Zadoks zu Jerusalem. Die rücken nun über ihre bisherigen Standesgenossen hinauf. Nach dieser wunderlichen Gerechtigkeit werden die Priester der abgethanen Bamoth bestraft, weil sie Priester dieser Bamoth waren, die Priester am jerusalemischen Tempel dafür belohnt, daß sie Priester des Tempels gewesen sind. Dort Schuld, hier Verdienst — hängt beides an der Existenz. Mit

andern Worten: Ezechiel hängt den Thatsachen einen moralischen Mantel um. Die Provinzialheiligtümer werden zu Gunsten des königlichen Heiligtums zu Jerusalem abgeschafft, damit mußte die Absetzung der provinzialen Priesterschaften zu Gunsten der Söhne Zadoks Hand in Hand gehen. Das Schicksal der Priester hängt am Schicksal der Altäre. Daß aber die Söhne Zadoks ihr Erbe mit der Priesterschaft der Höhen teilen sollten, leuchtete ihnen nicht ein. Ezechiels Verordnung ist vom Deuteronomium aus zu verstehen, auf der Grundlage des P. C. ist das ganz unmöglich. 1. Sam. 2, 27—36, eine deuteronomisch gefärbte Stelle, die nur kurz vor dem Exil verfaßt sein kann, ist weissagend an Eli, dessen Sturz durch Zadok gegeben. Also g e g e n das Erbrecht und die Verheißung des ewigen Bestandes wird Elis Haus abgesetzt. Grund hierfür ist, daß Zadok und seine Söhne verlässiger seien. Das alte Sacerdotium wird nicht fortgesetzt, sondern abgebrochen. Im P. C. heißen nun die Söhne Zadoks auch Söhne Aarons, d. h. sind miteinbegriffen, in Wahrheit aber sind sie diesen nur entgegengesetzt. In der Darstellung des P. C. sind die Israeliten von Anfang an als Hierokratie organisiert, mit dem Klerus als Skelett, dem Hohenpriester als Haupt und der Stiftshütte als Herz. Aber so plötzlich diese Hierokratie ausgebildet vom Himmel fällt während der Wüstenwanderung, so plötzlich ist sie im Lande Kanaan wieder spurlos verschwunden, wie weggeblasen sind Priester und Leviten: „Sage der Gemeine der Kinder Israel.“ Kaum ein Volk Israel giebt es noch, nur einzelne Stämme. Der Hohenpriester mag sehen wo er bleibt, die Richter sind die Häupter des Volks. Im ganzen Richterbuch kommt keine Person vor, die den Kultus als Profession betreibt C. 3—16. Zweimal wird ein Opfer gebracht, von Gideon und Manoah. In einer Glosse zu 1. Sam. 6, 13 macht sich die Divergenz der spätern Sitte Luft. Als die Lade Jahves aus ihrem philistäischen Exil auf einem Kuhwagen zurückkehrte, blieb sie in der Feldmark zu Bethschemesch beim großen Stein stehen.

Die Betschemiten, gerade bei der Weizenernte, spalteten das Holz des Wagens und verbrannten die Kühe. Nachdem sie fertig sind, kommen die Leviten im Plusquamperfektum und thun als ob nichts geschehen wäre, heben die Lade von dem gar nicht mehr vorhandenen Wagen, setzen sie auf den Stein, auf dem bereits das Opfer brennt; natürlich nur um das Gesetz zu erfüllen. Sobald ein Heiligtum auftaucht, finden sich auch die Priester ein. Die Kultstätten befinden sich in Privatbesitz, die zu Ophra gehört dem Gideon, die von Kiriath Jearim dem Abinadab. Der Eigentümer stellt an wen er will. Micha stellt zuerst seinen Sohn als Priester auf, darnach den heimatlosen Leviten Jonathan, der von den Daniten keineswegs hochgeachtet wird. Richter 17, 5, 1. Sam. 7, 1. Von einem Charakter indelebilis ist keine Rede. Samuel, der nicht zur Priesterfamilie gehört, wird doch Priester. Mit diesen Zuständen ist der P. C. in großem Widerspruch. Von dessen systematischer Absonderung des Heiligen und einer Scheu, dasselbe zu berühren, ist nichts zu sehen. David geht ins Gotteshaus und ißt Schaubrode, Flüchtlinge fassen die Hörner des Altars, Hannah tritt vor den Herrn d. i. den

Altar, in der Tempelthür sitzt der Priester gemütlich auf seinem Stuhl und beobachtet sie. Besonders die Geschichte der Lade zeigt, daß der Begriff des Heiligen, Unnahbaren unbekannt war; Samuel schläft sogar bei der Lade, ganz gegen Lev. 16.

Mit der beginnenden Königszeit treten im Anschluß an die Könige auch die Priester stärker hervor. Beim Beginn der Regierungszeit Sauls ist die angesehene Priesterfamilie Eli nicht mehr zu Siloh, sondern zu Nob, in der Nähe und im Bunde mit dem König. David verfügte mit voller Freiheit über das Heiligtum der Lade in seiner Burg. Die Priester sind seine Beauftragten. Neben Abjathar bestellt er Zadok, außerdem auch einige seiner Söhne 2. Sam. 8, 18. Sabud, der Sohn des Propheten Nathan, ist Priester 1. Reg. 4, 5. Dagegen der Sohn Zadoks in hohem weltlichen Amt. Erst durch Salomos Tempelbau erhielt der königliche Kultus einen festen Mittelpunkt. Er fand noch keine größeren Bedürfnissen genügende israelitische Opferstätte, und mußte bei seinem Antritt noch auf der großen Bamah zu Gibeon opfern. Gleich sorgte er dafür seine großen Feste auch in seinem Heiligtum zu feiern. Zadok machte er zum Priester, den greisen Abjathar setzte er ab, seiner Parteinahme für den rechtmäßigen Thronerben wegen, und erfüllte damit das 1. Sam. 2 angedrohte Geschick der Familie Eli. Die ersten Könige betrachteten die Heiligtümer als ihr Privateigentum, hierzu hatten sie sich das Recht genommen, auch die Beamten dabei anzustellen, und die Rechte auszuüben, die sie andern verleihen konnten. Saul opfert, ohne daß ihm Vorwürfe gemacht werden. 1. Sam. 14, 15. (?) David opfert und trägt dabei den leinenen Leibrock. 2. Sam. 6, 14. 18. Ohne Zweifel hat auch Salomo bei der Tempeleinweihung selbst geopfert. Die Technik des Priesters war bloß nötig zur Befragung des Orakels. Nach der Spaltung des Reiches wird ganz dieselbe Priestergeschicht. fortgesetzt. Jerobeam I. wird dem Geschichtsschreiber der Begründer des israelitischen Kultuswesens. Der Herrscher bleibt souveräner Priester. Tempel und Priester sind königlich. Als Jehu Ahabs Haus stürzte, mußte er auch Ahabs Priester erwürgen.

Aus der Masse der außerdienstlichen Höhenpriester, die sich einer Degradierung unter ihre jerusalemischen Brüder zur untergeordneten Teilnahme am Dienste des Heiligtums bequemen mußten, entstand am Ausgang der vorexilischen Geschichte der Unterschied von Priester und Leviten, den Ezechiel besonders gern legalisieren möchte. In der jahvistischen Gesetzgebung, Exod. 20—23 3., ist von Priestern noch keine Rede. Moses und Aaron werden als Anfänge des Klerus genannt. Zweimal werden andere Priester neben ihnen genannt, Exod. 19, 22; 32, 29. Aber Exod. 19, 22 gehört einer späteren Quelle an und Exod. 32, 29 steht auf dem Boden des Deuteronomiums (also fertig damit!). Im Deuteronomium aber nehmen die Priester nebst dem Richter und Propheten eine hervorragende Stellung ein, bilden schon einen zahlreichen erblichen Klerus, dessen Privilegien nicht bestritten wurden und darum auch nicht beschützt zu werden brauchten. Aber mit Regelmäßigkeit tritt der Name Leviten

für die Priester auf, was in der vorexilischen Litteratur außerhalb des Hexateuchs höchst selten, bei den Propheten einmal geschieht, Jerem. 33, 17—22. Aber da auch in der LXX. 33, 14—26 fehlt, ist außer allem Zweifel, daß diese Stelle unecht ist. Bei Ezechiel hingegen ist der Gebrauch des Namens ganz gesichert und wird auch von den späteren Propheten beibehalten. In den historischen Büchern kommen Leviten vor in den Glossen 1. Sam. 6, 15; 2. Sam. 15, 24 (dessen totale Korruption hat W. im Text der 2. B. Samuelis Göttingen 1871 nachgewiesen). 1. Rep. 8, 4; 12, 31, hier sind ohne Frage Interpolationen aus der zweiten Hälfte des Exils. Richter 17. 18.; 19. 20., letztere ist unhistorisch, erstere vorexilisch. In der jahvistischen Schicht ist die Scheidung der Priester und Leviten noch nicht vorhanden. Im Deuteronomium wird von den Leviten in Provinzialstädten und den Priestern den Leviten in Jerusalem geredet. Der geistliche Stamm der Leviten tritt bescheiden auf 10, 8; 18, 1. Jos. 13, 14. 33. Dagegen wird im P. C. massiver Ernst gemacht. Er wird von den übrigen Stämmen dem Heiligtum übergeben, genealogisch katalogisiert, zählt 22,000 männliche Glieder und erhält sogar 48 Levitenstädte als Stammgebiet, hier wird auch die große innere Zweiteilung in Aaroniten und Leviten eingeführt. Auch im Deuteronomium, wie überall im alten Testament, Esra, Nehemia und Chronik ausgenommen, ist Levit Ehrentitel des Priesters.

Im P. C. tritt an Stelle der Formel „die Priester die Leviten" die Formel „die Priester und die Leviten."

Den Schlußstein des heiligen Gebäudes des mittleren Pentateuch bildet der Hohenpriester. Wie die Aaroniten unter den Leviten, so ragt Aaron über seine Söhne empor. In seiner Person gipfelt die Ausgestaltung des Klerus und Kultus. Allein eine Figur von so unvergleichlicher Bedeutung ist dem übrigen alten Testament ganz fremd. Selbst Ezechiel kennt keinen Hohenpriester von eminenter Heiligkeit. Allerdings muß es schon vor dem Exil im Tempelpersonal eine geregelte Ämterteilung und Rangordnung gegeben haben, wobei der oberste Priester in der Anstellung seiner Kollegen bedeutenden Einfluß hatte. 1. Sam. 2, 36. Im P. C. ist der Hohenpriester das Oberhaupt der Theokratie, und ein theokratischer König ist neben ihm undenkbar. Was in der geschichtlichen Realität Hierarchie genannt wird, wird im Gesetz mit dem idealen d. h. blinden Namen Theokratie bezeichnet. Wer aber darin einen Unterschied finden will, der belügt sich selbst. Die sogenannte mosaische Theokratie paßt in die Verhältnisse der früheren Zeit gar nirgends hinein, und die Propheten haben in ihren Schilderungen ihres idealen, israelitischen Staates keine Spur von dieser Vorstellung. Dem nachexilischen Judentum konnte sie auf den Leib geschnitten werden, da den Juden die Sorge um weltliche Regierungsgeschäfte abgenommen war und es außer dem Tempelfürsten keine andere Spitze in der Nation gab.

5. Kapitel. Die Ausstattung des Klerus. Die Stufen dieser Ausstattung spiegeln sich schon in der Sprache als graduelle Ab-

stumpfung des eigentlichen Sinnes; denn die Formel „die Hand füllen,“ welche zu allen Zeiten für die Ordination gebraucht wurde, erklärt, daß die Abgaben anfänglich ganz willkürlich sind, der Priester bekommt einen beliebigen Teil an der Opfermahlzeit. Als aber später das levitische Erbpriestertum aufkam, da füllte ihnen nicht mehr ein anderer, der das Recht hatte, die Hand, sondern sie füllten sich auf Gottes Geheiß selber die Hand. Später bedeutete die Hand füllen, einfach eine Inaugurationsceremonie vollführen. Bei Ezechiel, Kap. 43, 46, wird sogar dem Altar die Hand gefüllt. Die Söhne Eli's, 1. Sam. 2, forderten rohe Fleischstücke vor der Räucherung, dies gilt als eine unverschämte Forderung, die Jahves Opfer in Verachtung bringt und den Untergang der Söhne Eli's zur Folge hat. Erträglicher, aber auch Mißbrauch ist es, wenn die Priester sich gekochtes Fleisch aus dem Kessel holen ließen, aber sich begnügten mit dem, was man ihnen gab. Im Deuteronomium 18, 3 ist es das Recht der Priester, daß sie ein Vorderbein, Kinnladen und Magen bekommen; die Ansprüche des P. C. sind viel unbescheidener, denn vom Opfertier erhält der Priester die rechte Keule und den Bug, Lev. 7, 34. In älterer Zeit bekamen die Priester zu Jerusalem Geld von ihren Kunden, 2. Reg. 12, 17 ff., wofür sie den Tempel instand halten mußten. Es war eigentlich eine Steuer ans Heiligtum. Im P. C. sind die Mahlopfer Nebensache, der Priester Anteil ist gering. Statt der Sünd- und Schuldopfer, die dem Deuteronomium unbekannt sind, erhielten früher die Priester als Sünd- und Schuldbußen Geldzahlungen, die wahrscheinlich nicht so regelmäßig gewesen sein werden. Die bloßen Geldzahlungen scheinen dem Gesetz zu profan gewesen zu sein, es muß bei der Sühne Blut vergossen werden. Die Opfergefälle sind untergeordnete Einkommen der Priester. Deut. 18, 1 sind sie darauf angewiesen, sie müssen hungern, wenn sie nicht fungieren, 1. Sam. 2, 36. Im P. C. brauchen die Aaroniten gar nicht zu opfern und haben doch ihr Brot. In Exod. 22, 29 sollen die Opfer Jahve, nicht den Priestern gegeben werden. Nach Num. 18, 15 ff. soll der erste Wurf ohne Umschweife dem Priester gegeben werden.

Auch der Zehnte ist ursprünglich Gott gegeben und nicht den Priestern. In der jahvistischen Gesetzgebung kommt er nicht vor. In alter Zeit hat ihn Jakob dem Gott von Bethel gewidmet. Er ist Freudenopfer, ein glanzvolles Stück des Kultus, aber keine Abgabe an die Priester. Nach Deut. 14, 22—29 soll der Zehnte des Feldwuchses und des Geldes jährlich gebracht und vor Jahve gegessen werden; aber im dritten Jahr soll er nicht zu Jerusalem geopfert, sondern an Ortsangehörige als Almosen verteilt werden, hierzu gehörten die Leviten.

Dies ist eine Neuerung, die einerseits mit der Abschaffung der lokalen Kultorte zusammenhängt, andererseits aber die Tendenz des Deuteronomiums, die Festfreude zu humanen Zwecken zu benutzen. Im P. C. aber ist der ganze Zehnte eine Steuer an den Klerus. Ezechiel schweigt hierüber. Aber so wie der Zehnte Num. 18, 21 gefordert wird, hat ihn die Gemeinde

des zweiten Tempels seit Nehemia 10, 38 ff. gehoben. Im P. C. wird, ganz unerhört, der Zehnte auf das Vieh ausgedehnt.

Zur Ausstattung des Klerus gehören im P. C. noch die 48 Städte, welche nach Moses Anordnung durch Josua demselben zugeteilt wurden. Allein dies ist eine sachliche Unmöglichkeit. Die 4×12 oder statt dessen 13+10+13+12 trotz Num. 35, 8 reichen schon hin, den Verdacht künstlicher Mache zu begründen.

Vollends die Bestimmung eines Bezirks von 2000 Ellen im Quadrat ist in Palästinas Gebirgen undenkbar. Eine Viehweide läßt sich durch solche Willkürlichkeiten durchaus nicht bestimmen, sondern darnach, ob es sich eignet für Garten- oder Weideland. Geschichtliche Spuren dieser Levitenstädte finden sich seit Josua nirgends. Gibeon, Sachem, Geser, Thaanach waren bis in die Königszeit noch in Händen der Kanaaniterr Die Städte, die in die Hände der Israeliten übergingen, gehörten niemals den Leviten. Die Leviten wohnten nirgends in kompakten Massen beisammen. Da sie sich ja vom Opfern für andere ernährten, konnten sie ohne Gemeinde ihren Beruf nicht ausüben und nicht leben. Im Deuteronomium schlägt die Vorstellung Wurzel, daß dem Klerus ein eigenes Gebiet gehören solle. Wenn es nun auch Num. 18, 20. 23 (also im Priestercodex) heißt: Aaron und Levi sollen kein Erbteil in Israel haben, so ist es ein Beibehalten deuteronomischer Redensart und eine willkürliche Konzession an die Wirklichkeit. Mit den Levitenstädten hängen auch die sogenannten Freistädte zusammen. Deut. 19 werden dieselben angeordnet, aber nicht genannt. Deut. 4, 43 werden drei genannt, doch kann diese Stelle nicht als genuin in Betracht kommen. Ursprünglich waren die Altäre Asyle, um aber mit den Altären nicht auch die Asyle abzuschaffen, ließ der Deuteronomiker einzelne heilige Orte fortbestehen. Der P. C. nimmt diese Einrichtung herüber und nennt 6 Städte, denen alte Heiligtümer zu Grunde gelegen haben. Indessen ist vielleicht für die Gebietsabgabe an die Leviten der Ausgangspunkt bei Ezechiel zu suchen; da Kap. 45 die 12 Stämme ein Quadrat von 25,000 Ellen, als Abgabe an Jahve, an die Leviten abtreten läßt. Bei ihm sind auch die Ansprüche des Klerus sehr exorbitant und doch ausführbar und ernst gemeint, daß man vor zwei Möglichkeiten steht: Entweder forderten die Priester, was sie zu erlangen hoffen konnten, dann hatten sie thatsächlich die Herrschaft über das Volk, oder sie stellten Forderungen, die zu ihrer Zeit weder berechtigt noch möglich waren, dann waren sie zwar nicht bei Sinnen, zugleich doch so prophetisch nüchtern, daß ihre geträumten Einkünfte Jahrhunderte später in wirkliche sich verwandelten. Erst Neh. 10 hören wir von den Forderungen des P. C., die, auf die Autorität Artaxerxes gestützt, durchgesetzt werden konnten. Dies war Esras und Nehemias wichtigste und schwerste Arbeit deshalb wird so ausführlich davon geredet. Die Abwesenheit der Merkmale der Mosaizität, das Fehlen der Urim und Thummim, der 48 Levitenstädte, die Gemeinde der heimgekehrten Exulanten statt der zwölf Stämme Israels, der zweite Tempel statt der Stiftshütte, Esra statt Moses, die Söhne Zadok statt der Söhne Aarons, dies alles beweist die Differenz der jüdischen Praxis vom Gesetz.

B. Untersuchung und Beleuchtung der Aufstellungen Wellhausens.

a) Die Quellenscheidung.

Die Scheidung der Quellenschriften ist ein wahres Babel geworden. Wellhausen weicht von der bisherigen Quellenscheidung des Hexateuchs 1. elohistisch, 2. jahvistisch, 3 deuteronomisch ab, indem er nicht die elohistische, sondern die jahvistische Schrift für die erste, die elohistische oder Priestercodex für die jüngste erklärt. Es kann nicht geleugnet werden, daß W. mit dieser Einteilung ebenso viel Unrecht, aber mehr Wahrscheinlichkeit auf seiner Seite hat, als die übrigen Kritiker für ihre Einteilung. Aber eine viele Jahrhunderte spätere Abfassung des P. C. ergiebt sich aus dieser Priorität der jahvistischen Schrift noch keineswegs. W. wie die übrigen Kritiker haben bisher noch keine sicheren Kennzeichen der Unterscheidung auszufinden vermocht. Aus der verschiedenen Ausdrucksweise, dem bald trockneren, bald poetischeren Stil der Darstellungen, aus dem wechselnden Gebrauch der Gottesnamen Jahve und Elohim in dem doppelten Schöpfungsbericht, ist für die Quellenscheidung nichts zu gewinnen. Wir verschließen keineswegs die Augen gegen die absichtliche Verschiedenheit mancher Berichte, besonders des uns von W. und allen Kritikern immer zuerst vorgerückten doppelten Schöpfungsberichtes.

Ein scheinbarer Widerspruch liegt hier vor, sowohl im Ausdruck, wie in der Anordnung, aber nur für den, der sich durch Schein blenden läßt. Auffallend ist im Kap. 2. 3. die zwanzigmal vorkommende Nebeneinanderstellung von אלהים יהוה und die Auffassung, daß nach Kap. 1 der Mensch das letzte Werk Gottes war, und zwar mit seinem Weibe zusammen erschaffen, und nach Kap. 2 der Mensch, sobald die Erde vorhanden war, vor der Pflanzen- und Tierwelt geschaffen wurde, und zwar das Weib erst nachher aus der Rippe des Mannes. Aber daß „dies zur Annahme von zwei verschiedenen Verfassern und zwei verschiedenen Schriften, die vorhanden und im Umlauf, in späterer Zeit aber in ein Werk vereinigt wurden, drängen soll"*), ist doch zum mindesten sehr oberflächlich geredet. Sucht man allerdings in der zweiten Urkunde eine strenge zeitliche Gliederung, dann ist der Widerspruch unverhüllt. Aber man denke sich diese Zeitfolge: „erst die Erde kahl, es wächst nichts darauf. Dann steigt ein Nebel auf, dann wird der Mensch geschaffen, indem dem irdischen Gebilde der göttliche Geist eingehaucht wird. Dann läßt Gott den Menschen liegen, pflanzt inzwischen einen Garten und läßt die Bäume aufwachsen, dann holt er den Menschen und setzt ihn hinein, nun soll der Mensch auch andere Wesen um sich haben, Gott macht deshalb allerlei Tiere des Feldes, allerlei Vögel und bringt sie dem Menschen, und erst da unter all diesen der Mensch keine Genossin findet, stände als Schluß der Schöpfung das Weib da. Das zeigt, daß wir in dem zweiten Abschnitt nicht eine temporelle, sondern eine sachliche Gruppierung haben,

*) Vaihinger in Herzogs Real E. B. 11. A. Pentateuch.

wobei nun das, was für den Fortgang der Erzählung zur Erläuterung gebraucht wird, eben dort eingefügt wird, wo es gebraucht wird"*). Nach V. 15 setzt Jahve Elohim den Menschen in den Garten, um ihn zu bewachen; aber vor wem denn soll der Garten bewacht werden, wenn alle Tiere erst nachher geschaffen wurden? Überdies sollte man doch dem Verfasser ein Minimum gesunden Menschenverstandes zutrauen und nicht glauben, er hätte in seiner Borniertheit zwei sich gänzlich widerstreitende Berichte an den Anfang seines Buches gestellt. (Fortsetzung folgt.)

Deutscher Lehrertag.

Am 6. Juni trat der neunte deutsche Lehrertag zu Halle a. S. zusammen. Wenn, nebenbei bemerkt, derselbe 50,000 Glieder zählt, so möchten wir uns gerne verkriechen, denn gegen einen solchen Bund bilden wir bloß „einen Tropfen am Eimer."

Aus einer Rede des Lehrers Dr. Schmeil, Halle, dürfte jedoch des Ausführlicheren hier von Interesse sein.

Hochverehrte Festversammlung! Der Lehrerverein der alten Salz- und Schulstadt Halle und der Ortsausschuß zum 9. Deutschen Lehrertage, der zum größten Teile aus Lehrern, zum andern Teile aus Nichtlehrern, aber aus Männern besteht, deren Namen guten Klang unter ihren Mitbürgern und in der Lehrerwelt haben, entbieten Ihnen durch mich herzliches Willkommen!

Aus allen Gauen unseres Vaterlandes sind sie herbeigeeilt, vom Strande der Memel bis zu den lachenden Gefilden unseres herrlichen Rheinstromes und dem völkerscheidenden Wasgenwalde, von dort, wo der deutschen Meere Wogen rauschen, bis zu den schneebedeckten Gipfeln hehrer Alpenwelt: alle willkommen! Euch, die Ihr Euch müht mit dem Kinde des Arbeiters, die Ihr der Bauern kräftigen Nachwuchs erzieht, die Ihr die Knaben und Mägdlein der Bürger und vornehmen Kreise lehrt, die Ihr Eure Kräfte einsetzt zur Heranbildung eines tüchtigen Lehrergeschlechtes, und auch den hier erschienenen Männern der Wissenschaft, die der Pädagogik neue Bahnen weisen: allen ein herzlich Willkommen!

Euch, denen die Locke silberweiß glänzt, gebleicht von der Fülle der Jahre und der Arbeit, Euch Alten, zu denen die Jugend mit Ehrerbietung emporblickt als zu Männern reifer Erfahrung, als zu Männern, denen wir zum großen Teile verdanken, was die Volksschule und der Lehrerstand von heute sind, und auch Euch Jungen, auf welche die Alten ihre Hoffnung setzen für kommende bessere Tage — allen Euch Arbeitern an dem einen großen Werke der Emporbildung unseres Geschlechts: ein herzlich Willkommen!

Und auch allen den Männern und Frauen, die hier erschienen sind, ohne selbst Amtsgenossen zu sein, die aber wohl wissen, daß von der Arbeit der Schule das Heil der zukünftigen Generationen abhängt, die den Lehrerstand achten und an seinem Wohlergehen sich freuen: ein dankbares Willkommen!

*) Ohler, Theologie des A. Test. I. S. 77.

Als wir vor ungefähr 6 Monden die Gewißheit erlangten, daß unsere Einladung angenommen sei, dem 9. Deutschen Lehrertage in den Mauern dieser altehrwürdigen Stadt eine gastliche Stelle bereiten zu dürfen, da beherrschte uns nur ein Gefühl, das der Freude: dem vielgliedrigen Organismus der deutschen Lehrervereine als thätiges Glied in besonderem Maße dienstbar sein und arbeiten zu können für unsere Amtsbrüder im weiten, geeinten Vaterlande. Das Sprüchlein des Comenius, das wir auf unsere Festkarte gesetzt haben, wählten wir zu unserer Devise: „Es darf nicht eher nachgelassen werden, als bis das Werk vollbracht ist." Gern und freudig gingen wir ans Werk, gern und freudig setzten wir es fort, und unser Wunsch ist nur der eine, daß es gut gelingen möge!

Und Sie, verehrte Festgenossen, seien Sie uns milde Richter, erblicken Sie neben den Fehlern und Schwächen, die unser Werk zeigt, unsern guten Willen! Denn bei dem Manne, der selbst das Wenige, was er besitzt, gern und freudig giebt, bei dem darf sich der Gast wohl fühlen!

Übrigens hat uns ja auch hier nicht etwa gemeinsames Vergnügen — gemeinsame Arbeit hat uns hier vereint! Lassen Sie in den bevorstehenden Tagen unser größtes Vergnügen die treue Arbeit sein zum Wohle der Schule zum Wohle unseres Standes! Denn das, was den größten Teil der Lehrer Deutschlands bewegt, Hebung der Volksschule ist nur auf dem Wege langer Arbeit zu erreichen. Treue Arbeit eines jeden in dem ihm zugewiesenen Wirkungskreise, ernste Arbeit der Gesamtheit. Daß das erstere das wichtigere von beiden ist, wird keiner bestreiten wollen; daß das letztere aber nicht unwichtig ist, ist ebenso sicher!

Denn hoch achten wir den Mann, der in stiller Klause dem nachforscht, was der Schule, also der Menschheit frommt, und ebenso hoch achten wir den, der eifrig bestrebt ist, das, was erleuchtete Geister erdacht, in lebendige Thaten umzusetzen, der sein pädagogisches Wissen und seine Einsicht in Frömmigkeit, Tugend und Sitte seiner Schüler umwandelt.

Aber wirklich fruchtbringend wird des Lehrers Thätigkeit nur dann sein, wenn er Umgang mit seinesgleichen, Zusammenhang mit seinen Standesgenossen sucht und pflegt! Ängstlicher Abschluß bedingt Einseitigkeit und Rechthaberei; Umgang mit braven Genossen das Gegenteil von dem! Wer sich ängstlich isoliert, wird ein Sonderling, und Sonderlinge sind noch niemals gute Erzieher gewesen. Ja, das Werk der Erziehung ist ein so ernstes, ein so verantwortungsvolles und heiliges, daß es fast wie Frevel an demselben erscheint, wenn man dabei nur seine eigenen Ansichten maßgebend sein lassen wollte! Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben! Willst du in deinem Amte segensreich wirken, so mußt du über dasselbe hinausgesehen haben! In anderer Werkstätte schauen, anderer Ansichten hören, mit Meistern Umgang pflegen: das ist echter Lehrer Art! Und welche Fülle neuer Berufsfreudigkeit, welcher Antrieb zu neuem Schaffen geht von solchem Umgange aus! Unberechenbar ist schier der Segen, den schon Tausende und aber Tausende von Lehrern aus ihren Vereinigungen mitgenommen haben in ihr Dorf, in ihre Stadt, zu ihren Schülern.

Ja, es ist für mich eine unbestrittene Thatsache, daß in den Orten, in welchen ein reges Vereinsinteresse herrscht, fast durchweg ein intelligenter Lehrerstand zu finden ist, daß aber da, wo Selbstsucht und Bequemlichkeit von solchen Zusammenkünften abhalten, meist pädagogische und häufig auch intellektuelle Stagnation sich breit macht.

Jedoch überall blühen unsere Vereine, in welchen die Diskussion pädagogischer Fragen die Hauptsache ist. Und wem die Hebung der Volksschule am Herzen liegt, d. h. also die Hebung der Bildung und Gesittung unserer gesamten Nation, und wer sich die Mühe gegeben hat, unsere Vereinigungen kennen zu lernen: der wird mit Freuden zugeben, daß von denselben Segen, unendlich viel Segen ausgestrahlt ist für die Schule, für unser ganzes Vaterland. Wer die 96% unseres Volkes lieb hat, die ihre abschließende Bildung in unsern Volksschulen finden, der muß die pädagogische Vereinsthätigkeit der Arbeiter dieser Anstalten fördern, und unserem Berufe fernstehende, einsichtsvolle Männer haben dies schon längst gethan. —

Das nun zusammenfassen, was wir in den kleinen Verbänden im Laufe der verflossenen zwei Jahre erarbeitet haben, ist, verehrte Festgenossen, unsere Aufgabe auf dem angebrochenen Lehrertage. Zunächst werden wir einer Ehrenpflicht zu genügen haben. Wie der 8. Deutsche Lehrertag unter dem Zeichen Adolf Diesterwegs stand, so soll der 9. den Manen Johann Amos Comenius' geweiht sein! Ein stiller Dulder, der nach langer, rauher Pilgerfahrt endlich Ruhe fand, in dem „einen, was not thut" ein unentwegter Kämpfer gegen Glaubenshaß und Glaubenshader, der in dem Einigenden der Religionen das Wesentliche, in dem Trennenden das Unwesentliche erblickte; der Verfasser der „Didactica magna"; der größte Schulmann seiner Zeit, der der Pädagogik auf Jahrhunderte hinaus neue Bahnen gewiesen, der das Erziehungsideal erfaßte, wie keiner vor und nur wenige nach ihm; der „Vater der Volksschule"; so steht er vor uns, und wir beugen uns bewundernd vor seiner Größe. Möge sein Geist, der Geist des Friedens, der Eintracht, der Begeisterung für die Arbeit der Schule, auch über unseren Versammlungen schweben! Das wäre die beste, würdigste Comenius-Feier.

Mit einer Idee, welche man als eine comenianische wohl bezeichnen darf, mit der Idee der "Einheitsschule", der „Allgemeinen Volksschule" werden wir uns sodann zu befassen haben. — Es ist eine allgemein bekannte, geschichtliche Thatsache, daß dann, wenn es in der Welt stürmt und braust, die Augen der leitenden Kreise auf die Schule, auf die Jugend gerichtet sind. Wer kennte z. B. nicht den bekannten Ausspruch Luthers: „Soll dem Teufel ein Schade geschehen, der da recht beißet, der muß durchs junge Volk geschehen." Wer wüßte nicht, was Friedrich Wilhelm III. und Freiherr v. Stein sprachen im Anblick ihres vom Feinde zertretenen Vaterlandes. „Zwar haben wir an Flächenraum verloren," sagt der erstere, „zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen und müssen sorgen, daß wir an innerer Macht und innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksam-

keit gewidmet werde." Und der letztere meint: „Am meisten ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten." Und heute, verehrte Anwesende, heute braust's und stürmt's wieder in der Welt; umstürzende Elemente erheben trotzig das Haupt und drohend die Faust, und die Augen der leitenden Kreise sind wieder auf die Schule gerichtet. Und die Männer der Schule, die — um mit dem Referenten über diese Frage zu reden — die da bestrebt sind, eine Jugend zu erziehen, die frei ist von Standesvorurteilen, und erfüllt ist von „edlem Gemeinsinn und echter Vaterlandsliebe," diese Männer, verehrte Anwesende, wissen nur ein Mittel anzugeben: es muß eine Schulorganisation geschaffen werden, „durch welche die Angehörigen aller Stände nach Möglichkeit zusammengeführt werden", die allgemeine Volksschule. Daß dieses Mittel nicht unwirksam bleiben wird, ist unsere feste Zuversicht, und hohe Freude erfüllte uns wohl alle, als wir vor einigen Tagen hörten, daß in dem Abgeordnetenhause des größten deutschen Staates von keinem geringeren als dem Kultusminister selbst ausgesprochen wurde, daß es große Nachteile habe, die Kinder bereits nach Ständen zu trennen in einer Zeit, in welcher dieselben dafür noch gar kein Verständnis haben können. —

Eine nicht minder wichtige Frage ist die über die „Behandlung der verwahrlosten und sittlich gefährdeten Jugend." Wie das körperlich und geistig schwache Kind dem Vater und der Mutter besonders am Herzen liegt, so dem Lehrer das sittlich gefährdete. Was ist zu thun, um dasselbe von dem bereits betretenen Wege sittlich Verrohung, von dem Wege des Lasters und Verbrechens zurückzuführen zum Wege der Tugend? Diese Frage hat schon jeden Lehrer oft bewegt. Hoffentlich trägt der 9. Deutsche Lehrertag etwas zu ihrer endlichen Lösung mit bei.

Daß die Frage nach der Vorbildung der Volksschullehrer mit auf die Tagesordnung gesetzt worden ist, haben wohl die meisten deutschen Lehrer mit hoher Genugthuung begrüßt. Wenn man die Presse einer gewissen Richtung verfolgt, so trifft man darin chronische Klagelieder über die Dünkelhaftigkeit, den Hochmut nnd die Halbheit der Vokslschullehrer. Wie vertragen sich aber nun damit unsere Forderungen? —

Ist das Dünkelhaftigkeit, wenn wir klagen über eine nicht genügende Ausbildung unserer Standesglieder? Kann man das Hochmut nennen, wenn wir immer und wieder die Forderung nach vertiefter Bildung aussprechen, nach einer Bildung, die der anderen gebildeten Stände adäquat ist? Dünkelhafte und hochmütige Menschen finden sich in allen Ständen, also auch in dem unsrigen. Halb- und Ungebildete giebt's überall, selbst in den höchsten Kreisen. Warum nicht auch unter den Volksschullehrern? Sind aber nicht Tausende und aber Tausende unserer Amtsbrüder bestrebt durch ernste Arbeit, die „Halbheit" zu überwinden? Ist das nicht doppelt anerkennenswert? Denn was in der Jngend versäumt, ist im Alter nur mit saurem Schweiße nachzuholen. Wie viele haben es nicht von der „Halbheit" zur „Ganzheit" gebracht! Zählt unser Stand nicht auch Männer, denen selbst die edelsten Geister unserer Nation höchste Achtung zollen? War z. B. Kehr, dessen Denk-

mal wir nach Schluß unseres Festes enthüllen, nicht auch einer der Unsrigen! Kämen doch die Männer, die uns gering schätzen, auch zu unsern Versammlungen! Sie würden finden, daß die meisten der deutschen Volksschullehrer Männer sind, begeistert für die Schule und das Vaterland, Männer mit Gottesfurcht und Königstreue im Herzen, Männer, die unentwegt an ihrer Weiterbildung arbeiten. Schmähen ist leicht, aber sich belehren ist des Gerechten Weise! Bedächten doch wenigstens diese Männer, die uns mißachten, daß sie mit dem Vorwurfe der Halbheit nicht die Volksschullehrer, sondern den treffen, der die Ausbildung derselben leitet. Wer kann für seine Geburt! Wer ist für die Schule verantwortlich, die er besucht? doch nicht der Schüler, sondern der, dem die Schulen gehören und der sie beaufsichtigt! Gewiß, verehrte Anwesende, es muß besser werden auf diesem Gebiete. Und wir, wir wollen nicht eher nachlassen, als bis das Werk vollbracht ist!

Und damit, verehrte Festgenossen, wären wir zu der anderen Seite unserer Vereinsthätigkeit gekommen. Die eine ist die der ernsten unentwegten Arbeit, die andere die des Kampfes, — des Kampfes für die Schule, für unsern Stand, gegen alle uns feindlich entgegenstehenden Elemente. Isolierung ist Zersplitterung unserer Kraft! „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig." Wie das Vaterland eins und dadurch ein mächtiges Reich geworden ist, so sollten auch die Lehrer Deutschlands eins sein: Partikularismus ist immer ein nagender Wurm gewesen. Ja, es ist sicher, daß die Zeit bald kommen wird und kommen muß, daß sich nur e i n e Vereinigung unserer Standesgenossen über das ganze große Vaterland erstrecken wird, von Rußlands bis zu Frankreichs Grenze, vom Fels bis zum Meere! Schon jetzt zählt der Deutsche Lehrerverein über 50,000 Glieder, wohl uns und dem Vaterlande, wenn es deren schon 100,000 wären! Unser Wort wäre dann, wo es sich um die Schule und ihre Lehrer handelt, noch mehr als bisher von achtunggebietendem Gewichte! Allen denen, die noch zögernd am Wege stehen, möchte ich zurufen: Kommt, stellt euch in unsere Reihen, ergreift des Geistes Waffen, es gilt einen Kampf um die edelsten Güter! Wer sich selbst achtet, verteidigt sich gegen unberechtigte Angriffe, wer die Schule und seinen Stand lieb hat, kämpft für deren Weiterentwicklung.

Gilt es denn wirklich einen Kampf? — Erlassen Sie mir, verehrte Anwesende, alle die düsteren Bilder wachzurufen, die in den beiden Jahren, seitdem zum letzten Mal der Deutsche Lehrertag vereinigt war, unsern Blick getrübt, die uns erbeben und ängstlich werden ließen an dem Siege unserer guten Sache. Aber wir wissen sicher, daß nach der Nacht auch für uns ein Morgen kommen wird, denn: das Werk der Schule, das wir treiben, ist Gottes Werk; ist aber unser Werk von Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen! — Ja es will mir selbst scheinen, als begönne es bereits zu tagen. Trügen nicht alle Zeichen, so fängt man an mit uns zu rechnen und zu geben, was der Schule und ihren Lehrern gehört. Darf ich Sie, verehrte Anwesende, nur an einiges erinnern? Sie alle kennen die Worte, welche erst vor wenigen Tagen in der bayerischen Kammer vonseiten des Herrn Kultusminister von

Müller ausgesprochen sind: „Der Lehrerverein wird, wie ich wünsche und hoffe, die Vereinigung aller Lehrer bleiben. Nach meiner Anschauung und Überzeugung führt auch hier die Hervorkehrung und Stärkung des Einigenden, nicht jene des Trennenden zum Heil und wird zur Zufriedenheit der Lehrer, zur Hebung des idealen Sinnes und zur mehrseitigen Förderung des Lehrerstandes beitragen."

Erfreuen wir uns daran, daß selbst hervorragende Männer der Wissenschaft zu unseren Versammlungen kommen. Erinnern Sie sich doch, welche Hochachtung durch Wort und Thaten der leider so früh verstorbene große Hallesche Schulmann Otto Frick dem Volksschullehrerstande erzeigt hat. — Denken Sie ferner an die Comenius-Feier, wie sie allerorten stattfand! Fängt man doch endlich an, wie andere Heroen der Wissenschaft auch die der Pädagogik zu ehren! Wenn man anfängt die Meister zu schätzen, dann dürfte auch bald die Reihe an den Werkleuten sein. Erinnern Sie sich endlich, was in den letzten Jahren in einer Anzahl deutscher Staaten zur Besserung der materiellen Lage der Volksschule geschehen ist! Sind das nicht alles Zeichen des nahenden Frühlings? Ja, wie draußen alles knospt und keimt und blüht und grünt und neuer Frühling eingezogen ist, so scheint mir auch für unsern Stand ein Frühlingswehen bemerklich zu sein! Aber weit ist noch der Weg bis zu unserm Ziel! Wir aber, verehrte Festgenossen, wir wollen nicht nicht eher nachlassen, als bis das Werk vollbracht ist. Und du, deutscher Lehrerstand, raste nicht eher, als bis das Ziel erreicht, als bis der neue Frühling angebrochen, als bis das Werk vollbracht ist! In diesem Sinne und unter dem Wunsche, daß der Geist der Pfingsten über dem 9. Deutschen Lehrertage schweben möge, heiße ich seine Gäste nochmals herzlich willkommen!

Pädagogische Goldkörner.

Je weniger der Lehrer zustande zu bringen weiß, desto mehr verschärft er die Hausaufgaben. Curtman.

Es ist unstreitig, daß Kinder sich gegenseitig schneller finden und alles lieber von einander annehmen, als von größeren Leuten. Pestalozzi.

Stimmt's?

Ein Vater soll an jedem Tage beten:
„Herr, lehre mich dein Amt beim Kinde recht vertreten." Rückert.

Einst ruft, o möchte Gott es geben! Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir! denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet du!
O Gott, wie muß dies Glück erfreun, der Retter einer Seele sein.
Ch. F. Gellert.

Naturgemäße, schnell vorübergehende, unter allen Umständen empfindliche Strafen verdienen fast in allen Fällen den Vorzug vor den raffinierten. Curtman.

Wirft man einen Blick auch auf die beste Schule, so wird man finden, daß sie der Strafen und Belohnungen nicht ganz entbehren kann. Demeter.

Kirchliche Rundschau.

Unsere Synode wird gegenwärtig von nicht weniger als vier Seiten oder, genauer gesagt, „Blättern" angegriffen. Zunächst und im Ganzen von dem „Kirchenblatt" der Iowasynode wegen einer Predigt von P. Möckli über das Thema: Die evangelische Kirche ist eine wahre Kirche. Die Veranlassung dazu war, daß ein Pastor der Iowaer bei einer Festlichkeit eine in derselben Stadt befindliche Gemeinde, die von einem unsrer Synodalpastoren bedient wird, öffentlich angegriffen hatte. Von dem Pastor brieflich zur Rede gestellt, zog er vor „natürlich" nicht zu antworten (ist am bequemsten und sichersten, man kommt dann in keine Gefahr etwas Unrichtiges zu sagen oder vielmehr zu schreiben). Irgendwoher wurde nun diesem Iowapastor auch die betreffende Predigt zugesandt. Derselbe zog es wieder vor, diese Predigt einem andern zu übergeben, der nun eine Anzahl (3) von Artikeln im „Kirchenblatt" gegen diese Predigt und gegen unsere Synode losließ, in denen er dieselbe eben wieder, wie immer, verdammt. Nun sind wir das ja schon längst gewohnt und es befremdet uns das nicht, als ob uns etwas Seltsames widerführe. Es ist auch nur wieder etwas Altes, wenn behauptet wird: „Zur rechten, einigen Lehre von dem Namen Jesu des Gekreuzigten gehört auch die rechte Lehre von der Taufe, vom Abendmahl, von der Gnadenwahl u. s. w.; hierin hat die unierte Kirche keine gewisse Lehre, kein Bekenntnis, will auch keins haben; jeder Pastor, Professor, jede Gemeinde und jedes Gemeindeglied kann die betreffenden Stellen nach seinem Belieben deuten." Schon im Jahre 1884 haben wir auf eine Kundgebung der Iowaer, in welcher so ziemlich wörtlich dasselbe behauptet wurde, geantwortet (Theol. Zeitschr. 1884, Seite 256 ff.). Da die Iowaer nun seither nichts Neues gefunden haben, so können wir getrost auf unsere alte Antwort verweisen. Wird freilich ebensowenig helfen, als wenn wir einen neuen Artikel schrieben, oder jenen alten noch einmal abdrucken ließen, denn ein überzeugungstreuer Lutheraner bewährt sich ja eben dadurch, daß er sich durch nichts überzeugen läßt.

Zum Zweiten ist der Nord-Illinois-Distrikt wegen seines Beschlusses, in welchem er die Öffnung der Chicagoer Weltausstellung am Sonntag Nachmittag, aber mit feiernder Maschinerie, befürwortet, von der Reformierten Kirchenzeitung angegriffen worden. Dieselbe sagt unter Anführung der betr. Antwort unseres Katechismus und der Stelle Hesekiel 20, 20: „Die obigen Beschlüsse scheinen uns nicht im Einklang mit der Erklärung des Gebotes vom Sabbath." Ferner: „Wir können nicht einsehen, mit welchem Recht eine Konferenz beschließen kann, daß z. B. am Sonntag Vormittag die Weltausstellung geschlossen bleibe, dagegen Nachmittags allen Besuchern offen stehe. Diejenigen, welche beabsichtigen, am Sonntag Nachmittag die Weltausstellung zu besuchen, werden schwerlich Zeit finden, am Vormittag den Gottesdienst zu besuchen. Obige Beschlüsse finden die Billigung der weltlichen Zeitungen, ob nicht aber manches christliche Gemüt dadurch in Verwirrung gebracht wird?"

Das sind immerhin Einwendungen, die sich hören lassen und die auch auf jener Konferenz gemacht worden sind, aber ohne eine durchschlagende Wirkung zu erzielen. Werden solche Gründe in dieser Weise vorgebracht, dann wird mancher, dem in der Debatte und bei der Abstimmung nur die andere Seite vorgeschwebt haben mag, sich noch einmal besinnen und fragen, ob man vielleicht nicht besser gethan hätte, wenn man jene Beschlüsse nicht gefaßt hätte.

Dagegen wird die maßlose Art, in welcher der Apologete sowohl über die Konferenz, wie über die Beschlüsse loszieht, nur die Wirkung haben, daß man sich solchen Schimpfereien und Verdächtigungen gegenüber in seinem Rechte weiß und denkt: Wer schimpft läßt sich entweder von seiner Erregung hinreißen, dann ist ihm von Herzen etwas mehr Selbstbeherrschung zu wünschen, oder er thut es um andere aufzuregen, dann ist er nur einer Antwort wert, die sein unlauteres Gebahren an den Pranger stellt. Der Apologete sagt u. a.: „Aber die jämmerlichste Rolle in dieser Sache spielen ge-

wisse deutsche Kirchenkörper, welche sich ganz offen auf die Seite der religions- und kirchenfeindlichen deutschen Tagespresse, der ungläubigen Turner und der tausend und einem deutschen Vereine, deren Bauch ihr Gott ist, stellen. So hat denn die Synodal-Konferenz der deutschen evangelisch (!) unierten Kirche von Illinois in Freeport (Ills.), eine Reihe von Beschlüssen angenommen, in welchen sie die Öffnung der Ausstellung an Sonntag Nachmittagen allen Ernstes befürwortet. Dafür hat diese Synode denn auch den schmeichelhaftesten Dank aller außerkirchlichen und religionsfeindlichen Kreise sich erworben. Aber welche Travestie der Religion ist es, daß eine Kirche Christi, und noch dazu eine sich evangelisch nennende, mit solchen Konsorten sich verbündet, um den letzten Pfeiler der öffentlichen Moral — den christlichen Sabbath — niederzureißen! In Bezug auf "b" (d. h. die Angabe, daß mit Schließung der Ausstellung am Sonntag nach Ansicht aller die mit den Verhältnissen vertraut seien, viel größere sittliche Gefahren verbunden sein würden, als mit der Offenhaltung derselben), so ist das nichts anderes als die reinste Jesuitenlogik, welche auf dem Grundsatz beruht, daß der Zweck die Mittel heiligt; oder man dürfe Böses thun, um größeren Übeln vorzubeugen. Denn in diesem Satz wird doch zugegeben, daß die Öffnung der Ausstellung am Sonntag immerhin mit großen sittlichen Gefahren verbunden wäre."

Welche Logik der Apologete hier anwendet, sagt er vorsorglicher Weise nicht. Denn nach seiner Logik dürfte man das kleinere Übel nicht zulassen, damit das größere stattfinden könne. Die Befürworter des Beschlusses haben die Öffnung der Weltausstellung am Sonntag allem Anschein nach als das kleinere der beiden Übel angesehen und dementsprechend geurteilt. Vollends aber in der Besprechung oder vielmehr im Schimpfen über den 4. Punkt, womit der fragliche Beschluß begründet wird, kommt der Apologete ganz aus Rand und Band: „Aber (4) der Versuch den „sonntäglichen Charakter" des Tages zu wahren durch eine gleichmäßige „Partnership" mit dem Teufel zeigt die bewußte moralische Schwäche des ganzen Standpunktes. Der liebe Gott soll mit einem toten, formellen Gottesdienst am Vormittag abgespeist werden (je kürzer, desto besser) und dann ist man mit seinen religiösen Pflichten für diesen Tag fertig und kann sich in der Welt recht amüsieren. Dadurch kann man freilich den „sonntäglichen Charakter" des Tages nach dem deutschländischen Muster wohl wahren. Aber mit einer solchen weltlichen Auffassung des christlichen Sabbaths kann seine Majestät der Teufel wohl zufrieden sein. Da kann er ja alle heiligen Eindrücke, die des Vormittags im Hause Gottes empfangen wurden (?), leicht verwischen."

Was der betr. Artikelschreiber bei diesen Worten gedacht hat, wird er wohl nicht verraten. Dagegen werden manche Leser auf den Gedanken kommen, daß er die Weltausstellung als Teufelswerk und der Besuch derselben als einen Teufelsdienst ansieht. Warum aber schließt man dann nicht die Ausstellung ganz und gar?

Wenn er aber vollends von „seiner Majestät dem Teufel" redet, so wäre doch zu fragen, von wem der Teufel als Majestät angesehen und behandelt wird. Von uns gewiß nicht; auch nicht von denjenigen, welche den betreffenden Beschluß, dem auch stark opponiert worden ist, befürworteten. Er selber wird sich auch dagegen wehren, wenn man ihm eine solche Anerkennung des Teufels als Majestät zuschieben würde. Und woher weiß denn der Apologete, daß der Teufel so befriedigt sein würde? Ist am Sonntag Chicago eine heilige Stadt, aus der der Teufel nach dem Jackson Park verbannt wird? Außerdem wird die Schließung der Ausstellung am Sonntag von vielen Wirten befürwortet, weil sie dadurch auf reichlichere Einnahmen für sich an diesem Tage hoffen. Nun sieht der Apologete die Wirte doch auch als Diener des Teufels und die Saloons jedenfalls noch als viel schlimmere Teufelsstätten an, als die Weltausstellung. Oder sieht er die Sache umgekehrt an?

Jedenfalls würde es ihm nicht schaden, wenn er wieder über unsere Synode schimpfen will, es in einer Weise zu thun, die ihn in einer mehr anständigen Haltung und mit etwas weniger lächerlichem Gerede erscheinen läßt.

Zuletzt kommen wir selbst, d. h. der Redakteur der Zeitschrift, bei den

Missouriern daran. Es wird uns vorgeworfen, wir hätten durch die Bemerkung, daß die konfessionalistische Theologie durch ihre praktische Unterstellung der Schrift unter die Kirchenlehre eine Kritik ausübe, die lutherische Kirche verleumdet. Von der lutherischen Kirche haben wir nicht geredet, sondern von der konfessionalistischen Theologie. Das sind doch zwei verschiedene Dinge. Die konfessionalistische Theologie wird eben des Konfessionalismus, d. h. einer fehlerhaften Überschätzung der kirchlichen Bekenntnisformeln beschuldigt, weil sie eben praktisch die Bekenntnisformeln über die Schrift stellt. Giebt es nun innerhalb der lutherischen Kirche (welcher, muß man übrigens fragen) keine konfessionalistische Theologie, so bezieht sich unsere Bemerkung auch nicht auf sie und wir haben die lutherische Kirche auch nicht verleumdet. Giebt es aber konfessionalistische Theologie in dieser Kirche, nun dann ist die Thatsache eben Thatsache und man wird sie nicht aus der Welt schaffen können, dadurch daß man über Verleumdung schreit. Wenn ferner gesagt wird: „Die Redaktion vergißt hauptsächlich Eins, nämlich daß die Kritiker Dinge in Frage stellen, die Christus längst entschieden hat," und dann behauptet: „Das Treiben der modernen Kritiker ist eine direkte Auflehnung gegen Christi Autorität," so hätte der Schreiber unsere Bemerkungen zu Ende lesen sollen. Daß es genug Leute giebt, die nicht etwa die Ansichten über Verfasser, Abfassungszeit, Überlieferung, Textgestalt der heil. Schrift u. s. w. in Frage stellen, sondern die Schrift selbst angreifen, das wissen wir gut genug. Man kann sie natürlich auch unter die Kritiker rechnen, so wie etwa Rom die modernen Atheisten auch unter die Protestanten rechnet. Daß das Treiben solcher Leute eine Auflehnung gegen Christi Autorität ist, wissen wir auch. Aber nicht deswegen lehnen sie sich gegen Christi Autorität auf, weil zufällig einige wenige davon sich mit kritischen Fragen beschäftigen, sondern weil ihnen der Glaube an Christum fehlt.

Der Unglaube, auch der moderne, wurzelt nicht in litterargeschichtlicher Kritik der heiligen Schrift, sondern ganz anderswo. Deswegen schließt auch die Konservierung der hergebrachten Ansichten über die äußere Geschichte der heil. Schrift keineswegs die Bewahrung des Glaubens an Christum ein.

Ueber den Streit wegen Briggs, der nun wieder von vorne anfängt, läßt sich der „Evangelist" folgendermaßen vernehmen: „Unsere General-Assembly, die dieses Jahr weit draußen an der Küste des stillen Oceans, in Portland, Oregon, ihre Sitzung abgehalten, zog allgemeine Aufmerksamkeit auf sich wegen der Briggschen Angelegenheit.

Dr. Briggs hat bekanntlich in seiner berüchtigten Inaugurationsrede als Professor der biblischen Theologie am New Yorker Union Seminar Äußerungen gethan, die sowohl viel ängstliche Sorgen, als auch scharfe Kritik und Anklagen wegen schriftwidriger Lehren hervorriefen. Eine ausführliche Klageschrift wurde der General-Assembly schon bei ihrer letztjährigen Sitzung in Detroit unterbreitet. Doch wurde die Angelegenheit einstweilen dem N. Y. Presbyterium überwiesen, wahrscheinlich um dann das nächste Jahr auf Grund der Beschlußnahme des Presbyteriums mit mehr Klarheit handeln zu können.

Im New Yorker Presbyterium aber wurde Briggs nach einer gelungenen Verteidigungsrede freigesprochen, und jeder friedliebende Christ freute sich herzlich, daß eine friedliche Lösung der Streitfrage herbeigeführt worden sei.

Bald aber merkte man, daß der Kampf noch lange nicht zu Ende war. Auch heute noch liegt der Streit vor dem Richter.

In der General-Assembly berichtete das Komitee des N. Y. Presbyteriums über Briggs Freisprechung, doch ließ der Bericht ersehen, daß die Dinge im Seminar 2c. äußerst schwierig und verwickelt sind. Sofort wurde gemeldet, daß die Sache vor die General-Assembly gebracht werde. Und wie vorauszusehen war, hob die General-Assembly das Urteil des N. Y. Presbyteriums auf und referierte die Angelegenheit zurück an das N. Y. Presbyterium, mit der Weisung, die Anklagen gegen Dr. Briggs wegen Irrlehre gründlich zu untersuchen. Diese peinliche Angelegenheit wird wieder in ihrer ganzen Verhandlung viel Störung verursachen. Die Rechtmäßigkeit

seiner Wahl zum Professor der Bibl. Theologie am Union Seminar gab zu langen Verhandlungen Anlaß. Das Union Seminar wollte sich von der presbyt. Kirche trennen, allein, das wurde nicht zugegeben. Die Angelegenheit wurde einem Schiedsgericht übergeben, das aus 15 Gliedern bestehen soll, wovon 5 von der General-Assembly, 5 von den Trustees des Union Seminars und 5 von diesen zehn gewählt werden sollen. Dies Schiedsgericht soll entscheiden, welche Rechte unter den obwaltenden eigentümlichen Verhältnissen der General Assembly und den Trustees resp. zustehen.

Es wäre nun zu wünschen, daß diese traurige Affaire möglichst bald mit Glimpf beigelegt würde. Es liegt uns nicht an, für Dr. Briggs Partei zu nehmen, im Gegenteil, wir halten dafür, daß er seinen Lehrstuhl leeren sollte. Doch müssen wir diese öffentliche Ketzergericht-Methode, wie sie jetzt zu Tage tritt, von Grund aus mißbilligen, zumal wir sehen, daß man durch diese Geschichte die Feinde des Herrn lästern macht, und unsere Kirche dadurch großen Schaden erleidet.

Der Modeteufel scheint auch hier gegenwärtig eine Handhabe gefunden zu haben. Vor einem Jahre lasen die beiden Professoren L. J. Evans und Henry Preserved Smith am presb. Lane Seminar in Cincinnati in den wöchentlichen Pastoralversammlungen eine Reihe von wissenschaftlich ausgearbeiteten Abhandlungen über: "Biblical Scholarship und Inspiration." Seiner Zeit hörte jeder der anwesenden Pastoren mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und aller Mund war voll Lobens und jede Zunge voll Rühmens über die wirklich trefflichen Leistungen der beiden Brüder. Auch wir gestehen, daß wir noch selten etwas Gediegeneres gehört haben.

Als aber später diese Vorträge gedruckt erschienen, fing man an ein Haar nach dem andern in der Suppe zu suchen und — zu finden. Aus dem Hosianna wurde ein: „kreuzige ihn" und nun sitzen die beiden hochangesehenen Kirchenlichter auf der Anklage-Bank. Der edelgesinnte und friedliebende Dr. Evans hat, des langen Haders müde, sein Professoramt niedergelegt und ist nach seiner alten Heimat in Schottland zurückgekehrt, um sich seine alten Tage nicht unnötig verbittern zu lassen. Der noch jüngere, gut deutsch gebildete Prof. Smith hat sich dem Hangen und Bangen in schwebender Pein nicht entzogen und bereitet sich auf den im Herbst aufs neue angehenden Prozeß vor.

Derartige Erscheinungen müssen jeden aufrichtigen Christen, der den Herrn und seine Kirche lieb hat, das Herz schwer machen. Wir sind aber desselben in guter Zuversicht, daß das Haupt der Kirche Gnade geben und daß der Friede schließlich seinen ewigen Triumph feiern wird."

In einem Punkt sind die Äußerungen des Evangelist nicht ganz klar, wenn er nämlich sagt: „Doch müssen wir diese öffentliche Ketzergericht-Methode von Grund aus mißbilligen," so wird er doch wohl nicht sagen wollen, daß er eine geheime Ketzergericht-Methode billige. Was würde er erst sagen, wenn etwa gewisse Machthaber und Stimmführer den Angeklagten längst im geheimen verurteilt hätten und dann plötzlich entweder selbst oder durch eins ihrer Werkzeuge mit einer Anklage hervorgetreten wären, die zu untersuchen die Versammlung keine Zeit gehabt, und gegen die sich zu verteidigen dem bereits im geheimen Verurteilten keine genügende Gelegenheit gegeben worden wäre, worauf er dann, ohne daß vorher „ein Aufruhr im Volk" hätte entstehen können, abgethan worden wäre? Wir glauben nicht, daß der „Evangelist" mit der Verwerfung eines öffentlichen Ketzergerichts die Billigung eines solchen Geheimverfahrens aussprechen will. Ist das eine verwerflich, so ist das andere verächtlich und abscheulich. Derartige Streitigkeiten haben eben vielfach noch andere Gründe als die, welche vorgegeben werden.

Die Eisenacher Kirchenkonferenz wurde dieses Jahr am 16. Juni mit einem Gottesdienst in der Wartburgkapelle eröffnet. Die Konferenz besteht aus Abgeordneten der deutschen evangelischen Kirchenregierungen und tritt alle zwei Jahre zusammen. Als erster Gegenstand wurde die evangelische Diaspora behandelt. Es wurde über diese Arbeit eingehend berichtet und allen Kirchenregierungen dieselbe empfohlen, außerdem aber beschlossen, daß die Sache der Diaspora regelmäßig auf die Tagesordnung gesetzt

werden sollte. Sodann wurde noch die schon oft verhandelte Frage eines gemeinsamen Bußtages für Deutschland auch hier wieder erörtert und die Kirchenregierungen ersucht, die Einführung desselben nach Kräften zu fördern. Über die Zunahme der Eide, welche geradezu als ein Notstand bezeichnet wird, wurde ebenfalls referiert, und ein Komitee ernannt, welches in der nächsten Versammlung in dieser Hinsicht bestimmte Vorschläge machen soll. Der Centralausschuß für innere Mission hatte in einer Zuschrift die Aufmerksamkeit der Konferenz auf die evangelischen Deutschen Nordamerikas gelenkt; die Zuschrift wurde an das Komitee für die Diaspora verwiesen.

Weitere Beratungsgegenstände waren: eine alttestamentliche Perikopenreihe, die angenommen wurde; sodann die kirchliche Armenpflege, die revidierte Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung und die Fürsorge für entlassene Strafgefangene, sowie endlich die Offenhaltung evangelischer Kirchen zur stillen Andacht, an die sich auch die Frage nach Einrichtung kurzer liturgischer Wochengottesdienste anschloß. Diese letztere wurde indes späterer Beratung vorbehalten.

Die Hannoversche Pfingstkonferenz hat dieses Jahr ihre fünfzigste Versammlung abgehalten. Dieser Umstand hatte eine lebhafte Beteiligung zur Folge, welche auf 400 bis 500 Besucher geschätzt wird. Von verschiedenen Seiten kamen aus geistesverwandten Kreisen Begrüßungen und Glückwünsche. Das Referat des ersten Tages handelte im Anschluß an Maleachi 2, 7 von der Bewahrung der Lehre gegenüber dem Gedanken, es komme weniger auf die Lehre an als aufs Leben, und gegenüber der Forderung eines ethischen Christentums statt eines dogmatischen wurde behauptet, daß mit solchen Forderungen die Liebe statt als Frucht des Glaubens vielmehr als Surrogat des Glaubens hingestellt werde. Die Lehre sei unschuldig, wenn sie nicht Leben wirke; sie sei allezeit aufs Leben, freilich aufs innere, geistliche Leben gerichtet. Ferner gelte es die Lehre zu bewahren, wo es sich um angebliche Spannungen zwischen Lehre und dem Evangelium handle, (d. h. zwischen Kirchenlehre und Schrift). Die Lehre sei zu bewahren in der Predigt, vornehmlich aber auch im Leben. Von einem der Redner wurde die lutherische Glaubenslehre „die einzig tragfähige Wurzel des Liebeslebens“ genannt. Ob der Redner das im völligen Ernst gemeint hat? In diesem Falle würde es allerdings die Behauptung miteinschließen, daß der Herr bei den Kirchen, welche die lutherische Lehre nicht haben, seit der Reformationszeit vergebens Frucht gesucht hätte. Wir wollen dem Redner gerne zugeben, daß er das nicht so genau überlegt hat. Am zweiten Tage wurde über die lutherische Taufliturgie verhandelt. Die Anzahl ritueller Dinge, die in Betracht gezogen wurde, ist keine geringe, und man wird auch in diesem Stück der lutherischen Pfingstkonferenz das Lob nicht versagen können, daß sie „ja keine Position aufgeben“ will. Indes wird man doch auch sagen müssen, es handelt sich nicht bloß um das nicht verlieren, sondern auch darum, daß man mit den anvertrauten Pfunden andere gewinne.

Ein anderes Gepräge trug die in Gnadau versammelte Pfingstkonferenz. Hier bildete nicht die Lehre, sondern das christliche Leben, namentlich das christliche Gemeinschaftsleben, den Mittelpunkt. Evangelisation und Vereinsthätigkeit waren die Gegenstände, welche in der Eröffnungsversammlung behandelt wurden. Bei dem Referat des Inspektor Haarbeck aus Bonn über Bekehrung und ihr Verhältnis zur Wiedergeburt machte sich der Gegensatz lutherischer Anschauungen bemerklich. Die Bedeutung der Lehre von den letzten Dingen für das persönliche christliche Leben für die Gemeinde und für die Arbeit im Reiche Gottes wurde von P. Mühe dargethan.

Ein Referat des Grafen Bernstorff aus Berlin trat für das christliche Gemeinschaftsleben und für die Weitherzigkeit in der Gemeinschaft mit Christen jeder Überzeugung ein. Diese Gemeinschaft stellte sich auch in einer gemeinsamen Abendmahlsfeier dar, bei welcher Prediger der Brüdergemeinde nach ihrem Ritus das Sakrament spendeten. — Dem gegenüber meint die A. E. Luth. Kztg.: „Wir unsererseits können nicht umhin, über das Ganze unsere ernstlichen Bedenken auszusprechen. Wir begnügen uns, dies hier ausdrücklich zu konstatieren.“

Den deutschen Ultramontanen welche das politische Treiben der römischen Kurie nicht billigen können, liest der Osservatore Romano gehörig den Text. Nachdem die

Kurie von Preußen und überhaupt in Deutschland alles erlangt hatte, was ihr zu fordern beliebte, sucht sie sich mit Frankreich zu verbinden zur Auflösung des Dreibundes und Herbeiführung eines Krieges, der das protestantische Deutschland, womöglich, wieder zertrümmern und dem Königreich Italien den Kirchenstaat wieder entreißen soll. Es ist ganz natürlich, daß diejenigen unter den deutschen Ultramontanen, welche überhaupt einen Einblick in die Sache haben, eine derartige päpstliche Politik so wenig billigen, als die Monarchisten in Frankreich ihre Auslieferung an die gegenwärtige Republik. Selbst dann, wenn diese Ultramontanen alles Patriotismus bar wären, so müßte schon das Interesse der Selbsterhaltung sie gegen eine Papstpolitik Stellung nehmen lassen, bei der sie die Kosten eines im römischen Interesse geführten europäischen Krieges tragen müßten. Es ist nun leicht begreiflich, daß die deutschen wie die französischen Ultramontanen behaupten, daß die Unfehlbarkeit des Papstes sich nicht auf Politik erstrecke. Der Osservatore Romano will aber davon nichts wissen. Es sei sophistisch, meint er, zwischen Religion und Politik zu unterscheiden; der Papst sei ständiger Richter über das, was zu thun oder zu unterlassen sei, im öffentlichen oder im Privatleben; er ist Souverän, Gesetzgeber und Richter.

Die Ultramontanen sollten sich allerdings sagen, daß die Unterwerfung, die der Papst verlangt, nur die Konsequenz seiner Auffassung des Unfehlbarkeitsdogmas ist. Die Religion Leos XIII. ist eben Politik, andere höhere Interessen kennt er nicht und seine Politik ist ihm Religion, d. h. er kennt keine andere Verpflichtung als die die Menschheit politisch zu beherrschen.

Gleichwohl findet sich die Erkenntnis von der Verderblichkeit dieser politischen Religion Roms nur in beschränkten Kreisen. Das zeigt die Wallfahrt nach Fulda zum Grabe des heiligen Bonifazius, die am 7. Juni d. J. in Scene gesetzt wurde. Die Wallfahrer nach Fulda haben dem Papste gelobt „auf jede legale Weise“ für die Herstellung seiner weltlichen Macht wirken zu wollen, und sind dafür vom Papste sehr belobt worden. Außerdem wurde noch die soziale Frage und die Schulfrage behandelt, wobei einer der Redner sich zu dem Ausspruch verstieg: „Lieber gar kein Religionsunterricht als ein vom Staate überwachter.“

Als Sehenswürdigkeit war während der diesjährigen Wallfahrt in der Gruft das durchstochene Evangelienbuch ausgestellt, welches Bonifazius zum Schutze gegen seine Mörder über sein Haupt gehalten hatte. Das Buch wird in der fuldaer Landesbibliothek aufbewahrt.

Am selben Tage (7. Juni) fand in Echternach die berühmte Springprozession statt. An derselben nahmen über 150 Musiker, 12 Fahnenträger, 60 Geistliche, 1000 Beter, 1200 Sänger und 9000 Springer, zusammen über 11,000 Personen Teil. Rechnet man noch die vielen Zuschauer hinzu, so betrug die Anzahl der Fremden diesmal über 20,000. Bisher hat es an einer förmlichen Anerkennung dieser absonderlichen Wallfahrt seitens der höchsten kirchl. Behörde noch gefehlt; war es doch ein öffentliches Geheimnis, daß ein nicht geringer Teil der Geistlichkeit die Prozession nicht gerade gern sah und sich, soweit er konnte, davon fern hielt. Nun aber hat der Papst gesprochen und zur Teilnahme förmlich aufgefordert. Ein von allen Kanzeln des Bistums Luxemburg verkündigter Erlaß des Papstes gewährt nämlich allen Teilnehmern an der Springprozession einen Ablaß von sechs Jahren. Nachdem der Papst einen so hohen Preis auf die Beteiligung an der Wallfahrt gesetzt, werden die Geistlichen nicht zurückbleiben dürfen und ihren Beichtkindern empfehlen müssen, was sie selbst des üblen Aussehens halber schon längst nicht mehr gethan haben.

Die Leichtigkeit, mit der in Japan das Christentum angenommen wird, hat auch ihre Kehrseite. Die Japanesen nehmen eben das Christentum, wie es ihnen paßt, und da verschiedene Missionsgesellschaften in Japan wirken und außerdem viele Japanesen in Europa und Amerika ausgebildet werden, so fehlt es keineswegs an der Kenntnis von verschiedenen Arten von Christentum, zwischen denen man wählen kann. Außerdem mag die Reaktion gegen allerlei Übereifer, der die äußeren kirchlichen Formen und

Gewohnheiten anderer Völker bis ins kleinste festhalten will, das Ihrige dazu beitragen kurz, eine Anzahl Japaner wollen ein japanisches Christentum, das sie sich selbst zurechtlegen wollen.

„Das ausländische Christentum," äußerte ein solcher, „kann man in Japan nicht ohne weiteres annehmen." Ein anderer giebt in einem Buch: „Gegenwart und Zukunft des Christentums in Japan," dem Zukunftschristentum Japans eine solche Gestalt, daß es von einem etwas reformierten Buddhismus kaum zu unterscheiden ist. Noch deutlicher spricht sich ein anderer Japanese Namens Ito aus; er meint, daß in Japan durch Zusammenwirken von Christentum und Buddhismus sowie anderen Religionen eine neue Religion entstehen werde, bei der alle unwesentlichen Bestandteile jener Religionen ausgeschieden würden.

Es verhält sich mit diesem japanesischen Christentum ähnlich wie mit dem englischen Islam, der gegenwärtig in Liverpool eine Kapelle hat. (Vergl. Theol. Ztschr. 1891, Seite 192). Als die Nachricht davon nach Indien kam, so erregte sie ungeheures Aufsehen, ebenso wird berichtet, daß das Haupt der englischen Moslemim vom Sultan mit den Beweisen besonderen Wohlgefallens empfangen wurde. Über die Moschee und den Gottesdienst wird nun etwa Folgendes berichtet: Die Moschee ist eines aus einer Reihe gewöhnlicher Brickhäuser, dessen Balkon als Minaret dient. Ein „hölzernes Brett" giebt die Stunde des „Gottesdienstes an Sonntagen" in dieser „Kirche des Islam" an. „Vor der Platform steht eine feine amerikanische Orgel, die regelmäßig beim öffentlichen Gottesdienst gebraucht wird." Die Liturgie wird folgendermaßen beschrieben: „Das Manuskript auf der Orgel war das Interessanteste; es ist die Sammlung von Gebeten, welche beim Gottesdienst gebraucht wird. Jedem Gebet geht eine Sure (Abschnitt aus dem Koran) voraus. Die Gebete selbst sind ein sonderbares Durcheinander fast ohne irgend etwas Muhamedanisches. Sie sind ganz nach Art christlicher Gebete gestaltet, und thatsächlich reichlich mit Sätzen aus der Bibel und der Liturgie der englischen Kirche gespickt. Die Gebete sind nicht so übel, aber so unmuhamedanisch als möglich. Es war sehr leicht, die Quelle ihrer Inspiration zu erkennen. Da waren Sätze wie: „Wir empfehlen deiner väterlichen Gnade," oder: „Lehre uns einander lieben." Eine andere Bitte ist, daß man „weinen möge mit den Weinenden und sich freuen mit den Fröhlichen." In einem Gebet werden „unsere Seelen und alles was in uns ist" aufgefordert „zu preisen seinen heiligen Namen" und zu sagen: „Dein ist die Herrlichkeit und das Reich," worauf hinzugefügt wird: „Laßt uns fröhlich sein in dem Herrn und seinen heiligen Namen rühmen, solange wir hier sind."

In einem andern Gebet bekennen die Moslemim von Liverpool, daß sie „befleckt sind mit der greulichen Sündigkeit der Sünde," denn sie alle „sind gleich Schafen in der Irre gegangen," bitten aber nun um ein „bußfertiges und gläubiges Herz." Sie bekennen weiterhin: „Wir haben deine Liebe zu uns nicht geachtet," aber bringen ihren „demütigen und herzlichen Dank" dar und bitten um Gnade, „daß wir bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." Sie wünschen ferner zu bedenken, „was zu ihrem Frieden dient," und „zu leben als Fremdlinge und Pilgrime, die ein anderes Vaterland, nämlich ein himmlisches suchen."

Außerdem hat die Kapelle ein Gesangbuch. Singen und Musik ist nun in keiner Weise ein Element des Kultus im wirklichen Islam. Das betr. Gesangbuch weist denn auch Texte und Melodien auf, die sehr christlich sind. Da finden sich allen Engländern wohlbekannte Gesänge wie: "Dar to be a Daniel; The Lord is my Shepherd; O God our help in ages past" u. s. w.

Was den Gottesdienst selbst betrifft, so heißt es: „Das Ding wurde beinahe genau so gemacht, wie ein evangelistischer [d. h. nicht hochkirchlicher. D. R.] Gottesdienst unter Christen gewesen wäre. Die Moslemim trugen den Fez [die rote Troddelmütze]; drei Frauen, welche den Chor bildeten, saßen bei der Orgel, die andern zerstreut unter den Männern. Weder Verschleierung noch Trennung der Geschlechter fand statt. Man konnte außer den Troddelmützen, dem Buchgestell für den Koran und den arabi-

schen Schriftzügen an den Wänden nichts muhamedanisches sehen. Ein Mann mit einem Fez spielte die Orgel, Quilliam, das Haupt und der Mollah der Moslemim in Liverpool, erschien und nahm seinen Platz auf der Plattform ein. Die Versammlung erhob sich und sang "Praised be God." Sodann wurde das Lied gesungen: "O God, our help in ages past." Quilliam sprach ein freies Gebet. Er stand und die Versammlung saß. Der Inhalt des Gebets war Dank für empfangene Segnungen und Bitte um ihre Fortsetzung, sodaß die Bittenden nach dem Gesetz leben möchten. Sodann Fürbitte für die Königin, den Sultan und alle muhamedanische Obrigkeit, endlich, daß man die Früchte guter Werke dereinst im Garten des Paradieses genießen möchte. Sodann wurde wieder gesungen und ein Stück aus dem Koran gelesen, worauf mit den Worten geschlossen wurde: Hier endigt die Vorlesung.

Die Gefahr der Verbreitung des wirklichen Islam in England ist bis jetzt keineswegs sehr groß, sintemal dieser Liverpooler Islam selber eine sehr fragwürdige Mischung von widersprechenden Dingen ist.

Ein Auszug der Juden aus Rußland, welcher den Auszug aus Egypten an Zahl der Ausziehenden weit übertreffen würde, soll durch den jüdischen Baron Hirsch ins Werk gesetzt werden. Derselbe will die jüdischen Bewohner Rußlands, etwa 3,250,000, innerhalb 25 Jahren ausführen. Der größte Teil derselben soll in Argentinien angesiedelt werden, woselbst sie sich wieder zu einem ackerbautreibenden Volke umgestalten sollen. Die russische Regierung hat sich bereit erklärt, dem Projekt jeden Vorschub zu leisten durch Gewährung von Pässen und Befreiung vom Militärdienst für diejenigen, welche auswandern wollen. Ob die Sache wirklich in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung kommt, ist natürlich noch zweifelhaft. Innerhalb 25 Jahren kann sich vieles ändern, und diejenigen Juden, welche große Geldsummen aus dem Lande nehmen würden, werden wahrscheinlich nicht zu den Auswanderungslustigen im Sinne der russischen Regierung gerechnet werden.

Daß der Selbstmord mehr Menschenleben koste als der Krieg, erscheint etwas unglaublich, wird aber von einem englischen Werke von Mulhall, das den Titel führt "Fifty years of national progress" wenigstens für die letzten 50 Jahre nachgewiesen. Während der 50 Jahre, in welchen die Königin Viktoria regiert hat, sind 52,000 ihrer Unterthanen im Krieg und 77,000 durch Selbstmord umgekommen. In Frankreich, Österreich und Deutschland sollen nach demselben Werke in den letzten fünfzig Jahren 316,000 im Kriege getötet worden sein, während sich dagegen die Zahl der Selbstmorde auf 610,000 belaufe.

Verschiedenes.

Am 2. Juli starb Karoline Wilhelmine Dinkmeier, geb. Merten, Ehegattin unseres Vereinsgliedes Lehrer J. F. Dinkmeier, im Alter von 30 Jahren 4 Monaten und 16 Tagen. Die Beerdigung fand unter zahlreicher Teilnahme am 4. Juli auf dem St. Johannis-Gottesacker zu St. Charles, Mo., statt.

Sozialdemokratie und Religion. Wie die Sozialdemokratie gegen die Schule ankämpft und die Erfolge der letzteren aus der Welt schaffen will, das lehren uns einige Aussprüche zweier Schriften, die in Deutschland unter der Arbeiterbevölkerung geheim verbreitet werden: I. Die Bibel in der Westentasche und II. Die Bibel. Eine Erklärung der Bedeutung ihres Inhalts. — Wir gehen nicht näher auf den Inhalt dieser gotteslästerlichen Schundwerke ein, sondern begnügen uns mit zwei Sätzen über die Schule. Im Anfang der ersteren Schrift sagt der Verfasser: „Ich geb' dir nicht die ganze Bibel. In kurzem nur will ich berichten dir die hauptsächlichsten Geschichten. Sie werden teils bekannt dir sein, die Schule bleute sie dir ein, doch mußte sie dabei stets lügen, die Wahrheit hat sie dir verschwiegen. Laß drum die Schrift die Kinder lesen, daß sie vom

alten Wahn genesen, weil es den Denkenden empört, was man sie in der Schule lehrt." In der andern Schrift wird behauptet: „So lange es noch keine religionslosen Schulen giebt, halten wir es für das dringendste Bedürfnis, daß vom Hause dem verderblichen religiösen Einflusse der Schule entgegengearbeitet werde. — Daß man schon dem Menschen von Kindheit an helfe, sich von den Umklammerungen des religiösen Polypes zu befreien. Niemals war eine derartige Arbeit nötiger als jetzt, wo man mittels der Schule staatsgefährliche Bestrebungen zu bekämpfen sucht und geduldige Arbeitstiere dressieren will." — Allg. dt. Lehrerztg.

Minister Dr. Bosse erklärte im deutschen Abgeordnetenhause in betreff der Vorschulen: „Ich will kein Hehl daraus machen, daß ich für meine Person vielmehr geneigt bin, mich dafür auszusprechen, daß, wo irgend eine gute Volksschule ist, die jungen Schüler dort zunächst ihre Vorbildung so weit empfangen, daß sie dann in die höheren Unterichtsanstalten eintreten können. Es hat seine großen Vorzüge, die Kinder zunächst in die allgemeine Volksschule zu schicken, und seine sehr großen Nachteile, durch die Vorschule schon die Kinder nach Ständen und in ihrer Anschauungsweise zu trennen, zur Zeit, wo dieselben dafür noch nicht reif sind."

Vor einigen Jahren kam bei der Schüleraufnahme in meine Klasse ein Knabe, der als ausgesprochener Stotterer nicht imstande war, ein Wort ohne ungezählte Wiederholungen hervorzubringen. Ich wandte bei ihm folgend beschriebenes Verfahren an. Ob es neu ist oder alt, weiß ich nicht, aber es war vom schönsten Erfolge begleitet. Da ich seine Wirksamkeit seither zu erproben keine Gelegenheit mehr fand, so mögen diejenigen Kollegen, denen solche geboten ist, weitere Versuche anstellen. — Ich ließ den Schüler einsilbige Worte, z. B. der Tisch, in der Weise nachsprechen, daß er bei jedem Worte einen Faustschlag auf die Schulbank ausführte. Die Aussprache erfolgte Silbe für Silbe bei jedem Schlag ohne Störung. Ebenso wurden auch Sätzchen gesprochen, immer mit Faustschlag-Begleitung. Bald war es nur noch beim ersten Worte notwendig, das Rädchen ins Gehen zu bringen. Nach etwa zwei Monaten, während welcher auf den Schüler durchaus keine Extrazeit verwendet wurde, konnte von Stottern nichts mehr bemerkt werden. Der Schüler wurde einer der besten Sprecher in der Klasse. Pf. Lztg.

Der Mensch in Zahlen. Der menschliche Körper enthält 105 Knochen und 500 Muskeln, das Gewicht des Blutes eines Erwachsenen beträgt etwa 15 Kg. Das Herz hat gewöhnlich 15 Cm. im Durchmesser; es schlägt 70mal in der Minute, 4200mal in der Stunde, 25,792,000mal im Jahre, jeder Schlag befördert 44 G. Blut, 2300 G. in der Minute, 132 Kg. in der Stunde und 58½ Ztr. an einem Tage. Sämtliches Blut im Körper geht in 3 Minuten durch das Herz, und unsere Lungen enthalten im normalen Zustande 5 Liter Luft. Im Durchschnitt jedoch atmen wir 1200mal in der Stunde, wozu wir 300 Liter Luft verbrauchen. Die Haut besteht aus drei Lagen, deren Dicke von 6 Mm. bis 3 Mm. wechselt. Jeder Quadratcentimeter Haut enthält 12,050 Schweißröhrchen oder Poren. Beamt.-Ztg.

Gelegentlich der Versammlung des neunten deutschen Lehrertages zu Halle fand auch die Enthüllung des Kehr-Denkmals in Halberstadt am 9. Juni statt.

Der seit dem Jahre 1836 in Königsberg in Pr. bestehende Dinter Verein, der es sich zur Aufgabe macht, kleine, noch nicht schulpflichtige Kinder armer Eltern während deren Abwesenheit zu überwachen und erziehlich vorzubilden, hat auch in dem abgelaufenen Geschäftsjahre eine recht segensreiche Thätigkeit entfaltet und in fünf sogenannten Spielschulen 360 arme Kinder unterhalten, wofür im ganzen 4917.62 Mk. aufgewendet worden sind.

Auch in unseren größeren Städten entfalten die sogenannten "Day Nurseries" eine immer größere und segensreiche Thätigkeit. Vor Bösem bewahren ist leichter, als vom Bösen befreien.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. September 1892. Nro. 9.

Der Beschluß des N.-Jlls.-Distrikts betreffs Offenhaltung der Weltausstellung am Sonntag-Nachmittag.*)

Referat auf der Chicagoer Pastoralkonferenz.

Unterzeichneter trägt für den in voriger Nummer der Theol. Zeitschrift erwähnten Beschluß des Nord-Illinois-Distrikts betreffs der Offenhaltung der Weltausstellung am Sonntage allerdings eine besondere Verantwortung, aber doch auch keineswegs die alleinige. Ein Antrag des Herrn Delegaten Kern von der Immanuelsgemeinde in Chicago veranlaßte eine allgemeine Besprechung der Frage, aus der sich die vorherrschende Stimmung des Distrikts erkennen ließ; es wurde für gut befunden, die Formulierung eines Beschlusses, der die Stellung des Distrikts zum Ausdruck bringen sollte, einem Komitee zu übertragen. Der vom Unterzeichneten formulierte Antrag wurde in diesem Komitee ohne Widerspruch angenommen und von der Distriktsversammlung ohne Debatte zum Beschluß erhoben.**) Unterzeichneter glaubt daher im Sinne seines Distrikts zu handeln, wenn er, nachdem der Beschluß die Aufmerksamkeit und die Kritik weiterer Kreise auf sich gezogen hat, die Spalten der Theol. Zeitschrift benutzt, um ein Wort zur Verständigung zu reden. Nachdem uns die Theol. Ztschr. davon benachrichtigt hat, daß wir angegriffen sind, würde ein Schweigen unsererseits entweder so gedeutet werden müssen, daß wir die uns gemachten Einwürfe ganz und gar verachten, oder daß wir nichts darauf zu sagen wüßten; beides ist nicht der Fall.

Es soll der Versuch der Verständigung weniger an die Gegner selbst gerichtet sein, die zu überzeugen vielleicht vergeblich versucht werden würde.

*) Der Redakteur hatte ursprünglich die Absicht, außer dem, was in der Kirchlichen Rundschau der vorigen Nummer über den Weltausstellungsbeschluß des Nord-Illinois-Distriktes veröffentlicht war, nichts weiter aufzunehmen. Da aber die Angriffe fortdauern, so ist es nicht mehr als recht, wenn die zunächst von dem Angriff Betroffenen sich über die Motive und Gesichtspunkte, von welchen sie geleitet wurden, aussprechen. D. R.

**) Hier scheint irgendwo ein Mißverständnis obzuwalten. Der Redakteur hatte in einer Unterredung mit einem Gliede des betr. Distrikts gefragt, ob der Beschluß keinen Widerspruch gefunden habe. Er erhielt die Antwort, daß dem Beschluß widersprochen worden sei. Es scheint, wenn man beide Aussagen mit einander vereinigen will, nur die Annahme übrig zu bleiben, daß der Widerspruch entweder bei der allgemeinen Besprechung laut wurde, oder sich erst erhob, nachdem der Beschluß gefaßt war, und nicht in den Sitzungen, sondern „draußen“ sich hören ließ. D. R.

Wir haben bei unserer Beschlußfassung weder um den Beifall weltlicher Zeitungen gebuhlt, noch den Widerspruch kirchlicher Blätter gefürchtet; der Beifall der ersteren hat uns nicht schwindelig gemacht und die Angriffe der letzteren werden wir zu tragen wissen. Das Wort der Verständigung soll vielmehr an die eigene Synode als Ganzes gerichtet sein, von der wir auch nicht erwarten dürfen, daß alle ihre Glieder ohne weiteres unsere Anschauung teilen und von unserem Beschlusse ohne Befremden Kenntnis nehmen. Diesen von unserem Urteile abweichenden Synodalen gegenüber, die sich vielleicht auch durch die verwerfenden Kritiken anderer Blätter, zumal wenn diese den Mund recht voll nehmen, beeinflussen lassen, möchten wir um gerechte Beurteilung unserer Stellung bitten; man braucht unsere Anschauungen nicht zu teilen, ohne uns doch deswegen des Verrats an der Ehre Gottes und des Buhlens um die Freundschaft der Welt und des Teufels zichtigen zu müssen.

Vor allem müssen wir darauf hinweisen, daß wir in der Veröffentlichung unseres Beschlusses nach bestem Wissen und Gewissen keines Fürwitzes gebraucht und uns nicht in Händel gemischt haben, die uns nichts angingen. Es herrscht öfter auf kirchlichen Versammlungen eine Neigung, sich in fremde Händel einzumischen und durch Majoritätsbeschlüsse „Zeugnis abzulegen," wie man's nennt, über Dinge, über die man keineswegs zureichend unterrichtet ist, und auf deren Gang man durch die Veröffentlichung solches Zeugnisses nicht den mindesten Einfluß auszuüben erwarten darf, etwa über ein Buch, das zwei Drittel der Versammlung nicht gelesen, über die Wirksamkeit eines Mannes, dessen Gesamtbestrebungen man nach nur vereinzelt zur Kennnis gelangten Äußerungen und Schritten zu beurteilen unternimmt; kein Mensch kann, beiläufig gesagt, solchem unberufenen Vordrängen leicht abgeneigter sein als der Unterzeichnete. So lag in unserem Falle die Sache nicht; wir konnten einer Beschlußfassung nicht aus dem Wege gehen, und wenn uns ein Vorwurf zu machen ist, so ist es der, daß wir nicht eher geredet und unsern Beschluß nicht etwa schon vor dem Jahre veröffentlicht haben. Die Agitation für und wider die Offenhaltung der World's Fair am Sonntage ist in Chicago schon längst eine sehr lebhafte. Adressen haben cirkuliert und sind auch unsern Gemeindegliedern zur Subskription vorgelegt. Die „Freunde der persönlichen Freiheit" sind uns zuvorgekommen und haben in ihren Resolutionen Argumente zu Tage gebracht, von denen wir ebenso wenig erbaut sind, wie irgend einer von unsern Gegnern. Wenn unser Beschluß früher veröffentlicht gewesen wäre, so würde vielleicht mancher seine Unterschrift von jenen Adressen der „Freiheitsfreunde" zurückgehalten haben, der sich um des Endzweckes willen hat dazu irreführen lassen, schlechte Argumente zu befürworten. Noch war es indes immerhin nicht zu spät, unsere Gemeinden schauten auf die Synode hin und erwarteten von ihr eine deutliche Erklärung, und wir konnten in dieser wichtigen Sache unmöglich „Mum sagen." Galt es aber einmal, eine Erklärung abzugeben, so erforderte es auch die Wahrhaftigkeit, nicht nur daß ein jeder seine persönliche Überzeugung frei bekannte, sondern auch, daß wir in unserem Beschlusse der thatsächlich vorhandenen,

überwältigend vorherrschenden Stimmung unserer Gemeinden Ausdruck verliehen. Was hätte es geholfen, wenn wir Pastoren in Rücksicht darauf, was etwa der Apologete oder die Reformierte Kirchenzeitung und eine andere Schar amerikanischer Blätter dazu sagen würden, etwa mit Majorisierung der Delegaten einen Pastorenbeschluß gefaßt hätten, von dem man sich doch hätte sagen müssen: Ausdruck der Gemeindeüberzeugung ist er nicht. Es heißt das noch nicht nach Popularität haschen, wenn man sagt: ich stehe in der Beurteilung dieser und jener sittlichen Frage zu meiner Nationalität, zu meiner Gemeinde. Ich will nicht unerwähnt lassen und es möge nicht als Indiskretion angesehen werden, daß ich privatim von sehr berufener Seite darauf aufmerksam gemacht wurde, es würde wohl besser sein, wenn unser Distrikt eine Kundgebung in dem zu erwartenden Sinne unterließe, da dieselbe nach außen Anstoß geben und auch wohl innerhalb der Synode nicht allgemeine Billigung finden würde. Ich habe mich dennoch nicht berufen und berechtigt fühlen können, zu einer Verhinderung und Unterdrückung der Kundgebung mitzuwirken. Wir verlangen nicht allgemeine Billigung; will die Generalsynode, wollen die synodalen Organe eine Beteiligung an unserem Beschlusse ablehnen, so mögen sie's thun; wir verlangen nur die Berechtigung, da, wo wir uns zu reden verpflichtet sehen, so zu reden, wie wir's meinen.

Das Sichbeeinflussenlassen vom Gemeindegefühl einer Umgebung hat natürlich seine Grenzen an der persönlichen Gewissensüberzeugung und an der Norm des Wortes Gottes; wir sind darauf zurückgegangen in dem ersten unserem Beschlusse vorangeschickten Motive: „Da nach evangelischer Auffassung die Übertragung des Alttestamentlichen Sabbathsgebots auf den Sonntag keineswegs Forderung christlicher Sitte ist." —

Gegen dieses Motiv, in dem natürlich der Schwerpunkt unseres Beschlusses liegt, haben sich naturgemäß auch die Angriffe der Gegner hauptsächlich gerichtet. Ich gestehe auch, daß die Kürze des Ausdrucks, wie sie erforderlich war, Mißdeutungen, wenn man sie machen will, möglich macht. Es ist allerdings möglich gewesen, daß man uns darauf hin den Vorwurf macht, wir hätten uns mit den Ungläubigen, denen der Bauch ihr Gott ist, verbrüdert, „um das letzte Bollwerk der christlichen Moral, die schriftgemäße Heiligung des christlichen Sonntags, niederzureißen." Ja, was doch nicht alles menschenmöglich ist; da möchte man auch sagen: „Wer et mag, der mag et mögen." Es soll nicht, liebe Brüder, also sein.

Wir hätten vielleicht hinzufügen können und sollen, daß die Übertragung des alttestamentl. Sabbathsgebots „in seiner pharisäischen und puritanischen Auffassung" keineswegs Forderung christlicher Sittlichkeit sei; aber dann wäre doch immer wieder die Frage aufgeworfen, was denn unter pharisäisch und puritanisch verstanden werde, und es hätte der Satz als eine die Bestimmtheit des Gedankens verhüllende Phrase aufgefaßt werden mögen. Wir haben mit unserem Satze nicht den rein

destruierenden Gedanken derer ausgesprochen, „welchen der Bauch ihr Gott ist,“ daß man sich im neunzehnten Jahrhundert und bei so schönen Gelegenheiten wie einem World's-Fair-Sonntage um kein sogenanntes göttliches Gebot zu bekümmern brauche; wir haben für derartige „Freunde der persönlichen Freiheit“ so wenig Sympathie wie irgend einer unserer Gegner. Auch haben wir keine besondere Sympathie für die business-Interessen derjenigen Aktieninhaber und der Eisenbahnmagnaten, welche das Offenhalten der World's-Fair am Sonntage nur darum befürworten, weil dadurch mehr Geld in ihre Kassen fließt, nnd wenn wir's machen könnten, daß am Sonntage gar kein Geld eingenommen würde, und alle Dienste aus freiwilliger, dienender Liebe geschähen, so wollten wir das gern befürworten. Wir haben aber auch wenig Respekt vor der wohlfeilen Frömmigkeit derjenigen, die gerne sittlichen Eifer beweisen auf anderer Leute Kosten. Wir haben in unserem Satze, wenn man ihn beim Worte nimmt, nicht mehr und nicht weniger aussprechen wollen und ausgesprochen als dies: daß der neutstamentliche Sinn des alttestamentlichen Gebotes keineswegs damit erfüllt wird, daß man ein Gesetz darüber macht, was die Leute am Sonntage nicht thun sollen. Diese ganze negativ-asketische Sittlichkeit, die nichts anders kann als verbieten, ohne an Stelle des Verbotenen etwas positiv Gutes darzubieten, fällt, wie alle Askese, die sich zum Selbstzwecke macht, unter das Urteil des Wortes: „Die leibliche Übung ist wenig nütze.“ Wenn man sich aufrichtig beweisen will, zu einer würdigen Gestaltung der christlichen Sonntagsfeier mitzuwirken, so ist's damit nicht gethan, daß man einfach den Buchstaben des Sabbathgebotes herbeiholt: es soll kein Werk geschehen, folglich: Marsch, ein jeder in seine Stube! Zu einer Beratschlagung darüber, wie die christliche Sonntagsfeier, soweit die Gesetzgebung darauf Einfluß üben kann, gestaltet werden soll, gehört mehr als die bloße Anwendung eines noch so ehrwürdigen verbietenden Gesetzes. So viel ist uns sicher, dafür ist uns Zeuge das ganze neue Testament, daß sich auf dem Gebiete christlicher Sittlichkeit kein Gesetz als berechtigt legitimieren läßt, daß sich nicht aus dem obersten Gebote der Liebe zu Gott, welches mit dem der Nächstenliebe eins ist, herleitet. Welcherlei Folgerung aus diesem obersten Gesetze für den einzelnen Fall herzuleiten sei, das zu entscheiden ist Sache der christlichen Weisheit. Dieselbe ist nicht irrtumslos, sie kann, wo vielerlei Mittel und Wege sich darbieten, fehlgreifen, sie kann, um einem Interesse gerecht zu werden, ein anderes zurücksetzen, sie kann, um ein Übel zu vermeiden, einen Ausweg wählen, der gleichfalls auf einen offenbaren Übelstand führt, sie wird es nie allen recht machen können; aber man wird denen, die sie zu üben haben, und das sind in diesem Falle die christlichen Bürger, die durch ihr Votum das Zustandekommen einer öffentlichen gesetzlichen Maßregel beeinflussen solleu, — man wird ihnen, sagen wir — um dieser Unvollkommenheit willen nicht gleich Treulosigkeit gegen ihre heiligsten Pflichten, Abfall vom Glauben, Widersinnigkeit und dergleichen vorwerfen dürfen. Kurz, wir haben mit unserem ersten Satze gesagt, daß für uns die Frage, wie bei der außerordentlichen Gelegenheit der

Weltausstellung für eine würdige Darstellung der Thatsache, daß unser Volk ein überwiegend christliches ist, gesorgt werden soll, keineswegs damit erledigt ist, daß man die Ausstellung am Sonntag einfach zuschließt. Ein Gesetz, das da sagt: wer nicht zu Hause bleiben will, der kann in den Lincoln-Park fahren oder in den Washington- oder Garfield-Park, aber bei Leibe nicht in den Jackson-Park, erscheint uns einfach lächerlich.

Über den zweiten und dritten Punkt unserer Bedingungen haben wir einiges zu sagen. Daß mit einer Schließung des Ausstellungsplatzes am Sonntage viel größere sittliche Gefahren verbunden sein würden, ist offenbar. Müßiggang, und namentlich erzwungener Müßiggang ist der Laster Anfang. Es braucht nur auf die, ich weiß allerdings nicht, wie begründete, aber sehr glaubliche Angabe hingewiesen zu werden, daß die Brauer Chicagos $100000 aufzubringen beschlossen haben, um ihren Einfluß auf die Gesetzgebung auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege dafür zur Geltung zu bringen, daß die Ausstellung Sonntags geschlossen werde. Auf welcher Seite das business-Interesse der am „Trinkgeschäft" Beteiligten liegt, ist offenbar, und daß an den Sonntagen ein erkleckliches Quantum Bier mehr getrunken werden würde, ist wohl noch nicht das Schlimmste; das Herumflanieren der Vergnügen suchenden Menge in den Straßen und das Hineinfallen in die Lasterwinkel der Stadt ist noch viel bedenklicher. Die Beobachter der Philadelphiaer Ausstellung sollen deren etwas zu erzählen wissen.

Ebenso haben die dort gemachten Erfahrungen bezeugt, daß die vornehmen Herrschaften, die in ihren carriages nach der Ausstellung fahren können, dafür auch mit Leichtigkeit das Privilegium haben können, einmal „entre nous", ungedrängt vom gewöhnlichen crowd, die Ausstellungsherrlichkeit zu betrachten und einen „ruhigen Sonntag" zu genießen.*)

Wir wollen auch nicht, daß unterschiedslos am Sonntage wie am Werktage auf dem Ausstellungsplatze gezeigt werde; wie in Amerika gearbeitet wird, und ein Betrieb des ganzen Ausstellungswerkes in full blast am Sonntage erschiene auch uns als ein Verstoß ebensowohl gegen das christliche Gemeingefühl unserer Nation wie gegen den Geist des Prophetenwortes: „Meine Sabbathe sollt ihr heiligen, daß sie seien ein Zeichen zwischen mir und euch, daß ihr erkennet, daß ich der Herr bin." So gerne wir deswegen dem Arbeiter es gönnen würden, daß er auch einmal die volle Ausstellung sehen könnte, ohne einen Tagelohn einbüßen zu müssen, so haben wir doch

*) Über diesen Punkt sagt eine politische Zeitung (Indianapolis Sentinel): „Die Centennial Ausstellung war — wie man sich erinnern wird — dem allgemeinen Publikum an Sonntagen verschlossen, aber sie war offen für die Freunde der Direktoren, Politikern, Bankiers und Tausende von andern Leuten „on the inside". Der gewöhnliche Bürger der keinen „pull" an der Verwaltung hatte, der so unglücklich war keinen Freund im Direktorium oder in sonst einer einflußreichen Stellung zu haben, stand vor verschlossenen Thüren am Sonntag. Aber jeden Sonntag so lange die Ausstellung dauerte, wurden Hunderte — ja Tausende — auf den Ausstellungsplatz gelassen und hatten das Privilegium, die große Ausstellung besichtigen zu können, ohne in Berührung mit der gemeinen Menge kommen zu müssen."

diese philantropische Rücksicht, vielleicht auf Kosten unserer Popularität, gegen die nationale und religiöse zurückstehen lassen. Ebensowenig aber können wir die zwingende Kraft eines andern philanthropischen Arguments anerkennen, das von den Befürwortern der Sonntagsschließung geltend gemacht wird. Es wird da gesagt: die Bediensteten auf dem Ausstellungsplatze, das Eisenbahn- und Straßencar-Personal haben ein Recht auf ihre volle Sonntagsruhe; die Öffnung der Ausstellung erfordert und veranlaßt eine Unmasse Arbeit, „Tausende der armen Arbeiter werden dadurch zu Sonntagsklaven herabgewürdigt, jeder für sich das menschliche Recht, die Ausstellung am Sonntage zu besuchen, beansprucht, raubt damit Hunderttausend das göttliche Recht, am Sonntage auszuruhen." Das ist nun ein wenig stark hyperbolisch aufgetragen, ein Zeichen der Schwäche da man fühlt, nur durch Übertreibung überreden zu können. Damit die Sonntagsruhe wirklich eine Wohlthat für die Gesamtheit werde, werden sich immer etliche dazu hergeben müssen, am Sonntage zu arbeiten, (und daß man auch dabei, bei eventuell recht „irdisch" aussehender Arbeit, so anders sie, im rechten Geist geschieht, seinem Gotte so gut dienen kann, wie die Priester im Tempel, ist gewiß,) und bei außergewöhnlichen Gelegenheiten werden sich auch außergewöhnlich viel Menschen dazu hergeben müssen. Das ist ein Übelstand, der sich nie ganz beseitigen, nur mildern läßt.

Durch eine Gesetzgebung im Sinne unseres Vorschlages wäre er bedeutend gemildert worden. Durch völlige Schließung am Sonntage würde es vielleicht ein wenig mehr,*) aber doch nicht viel mehr, denn Aufsichtspersonal, Sicherheitswächter müssen doch auf dem Ausstellungsplatze sein, ob geöffnet wird oder nicht. Sehr viel mehr „Sonntagsklaven" würde die Annahme unseres Vorschlags auch nicht gemacht haben. Kommen in folge der Offenhaltung mehr Extrazüge in die Stadt, (und bei bloß halber Offenhaltung würde das auch bedeutend gemindert sein) so gehen vielleicht in folge der Schließung beinahe ebensoviel Exkursionszüge hinaus. Daß durch vernünftige und billige Anordnungen den Angestellten der Ausstellung auch in regelmäßiger Abwechslung einmal ein ganzer statt bloß eines halben Sonntags zu teil werde, dafür hätte sich vielleicht auch bei der Offenhaltung etwas thun lassen.

Wir wissen, daß die Abhaltung der Ausstellung eine nationale und nicht bloß eine Chicagoer Angelegenheit ist, aber daß auf die Feststellung der Ordnungen die Einwohner von Maine und Texas durch ihr Votum gerade soviel Einfluß ausüben sollen, wie die nächste Umgebung, ist eine Unbilligkeit. Die Christen in unserem Lande thäten besser, ihre Glaubensgenossen in der Umgebung der Weltausstellung in ihre Fürbitte zu schließen, ihnen thätig beizustehen, damit in den versuchungsvollen Zeiten der Einfluß christlicher Ordnung, christlicher Liebe, christlichen Anstandes mit Kraft geltend gemacht wer-

*) Diesem Zugeständnis wurde von Sachverständigen entgegengehalten, daß umgekehrt, die durch die Schließung veranlaßte Zerstreuung der Volksmenge eine viel größere Verwendung von Dienstpersonal beanspruchen wird.

den könnte. Das ist keine Kunst, von der Ferne her die Gesetzgebung bestürmen zu helfen, daß sie die Ausstellung Sonntags schließe und im Falle des Ungehorsams den Brodkorb höher hänge, während man vielleicht keine Hand dazu rührt, die sozialen Gefahren, welche beim Zusammenströmen solcher Menschenmassen und bei der Fülle von Reizmitteln zu weltlicher Lust entstehen müssen, beschwören zu helfen. Wir haben noch nicht gehört, daß von denen, welche für die Sonntagsschließung petitioniert haben, auch nur eine einzige Kirche zum Zwecke der Mission auf der Weltausstellung gebaut worden sei.

In unserem Schlußsatze: „Es soll durch diese Offenhaltung am Sonntag Nachmittag möglichst, soweit die christliche Gemeinde dazu beitragen kann, zur Darstellung gebracht werden, wie ein christliches Volk in gesitteter Weise durch Pflege anständiger Geselligkeit und durch Freude an den Leistungen des menschlichen Geistes, die ja auch Offenbarungen der Werke Gottes sind, den Sonntag feiert" —, es sind, sagen wir, in diesem Satze Andeutungen enthalten, daß wir die Beteiligung der christlichen Gemeinde in der Fürsorge für Sonntagsfeier, so wenig wir sie durch ein bloßes Verbieten erschöpft sehen, ebensowenig auch auf ein reines Gehenlassen beschränkt sehen möchten. „Vormittags ein bischen in der Kirche und Nachmittags außer Rand und Band," das ist unsere Meinung nicht. Es ist unsere wohlbedingte Ansicht, daß die Volksmenge im ganzen zur betreffenden Zeit auf dem Ausstellungsplatze am besten aufgehoben sein würde, und so wenig irgend jemand, der sich durch sein Gewissen gebunden fühlt, den Sonntag in der Stille zu erleben, genötigt werden soll, dem zuwider zu handeln, so möchten wir doch manchem Christen, den seine Neigung dazu führen würde, ruhig daheim zu bleiben, eher raten. mit hinauszugehen und an seinem Teile mit dazu zu helfen, den rechten Ton anzugeben, der in der Öffentlichkeit herrschen soll. Ob besonders organisierte Thätigkeit möglich und rätlich sein wird, um durch Darbietung edler geistiger Genüsse die schlechte Genußsucht verdrängen zu helfen, würde die weitere Überlegung derer, die mit der Leitung betraut sind, anheim zu geben sein.

Das ist unsere Tendenz bei der Veröffentlichung unseres Beschlusses gewesen; wir erwarten von unserer Synode eine gerechte Würdigung derselben; durch die zum teil recht lieblosen Angriffe der Gegner sehen wir uns bisher noch nicht widerlegt.

E. Otto.

Ist es möglich und wünschenswert, daß unsere evangelische Synode eine bestimmte konfessionelle Haltung zum Ausdruck bringe?

Referat von P. L. Haas.

Dem Auftrag, über obiges Thema ein Referat auszuarbeiten, waren als erläuternde Gedanken folgende beiden Sätze beigefügt, die vornehmlich zu erwägen seien:

1. Ob nicht die Lehre eine größere Würdigung finden sollte auf unseren Konferenzen? in unseren Referaten, in unseren kirchlichen Blättern?

2. Ob wir uns abweichenden Lehren anderer Denominationen gegenüber so gar indifferent verhalten, oder ob wir nicht unsern Lehrstandpunkt kräftiger betonen sollten?

3. Ob es vollkommen gerechtfertigt ist, mit Pastoren aller möglichen Parteien Gottesdienst abzuhalten, Kanzelgemeinschaft zu haben?

Indem ich die voranstehende Hauptfrage ernstlich überlege, muß ich mir sagen, dieselbe kann nur dann richtig beantwortet werden, wenn die Aufgabe unserer Synode als praktische Union genau erkannt und definiert wird:

a. Mit Rücksicht auf die in der Synode vorhandenen Kräfte;

b. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit.

c. Mit Rücksicht auf die anderu Konfessionen.

Ist diese Aufgabe genau erkannt und präcis definiert, so werden sich die mir gestellten Fragen leicht beantworten lassen in ihrer Reihenfolge.

Zunächst möchte ich mir erlauben, die verehrten Synodalen zu erinnern, daß ich im Jahrgang 1886 der Theol. Zeitschrift im Februar- und Märzheft eine Arbeit veröffentlicht habe über das Thema: „Das gute Recht der Union in Lehre und Leben." Ich kann natürlich nicht voraussetzen, daß der Inhalt jener Einsendung den geehrten Synodalen noch erinnerlich ist. Aber ich kann in meinen heutigen Ausführungen trotzdem mich kürzer fassen, indem ich für manche Punkte mich wenigstens berufen kann auf das, was dort gesagt wurde.

Unsere Synode ist thatsächlich eine Unionskirche, wie unser Bekenntnisparagraph beweist, auch ohne das Wort Union zu gebrauchen.

Unsere Aufgabe als Unionkirche liegt nun aber gerade in dem Wort und Begriff Union. Des Herrn Jesu Bitte: „Auf daß sie alle eins seien," nach besten Kräften mit verwirklichen zu helfen, das ist und bleibt unsere Aufgabe für alle Zeiten. Alles andere, was wir sonst noch thun und vornehmen, muß beurteilt werden darnach: Wie paßt das zu unserer Unionsaufgabe?

Aber wie fassen wir den Begriff der Union auf? Fassen wir ihn theoretisch? oder praktisch? Oder in beiderlei Sinn?

Ich antworte: Die Statuten und Geschichte beweisen, daß wir nur die praktische Union bis jetzt verfolgt haben; d. h. wir erstrebten die Einheit der Herzen verschiedener Konfessionsgenossen, die Verbindung zu gemeinsamer Arbeit auf Grund des allen gemeinsamen Glaubens an unsern Herrn Jesum Christum.

Das heißt mit andern Worten: praktische Union im vorbenannten Sinne war bis jetzt die geschichtliche Grundlage unserer Synode, die uns zusammengeführt und friedlich beisammen erhalten hat.

Ist uns Jesu Bitte um Einheit der Seinen eine rechte Herzenssache, so wird die praktische Union auch ferner unsere Tendenz sein müssen, die wir verfolgen, und unser Ziel, dem wir nachjagen.

Unser Ziel — d. h. wir halten nicht dafür, daß wir schon am Ziel sind, weder innerhalb unseres synodalen Kreises, wo ja neben der Einheit auch die Verschiedenheit der Herzen und Gedanken oft genug sich zeigt; noch in unserer Wirkung nach außen, denn es ist noch so viel Uneinigkeit unter den Gliedern des Leibes Christi, daß die große Aufgabe der Vereinigung noch lange nicht erfüllt ist.

So lange also das Ziel noch nicht erreicht ist, muß auch die Tendenz unserer Wirksamkeit die der Vereinigung getrennter Brüder sein, oder wie es das Motto unseres Synodalorgans ausdrückt: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist.“ Das heißt doch wohl: Befleißiget euch, diese Einheit zu erhalten, zu bewahren, zu vermehren, immer weiter auszudehnen!

Ich habe aber die praktische Union als Einheit der Herzen verschiedener Konfessionsgenossen bezeichnet. Und als Grund der Einheit genannt: den gemeinsamen Glauben an unseren Herrn Jesum Christum. Mit gleichem Rechte könnte aber, sogar noch richtiger und biblischer gesagt werden: Die gemeinsame Liebe zu Jesu, der uns zuerst geliebt, sei es, die unsere Herzen verbunden hat. Er sagt: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote!“ „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe.“ Der aus der Liebe hervorgehende Herzensgehorsam gegen Jesu Gebote muß die Christen zur Union treiben und muß es ihnen als Lebensaufgabe erscheinen lassen, zu vereinigen, was ohne genügende Ursache sich entzweit hat.

Blicke ich nun die voranstehende Hauptfrage an und lese sie im Licht des ersten, erläuternden Beisatzes, so muß ich die Frage so verstehen: Sollte nicht unser konfessioneller Standpunkt in der Lehre bestimmter und deutlicher zum Ausdruck kommen? Ist es möglich und ist es wünschenswert, daß das geschehe?

Unser konfessioneller Standpunkt ist der der Union, will unsere Synode eine konfessionelle Haltung in der Lehre zum Ausdruck bringen, so kann es sich nur darum handeln, ob unsere Synode, die bisher nur praktische Union erstrebte, jetzt auch theoretische Union, eine Unionstheologie pflegen und zum Ausdruck bringen soll. Was soll ich dazu sagen?

Liebe Brüder: Die Theologie ist mir sehr lieb und wert und ich halte es für ein großes segensreiches Gut, in der Theologie recht Bescheid zu wissen, aber, machen wir es uns zur Aufgabe Unionstheologie zu treiben, eine Art System von Unionstheologie zur Verhandlung und etwa zur Annahme zu bringen in synodalen Versammlungen, so wird uns das nicht dem Ziel näher bringen, das wir erstreben, sondern es kann leicht uns von demselben weiter entfernen. Und warum das?

Theologie ist Sache der Gnosis, der Erkenntnis; die Erkenntnis aber ist, wie jeder einsehen kann, notwendig immer sehr verschieden;

denn die Erkenntnis ist zunächst nicht Sache des Herzens, d. h. des liebenden Gemütes, sondern sie ist Sache des denkenden Geistes. Der denkende Geist ist aber so sehr abhängig von der ganzen Bildungs- und Entwicklungsgeschichte jedes Individuums, daß notwendig dieselbe theologische Wahrheit sich in unendlicher Verschiedenheit spiegelt in den verschiedenen Menschengeistern.

Ich halte jenen Satz Schadens für unanfechtbar: „Daß allein eine gewisse Höhe der Philosophie es sei, von der aus eine Theologie als Wissenschaft konstruiert werden könne. Auch hilft es nichts, diesen Satz zurückweisen zu wollen, da sein Leugner hierdurch nur beweist, daß er weder Theolog noch Philosoph genug ist, die tiefe Notwendigkeit solcher Wechselstellung einzusehen. Nichts erweitert das Denkvermögen so sehr als die Philosophie. Die Lehrsätze der vollendeten Theologie bedürfen aber einer so vielfachen Vermittlung, daß sie ohne die höchste Erweiterung des menschlichen Begriffsvermögens kaum denkbar zu machen sind." (Schaden, Akad. Leben und Stud. 371.)

Ich sehe mich daher zu dem Satze gedrängt: Ich würde es als eine Ablenkung von unserer praktischen Aufgabe betrachten, wenn in Synodal-Versammlungen Unionstheologie sollte gepflegt werden.

Unsere Kirche als Kirche kann keine bestimmte Lehre aufstellen und als bindende Theologie etwa den theologischen Lehrern und Pastoren anbefehlen; das wäre der Anfang des Endes unserer Synode!

Hier ist der Ort, wo ich auf meine frühere Arbeit: Das gute Recht der Union, die ich oben erwähnte, verweisen muß.

Dort ist ausgeführt, daß nur die Substanz des Glaubens den Gegenstand des Konsensus der getrennten Konfessionen ausmachen kann. Man muß unterscheiden zwischen Religion und Theologie. Eine Kirche als Religionsgemeinschaft muß sich bescheiden und darauf beschränken, in der Substanz des Glaubens Einheit zu haben. Diese Substanz findet ihren kürzesten und doch sehr bestimmten Ausdruck im Apostolikum. Die feinere und genauere Ausführung aber in theologischen Lehrsätzen ist Sache der Schule und der Gewissensfreiheit. Doch so, versteht sich, daß die Theologie nicht in Widerspruch treten darf mit der Substanz des Glaubens. Eine synodale Versammlung ist gar nicht kompetent, in schwierigen Lehrfragen zu entscheiden, aus dem einfachen Grunde, weil den allermeisten Stimmgebern die Fähigkeit abgeht, in einer synodalen Versammlung eine theologische Frage in ihrer ganzen Tragweite allseitig zu durchschauen. Ich müßte also auf die voranstehende Frage antworten:

Ich halte es weder für möglich, noch für wünschenswert, daß eine bestimmte Unionstheologie in unseren synodalen Zusammenkünften zum Ausdruck gebracht werde. Will man aber die Lehre doch mehr der Beachtung würdigen, so sind Pastoralkonferenzen und die synodalen Blätter der Ort dafür. So jedoch, daß in den synodalen Blättern wieder nur die Substanz

des Glaubens als das gemeinsam Angenommene gelten kann, jede subtile, theologische Zuspitzung aber nicht den Anspruch machen darf, von der ganzen Synode als feststehender Lehrsatz anerkannt zu werden. Ich verweise nochmals auf meine frühere Arbeit in dieser Hinsicht.*)

Unsere Aufgabe ist aber noch zu definieren mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit und die anderen, uns gegenüber stehenden Konfessionen; dann erst können auch die andern beigefügten Fragen richtig erledigt werden.

Ein Blick auf die andern Konfessionen muß uns unsere Aufgabe zeigen. Was ist bei fast allen Konfessionen das Gemeinsame? Sie betrachten ihre konfessionelle Besonderheit für so wichtig, daß sie darüber sich scheiden von allen andern Brüdern in Christo. Und es ist nicht zu leugnen, mag nun das spezifisch Konfessionelle in der Lehre oder in irgend einer besonderen Praxis beruhen, es verbindet sich oft, wenn nicht meist damit ein g e i s t l i c h e r H o c h m u t, der auf die übrigen Brüder als Verirrte herabsieht, oder gar bis zum donnernden Anathema sich versteigt. Also wir haben zwei Punkte gefunden: Das specifisch Konfessionelle wird Ursache zur Trennung unter Brüdern, wo die Einheit der Liebe herrschen sollte; es verstößt also gegen das Wort Pauli: Wenn ich alle Geheimnisse wüßte und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, aber ich hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Ferner, das spezifisch Konfessionelle wird leicht Ursache zum geistlichen Hochmut, führt also zur Sünde!

Weiter aber, das spezifisch Konfessionelle, wo es so sehr betont und hervorgehoben wird, veranlaßt das Volk zu schweren Mißverständnissen.

Viele verschiedene Kirchen machen die Konfession so sehr zur Gewissenspflicht, daß bei dem Volke der Glaube entsteht, als ob die Seligkeit fast allein an der Annahme des spezifisch Konfessionellen hänge: Wäre es aber nicht A b e r g l a u b e, wenn ein Lutheraner meinen würde, die reine Lehre mache ihn selig? Oder wenn ein Methodist meinen würde, nur an der Bußbank kann man sich recht bekehren? oder nur eine solche Bekehrung, bei d e r man Tag und Stunde weiß, sei die richtige? Oder wenn der Baptist meinte: nur die Taufe, welche uns untertaucht, und nur die der Erwachsenen, sei eine gültige Taufe?

*) Doch muß ich hier einem Mißverständnis wehren: Das vorstehend Gesagte bezieht sich nur auf die wissenschaftliche Aufstellung und Ausbildung eines bestimmten Lehrtypus, der für unsere Lehrer und Professoren bindend sein sollte. Durchaus nicht überflüssig dagegen ist es, daß wir unsere eigenen Glieder öfters darüber zu belehren suchen, was unsere Kirche ist und sein will. Unsere Leute sind an die Vorstellung: lutherisch oder reformiert, so gebunden, daß sie ein Drittes, das weder lutherisch noch reformiert ist, sich oft nicht vorstellen können. Da ist es ganz am Platz, daß wir bei Pastoral- und Distriktskonferenzen und in unsern öffentlichen Blättern immer wieder Belehrung zu geben suchen, daß und warum wir die Union zur Grundlage, Tendenz und Ziel unseres Strebens haben.

(Schluß folgt.)

Die neueste Umwälzung der Pentateuchfrage
durch Prof. J. Wellhausen.

Von P. O. Becher.

(Fortsetzung.)

Daß der Wechsel der Gottesnamen Elohim Jahve auf sachlicher Differenz beruht, hat Hengstenberg*) schon unwiderleglich dargethan. †) „Die konstante Durchführung des Gebrauchs von Elohim, welcher dem Pentateuch eigentümlich ist, von Genesis 1 bis Exod. 6, verbunden mit der ebenso konstanten ‡) Enthaltung von da bis zu Ende, erklärt sich nur aus der Annahme eines Verfassers, der nach bedachtem Plane, und so daß er bei dem Früheren schon das Spätere, bei dem Späteren das Frühere im Auge hatte, schrieb." (Hengstenberg). Allerdings ist eine strenge, sachliche Begründung auch nicht regelmäßig durchführbar, weil es Ausnahmen giebt, worüber eben einfach nichts gesagt werden kann. Die Verteidiger der Jehova Elohim Urkunde werden schon in Kap. 3 in große Verlegenheit gesetzt, wo der Verfasser Jahve Elohim sagen läßt, was das Weib und die Schlange Elohim beilegen. Ebenso Kap. 4, 1. 25, wo das Weib Kain von Jahve, und Seth dagegen von Elohim empfängt. Es ist vielmehr ganz durchsichtig, daß der zweite Schöpfungsbericht den ersten voraussetzt und ergänzt, wie z. B. den Hergang der Schöpfung des Weibes. Wellhausen findet aber einen gravierenden Widerspruch, ja „den Hauptpunkt, worin der Gegensatz zusammenläuft, darin, daß Genesis 2. 3. dem Menschen verboten ist den Schleier der Dinge abzunehmen und die Welt, repräsentiert im Baum des Wissens, zu erkennen; Genesis 1 dagegen ist die anfänglich gestellte Aufgabe zu herrschen über die ganze Erde; Herrschsucht und Wissen bedeutet gleichviel, nämlich Civilisation. Dort ist ihm die Natur ein gewisses Mysterium, hier ist sie ihm Sache, Objekt . . . . Dort gilt es für einen Raub Gott gleich sein zu wollen, hier hat ihn Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen." S. 321.

Es ist doch eine absichtliche Verdrehung, wenn Gen. 1, 27 dasselbe bedeuten soll wie Kap. 3, 22. Dort ist die Rede von einer Gottebenbildlichkeit nach ewiger Bestimmung, während hier eine Nivellierung mit Gott in Wissen und Können, eine angemaßte, hochmütige Selbständigkeit Gott gegenüber gemeint ist. Wenn der erste Bericht aus einer späteren, darum kulturell vorgeschritteneren Zeit stammt, W. aber in demselben Zusammenhang behauptet, „daß die geistige Individualität der beiden Erzähler nicht verglichen werden

*) Die Authentie des Pentateuch. I. S. 181—414.

†) Von diesen Erklärungen sagt Delitzsch: „Man bekommt den Eindruck, daß, wenn sie auch irgendwie anders durcheinander gemischt erscheinen, dieser Scharfsinn [der Erklärer] seinen Dienst nicht versagen würde. D. R.

‡) D. h. wenn man die zahlreichen Ausnahmen einfach ignoriert. Im Exod. wird von Kap. 6 an das Wort Elohim gegen zwanzigmal als Gottesnamen gebraucht, wo ganz wohl Jahve stehen könnte, und allein in Kap. 2, 3 und 4 der Genesis der Name Jahve gegen dreißigmal. Ebenso kommt der Name Jahve in der Geschichte der Patriarchen sehr oft vor. D. R.

darf, da dieselbe keinen Maßstab der Zeiten abgebe," so ist er mit sich selbst im Widerspruch. Denn wenn W. behauptet, der erste Bericht stehe auf höherer Stufe, ergo muß er aus späterer Zeit stammen; was anders als die fortgeschrittene Zeit macht er denn zum Maßstab sowohl der Eigentümlichkeit des Erzählers, als auch der Erzählung? „Die Sage vom Paradies ist vor Salomo schwerlich eingewandert'" sie paßt auch nicht. Das Paradies als Offenbarungsstätte Gottes und die Verfluchung der Wohnungs- und Ernährungsstättte des Menschen ist unisraelitisch. Denn „nicht das Paradies, sondern der Berg Sinai war der echt hebräische Gottessitz, und der echt hebräische Lebensberuf war der nomadische der Patriarchen, nicht der Garten- und Ackerbau." W. Dem ist aber keineswegs so. Die echt hebräische Ansicht vom Berge Sinai ist die, daß es nur der durch die Promulgation des göttlichen Gesetzes verherrlichte Schauplatz ist, und wenn dieser Berg oft הַר יהוה Num. 10, 33 oder הַר הָאֱלֹהִים Exod. 3, 1; 18, 5 heißt und noch bei späteren Dichtern als alte geweihte Stätte verherrlicht wird, so ist nicht zu vergessen, daß das in poetischen Schilderungen geschieht, Richter 5, 5, Ps. 68, 9: wo die Ausstrahlung der Herrlichkeit des Herrn am Sinai als vergleichender Beweis für andere Herrlichkeitserscheinungen genommen wird. Nehemia 9, 13 ist ausdrücklich gesagt: „Du bist h e r a b gestiegen auf den Berg Sinai und hast mit ihnen vom Himmel geredet." Hier ist klar gesagt, wo der echt hebräische Gottessitz war. Und Nehemia und seiner Zeit wird wohl W. echten Hebraismus nicht absprechen wollen, das will er ja beweisen. Auch der echt hebräische Lebensberuf ist nicht das Nomadenleben der Patriarchen, sondern Ackerbau; die Patriarchen werden immer getröstet, und freuten sich, bis sie aus ihrer wandernden Fremdlingschaft erlöst, ihr versprochenes, genau bestimmtes Land zum e w i g e n B e s i t z erhalten werden. Exod. 6, 3, Gen. 26, 3 f. 17, 8.

Die Aussagen des Pentateuch über seinen Verfasser*), besonders auf Grund von Stellen wie Exod. 17, 14; 24, 3—7, Num. 33, 2, „schreibe dieses in d a s Buch," בַּסֵּפֶר †) ist das bekannte Buch; zu Jeremia sprach Gott, schreibe dir alle diese Worte in e i n Buch, אֶל־סֵפֶר Jerem. 30, 2; erklären Mose für seinen Verfasser. „Wenn wir in den ersten 4 Büchern Gesetze antreffen, die nur für Zustände und Verhältnisse passen, wie sie gerade im mosaischen Zeitalter vorhanden waren, so ist die höchste Wahrscheinlichkeit, daß diese nicht bloß dem wesentlichen Inhalt nach von Moses herrühren, sondern auch schon in der Gestalt, worin sie uns der Pentateuch überliefert, von Mose, oder mindestens im mosaischen Zeitalter geschrieben sind. Solcher Gesetze giebt es in Lev., Num. und Exod. sehr viele*). Nach unsrer Überzeugung ist das unter Josia aufgefundene Gesetzbuch der Pentateuch gewesen, durch Mose verfaßt, dem bei der Abfassung verschiedene Genealogien, sta=

*) Confr. Hengstenberg Authentie des Pentateuchs II., 149—178.

†) D. h. das Wort ספר steht nur Exod. 17, 14. Der Artikel darin gehört der masoretischen Punktation an. Die Septuaginta liest ihn nicht, denn sie übersetzt ἐν βιβλίῳ oder εἰς βιβλίον. D. R.

tistische Verzeichnisse, kleine, schriftliche Sammlungen vorgelegen haben; zudem stand er der patriarchalischen Zeit noch nicht so ferne, daß er nicht originelle, treue, mündliche Traditionen hätte zur Hand haben können. Den schönsten Beweis für die babylonische Verwirrung der Quellenscheidung haben ohne Zweifel E. Kautzsch und A. Socin geliefert mit ihrer Schrift „Die Genesis mit äußerer Unterscheidung der Quellenschriften" 2. Aufl. Freiburg i. B. 1891.

Wir greifen ein Kapitel heraus, z. B. Genesis 15 ist folgendermaßen zusammengesetzt: Vers 1—3 Komposition aus Jahvist und Elohist, V. 4 Jehovist, V. 5 von Elohisten, von dem nichts mehr geschrieben ist, bis Kap. 20, 1. V. 6 Jehovist, V. 7 u. 8 redaktionelle Zusätze, V. 9—12 Jehovist, V. 12—16 redaktionelle Zusätze, V. 17 u. 18 Jehovist, V. 19—21 redaktionelle Zusätze. Kap. 16, 1 hat sich an Kap. 13, 12 anzuschließen (P. C.). Die 2. Auflage dieser Schrift ist 3 Semester nach der ersten Auflage erschienen. In der 2. Auflage finden sich 22 Partien anderen Quellen zugeschrieben als in der 1. Auflage. 32 Änderungen der Übersetzung schwerer Stellen, 243 Anmerkungen, darunter 40 verändert nach der 1. Auflage.

1. Kapitel. Vom Kultusort. Bei der Voraussetzung, das hebräische Altertum ohne das mosaische Gesetz verstehen zu können, muß W. hauptsächlich mit dem argumentum e silentio operieren, und alle unbequemen Stellen als Interpolationen auswerfen. Weil die Stiftshütte, als Centralheiligtum, verhältnismäßig wenig citiert, und an verschiedenen Orten geopfert wird, ohne daß bedeutende Männer wie Samuel und Elias dagegen protestieren, so soll daraus folgen, daß ein Centralheiligtum vor dem Tempel nicht vorhanden war. Allein das argumentum e silentio mag zu Vermutungen berechtigen, aber als erste Operationsbasis für eine neue Konstruktion der Geschichte Israels kann es niemals verwendet werden. Ein altissimum silentium herrscht über die Stiftshütte keineswegs. Sie wird citiert Jos. 18, 1 zu Silo; Richter 21, 19 wird an demselben Ort, wo nach Eroberung des Landes die Stiftshütte errichtet wurde, ein Fest gefeiert †). Am Schluß der Richterzeit 1. Sam. 2, 22 ist die Stiftshütte wieder erwähnt, und hier gilt sie ohne Zweifel als Centralheiligtum. Denn der Ort, wo Eli Priester ist, und die fromme Hannah hinzieht um zu opfern, wo Samuel dem Herrn geweiht wird und Offenbarungen erhält, wo die Söhne Elis an den Opfern frevelten und von wo die Lade zum Feldzug gegen die Philister geholt wird, ist sicherlich das Centralheiligtum gewesen. Allerdings, wenn Wellhausen diese Stellen alle als Interpolationen, inhaltlich verdächtig, einfach auswirft, so hört der Streit mit ihm auf, dann fehlen bei ihm die Vorbedingungen eines ehrlichen Kampfes. Daß Silo eine weitergehende Bedeutung hatte, giebt W. selbst zu. Aus Jerem. 7, 12 ff. will W. beweisen, daß Silo stillschweigend vom Schauplatz verschwand, und seit dem salomonischen Tempelbau in Trümmern lag. Allein 1. Kön. 11, 29; 12, 15 treffen wir

*) Bleek Einleitung in das A. Test., S. 183.

†) Ebenso wird Richter 18, 31 das Haus Gottes in Silo erwähnt. D. R.

es noch als Wohnort des Propheten Abia, und nach Jerem. 41, 5 bestand es noch zur Zeit des Exils. Silo als Stadt bestand noch lange, hatte aber ihre Bedeutung als Heiligtum verloren. Die Nebeneinanderstellung von Silo und Jerusalem zeigt vielmehr, daß Silo als Centralheiligtum gegolten hat, wie nachher Jerusalem. Die Einwendung W.'s, daß 1. Sam. 1, 9, 33 der Tempel, d. i. הֵיכָל mit Thürpfosten erwähnt werde, was sicherlich kein Zelt war, beweist gar nichts, denn das Wort Tempel kann auch im weiteren Sinn aufgefaßt werden, und die Thürpfosten können ganz wohl an der Stifthütte oder einem Anbau für irgend welche priesterlichen Zwecke gewesen sein. Überdies werden die Säulen am Vorhof im Pentateuch oft erwähnt, besonders Exod. 27.

Richter 6, von dem „der beinahe König geworden wäre," Gideon, und sein Altar zu Ophra, ist kein Beweis von dem Nichtvorhandensein des Heiligtums. „Gideons Opfer wäre nur dann mit dem mosaischen Opfergesetz im Widerspruch gewesen, wenn er in seiner Vaterstadt einen bleibenden Kultus errichtet hätte."*) Als Denkmal blieb dieser Altar noch lange stehen, wie auch andere Altäre, Exod. 17, 15; Jos. 22, 10 ff. Der Altar Gideons aber ist keineswegs Opferaltar gewesen, denn erst V. 26 baut er, auf besondern Befehl, dem Herrn einen Opferaltar. Eben dieser Grundsatz, daß, wo Gott erscheint, während dieser Erscheinung ein Heiligtum ist, und wem Gott erscheint ein Priester pro tempore ist, wird auch durch Silos Schicksal bestätigt. Nach der Wegnahme der Bundeslade durch die Philister und den Tod Elis 1. Sam. 4, ist die Stiftshütte von Silo nach Nob geschafft worden, dazwischen wurde sie jedoch eine Zeit lang nach Gilgal verbracht, 1. Sam. 10, 8; 13, 7—9. Nach der Wiedergewinnung der Lade von den Philistern wurde dieselbe nicht zur Stiftshütte zurückgebracht, sondern von Bethschemesch auf die Höhe bei Kirjath Jnarim gebracht, wo sie blieb bis sie David in seine Burg holen ließ. Aus dieser Trennung der Stiftshütte von der Bundeslade, erklärt sich nun, daß die Stiftshütte ihre eigentliche Bedeutung verloren hatte, so daß in der späteren Geschichte nur noch die Bundeslade vorkommt. Nur durch die Bundeslade war das heilige Zelt das Nationalheiligtum; nun war es nur noch „ein Leib ohne Seele." „Es war ein Zustand eingetreten ähnlich dem in der Wüste nach dem Kälberdienst und im babylonischen Exil; das Volk sollte erst wieder innerlich Gottes Volk werden, ehe das Heiligtum unter ihm wieder hergestellt wurde."†)

Wie Samuel und „der große Eiferer für den reinen Gottesdienst" Elias, keinen Anstoß an den Höhen und der Vielheit der Altäre nahmen, so können sie das ganz wohl im prophetischen Vorausblick auf die hier zu erwartende Gottesoffenbarung und mit Berufung auf Exod. 20, 24 thun. „An jedem Ort, wo ich meines Namens Gedächtnis stiften werde, will ich zu dir kommen und dich segnen." Auch konnte es ihnen nicht in erster Linie um ein Kämpfen für Gesetzesbuchstaben zu thun sein; wodurch sie ja eine

*) Hengstenberg a. a. O. II., S. 41.
†) Hengstenberg a. a. O., S. 48.

Ordnung eingeführt hätten, die ohnedies nur noch von kurzem Bestand sein sollte. Was wäre auch mit der Durchführung des Buchstabens erreicht worden, wenn dem Volk die Voraussetzungen für eine gute Befolgung absolut fehlten? Es galt vielmehr den Quell der Sünde zu verstopfen, und das Übel bei der tiefsten Wurzel anzufassen. Wie beim Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit das Notwendige ταῦτα πάντα zufällt, so wird auch das Gott Mißfällige von selbst wegfallen. Die Hauptsünde war der Abfall von Gott, nicht der Abfall von Silo oder Jerusalem. Der Propheten Amt war nicht das des Buchstabens, sondern des Geistes.*)

„Erst von Hosea und Amos an wird eine andere „unerhörte" Sprache geführt; unter den haßerfüllten Prophetenpredigten müssen die Bamoth der von Jerusalem das Feld räumen." Und dieses Predigen soll nach W. alles aus rein politischem und hierarchischem Interesse geschehen. Nichts als ein listiger Kniff der Propheten ist's gewesen, den Untergang Samarias als Gottesgericht vorzustellen, zu Gunsten der verfallenen Hütte Davids. Welche Schlechtigkeiten doch W. diesen Männern zutraut, sie können keine Autoritäten, nein nichts als abgefeimte, hinterlistige Hierokraten sein. Es ist geradezu zum Erstaunen, welch eine gründliche Kenntnis von einem solchen Spitzbubenherzen Wellhausen besitzt! Auch „Jesaias hat nur eine Reinigung, nicht aber ein Abthun der Höhen erstrebt" sagt W.; allein Jesaias redet überhaupt nicht von den Höhen, sondern von den Götzen. Kap. 17, 8 wird dem Verlassen der Götzen auch das Verlassen der Altäre vorausgesetzt. Auch in Stellen wie Kap. 2, 18—20, 31, 7, wonach es mit den Götzen ganz aus sein wird, wo es heißt hinaus damit, wird man nicht denken wollen, daß es sich hier lediglich um das Hinauswerfen der Götzenbilder handle, sondern auch der Ort, wo man den Götzen dient, wird verlassen und wüste werde, denn es wird eine andere Gesinnung im Volke sein, die mit allem Götzendienst aufräumen wird. Daß die Wirksamkeit Jesaias für die Abschaffung der Höhen†) von großer Bedeutung war, ist auch W. einleuchtend. Allein die Behauptung W.'s, daß für Jesaias die Bedeutung Jerusalems nicht am Tempel, nicht am Mittelpunkt des Kultus, sondern an der Stadt Davids hing, ist nur die halbe Wahrheit. Davids Stadt und Zion sind den Propheten nur deshalb wichtig, weil daselbst das Haus des Herrn war. Kap. 2, 2, 3; 24, 21—23; 28, 16; 33, 20. Vom Hause des Herrn und seinem heiligen Berge wird Erkenntnis und Erleuchtung über alle Völker ausgehen; und wenn Israel und die Heiden werden in diesem Lichte wandeln, wird Jahve auch das Scepter des Friedens durch seinen Knecht, den Messias, führen lassen.

Hosea und Amos führen allerdings eine schärfere Sprache und verurteilen mit dem Kälberdienst auch den Bilderdienst. Allein dies liegt ganz in

*) Hierüber handelt trefflich: Böhl, a. a. O., S. 54—88.

†) Jesaias 36, 7 wird ausdrücklich gesagt, daß Hiskia die Bamoth Jahves abgethan habe, also nicht Stätten des Götzenkultus, sondern Stätten, an welchen ein Kultus Jahves stattfand. D. R.

der Natur der Sache. Ebenso begreiflich ist es, daß schon frühere Könige, wie Asa (955—914) 1. Reg. 15, II. Chron. 14, 15 und Josaphat (914—889) II. Chron. 17—20 den ernstlichen Versuch einer Reformation des Gottesdienstes machten, wie 200 Jahre später Hiskia, jedoch erfolglos, während erst Josia (etwa 630) diese Reformation mit glänzendem Erfolg durchführen konnte.*) Denn mit dem wachsenden Verderben kam es den gottesfürchtigen Königen, durch die Wirksamkeit der Propheten immer klarer zum Bewußtsein, daß nur die Wiederherstellung des Gottesdienstes, das strenge Befolgen der Kultusgesetze, dem Strom des Verderbens Einhalt thun werde.

(Fortsetzung folgt.)

Methode, Begriff, Wesen und Wert.

(Aus Dr. L. Kellners Aphorismen.)

Das Wort „Methode" ist auch eins von denen, womit die Gegenwart gerne Fangball spielt, und welche manche Leute gebrauchen, wenn sie gerne etwas recht Kluges sagen möchten, ohne jedoch zu wissen, wo sie's eigentlich hernehmen sollen.

Methodisches Verfahren, geistbildende Methode, methodischer Leitfaden methodische Grundsätze u. s. w. sind die Rechenpfennige, deren Geklapper einem überall an die Ohren schlägt, wo über Erziehung und Unterricht gesprochen wird. Fehlte nur nicht den Worten gar oft der rechte Geist und das richtige Verständnis! Worte mögen gut sein, aber der Sinn ist besser. Mit dem ist's nun in bezug auf unser Schlagwort ein eigen Ding, und es lohnt sich schon der Mühe, reiflicher darüber nachzudenken. Wo steckt denn eigentlich die Methode und wo ist sie zu holen? Zunächst urteilen wir nach den Früchten, und da sehen wir denn, daß die gelehrtesten Schulmeister oft nur geringe Erfolge aufweisen. Wir bemerken, daß der redlichste Eifer und der beharrlichste Wille wiederum nicht unfehlbar wirken, und fragen verwundert, wo denn eigentlich die Methode stecke, wenn nicht im Wissen und Willen?

Jeder Unterricht ist zunächst nur in und an einem Stoffe möglich. Mit diesem machen wir Lehrer es gerade, wie die Hausmutter, wenn sie ihre Kinder um sich sammelt und ihnen das Brot schneidet. Sie teilt es, und giebt jedem sein Stück, je nach Bedürfnis; nicht das ganze Brot auf einmal, sondern stückweise; jetzt ein Stück, nachmittags wieder eins uud abends noch eins. So teilen auch wir den gesamten Stoff, welcher unsern lernlustigen Schülern geboten werden soll, in einzelne Abschnitte, aber nicht willkürlich

---

*) Der Glanz war aber nur äußerlicher Art, vgl. Öhlers Alttest. Theol. 2. Aufl., Seite 644: „Diese letzte Reformation, die trotz aller Strenge nicht den geheimen Götzendienst, geschweige denn die heidnische Gesinnung auszurotten vermochte, konnte eben darum nur eine äußerliche Herrschaft der Formen des gesetzlichen Kultus, nicht aber bei dem versunkenen Volke eine wirkliche Glaubens- und Sittenreinigung bewirken. Es war, wie Jerem. 3, 10 sagt, eine Umkehr, nicht mit ganzem Herzen, sondern mit Trug, und daneben meinte das Volk mit äußerer Herstellung des Kultus Gott genug gethan zu haben." D. R.

nach Laune oder Zufall, sondern mit Weisheit und mit Vorbedacht. — Diese Stoffeinteilung geschieht nämlich mit Rücksicht auf den Entwickelungsgang des kindlichen Geistes; mit Rücksicht auf Altersstufe und Geschlecht; also, daß nach den Worten des Apostels dem Milch zuteil werde, dem sie zuträglich ist. Wir wissen aber auch, daß jedem Unterrichtsgegenstande nach seiner Natur und seinem Wesen besondere Berechtigung zukommt, und daß z. B. demgemäß der Stoff in der Religionslehre eine andere Teilung verlangt, als in der Naturbeschreibung oder im Rechnen. Wir teilen daher nicht bloß einseitig nach Rücksicht auf den Entwickelungsgang des kindlichen Geistes, sondern auch mit prüfendem Hinblick auf den Gegenstand selbst und auf dessen Stoffeigentümlichkeit. Letzterer Teilungsgrund setzt freilich eine tiefere, umfassendere Kenntnis des Unterrichtsgegenstandes voraus, als mancher angehende Lehrer haben oder denken möchte und bei ersterem hilft man sich oft nur mit einigen allgemeinen Sätzen und Redensarten von Naturgemäßheit, Anschaulichkeit u. s. w., welche wenig verstanden, oft nur nachgesprochen sind. Deshalb werden dann auch so viele Methoden erfunden und Leitfäden geschrieben. Doch dem sei, wie ihm wolle, soviel wird uns jetzt schon klar, daß diese Methode in Büchern zu finden und demnach für Geld zu haben ist. Wir wollen sie, da doch jedes Ding in der Welt seinen Namen haben muß, die objektive Methode nennen, obgleich diese Bezeichnung auch nicht so ganz zutreffend ist. Aber wir wollen der Sache weiter nachgehen und versuchen, ob wir der Methode noch schärfer ins Auge blicken können. Der Stoff muß also mit Rücksicht auf den Entwickelungsgang des kindlichen Geistes und mit Beachtung der Forderungen, welche ein Gegenstand als Wissenschaft machen kann, zerteilt werden; damit ist jedoch bei weitem noch nicht alles gethan. Der Lehrer ist es ja, der unterrichten soll, und an diesem liegt es endlich, vor allem das Material selbständig in sich aufzunehmen. Diese Auffassung des Lernstoffes kann aber nicht bei allen die gleiche sein. Sie richtet sich nach dem Geiste des Lehrers und namentlich nach der Regsamkeit dieses Geistes, nach dem ganzen inwendigen Menschen. — Diese Auffassung muß eine solche sein, daß der Stoff so recht ganz und voll das geistige Eigentum des Lehrers werde, dergestalt, daß dieser aus sich selbst heraus redet und ganz von der Sache durchdrungen und belebt ist. Solch' eine geistige Auffassung muß aus allen Fenstern der Seele heraus ans Licht schauen und sich durch Mienen, Entschiedenheit des Ausdrucks, Bildung von Beispielen, Sprachton und überhaupt durch alles zeigen, was man innerlich und äußerlich beim Lehrgeschäft ist und sein soll. Solche Aufnahme des Stoffes, wodurch dieser mein wahres Eigentum, mein Fleisch und Blut wird, wodurch er mit mir Eins geworden, ist es gerade, wodurch auch dem Unterrichte die eigentlichen Erfolge gesichert sind, denn durch diese Auffassung haucht man dem Kinde lebhaftes Interesse an der Sache ein, durch sie reißt man den Schüler mit fort, also, daß auch er im Gegenstande aufgeht und sich selbst vergißt. Diese, einem jeden nach dem Maße seiner Naturgaben eigentümliche Auffassung und Verarbeitung des Stoffes ist in ihrer höchsten Steigerung eine Kunst, und ihretwegen allein

kann man von einer Unterrichtskunst sprechen, d. h. von einer freien, schöpferischen Gestaltung des Materials zum Zwecke des Unterrichts. Wir wollen diese Methode, der Kürze wegen, die subjektive nennen.

Was folgt nun aus dem bisher Gesagten? Eins wurde oben schon angedeutet, nämlich daß die objektive Methode eine käufliche Ware ist. Viele meinen, mit ihr sei schon alles gethan und selbst der gute Pestalozzi glaubte, durch ein passendes Lehrbuch jeden zum Schulmeister machen zu können. Sie ist allerdings nicht zu verachten, allein sie thut bei weitem nicht alles, sonst wäre ja das Unterrichtsgeschäft ein Handwerk und etwas rein Mechanisches. Könnten wir im Handumwenden durch unsere Leitfäden gute Lehrer machen, wie erklärte sich's da, daß diese immer noch zu den selteneren Erscheinungen gehören und erst gesucht werden müssen! Die Erfahrung lehrt uns täglich, und wir können es leicht wissen, daß zwar die objektive Methode nachgeahmt werden kann, daß aber diese Nachahmung nie mit Sicherheit die Erfolge verbürgt, welche wir bei einem tüchtigen Lehrer wahrnehmen. Sollten die Erfolge wirklich dieselben sein, so müßte zu jener objektiven Methode noch die subjektive, wie ein über den Wassern schwebender Geist, hinzutreten; denn erst in der Vereinigung beider liegt die wahre Meisterschaft und Lehrerwirksamkeit. Wie Leib nnd Seele den Menschen ausmachen, so diese Verbindung den echten Lehrer. Aber das geheimnisvolle Wesen der subjektiven Methode läßt sich nicht auf dem Büchermarkte kaufen auch nicht von den andern absehen, denn es ist angeboren, und ich kann es ebensowenig plötzlich ergreifen und festhalten, wie ich meine Natur ändern und der Mensch werden kann, der ich doch einmal nicht bin. Wäre dies nicht so, was hätte denn auch der wahrhaft gute Lehrer vor dem schlechten voraus?

Das Gesagte scheinen aber etliche Leute nicht zu wissen. Man könnte sie wohl Methoden-Schnüffler nennen.

Sie laufen von einem zum andern, aus einer Schule in die andere, hospitieren hier und da, mustern ängstlich alle Schreibbücher durch, fragen stets nach der Methode und namentlich nach den zu Grunde gelegten Leitfäden, und möchten durch ihr engherziges Spüren eine Methode finden, welche von ihrem eigenen werten „Ich" das Wenigste verlangt, doch aber mit absoluter Unfehlbarkeit wirkt. Diese Schnüffler sind eigentlich Leute, denen die rechte Lehrerweihe fehlt, und die ihr innere Leere gern mit den Feigenblättern äußeren Schimmers verdecken möchten.

Aber da fällt es uns schwer aufs Herz, daß wir, wenn mit der Methode alles so zutreffen sollte, insofern übel beraten sind, als es unmöglich ist, jene subjektive Methode sich anzueignen, und zu erringen, was die Natur einmal unerbittlich versagte.

Ich kann nicht anders, ich muß es wiederholen: Wen einmal die Natur nicht zum Lehrer bilden wollte, der kann ebensowenig die vollendete Meisterschaft in seinem Fache erreichen, wie es möglich ist, daß jeder Maler ein Raphael, jeder Dichter ein Schiller werde. Doch entmutigen soll und darf uns das nicht! Wenn auch kein vollkommener Ersatz möglich ist, so vermögen wir

doch durch Übung — wenn auch nicht immer Meister — so doch bedeutend geschickter zu werden und uns dem Meister zu nähern.

Annähernd vermögen wir das Ideal eines Lehrers, jenen Geist und jene geheimnisvolle Eigentümlichkeit zu erreichen, worin das Wesen der subjektiven Methode besteht.

Nur vor allem wahre, hingebende Berufsliebe, denn diese wird uns durchwärmen, und aus dem Auge zur Kinderseele dringen, also, daß Leben durch Leben entzündet wird. Auch gute Muster thun viel. Gute Unterrichtsproben lehren besser, als lange Referate. Man sollte jede Gelegenheit benutzen, andern Lehrern zuzuhören und zuzusehen. — Es ist ein Genuß und eine hohe Freude, dem tüchtigen Manne, der so ganz Lehrer ist, zuzuhören; sein Beispiel wird uns beleben, ermutigen und belehren. Daneben hilft auch die Gesinnung! Aus dieser muß sich die Berufsliebe erst herausbilden. Deshalb strebe der Lehrer nach wahrer, christlicher Vollkommenheit. Alles, was ihn als Menschen zu jener Vollkommenheit erhebt, zu welcher uns der vom Himmel gesandte Erlöser des sündigen Geschlechtes den einzig unfehlbaren Weg zeigte, alles, was endlich den Lehrer geistig erfrischt und stärkt, macht ihn auch zu einem besseren Lehrer. — Daher die Wichtigkeit der Konferenzen. Man kann deshalb getrost den paradox klingenden Satz aufstellen: Ohne Religion keine wahrhaft eindringliche fruchtbringende Methode! Nur durch ein tiefes religiöses Gefühl wird die rechte Welt- und Lebensanschauung, die rechte Auffassung aller Verhältnisse und Wissenschaften bedingt. Das religiöse Leben sieht an der Erde nur den Abglanz der Herrlichkeit des himmlischen Vaters und freut sich in kindlicher Einfalt und Hingabe über die Werke Gottes und der Kunst. Des wahren Künstlers Auge blickt hinauf zum Himmel und holt sich von oben den befruchtenden Gedanken; so erringt auch der Lehrer nur in Gott und mit ihm jenen gestaltenden Geist, der ihn zum Künstler stempelt! —

Das ganze kurz zusammengefaßt: In dem Maße, in dem der Lehrer ein frischer, froher, verständiger Mensch ist, voll Lebenskraft und Mut, voll warmen Gefühls für das Edle und Göttliche: in demselben Maße wird er die Methode in sich haben und im edelsten Sinne des Wortes ein Lehrer sein! —

Hebung der Gemeindeschulen.

(Konferenz-Referat von Lehrer J. H. König.)

Je länger ich im Schulamte bin, desto klarer und deutlicher sehe ich, daß unsere Gemeindeschulen nicht auf der richtigen Höhe stehen. Thun wir einen Blick in unsere Gemeinden, dann sehen wir Schulen, die segensreich gedeihen; Schulen, in denen es so leidlich geht; Schulen, die so gesunken sind, daß sie nur noch ein kümmerliches Dasein fristen. Etliche Gemeinden haben ihre Schulen eingehen lassen, und eine ganze Reihe von Gemeinden müssen erst Schulen gründen, ehe dieselben gehoben werden können. Unsere Schulen haben aber doch solch' hohe und edle Aufgaben, daß sie alle dastehen sollten,

als die allerbesten Elementarschulen, und sollten als solche vom Volke und ganz besonders von den Gemeindegliedern anerkannt werden. Dies ist leider sehr selten der Fall. Das mag teilweise daher kommen, weil die Arbeit in der Schule mehr ein Wirken ist, das in der Zukunft seine Früchte zeigt. Der Nutzen einer Gemeindeschule: eine christliche Erziehung, ein christlicher Religionsunterricht, Kenntnis der deutschen und der englischen Sprache, wird erst in der Zukunft ganz und voll anerkannt und gesehen werden können. Deshalb wollen wir getrost auf Hoffnung säen und unsere schwere Arbeit auch dann noch treu und fleißig thun, wenn wir auch nicht gleich den erwünschten Erfolg sehen. Nun weiß ich sehr wohl, daß nicht immer, vielleicht auch nie die Schuld allein am Lehrer liegt, wenn seine Schule nicht auf der richtigen Höhe steht und keine volle Anerkennung findet. Die Synode und die einzelnen Gemeinden können auch viel zur Hebung der Gemeindeschulen thun, aber der Lehrer ist und bleibt selbst der Hauptfaktor in der Schule.

Thun wir nach unserm besten Wissen und nach unsern Kräften, dann haben wir genug gethan. Hüten wir uns aber, daß nicht Menschenpflanzen durch uns am Wachstum gehindert werden, verkrüppeln oder gar verloren gehen. — Was der Lehrer thun kann, um seine eigene Schule zu heben, möchte ich durch Anführung folgender Thesen veranschaulichen:

I. Um die Schule zu heben, suche sich der Lehrer die Achtung und Liebe bei seinen Kindern und bei seiner Gemeinde zu erwerben:
   a. Durch eine konsequente, gerechte Behandlung aller seiner Kinder.
   b. Durch wahre Liebe und Achtung gegen alle seine Kinder.
   c. Durch eine gutes, vorleuchtendes Beispiel.
   d. Durch kurze, zeitgemäße Hausbesuche.

II. Um die Schule zu heben, suche der Lehrer Liebe zur Schule in den Kindern zu erregen:
   a. Durch einen interessanten Unterricht.
   b. Durch möglichst viele, zweckmäßige Selbstbeschäftigung der Kinder.
   c. Durch ein in allen Lehrfächern zwar langsames, aber sicheres Fortschreiten.

III. Um die Schule zu heben, halte der Lehrer immer auf Ruhe und Ordnung.

Ad. I. a. Der Lehrer suche sich die Achtung und Liebe bei seinen Kindern und bei seiner Gemeinde zu erwerben durch eine konsequente, gerechte Behandlung aller seiner Kinder.

Die wahre Achtung ist ewas Innerliches, das nicht geboten oder erzwungen werden kann, sondern sie muß durch Achtungswürdigkeit erworben werden. Die Synode und die Gemeinde können dem Lehrer die Achtung, die er zu einem segensreichen Wirken bedarf, nicht allein durch äußere Mittel beschaffen; aber unterstützen und erleichtern können sie die Bemühung des Lehrers durch die Art und Weise, wie sie selbst ihre Achtung gegen den Lehrerstand ausdrücken, und durch die Energie, mit der sie den Zweck der Schule

fördern helfen. Wie eine Synode ihre Lehrer ehrt, so werden diese auch in der Regel von der Gemeinde geachtet. Schon aus diesem Grunde wäre es schön und segensreich, wenn die abgebenden Lehrerzöglinge zu ihrem Lehramte eingesegnet und zu treuer Amtsführung in der Synode verpflichtet würden.

Um die Achtung der Gemeinde und der Kinder zu erwerben, muß der Lehrer treu und fleißig arbeiten und in allen seinem Thun und Lassen gegen die Kinder gerecht sein. Die Gerechtigkeit zeigt sich am klarsten bei Belohnungen und Bestrafungen. Der Lehrer muß nicht nur Gerechtigkeit lieben, sondern auch üben, und zwar gegen die Armen und Reichen, gegen die Befähigten und Schwachen; gegen Freunde und Feinde. Wenn er sich weder durch Verstimmung von außen, noch durch Verstimmung von innen abhalten läßt, allen seinen Kindern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so verdient er nicht allein die Achtung seiner Kinder, sondern er bekommt und bewahrt diese Achtung auch. Freilich ist die Forderung, alle Kinder gerecht zu behandeln, keine leichte Sache. Dazu gehört nicht nur ein herzliches Wohlwollen gegen die Kinder, sondern auch eine scharfe Beobachtungs- und eine klare Unterscheidungsgabe. Man muß die Handlungen der Kinder nicht nur sehen, sondern auch richtig beurteilen können. Kehr sagt hiervon:

„Der Lehrer soll sich bei verkehrten Handlungen der Kinder immer fragen: „Wie kommt der Schüler zu dieser Äußerung? Worin liegen die Quellen seiner sittlichen Verkehrtheit? Wie denkt und urteilt der Schüler über das Vergehen und die Strafe? Ist der Schüler von deiner Gerechtigkeit fest und sicher überzeugt? Drückt ihn deine Geiechtigkeit vielleicht nieder oder erhebt und stärkt sie ihn?"

Der Lehrer wird wohl täglich Gelegenheit haben, diese Fragen an sich zu stellen. Versäumt er die Beantwortung derselben und handelt er nur nach seinem subjektiven Belieben, nach Laune und Willkür, dann kann es leicht dahin kommen, daß er sich für den gerechtesten Mann von der Welt hält, während der Schüler in ihm die personifizierte Ungerechtigkeit erblickt und ihn als herzlosen Tyrannen und unsittlichen Menschen auf das tiefste haßt.

Der Lehrer sei kein Zuchtmeister, sondern ein Meister der Zucht. Aber um dies sein zu können, muß ihm alles an der Achtung und Liebe des Schülers liegen, denn ohne dieselbe ist seine pädagogische Wirksamkeit ohne Segen.

Ad I. b. Wenn sich der Lehrer durch Achtungswürdigkeit, durch eine konsequente, gerechte Behandlung aller seiner Kinder, die Achtung derselben erworben hat, so wird es für ihn nicht schwer sein, sich auch die Liebe der Kinder zu erwerben, die zu der Achtung hinzukommen muß, wenn die Schule wohl gedeihen soll. Der Lehrer liebe seine Kinder, dann werden die meisten Kinder ihn auch wieder lieben. Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.

Von der Liebe sagt Kehr sehr schön und richtig: Das Erste und Wichtigste, was von jedem Lehrer gefordert werden muß, ist die Liebe, — die Liebe

zum Amte, die Liebe zu den Kindern, die Liebe zum Volke, die Liebe zu Gott. Ohne diese Liebe ist der tüchtigste Lehrer niemals ein rechter Erzieher. Erst nachdem Petrus die dreimalige Frage des Herrn: „„Simon Johanna, hast du mich lieb?““ dreimal mit „„Ja““ beantwortet hatte, erst dann gab ihm der Herr den Auftrag: „„Weide meine Lämmer!““ Je weniger Liebe das Kind im Elternhause erfährt, mit desto größerer Liebe muß man ihm in der Schule begegnen. Man soll nicht nur den guten und fleißigen Kindern, denen im Elternhaus eine treffliche Erziehung zuteil wird, Liebe erweisen; das ist keine Kunst. Man soll auch den ungezogenen, armen, von der Natur weniger bevorzugten Kindern Liebe erweisen. Die Liebe zu den Armen, Verlassenen im Volke sollte jeder Lehrer von Heinrich Pestalozzi lernen. Erst durch diese Liebe wird der Lehrerberuf ein Segensberuf. „Und vergiß nicht, deine Liebe auch den Ärmsten und Verachtetsten zu zeigen“ Unser Herr ist ja auch aus Liebe zu uns armen Gefallenen der Allerärmste und Verachtetste geworden. Hat der Lehrer die rechte Liebe im Herzen, — die uneigennützige, aufopfernde, treue, ermahnende, geduldige, herablassende, freundliche, ernste und feste Liebe — dann hat er auch nicht erst nötig, den Kindern zu sagen, daß er sie liebe. Denn jemehr er wirkliche Liebe in sich trägt, destoweniger braucht er von seiner Liebe zu reden. Die Liebe in ihrer Allgewalt und göttlichen Herrlichkeit prägt sich dann in und außer der Schule in seinem gesamten Thun und Wesen aus.

Freilich muß die Liebe des Lehrers, wenn sie den Kindern ein Segen und für ihn selbst eine Quelle des Glücks sein soll, rechter Art sein. Das, was manche Leute Liebe nennen, ist oft nur Zärtelei und Schwäche. Die wahre Liebe wird dem Kinde nicht jeden thörichten Wunsch erfüllen und jede augenblickliche Neigung befriedigen. Die wahre Liebe will das Edelste und Höchste in der Kindesseele wachrufen, und das wahre Wohl des Kindes fördern. Und reichen dazu die Mittel der Güte und Freundlichkeit nicht aus, so wird sie streng und ernst und kann strafen, „daß, wer es hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen.“

Ad I. c. Wenn eine Schule gut gedeihen soll, und wenn in ihr die Kinder zu tugendhaften Menschen erzogen werden sollen, dann ist vor allem nötig, daß der Lehrer seinen Kindern in all den Tugenden, in denen sie erzogen werden sollen, allezeit und überall ein Muster und Vorbild ist. Er soll nicht nur in der Schule fromm sprechen und scheinen, sondern auch wirklich fromm sein; denn die Menschen, zu denen auch die Kinder gehören, glauben ihren Augen mehr als den Ohren. Kehr sagt von dem Beispiele des Lehrers: „Der Lehrer muß sein, was die Kinder werden sollen; thun, was die Kinder thun sollen; unterlassen, was sie unterlassen sollen; er muß den Kindern vorleben, ob sie ihn sehen oder nicht sehen, hören oder nicht hören; er muß ihr Vorbild und Muster sein in allem Guten.“ Das Beispiel des Lehrers übt eine wunderbare Macht auf die Kinder aus, weil die Kinder einen besonders starken Nachahmungstrieb in sich haben. Alles Große und in ihren Augen Großscheinende wollen sie den großen Leuten

nachmachen: „Wie die Quelle, so der Bach; wie das Vorbild, so das Nachbild; wie der Lehrer, so der Schüler." Die meisten Kinder sind ordnungsmäßig und pünktlich, wenn es ihr Lehrer ist; sie sind mild, wohlwollend, gerecht, friedlich, freundlich und offen, wenn er ihnen mit Milde, Gerechtigkeit Wohlwollen und Offenheit begegnet und entgegenkommt. Ja, sie sind sogar mit ihrem Lehrer heiter und glücklich. Dagegen ist es Thatsache, daß der Lehrer die Fehler und Schwächen, die er bei sich selbst bemerken kann, auch oft bei seinen Kindern finden wird. Das weiche, biegsame, kindliche Gemüt soll einen sichern Halt und eine feste Stütze an dem guten Beispiele des Lehrers haben. Ohne diesen sichern Haltpunkt geht der Schüler leicht sittlich abwärts. Hüten wir uns, daß wir keinem dieser Geringsten ein Ärgernis geben! Wachen wir über unser Herz, über unsern Wandel, über unsere Zunge. Von dem Verhalten des Lehrers kann das Wohl und Wehe einer ganzen Generation abhängig sein.

Ad. I. d. Auch durch kurze zeitgemäße Hausbesuche kann mancher Lehrer die Achtung und Liebe der Kinder und Eltern gewinnen. Die meisten Leute sehen gerne, daß der Lehrer sie und ihre Kinder besucht; sie rechnen es sich zur Ehre an. Taktvoll und achtungswürdig muß man sich hier betragen. Besonders hüte man sich vor'm Erzählen von allerlei spaßigen Witzen, Scherzen und Anekdoten; hierdurch wird leicht das Gegenteil bewirkt. Der Lehrer sehe auch hier auf das Wohl der Schule und der Kinder, dann werden Hausbesuche segenbringend sein. (Näheres über diesen Punkt siehe auf Seite 184 der „Theologische Zeitschrift.") (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Bodelschwingh'schen Anstalten haben dieses Jahr ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert. Es war am 4. Juni 1867, als der erste Hausvater in das kleine Bauernhaus einzog, welches mit dem dazu gehörigen, 30 Morgen großen Wäldchen einige Freunde der Sache erworben hatten. Schon am 27. Juni 1865 war in der Sitzung des Rheinisch-westfälischen Ausschusses der Inneren Mission zu M.-Gladbach, wo Pfr. Balke den Blick auf die Epileptischen gelenkt hatte, der Beschluß gefaßt worden, die neue für diese bisher vergessenen Kranken zu begründende Anstalt in das Ravensbergerland zu verlegen. Das Kriegsjahr brachte einige Verzögerung. Am 14. Oktober 1867 folgten dem Hausvater die ersten vier Epileptischen in das Bauernhaus, das nun ihr Heim und zum Senfkorn wurde, daraus ein weithin schattengebender Baum erwachsen sollte, und schon bei Eröffnung des ersten neuen Hauses erhielt die Anstalt den Namen Bethel. Aus den vier epileptischen Pfleglingen sind heute nahezu 1300 geworden. Im Laufe der 25 Jahre sind dem ersten Grundstück 61 andere mit 52 bereits vorhandenen Wohngebäuden erworben, aus jenen 30 Morgen sind 500 geworden, oder, wenn man den weiter unten zu erwähnenden Besitz in der Senne hinzurechnet, gegen 2000 Morgen. Seltsamerweise wurde die Anstalt geradezu zu fortwährenden Ankäufen genötigt; die Besitzer wollten angeblich nicht in so unmittelbarer Nähe von Epileptischen wohnen und drohten zum teil, durch zwischeneingebaute Häuser das ganze Unternehmen stören zu wollen. Schön und zweckmäßig ist auch, daß die westfälische ode richtiger altgermanische Art, zerstreut zwischen Feld und Wald zu wohnen, beibehalten worden ist; das Anstaltsmäßige verschwindet auf diese Weise einigermaßen zu Gunsten des Familienartigen, und die Kran-

ken selbst sehen das Elend nicht zusammengedrängt. Immerhin sind es 10—12 Kranke, die sich unter Aufsicht eines pflegenden Bruders oder einer pflegenden Schwester in ein Wohn- und Schlafzimmer teilen. Es ist so ein Gemeinwesen entstanden, das sich nach Geschlechtern, Altersstufen, Berufen, gesellschaftlichen Stellungen und Krankheitsgraden gliedert, und so einem jeden nach Möglichkeit die Fortsetzung seiner früheren lieb gewordenen Thätigkeit gewährt.

Aus ebenso kleinen Anfängen erwuchs Sarepta, das am 31. März 1869 gestiftete westfälische Diakonissenmutterhaus. Zunächst sollte es nur für die Provinz Gemeindeschwestern ausbilden; bald aber erweiterten sich seine Zwecke, und es siedelte im Jahr 1876 aus dem kleinen Hause in Bielefeld in die unmittelbar Nachbarschaft von Bethel über, um von nun an die nötigen Pflegekräfte für die wachsende Zahl der epileptischen Mädchen zu stellen. Jetzt arbeiten annähernd 583 Schwestern (ausschließlich der Jungfrauen, die noch in Vorprobe stehen) auf nahezu 219 Stationen in Deutschland, in der deutschen Diaspora Frankreich, in Holland, Belgien, Amerika und Deutsch-Ostafrika.

Schwieriger schien es, männliche Pfleger, Diakonen, zu finden, da weder bezahlte Wärter noch die Brüderhäuser welche stellen wollten. Als erster Bruder des Diakonenhauses der Anstalt, Nazareth genannt, stellte sich 1872 ein Jüngling, Dietrich Baumhöfener, der sich zur Mission vorbereite, aber wegen zu großer Jugend seine Warte- und Probezeit als Pfleger abzulegen beschloß. Nach schwerem Tagewerk widmete er noch einen großen Teil der Nacht der Vorbereitung zu seinem künftigen Beruf, bei dem er im April 1883 seinen Tod fand. Im Norden Transvaals ist sein Grab. Diesem ersten Bruder folgten allmählich andere; doch dauerte es noch zehn Jahre (September 1882), bis ein eigenes Bruderhaus eingeweiht werden konnte. Auch diese Anstalt erhielt, wie Bethel und Sarepta, eigene Korporationsrechte. Jetzt zählt sie 221 Brüder, die auf 84 Stationen arbeiten, gleichfalls über Deutschland hinaus. Auf vier Stationen Ostafrikas wirken sie als Krankenpfleger und Gehülfen der Missionare.

Das Jahr 1882 brachte eine andere bedeutende Erweiterung der Anstalt. Am 22. März zogen 18 genesene Ackerbauer mit ihrem Hausvater über den Teutoburger Wald ins Senneland, eine drei Stunden breite, zehn Stunden lange sandige, unfruchtbare, mit Heidekraut bewachsene Ebene — der Strand eines ehemaligen Meeres — die nur selten von Wiesen und Tannenwäldern unterbrochen wird. Am Ufer eines der Bäche, die das Senneland durchströmen, zwei Stunden von Bethel, gründeten jene 18 mit ihrem Hausvater in einem verlassenen Bauernhause ihre neue Heimat, die nun den Namen Wilhelmsdorf erhielt. Diese arbeitslosen früheren Epileptiker bildeten den Grundstock der jetzt allbekannten Arbeiterkolonie. Schon seit langen Jahren verpflegte die Anstalt Bethel täglich 20—30 Leute, die über Arbeitsmangel klagten, bis man einsah, daß von Arbeitsfähigen auch eine Probe ihrer Arbeitslast zu verlangen sei. Sobald nun das Mittagbrot nur gegen eine Stunde Arbeit im Steinbruch verabfolgt wurde, blieb der größte Teil der Gäste weg; die wirklich Arbeitsfreudigen aber wurden die Gehülfen der Epileptischen, indem ihnen diejenigen Arbeiten in den verschiedenen Werkstätten anvertraut wurden, die für die Kranken zu schwer oder zu gefährlich waren. Bald aber mehrte sich doch der Zuzug fleißiger Arbeitsloser wieder so sehr, daß für Erweiterung des Arbeitsgebietes gesorgt werden mußte. Es wurde aber daher eine große Fläche in der Senne erworben, die auch im Winter reichlich Arbeit gewährt, da der durch das Haidekraut geschützte Boden nur eine dünne Frostdecke zuläßt. In erster Linie kam den genesenen Epileptischen die Wohlthat zugute; bald aber schieden sie und die fremd zugezogenen Arbeitslosen sich in verschiedene Kolonien: den letzten blieb Wilhelmsdorf, jene wohnen in Rehoboth und Ophra. Statt der einen Arbeiterkolonie aber giebt es jetzt in ganz Deutschland 26. An die genannten drei Kolonien haben sich weiter noch die beiden Trinkerasyle Friedrichshütte und Wilhelmshütte und das kleine Pensionat Eichhof für Arbeits- und Heimatlose aus den gebildeten Ständen angeschlossen.

Seit dem J. 1884 haben die Anstalten auch eine geistliche Heimat: am 28. November 1884 konnte die Zionskirche mit ihren vom Kaiserhaus gestifteten Fenstern eingeweiht werden, zu welcher Feierlichkeit Prinz Albrecht von Preußen erschienen war. Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte die Anstalten im Jahre vorher mit seinem Besuch erfreut. Sechs Jahre später, am 22. Oktober 1890, wurde den Sennebewohnern die gleiche Wohlthat durch Einweihung der Eckartskapelle zuteil, die den Mittelpunkt der zur Winterzeit zwischen 400 und 500 Seelen betragenden Gemeinde bildet.

Aber auch Schmerzenstage hat die Anstaltschronik zu verzeichnen. Am 30. März und 1. April der Karwoche 1885 zündete eine ruchlose Hand die Höfe Hebron und Ebenezer an, den letzteren zur Nachtzeit, als die blöden Epileptischen schon schliefen. Drohbriefe sprachen vom Anzünden sämtlicher Anstalten. Der schändliche Streich stand mit einem Streik in einer bielefelder Nähmaschinenfabrik im Zusammenhang, wobei die wilhelmsdorfer Kolonisten den Streikenden Abbruch gethan haben sollten. Zugleich erhoben die Sozialdemokraten den Vorwurf, es seien durch die Anstalt viele Familien aus ihren Häusern vertrieben worden. Obwohl auch diese Anklage unbegründet war, denn nie hatte die Anstaltsleitung bei den kleinen Hausbesitzern auf Verkauf gedrungen, so wurde doch die Thatsache, daß etwa 60 Familien ihre ländliche Wohnung mit der Stadt vertauscht hatten, und zwar nicht zum Vorteil ihrer sozialen Lage und der Jugenderziehung, die Veranlassung zur Begründung des „Arbeiterheims". Schon im Herbst nach dem Brande konnten die ersten acht Häuser für 16 Arbeiterfamilien begonnen werden. Zur Zeit sind schon für 82 Familien Wohnungen in 41 Häusern beschafft, und bereits sind weitere 22 Häuser für 44 Familien in Angriff genommen. Die Leute verzinsen nicht nur ihr Kapital, sondern haben schon über 70,000 Mk. des Kapitals zurückbezahlt.

Auch an der äußeren Mission hat sich die Anstalt beteiligt. Im Mai 1890 hat sie einen Bruder und zwei Schwestern in den Dienst der Krankenpflege der berliner ostafrikanischen Missionsgesellschaft (Berlin III) gestellt, denen im Februar 1891 drei weitere Brüder, darunter zwei ordinierte Geistliche, direkt für den Dienst der Heidenmission im Innern Afrikas und im Mai d. J. drei Brüder und zwei Schwestern folgten.

Das Jubiläumsjahr brachte der Anstalt eine höchst dringliche äußerliche Vervollkommnung eine Wasserleitung; die „50,000 Liter" strömten, wie bekannt, aus Deutschland zusammen. Größer war die geistliche Gabe des Jahres. Schon der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte bei seinem Besuch eine Urkunde unterzeichnet, wonach die verschiedenen Anstalten eine einheitliche Kirchengemeinde werden sollten. Das ist jetzt erfüllt: die „Zionsgemeinde" ist als selbständige Anstaltsparochie anerkannt und mit allen Parochialrechten ausgestattet worden.

Es ist ein mühevoller und doch reichgesegneter Pfad, auf den die Anstalt zurückblickt, und den wir hier nur in seinen Hauptstationen schildern konnten. So manches, z. B. die Einweihung des Pensionates „Hermon" für Knaben und Jünglinge bevorzugter Stände am 12. November 1890; die Einweihung „Bethaniens", der Heimat epileptischer Frauen und Mädchen aus bemittelten Ständen am 15. Mai 1882; die Einweihung von „Pella", des Erholungshauses der Diakonen und zugleich Zufluchtsstätte für leicht gemütskranke Männer und Jünglinge am 1. Oktober 1886; die Einweihung von „Magdalena", des Hauses für weibliche Gemütsleidende; dies und anderes, was einen tiefen Einblick in die mannichfache Gliederung der Arbeit gewährt, mußte übergangen werden. Auch an äußeren leiblichen Erfolgen fehlt es nicht. Von 3485 Epileptischen konnten 234 als geheilt und 297 als gebessert entlassen werden. Aber die Arbeit rastet nicht. Schon wieder ist eine neue Gründung eingeweiht: „Klein-Bethel", wo die kleinen jetzt in Groß-Bethel untergebrachten blöden, zum großen Teil ja auch sprachlosen Mädchen eine Heimat finden sollen, wie sie die kleinen blöden Knaben seit 1879 in „Zoar" gefunden haben, welches aus 200,000 Dankesgroschen, welche frohe Eltern für ihre gesunden Kinder gespendet, erbaut ist. Klein-Bethel bietet 70—80 Mädchen Raum, kostet

aber fast ebensoviel tausend Mark. 25,000 Mk. sind von einer Seite bereits geschenkt, und die Anstalt hofft, daß die Freunde der Sache das Haus durch Darreichung einer außerordentlichen Spende als Jubiläumsgabe schuldenfrei darreichen möchten. Diese Bitte ist um so dringender, als die gesamten Anstalten noch annähernd eine Million Mark Schulden haben.

Die Frage der Kanzelgemeinschaft ist auch bei den englischen Baptisten aufgetaucht und zwar im Anschluß an einen thatsächlich vorgekommenen Fall. Ein Rev. C. F. Aked hatte in einer Unitarierkapelle gepredigt, ebenso aber auch einem Unitarier seine Kanzel eingeräumt. Gerade dieser Punkt, nämlich Gemeinschaft mit Andersgläubigen und Ungläubigen, war von Spurgeon der Baptist Union zum Vorwurf gemacht und als Beweis hingestellt worden, daß sich dieselbe auf einer schiefen Ebene (downgrade) bewege. Man konnte also die Sache nicht wohl ignorieren. Interessant ist die Art, wie man sich zu helfen wußte. Es wurde ein Antrag des Inhalts gestellt, daß die Union, im festen Glauben an die Göttlichkeit unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi beharrend, jede Assoziation mit Leugnern dieser Glaubenswahrheit ablehne und alle mit ihr verbundenen Geistlichen auffordere, klares Zeugnis von der Göttlichkeit Christi abzulegen. Zugleich aber wurde gesagt, daß die Union „voll und ganz die Pflicht anerkennt, gegen Menschen aller Bekenntnisse Wohlwollen zu pflegen und mit ihnen an Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit zusammen zu arbeiten, soweit dies ohne Untreue gegen die Überzeugung und den Herrn geschehen könne."

Mit diesem Antrag schlug man zwei Fliegen mit einer Klappe. Die Gemeinschaft mit Ungläubigen wurde abgewiesen, eine Trennung dagegen von Leuten andern Bekenntnisses nicht gefordert. Gegen diesen Antrag erhob nun Rev. Aked durchaus keinen Widerspruch, sondern trat zum Erstaunen der Versammlung für denselben ein. Man wußte freilich zunächst nicht, daß ihm der Antrag vorher vorgelegt worden und seine Befürwortung desselben verabredet war. Er setzte nun auseinander, daß er freilich den Unitariern gepredigt habe, er habe ihnen aber das reine Evangelium verkündigt und das werde man ihm doch nicht wehren können? Dagegen habe Rev. Armstrong, der Unitarierprediger, keine Predigt gehalten, denn dazu würde er (Aked) seine Kanzel niemals hergegeben haben, sondern bloß einen sozialen Vortrag. Gerade diese Art des Zusammenarbeitens heiße aber der Antrag ausdrücklich gut. Ein leichterer Ausweg ließ sich natürlich nicht finden und der Antrag wurde mit vieler Befriedigung angenommen.

Es ist ungefähr dasselbe, wie wenn Lutheraner alle Kanzelgemeinschaft mit andern Konfessionen als Regel verwerfen, dieselbe bei jeder Gelegenheit als Ausnahme üben oder zwar jede Gelegenheit benützen, um in andern Gemeinden die reine Lehre anzupreisen, aber ja niemanden auf ihre Kanzen lassen, weil sie sich dadurch der Verbreitung von Irrlehre schuldig machen würden.

Eins muß man aber der Baptist-Union lassen: Sie hat die Kunst den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, in geradezu unübertrefflicher Weise geübt.

Bei der diesjährigen Versammlung der schottischen Freikirche in Edinburg (19.—31. Mai) traten die dogmatischen Gegensätze deutlich hervor, da es sich um Erklärungen zu den Bekenntnisformeln handelte, welche wesentlich eine Abschwächung derselben bedeuten. Auf der einen Seite steht eine Majorität, welche einer Milderung der alten Bekenntnisse und zugleich der Trennung von Staat und Kirche günstig ist; auf der andern Seite eine Minorität, welche an den calvinischen Ideen und den alten Bekenntnisformeln streng festhält und die Hoffnung noch nicht aufgiebt, daß die freie Kirche einst wieder sich mit der Staatskirche vereinigen werde.

Am schärfsten schieden sich die Parteien bei der Beratung einer Erklärung, welche die Verdammnis von der Schuld des Einzelnen abhängig macht und die Verdammnis der in frühester Jugend verstorbenen Kinder, sowie der Menschen, die ohne Erkenntnis des Heils starben, bestreitet, und diese Grundsätze als Lehre der freien Kirche Schottlands hinstellt. Nach vierstündiger Debatte wurde indes die Erklärung mit 346 gegen 195 Stimmen angenommen.

Die goldene Tugendrose, welche der Papst jährlich einer katholischen Fürstin schenkt, ist dem Namen nach bekannt genug. Weniger bekannt sind Formen, unter denen die Übersendung geschieht, sowie die — Unkosten, die allerdings schließlich auf die Empfängerin kommen, die sich selbstverständlich durch „Almosen nach Vermögen" für die Gnade dankbar erzeigen muß.

Dieses Jahr war die Königin von Portugal die Empfängerin des Geschenkes über welches die D. E. Kztg. folgendermaßen berichtet:

„Dieses, sowohl für den Geber als für die Empfänger etwas kostspielige Geschenk kostet den Peterspfennig die runde Summe von 50,000 Frks.

Der Stengel der Rose, in massivem Gold, ist über einen Meter lang; der Kelch der Blume ist in Mosaik gearbeitet und trägt die kunstvolle Gravierung des päpstlichen Namens, des Datums, an welchem das wertvolle Andenken übergeben wird, und die Titel der Fürstin, die dasselbe empfängt. Die Blätter der Rose sind mit Diamantstaub bestreut, welcher den Morgenthau nachahmen soll. Das kostbare Schmuckstück ruht in einem prächtigen Futteral von weißem Atlas mit silbernen Rosenknospen geschmückt.

Ein solches Geschenk wird nicht wie ein gewöhnliches Paket verschickt.

Die vatikanische Etikette verlangt, daß zwei Abgesandte des Papstes dasselbe der auserwählten Fürstin überreichen. Diese beiden Herren gehören zu den vornehmsten Adelsgeschlechtern Roms. Jeder von ihnen erhält für die Reise und Repräsentation 15,000 Frks., nachdem der Goldarbeiter, der die Rose angefertigt hat und dessen Laden seit drei Jahrhunderten nahe der St. Peterskirche ist, bereits 20,000 Franks für seine kunstvolle Arbeit erhalten hat. Das Zeremoniell schreibt dann weiter vor, daß eine Hof-Equipage, mit natürlichen oder künstlichen weißen Rosen ausgeschmückt, auf dem Bahnhof die beiden päpstlichen Gesandten abzuholen hat, die im Schloßhof mit militärischen Ehren empfangen werden. Der ältere von ihnen trägt die goldene Rose in ihrer Umhüllung auf dem Kopfe und legt sie auf einem mit weißseidener Decke behangenen Tisch nieder.

Der Hof begiebt sich sodann in die Schloßkapelle, wo der Bischof der Stadt eine feierliche Messe hält. Dann tritt die Königin zur Seite des Bischofs unter den Baldachin und begiebt sich mit ihm in den Empfangssaal. Dort liest der jüngere der Abgesandten den Brief des Papstes vor, während der ältere, dreimal die Rose bewegend, sie dem Bischofe überreicht. Hierauf kniet die Fürstin vor dem Bischof nieder, welcher die Rose auf ihr Herz legt, indem er sagt: „Siehe die mystische Rose, das Geschenk des heiligen Vaters", worauf die Königin antwortet: „Gott sei Dank". Die Sänger stimmen dann das „Te Deum" an. Zuletzt nähert sich die Königin den päpstlichen Abgesandten und überreicht ihnen Orden.

Diese berichten dann in Rom über die vollzogene Feierlichkeit und überbringen einen Danksagungsbrief der Monarchin und ihre Photographie, die gewöhnlich in einem reich verzierten, mit goldenen Rosen geschmückten Rahmen geschenkt wird.

Der Brief, welchen der päpstliche Gesandte vor Überreichung der goldenen Rose vorliest, zählt in ausführlicher Weise die Verdienste der Königin auf, um derentwillen ihr diese Auszeichnung zu teil wird."

Die kirchlichen Zustände in Rußland erscheinen dem Oberprokurator des heil. Synod, dem Geheimerat Pobedonoszew, in einem ganz andern Lichte als den übrigen Beobachtern und es ist wirklich interessant zuzusehen, wie er die Dinge in seinem offiziellen Berichte darstellt.

Der Bericht beklagt das Überhandnehmen der Propaganda seitens der Sekten und der nicht orthodoxen Konfessionen. „Die Feinde der Kirche und des Staates" ziehen nach dem Bericht den größten Vorteil aus der Unwissenheit des Volkes. „Die Mehrzahl unserer Bauern ist bisher noch nicht des Lesens mächtig, kennt nicht, wie gehörig, die allgemein gebräuchlichen Gebete, begreift ihren Inhalt nicht und versteht ebensowenig die Bedeutung der kirchlichen Handlungen und Gebräuche." Wenn dem Volke

von Pobedonowszew gleichwohl eine große „Innigkeit des Glaubens“ nachgerühmt wird, so wird man wohl unwillkürlich zu einem Glauben, der heutzutage noch mit einer solchen Unwissenheit über den Inhalt des Glaubens und die Formen seiner Bethätigung zusammengehen kann, ein „Aber“ hinzusetzen.

Ebenso zutreffend aber ist auch die Frage, warum die russische Kirche während ihres tausendjährigen Bestehens so wenig gethan hat, um diese Unwissenheit zu beseitigen, oder auch warum Pobedonoszew sich nicht darum bemüht, daß diese Unwissenheit des Volkes beseitigt werde, damit dieser Propaganda der Sekten ein für alle mal die Möglichkeit der Wirksamkeit abgeschnitten werde. Dabei kann Pobedonoszew nicht ableugnen, daß die Anhänger und Verbreiter des Sektenwesens nicht so unwissend sind, wie die orthodoxen Russen. Das wird in seinem Bericht als Regsamkeit, Geschick und namentlich als „List“ bezeichnet.

Gerade wie im Vatikan, so wird auch hier alles auf politische Zwecke zurückgeführt. Im Jahre 1888 richtete die Evangelische Allianz eine Adresse an den Czar, in welcher derselbe um Gewährung der Gewissensfreiheit und Einstellung der Bedrückung Andersgläubiger ersucht wurde. Von dieser Adresse behauptet nun Pobedonoszew, daß sie den „politischen Zweck“ habe, „der russischen Kirche und gleichzeitig hiermit der russischen Nationalität Söhne unseres Volkes zu entreißen und ihnen einen fremden Geist und ein uns fremdes intellektuelles und moralisches Bewußtsein einzuflößen.“

Ganz anders dagegen werden von demselben Mann die panslavistischen Bestrebungen der Russen unter den Czechen beurteilt. Mit großer Freude berichtet er, daß unter jenem Volke „die Bewegung zur Rückkehr in die nationale Kirche des Cyrillus und Methodius wächst, und daß eine beträchtliche Anzahl czechischer Schriften im Geist der Orthodoxie und czechischer Übersetzungen unserer Kirchen- und theologischen Bücher“ erschienen seien. In Böhmen kann man freilich noch keine Gewalt anwenden; da ist die litterarische Propaganda einstweilen gut und löblich. Daß Cyrill und Methodius niemals so etwas wie eine russische Staatskirche gründen wollten, darüber braucht man kein Wort verlieren, um so weniger als heutzutage ein einsichtiger Mensch, dergleichen kirchliche Etiketten schwerlich im Ernste nehmen wird.

Sehr naiv klingt dann die Klage des Berichterstatters über die römische Kirche, die ja im russischen Reich nur mit denselben Mitteln arbeiten kann, wie die russische Kirche in den nichtrussischen Ländern. Die römische Kirche mit ihrer „Unduldsamkeit“ und ihrem „Fanatismus“ habe es besonders auf die orthodoxe Kirche und ihre Herde abgesehen. Sie raubt der orthodoxen Kirche nicht wenig Schafe, sowohl im Orient als in den slavischen Ländern Europas, und bemüht sich die Orthodoxie auch in unserm Vaterland an seiner westlichen Grenze zu schwächen.“ So äußert sich Pobedonoszew. In Wirklichkeit hat kein Teil dem andern etwas vorzuwerfen, indem jeder so viel thut, als in seiner Macht steht, nach Recht oder Wahrheit frägt man auf beiden Seiten nicht.

Der ganze Unterschied ist nur der, daß innerhalb des russischen Reiches der Orthodoxie eben auch die Polizeimacht zu Gebote steht. So wird in dem Bericht angeführt, daß die Civilbehörden angewiesen seien, die Geistlichkeit im Kampfe mit den Sekten, namentlich mit den Stundisten zu unterstützen. Als sonstige Mittel des Kampfes gegen die Sekten werden genannt: „Unterredungen der Missionare mit den Sektierern, unentgeltliche Verbreitung von Schriften antisektiererischen Inhaltes, sowie Ernennung von gebildeten und hochmoralischen Geistlichen in den vom Sektenwesen angesteckten Gemeinden.“ Nur daß alle diese Mittel nicht den gewünschten Erfolg haben, namentlich beklagt man sich über die Stundisten. „Sie tadeln bei sonntäglichen Kolloquien der Geistlichen frech deren Worte, nennen sie Gotteslästerer, verspotten öffentlich den orthodoxen Glauben u. s. w. Unter den Stundisten sind auch sogenannte Prophetinnen aufgetreten. Ihre Lehre bauen die Stundisten auf sozialistische und kommunistische Grundlagen und versichern, daß in dreißig Jahren sich das ganze Reich zu ihrer Lehre bekennen, die Kirche und die Geistlichkeit aufgehoben, allgemeine Brüderlichkeit eingeführt und alles Eigentum Allgemeingut sein wird.“

An diesen Dingen wird wohl das wahr sein, daß die Stundisten eben imstande sind, selbst den gebildeten Geistlichen Rede und Antwort zu stehen, daß sie den dem Cermonienwesen anhaftenden Aberglauben bloßstellen und das Treiben der oft nicht sehr hochmoralischen Geistlichkeit darlegen. Was den Kommunismus der Stundisten betrifft, so weiß nur Pobedonoszew etwas davon und es stünde wohl sehr gut, wenn es keine schlimmeren Kommunisten und Sozialisten gäbe als die russischen Stundisten.

Ebenso werden die Paschkowiten verurteilt, indem es heißt: „Wie bekannt, sind die Grundlagen aller erwähnten Sekten ein und dieselben; alle zeichnen sich durch Verleugnung der orthodoxen Kirche, ihrer Sakramente, Gebräuche und ihrer Geistlichkeit aus." Das wirds freilich überall sein und da die orthodoxe Kirche sich die nötige Anerkennung nicht selbst erhalten kann, so braucht sie eben die Hülfe der Polizei.

Sogar die Art wie man anderwärts über die russische Orthodoxie urteilt, ist Gegenstand des Berichtes. Die Klagen über „angebliche Unduldsamkeit der russischen Kirche" sind heuchlerisch. Die ungünstigen Urteile stammten von „Emigranten aus dem baltischen Gebiet, die durch die neue Ordnung, welche dort eine gesunde Staatspolitik einführt, erbittert sind."

Zum Schluß eine Schilderung von der Toleranz der griechischen Kirche: „Unserer Kirche ist dieser Zug des Hasses und der Bosheit fremd, trotz aller Anschuldigung aus dem feindlichen Lager. Nirgends in Europa erfreuen sich fremde Konfessionen einer so ausgedehnten Freiheit als inmitten des russischen Volkes, welches seiner Natur zufolge das Seinige festhaltend, sich friedlich gegen jede andere Konfession verhält, wenn diese selbst nur den Frieden beobachtet." — Das ist eine echt russisch, orthodoxe Übersetzung der Fabel vom Wolf und Lamme am Bach. Die Wirklichkeit gegenüber der Fabel kümmert Pobedonoszew nicht; die nötige Macht hat man ja.

Die Vorgänge in Uganda scheinen den bis jetzt erhaltenen Nachrichten zufolge, nichts anderes zu sein, als Religionskrieg, bei welchem auf der Seite der Katholiken die französischen Patres auf der andern Seite die englischen Missionare stehen.

Die E. L. Kztg schreibt darüber:

Obschon ein klares Bild über die Kämpfe zwischen den Evangelischen und den Katholischen in Uganda aus den jetzigen Berichten noch nicht zu gewinnen ist, mögen doch einstweilen die Ungeheuerlichkeiten der römischen Angaben zurückgewiesen werden, die bei der modernen Vorliebe der öffentlichen Meinung für die römische Kirche je länger je mehr Glauben finden. Die katholische Polemik (man vergleiche die Zeischrift „Gott will es") stellt wieder einmal in grobkörniger und boshafter Weise die evangelische Mission als gänzlich unfähig dar, während die Leistungen der katholischen ans Wunderbare grenzen. Der Glaube an die Vorzüge der katholischen Mission ist überhaupt so modern, daß, wer für diesen „Saisonartikel" nicht schwärmt, nicht auf der Höhe der Zeit steht. Geht doch ein angeblicher Patriotismus so weit, daß ein nationalliberales Blatt es fertig brachte zu schreiben, der Sieg der französisch-katholischen Partei über die evangelisch-protestantische liege im deutschen Interesse und werde hoffentlich von den deutschen Beamten nach Kräften gefördert werden!

Daß die römischen Missionsberichte mit den vier Spezies in gespanntem Verhältnis leben, ist bekannt; die Addition ist auch in den Berichten über Uganda nicht ganz den Regeln des Adam Riese entsprechend. Es soll vor dem Ausbruch der jetzigen Feindseligkeiten 15,000, nach einer andern Angabe gar 25,000 Katholiken dort gegeben haben; 5000 hätten ihre vierjährige (?) Probezeit im laufenden Jahre vollendet, außerdem seien noch 50,000 Katechumenen vorhanden. Von diesen etwa 70,000 Katholiken sollen nun etwa 50,000 durch die 2000 Protestanten ermordet, als Sklaven verkauft oder zerstreut sein! Den Anlaß der Kämpfe hat jedenfalls die Vermischung von Politik und Religion gegeben, die, wenn sie einmal ins Werk gesetzt ist, zu traurigen Konsequenzen führt. Der dem schnellsten Stimmungswechsel unterworfene, ganz unberechenbare König Muanga hat, von den französischen Patres aufgestachelt, trotz Annahme des engli-

schen Protektorates sich schließlich geweigert, die englische Flagge anzuerkennen, angeblich weil diese (so hatten ihm die Franzosen gesagt) das Parteizeichen der Protestanten sei. Es blieb also den englischen Kapitänen in dem einmal, und zwar gegen ihren Willen entfachten Kampfe nichts übrig als für ihre Flagge einzutreten. Daß aber Kapitän Lugard den Kampf nicht wollte — nach katholischen Angaben soll er seit langem den Plan gehabt haben, die Katholiken zu „vernichten“ — vielmehr ihn dadurch zu verhindern strebte, daß er sowohl als Kapitän Williams wiederholt erklärten, diejenige Partei zu unterstützen, welche die angegriffene sei, ist nach den Berichten der englischen Missionare außer Zweifel. Der Kapitän hat, wie auch aus dem Schreiben des Vizefeldwebels in der kaiserl. Schutztruppe, Kühne, das durch die gesamte Presse lief, hervorgeht, sich stets als Mann von Umsicht und Unparteilichkeit bewiesen. Wenn die Hoffnung, durch diese Erklärung einschüchternd auf die Kampfeslust zu wirken, sich nicht erfüllte, so ist das nicht seine Schuld. Da jene beiden nur den Protestanten beigestanden haben, so können diese nicht wohl die Angreifenden gewesen sein. Es stimmt damit völlig das letzte Telegramm aus Sansibar, wonach der Ursprung der Unruhen in der Ermordung eines protestantischen Häuptlings durch die Katholiken liegt. Nach der Ermordung sei ein allgemeiner Angriff auf die Protestanten und das englische Fort erfolgt. Zum Überfluß bestätigt auch der erwähnte Brief Kühne's die kriegerische Stimmung der Katholiken.

Daß Uganda unter französisches Protektorat gebracht werden soll, hat Lavigerie aufs unzweideutigste ausgesprochen. Es sei der Ruhm der katholischen Mission, sagte er, daß sie überall französische Interessen vertrete. Die Bemühungen und Wühlereien der Franzosen, auch die Oberhäuptlinge an sich zu ziehen, haben den Ausbruch der Feindseligkeiten offenbar vorbereitet. Die Wahrheit wird aber auf den Kopf gestellt und Protestanten werden als die Eindringliche verschrieen. Kardinal Lavigerie, so erläuterte Ribbot kürzlich den Abgeordneten, habe am Viktoria-Nyanza eine Mission begonnen, in die nun die Protestanten eingebrochen seien. Das hindert nun nicht, daß man an anderer Stelle den von evangelischer Seite erhobenen Vorwurf des Einbruches auf andere Art zurückzuweisen sucht. „Christus hat seinen Jüngern“, schreibt die erwähnte, katholische Missionszeitschrift, „den Auftrag gegeben: Gehet hin in alle Welt; er hat sie nicht angewiesen, gewisse „Jagdgehege“ zu respektieren, wie das die Protestanten so gern wollen“. So wird der Spieß nach Belieben gedreht.

Die verschiedenen S p e r r g e l d e r - K o m m i s s i o n e n haben ihre meist sehr schwierigen und zeitraubenden Arbeiten nunmehr sämtlich beendet und die von ihnen aufgestellten Nachweisungen der genehmigten Forderungen der einzelnen Diözesen den Oberpräsidenten zugehen lassen. Diese müssen die Aufstellungen dem Finanzminister einsenden, der eine Nachprüfung der sämtlichen Zahlen und eine endgültige Feststellung derselben vorzunehmen hat. Auch diese Arbeiten sind bereits in vollem Gange, sodaß die Zahlungsanweisungen noch im Laufe dieses Vierteljahres zu erwarten sind. Es bestätigt sich übrigens, daß infolge der durch das Gesetz vorgeschriebenen Verteilung des ganzen Sperrgelderfonds eine vollständige Verzettelung der 16 Millionen Mark eintreten wird.

Von M o n t e n e g r o könnten viele Völker in einem Punkte lernen: der Selbstmord ist etwas unerhörtes, da er als größte Feigheit betrachtet wird. Kürzlich versuchte ein von seinen Gläubigern Bedrängter sich zu erschießen; was im ganzen Lande die größte Aufregung hervorrief. Auf die scharfen Vorwürfe des Fürsten antwortete der Mann, der im Hospital der Genesung entgegengeht, daß er sich der Niedrigkeit seiner Handlungsweise wohl bewußt sei, und in einem Anfall der Verzweiflung gehandelt habe. Der Fürst, von Mitleid über die bedrängte Lage des Mannes ergriffen, befriedigte die Gläubiger, veranlaßte aber zugleich den Feigling, das Land zu verlassen, und bestimmte in einem Erlaß, daß schon der Versuch des Selbstmordes ehrlos mache, und daß Leichnahme der Selbstmörder 24 Stunden am Galgen hängen sollen. „Es ist eines Montenegriners unwürdig“, schließt der Fürst, „sich eigenmächtig des Lebens zu berauben, über welches nur Gott zu gebieten hat, und das nur auf dem Schlachtfelde, zur Verteidigung des Vaterlandes, geopfert werden darf.“

Eine eigenartige Weise, Geld für kath. Institute aufzubringen, hat der in Frankreich bestehende Weinbund, Union catholique vinicole. Die zu dem Bunde gehörigen Produzenten liefern nämlich den übrigen Bundesgliedern ihren Bedarf an den verschiedenartigsten Weinen und Liqueuren in guter Qualität und geben einen Teil ihres Gewinnes an katholische Institute ab. Die „gläubigen“ Konsumenten erhalten also einerseits für ihr Geld gute Ware und unterstützen außerdem noch die Kirche. Da die Geistlichkeit und die religiösen Institute in Frankreich jährlich etwa 20 Millionen Francs auf diesem Gebiete verbrauchen, so fällt von dem auf 6 Millionen veranschlagten Gewinn immer noch etwas Ansehnliches an die Kirche ab.

Litterarisches.

Theologischer Jahresbericht. Unter Mitwirkung von Baur, Benrath, Behringer, 2c. 2c., herausgegeben von R. A. Lipsius. IX. Bd. Die Litteratur des Jahres 1889. X. Bd. Die des Jahres 1890. XI. Bd. Die des Jahres 1891. Braunschweig C. A. Schwetschcke und Sohn 1892.

Die D. E. Kztg., welche keineswegs den theologischen Standpunkt der Mitarbeiter an genanntem Jahrbuch teilt und darum in dieser Hinsicht ein ganz unverdächtiger Zeuge ist, sagt über dieses Werk.

„Man muß es der liberalen Theologie Dank wissen und zur Ehre anrechnen, daß sie mit ihren vereinten Kräften der wissenschaftlichen Bewegung einen so großen Dienst leistet, wie er ohne Zweifel in der jährlichen Durchmusterung der gesamten theologischen und verwandten Litteratur dargeboten wird. Die hier verarbeitete und geordnete Masse von litterarischen Erscheinungen ist in der That staunenswert; sie beträgt gewiß gegen 4000 Nummern. Nicht bloß die deutsche, sondern ebenso die gesamte ausländische Religionswissenschaft und Theologie wird behandelt; die evangelische und die römisch- und griechisch-katholische Kirche, Kirchen und Sekten erfahren eine gleichmäßig sorgfältige Aufmerksamkeit; große Werke und kleine Schriften, ja irgendwie förderliche Aufsätze aus theologischen Zeitschriften werden berücksichtigt und an passender Stelle besprochen oder doch wenigstens eingereiht. Und bei dieser ungeheuren Menge von Stoff brauchen wir doch nicht allzulange auf Erledigung der Neuheiten zu warten; so ist z. B. Beyschlags „Neutestamentliche Theologie“ im ersten Hefte des Jahrgangs von 1892 beurteilt. — Der Standpunkt der Jahresberichte ist selbstverständlich der liberale. Aber man würde irren, wenn man glaubte, daß dies in schroff einseitiger Weise hervorgekehrt würde. Nur gegenüber der theologischen Reaktion wird hier und da ein bitterer und spöttischer Ton angeschlagen, den wir wegwünschten. So ist offenbar Rösgen in seiner „Offenbarungsgeschichte“ ungerecht und Grau in seiner „Inspirationstheorie“ auf der lutherischen Pastoralkonferenz unfreundlich behandelt, Egidy dagegen wird in seiner Seichtigkeit nicht genug gestraft; — Beispiele, die sich leicht vermehren ließen. Sonst aber herrscht eine gewisse Gerechtigkeit. Orthodoxe Leistungen von wissenschaftlicher Tüchtigkeit, z. B. von Zahn und Zöckler werden unbefangen anerkannt; liberale Übertreibungen wie Renans Windbeuteleien werden gezüchtigt und sogar die kirchlichen Positiven gegenüber Kaftans neuem Dogma und Gottschicks Angriffen in Schutz genommen. Und wenn selbstverständlich auf die meisten Arbeiten nur ein flüchtiger Blick geworfen werden kann, so werden doch hervorragende Erscheinungen der Litteratur ziemlich ausführlich gewürdigt. Alles in allem wird man dem Herausgeber wie den Mitarbeitern das Zeugnis geben müssen, daß sie sich bemühen, den Leistungen gerecht zu werden. Für diejenigen, welche der theologischen Entwickelung folgen wollen, ist der Jahresbericht ein willkommenes und unentbehrliches Hilfsmittel.“

Zur Nachricht. Alle Einsendungen für den pädagogischen Teil der Theol. Zeitschrift sind von jetzt an zu richten an Lehrer

J. F. Riemeier, 3933 N. 19. Str., St. Louis, Mo.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. Oktober 1892. Nro. 10.

Ist es möglich und wünschenswert, daß unsere evangelische Synode eine bestimmte konfessionelle Haltung zum Ausdruck bringe?

Referat von P. L. Haas.

(Schluß.)

Sollte es da nicht unsere Aufgabe sein, daß wir allerdings solchen Irrtümern offen entgegentreten und wenn auch ohne gehässige Polemik doch ganz bestimmt und entschieden erklären, was wir in diesen Dingen für recht, wahr, dem Worte Gotte gemäß halten? Lassen wir darin keinen Zweifel und Ungewißheit aufkommen, was unser Standpunkt sei; suchen wir in Liebe, in Demut und Bescheidenheit, aber mit aller Bestimmtheit, das zu betonen, was wir für das allein Richtige halten, so wird sich allerdings zeigen, daß wir nicht uns ganz indifferent gegen die Abweichungen der andern Denominationen verhalten können.

Aber unsere Hauptaufgabe und Tendenz ist, wie oben gezeigt, die der Union. Union aber ist nur durch die Liebe möglich. Demnach muß auch bei der Geltendmachung unserer Anschauung die Liebe walten. Die Tugenden der Liebe und der Demut strahlen viel heller als die allerwichtigsten Lehrsätze. Wird die Liebe verletzt durch unser Geltendmachen unseres besonderen Standpunktes, so werden wir unserer Aufgabe und Grundtendenz ungetreu. Wer in der Liebe zu Christo richtig steht, kann selig werden und wenn ihm die verschrobensten theologischen Gedanken im Kopfe spuken. Und wer die Liebe nicht hat, die praktische Liebe, die nicht bloß in Phrasen besteht, sondern im Leben als Demut, Sanftmut und Geduld etc. sich beweist (1. Kor. 13, 4—7), und wenn er auch die allerrichtigste Theologie im Kopfe sitzen hat, so kann er nicht in Gottes Reich eingehen. Diese specielle Grundwahrheit möglichst geltend zu machen, das dürfen wir wohl uns von Herzen angelegen sein lassen.

Nach dem Gesagten wird sich dann auch unser Verkehr mit anderen protestantischen Konfessionsgenossen bestimmen. Unsere Kanzelgemeinschaft mit anderen Brüdern wird sehr wesentlich davon abhängen, ob die betreffenden Brüder das Spezifische ihrer Konfession in den Vordergrund drängen und öffentlich betonen, oder ob sie es zurücktreten lassen und den gemeinsamen

Glaubensgrund anerkennen und hervorheben. Weisheit und Vorsicht ist aber auch solchen gegenüber oft nötig, welche sich recht geflissentlich an uns oder unsere Glieder heran machen und unlautere Absichten hinter freundlicher Miene verbergen. Eine allgemein giltige Regel läßt sich dafür kaum aufstellen, weil leicht entweder die Tendenz der Liebe verletzt oder die maßvolle Weisheit und Vorsicht versäumt werden kann.*)

Aber wird uns nicht von gegnerischer Seite der Vorwurf gemacht, daß wir immer nur die Liebe betonen auf Kosten der Wahrheit? Was sollen wir dazu sagen? Blicken wir in die Schrift, so finden wir, daß dieselbe, wo sie von der Wahrheit redet, meist nicht die theoretische Wahrheit redet, welche in einem bestimmt ausgeprägten Lehrsystem sich darstellt, sondern sie meint die praktische Wahrheit des Herzens, des Charakters, des Lebens. Diese praktische Wahrheit ist stets im engsten Bunde mit der Liebe.

Die von dem fleischgewordenen Gottessohn uns entgegenstrahlende Herrlichkeit zeigt uns einen Charakter „voll Gnade und Wahrheit." Gnade aber ist die spezifisch göttliche Erweisung der Liebe Gottes gegen tief gefallene Geschöpfe.

Wir, sofern wir Christi Bild wiederstrahlen sollen, können allerdings nicht „voll **Gnade** und Wahrheit" sein. Aber was uns obliegt, sagt Paulus Eph. 4, 15, in drei Worten: „ἀληθεύοντες ἐν ἀγάπῃ": Wahrhaftig in der Liebe. Uns liegt ob, der Liebe nachzujagen, die da ist wahrhaftig, d. h. der Sünde feind, aber auch barmherzig, sanftmütig, demütig, langmütig ꝛc. Kurz: Liebe ohne diese praktische Wahrheit und Wahrheit ohne die so definierte Liebe sind Halbheiten und Einseitigkeiten, welche die christliche Kirche gleich sehr vermeiden muß. Ein bestimmtes theologisches System aber hat uns der Herr in der Schrift nirgends geoffenbart und uns verpflichtet, dieses System als „die Wahrheit" zu betrachten und anzuerkennen. Sondern der Apostel Paulus blieb sich bewußt, daß unser Wissen und Erkennen Stückwerk bleibt hienieden, und es kann keines Menschen Erkenntnis für alle Zeiten zur bindenden Autorität werden, sondern nur durch freie, innere Zustimmung auf Grund der vom Geiste gewirkten Evidenz der Wahrheit kann eine Einheit

*) Was ich bisher gesagt habe, gilt freilich nur im Blick auf die protestantischen Konfessionsgenossen. Wesentlich anders muß unsere Stellung gegen die katholische Kirche als solche sein. So sehr wir auch die erbarmende Liebe gegen die irre geleitete Herde im Herzen pflegen müssen, so ist es unsere heiligste Pflicht und Schuldigkeit, eine Pflicht der Selbsterhaltung, unser Volk zu warnen vor dem gemeinschädlichen und gefährlichen Charakter der römisch-katholischen Kirche. Wir haben die Aufgabe, unserem Volk die Gefahren zu zeigen, die speciell unserem Lande drohen von diesem alten Feind der Menschheit, Feind der Wahrheit, Feind der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Wir können an der Hand von Offenb. 17 zeigen, was Rom ist. Das Buch von P. Chiniqui: „50 Jahre in der römischen Kirche" ist geeignet jedem die Augen zu öffnen, der im Vertrauensdusel es nicht einsehen will, welche gefährliche Verschwörung in dem System der römisch-katholischen Kirche verborgen lauert, und durch die Jesuiten jede günstige Gelegenheit wahrnimmt, der ihr den Augenblick näher führt, wo sie im Vertrauen auf die Übermacht sich über unser Volk herstürzen kann, um ihm die Freiheit zu rauben und es geknechtet zu den Füßen des Papstes zu legen.

in der Erkenntnis bewirkt werden. Gesetz, auch Glaubensgesetz, richtet nur Zorn an und Streit.

Es wird also hier sich die Aufgabe unserer Synode weiter dahin bestimmen lassen: Wir müssen der Verirrung und Verwirrung des Dogmatismus und Glaubenszwanges entgegenarbeiten und ihm entgegensetzen die praktische Einheit der Liebe und Wahrheit in Lehre, Leben und Wandel.

Damit komme ich an den letzten Punkt, denn ich hervorheben muß: Unsere Aufgabe bestimmt sich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Zeit. Unsere Zeit aber zeigt uns einerseits Bigotterie, konfessionellen und orthodoxen Fanatismus, andererseits Abfall vom Christentum! Ist die Schuld für den Abfall lediglich der bösen Welt zuzuschreiben? Ich glaube nein! Gerade die Versäumnis der christlichen Kirche, ihre praktische Mission in der Welt richtig zu erkennen und zu erfüllen, trägt die Hauptschuld an dem traurigen Zerfall des Christentums! Das zu beweisen, würde für heute mich zu weit führen. Wer aber den Beweis dafür haben will, findet ihn einer kleinen, aber seltenen Schrift von E. A. v. Schaden „Begriff der Kirche.“ Im Schluß derselben faßt er die Aufgabe der christlichen Kirche in acht Sätze zusammen, auf welche die christliche Kirche als Religionsgemeinschaft sich in der Liebe Christi vereinigen könnte. Auch diese acht Sätze mitzuteilen würde zu lang werden, sie wollen auch aus dem Ganzen der kleinen Schrift verstanden sein.

Er schließt aber seine Schrift mit den ergreifenden Worten: „Sollte die protestantische, die ganze Christenheit nicht endlich dahin kommen, nur auf eine solche oder ähnliche harmlose Fixierung der Lehre ihre Gemeinschaft zu gründen, so wird dies zwei traurige Folgen haben: Die eine für die Zeit, die andere für die letzte Entwickelung zur Ewigkeit. Die erste wird sein, daß das Schiff der Kirche in einem steten Schwanken zwischen dem Wermutbecher der harten und zähen Orthodoxie und dem lauen Wasser der Neologie begriffen bleiben wird. Je ausschließender sich daher die eine Partei eine zeitlang gesetzt haben wird, um so schneidender und härter wird dann immer die Reaktion der andern sein. Die noch traurigere Folge für die Entfaltung zur Ewigkeit aber wird darin bestehen, daß wenn zu jener Zeit, zu welcher die Ernte in die ewigen Scheuern eingesammelt werden soll, die Kirche noch nicht eingetreten ist in den Zustand des harmlosen Bekenntnisses, der vorausgesagte letzte Abfall nur um so allgemeiner sein wird, als er schon außerdem gewesen wäre.“ Den besten Kommentar zu diesen Worten bietet die deutsche und besonders die preußische Kirchengeschichte der letzten 40 Jahre. Besonders seit der Ära Falk bis heute.

Unsere Synode aber mit ihrer durchaus praktischen Union, ihrer freien Einrichtung und Organisation ist am allerersten geeignet, eben die von Schaden verlangte Harmlosigkeit des Bekenntnisses und Freiheit der Liebe in Wahrheit und der Wahrheit in Liebe als einziges Grundgesetz zur Geltung zu bringen. Aber dann muß sie alle Gelüste nach Einführung von bevormun-

bender Herrschaft, nach bureaukratisch=hierarchischem Kirchenregiment u. dgl. als Verirrung erkennen und sich immer fester scharen um das einzige, ewig wahre Siegespanier: Die Liebe zu Jesu Christo, dem Gekreuzigten, ist die einzige Glut, der unsere Herzen zusammenschweißt und zusammenhält, wenn sonst die ganze Welt in Stücke geht!

Die Waldesier im Mittelalter.*)

Von Prof. Dr. Wilhelm Preger in München. — Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.

Es war am 24. Juni 1177, als eine kleine Flotte von Chioggia aus sich nordwäres über die Lagunen nach dem im Festschmuck harrenden Venedig zu bewegte. Sie trug den gewaltigsten Herrscher des Abendlandes, den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa mit seinem Gefolge. Als der Kaiser an der Piazetta vor dem Dogenpalaste gelandet war, begrüßte ihn der Doge mit dem Rate der stolzen Freistadt und führte ihn nach der nahen Markuskirche, unter deren Portale Papst Alexander III. in Mitte seiner Kardinäle und eines zahlreichen Klerus vor einer den weiten Markusplatz füllenden Menge ihn erwartete. Als der Kaiser dem Papste gegenüberstand, dankte er Gott mit lauter Stimme, daß nun Friede sei, beugte sich vor dem Papste zur Erde, und dieser hob ihn empor und gab ihm den Friedenskuß.

In einem achtzehnjährigen erbitterten Kampfe waren die beiden Schwerter, welche Gott der Christenheit zum Schirme gelassen hatte, das geistliche und das weltliche, gegen einander gekehrt gewesen, hatte der starke Friedrich mit dem stolzen Papste um die Vorherrschaft gerungen auf dem weiten Grenzgebiete, wo geistliche und weltliche Macht sich berührten. Auf dem Boden der lombardischen Städte war zuletzt die Entscheidung gefallen. Die Städte, die Verbündeten des Papstes, hatten bei Legnano über den von seinem mächtigsten Reichsfürsten, von Heinrich dem Löwen, im Stiche gelassenen Kaiser gesiegt, und dieser bot nun dem Papste die Hand zum Frieden. Es war natürlich ein für den Kaiser immer noch ehrenvoller Friede, der hier zu Venedig geschlossen wurde; aber die Vorherrschaft der Kirche war nun für lange hinaus entschieden. Von einer Stufe der Macht zur anderen stiegen seitdem die Päpste empor. Wenige Jahrzehnte später, und dem Papste Innocenz III. gehorchten die Könige und Fürsten Europas wie Knechte ihrem Herrn.

Die Kirche hatte bei ihrem Kampfe auch die Oberherrschaft in weltlichen Dingen auf ihre Fahne geschrieben und mit dem Schwerte der Gewalt sich umgürtet; darüber war sie mehr und mehr ein Reich von dieser Welt geworden. Indem sie äußerlich die Welt überwand, wurde sie innerlich von ihr

*) Für die nachfolgenden Mitteilungen, sofern dieselben von herkömmlichen Auffassungen abweichen oder Neues bringen, verweise ich auf meine „Beiträge zur Geschichte der Waldesier im Mittelalter.“ München 1875. (Aus den Abhandlungen der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften III. Cl. XIII. Bd.). Auch der Gebrauch der Form „Waldesier“ für die unrichtige: „Waldenser“ findet dort seine Rechtfertigung.

überwunden. „Wo findest du einen Prälaten, der nicht eifriger wäre, die Kasten seiner Unterthanen auszuleeren als ihre Laster auszurotten," so ruft schon der prophetisch ernste und gottinnige Bernhard von Clairvaux aus und ein Jahrhundert nach ihm, 1250, läßt die deutsche Nonne Mechthild von Magdeburg, eine furchtlose Predigerin der Buße und zugleich eine begeisterte Jüngerin der innigsten Gottesliebe, den Herrn zu dem Papste und dem Klerus also sprechen: „O du glänzende Krone der heiligen Kirche, wie ist von häßlichem Ruße dein Glanz verdunkelt. Das Gold deiner Tugend ist verfault im Pfuhle des Lasters. Ich will dem Papste das Ohr öffnen und das Herz rühren mit dem Wehe meines Grimmes, darum daß meine Schafhirten von Jerusalem Räuber und Wölfe geworden sind. Mit Grausamkeit morden sie vor meinen Augen meine Lämmer und verschlingen sie. Ihr ruft sie weg von der gesunden Weide und laßt es nicht zu, daß die sich nähren auf den hohen Bergen mit den grünen Kräutern der gesunden Lehre. Wer den Weg zur Hölle nicht weiß und begehrt ihn zu wissen, der sehe Leben und Sitten der schändlichen und entarteten Pfaffen an, die mit frevler Meisterschaft in Üppigkeit und anderen Lastern unaufgehalten den Weg zur Hölle eilen."

Und wie die Nonne Mechthild zu ihrer Klage und Anklage hauptsächlich durch den Verfall des norddeutschen Klerus veranlaßt wird, so verurteilt gleichzeitig ein ungenannter, glaubenseifriger Priester der Diöcese Passau den entsetzlichen Verfall des Klerus im südlichen Deutschland. *). „Das Leben der Klerikter ist ein zügelloses; einfache Hurerei gilt ihnen für keine Sünde. Das Sakrament des heiligen Abendmahls wird in ganz frivoler Weise verwaltet. Die heiligen Handlungen werden als Mittel zur Befriedigung der Geldgier benutzt. Und bei solcher Unwürdigkeit sucht man gleichwohl dem Volke die übertriebensten Vorstellungen von der priesterlichen Würde beizubringen. So sagt man, daß ein sündiger Priester, sobald er nur das Priesterkleid anhabe, rein dastehe als ein Engel. Der Messen ist eine übermäßige Zahl. Man betrügt das Volk mit angeblichen Wundern. Man läßt von Bildern Blut, Thränen, Öl fließen oder Kerzen vom Himmel her sich entzünden; man läßt Leute Krankheiten vorgeben, um sie dann in der Kirche zu heilen. Man betrügt das Volk mit falschen Reliquien, zeigt Reliquien von Engeln oder Schweiß Christi und giebt Knochen von Tieren als Heiligenreliquien aus. Der menschlichen Satzungen in der Kirche ist mehr als der göttlichen. Der Papst wird in übermäßiger Weise erhoben. Man sagt, er sei ein Gott auf Erden, er sei größer als ein Mensch, den Engeln gleich, der römische Stuhl ist unfehlbar." So schildert nicht etwa ein von der Kirche verfolgter Ketzer, sondern, wie gesagt, ein eifriger Verteidiger der Kirche

*) Cod. lat. 311 der münchener Staatsbibliothek. Der Jesuit Gretser, welcher das Buch des passauer Anonymus unter dem falschen Titel: „Reineri contra Waldenses haereticos liber" (Maxima bibliotheca veterum patrum. Lyon 1677. T. XYV.) zum teil hat abdrucken lassen, hat aus begreiflichen Gründen die mitgeteilte Stelle übergangen.

gegen die Ketzer, der selbst die Blutarbeit der Inquisition unter denselben mit hat fördern helfen, die Zustände, um zu zeigen, wo Besserung eintreten müsse, wenn der Ketzer nicht immer mehr werden sollten. Das ist die Kehrseite des glänzenden Bildes der Macht und Herrlichkelt, in welcher die Kirche des 12. und 13. Jahrhunderts den weltlichen Gewalten gegenüber sich darstellt.

Diesen Notstand der Kirche muß man im Auge behalten, wenn man mit so manchen anderen Erscheinungen auch die der Waldesier verstehen will, von deren Ursprung und früheren Geschichte diese Zeilen handeln sollen. Zwei Jahre nach dem obenerwähnten Frieden von Venedig erschienen vor Papst Alexander etliche Männer aus dem südlichen Frankreich, barfuß, im wollenen Gewande, das Bibelbuch in der Hand: sie baten, der Papst möge ihnen das Predigen wieder erlauben, welches ihnen von dem Erzbischof von Lyon verboten worden war. Es waren Abgesandte der „armen Leute von Lyon“ oder der Waldesier, welche hier vor dem stolzen Kirchenfürsten, der soeben die höchsten Triumphe gefeiert hatte, das Elend der Christenheit und das Mittel, wodurch eine Besserung erziehlt werden könne, offenbarten.

Es sind im Mittelalter verschiedenartige Versuche zu einer Besserung der kirchlichen Zustände gemacht worden, teils von solchen, die durch ihr Amt dazu verpflichtet waren, teils von solchen, welche eine Reform im Widerstreite mit dem kirchlichen Amte erstrebten. Es haben sich Gemeinschaften gebildet, welche wenigstens in kleinerem Kreise durchzuführen unternahmen, was für das Ganze nicht zu erreichen war. Bei nicht wenigen derselben haben sich der Wahrheit, die sie vertraten, starke Irrtümer zugesellt, die dann wohl auch auf sittliche Abwege führten. Bei anderen gingen die Reformversuche, so löblich sie sonst waren, doch nicht tief genug, um das Übel in der Wurzel zu treffen. Sie haben aber alle, mochten sie nun zerstören oder bauen, doch dazu mitgeholfen, in immer weiteren Kreisen das Verlangen nach einer umfassenden Hilfe zu erwecken oder wach zu erhalten. Unter allen diesen Erscheinungen nehmen die Waldesier eine hervorragende fast einzigartige Stellung ein. Lehre und Leben bildete sich bei ihnen allmählich dahin aus, daß ihr Gemeinwesen als eine Reformationskirche vor der Reformation bezeichnet werden kann. Ein Gefühl, daß man die Waldesier nicht mit den übrigen Sekten auf gleiche Linie stellen dürfe, giebt sich auch bei den Gegnern derselben kund. Machte doch jener mächtige Papst Innocenz III., dessen wir vorhin gedacht haben, den freilich vergeblichen Versuch, sie durch einzelne Zugeständnisse zur Unterwerfung unter die päpstliche Autorität zu bestimmen, damit er nach seinem Sinne ihr Salz gegen die Fäulnis der Kirche verwenden könne; und ebenso ist es ein Zeugnis für ihre große Bedeutung, wenn der glaubenseifrige passauer Priester, der uns jenes entsetzliche Bild von dem Verfall des Klerus hinterlassen hat, sagt, daß die Sekte der armen Leute von Lyon unter allen Sekten die gefährlichste sei.

Wir dürfen die Annahme, daß der Ursprung der Waldesier weit über Waldez zurückreiche, als durch die neueren Forschungen beseitigt ansehen. Die

mittelalterlichen katholischen Quellen haben unzweifelhaft recht, wenn sie diese Gemeinschaft auf Waldez als ihren Begründer zurückführen. Es war um das Jahr 1170 zu Lyon, der reichen und altberühmten Stadt im südlichen Frankreich, wo tausend Jahre zuvor viel edles Märtyrerblut geflossen war, als ein wohlhabender und frommer Bürger dieser Stadt, Petrus Waldez, mit mehreren Freunden einen Verein für apostolische Predigt und apostolisches Leben stiftete. Ernste Lebenserfahrungen hatten sein Herz dem Worte Gottes geöffnet und das, was er davon hatte kennen lernen, erweckte in ihm das Verlangen, das ganze Bibelbuch in der Landessprache zu besitzen. Es fanden sich zwei Priester, welche die Arbeit übernahmen. Waldez kam zu der Gewißheit, daß für die Kirche wie für den Einzelnen alles Heil in der unbedingten Unterwerfung unter das Wort des Heilandes liege. Er und seine Freunde verkauften was sie hatten, verteilten den Erlös unter die Armen und zogen nun aus, um in Stadt und Land dem unwissenden Volke das Wort Gottes zu verkünden. Aber bald verbot ihnen der Erzbischof das Predigen, weil sie Laien und ungelehrte Leute seien. Da entsandten sie im J. 1179 einige aus ihrer Mitte nach Rom, um die Aufhebung dieses Verbotes zu erwirken. Wir sahen sie oben ihre Bitte vor den Papst bringen. Alexander hatte zu dieser Zeit ein großes Konzil im Palaste des Lateran versammelt, das die durch Würde und Gelehrsamkeit hervorragendsten Männer der Kirche in sich vereinigte. Aus der Mitte des Konzils ernannte der Papst Männer, welche ihre Sache untersuchen sollten. Diese erkannten die Gefahr, welche der Priesterherrschaft von einer solchen Vereinigung glaubensgewisser Laien drohte; in ihrem Verhalten aber gegen die waldesischen Abgeordneten legten sie nur übermütige Geringschätzung und Spott an den Tag. Sie verhöhnten sie, weil sie auf gelehrte Schulfragen verkehrte Antworten gaben, während doch diese „armen Leute“ tausendmal besser als ihre Examinatoren wußten, was Gottes Wort von der Christenheit forderte. Einer dieser Richter*) schildert uns ihre Erscheinung; Er will sie verächtlich machen, aber seine Worte werden zu einem Ehrenzeugnis für sie: „Sie haben nirgends ihre Heimat,“ sagt er von ihnen, „je zwei und zwei ziehen sie daher, mit nackten Füßen, in ein wollenes Gewand gekleidet, ohne eigenen Besitz, den nur die Gemeinschaft hat, wie einst zur Zeit der Apostel; so folgen sie nackt dem nackten Christus.“ Die Reise der Abgesandten war erfolglos: der Papst bestätigte das Verbot des Erzbischofs. Die Zeit der Prüfung war für die Waldesier gekommen. Gebunden im Geiste durch das Beispiel der ersten Christen und durch das Wort: „Ihr seid das königliche Priestertum, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte,“ und im Blick auf die Not der Gegenwart im Herzen gewiß, daß sie einen gottgewollten heiligen Dienst der Liebe übten, wenn sie dem verwahrlosten Volke das Wort des Lebens brächten, sprachen sie mit den Aposteln: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ und wählten die rauhe Bahn. Schon nach kurzer Zeit sprach der Papst den Bann über

*) Der Franziskaner Walter Mapes, später Archidiakonus in Oxford.

sie aus. Durch eine Reihe von Jahrhunderten kämpften sie von jetzt an als Zeugen der Wahrheit den großen Leidenskampf des Glaubens mit dem Hasse und den Verfolgungen der Welt. Ausgestoßen von der Weltkirche suchen sie zunächst in ihrer Gemeinschaft in Lehre und Verfassung Gottes Wort zu Ehren zu bringen. Bedenkt man, wie stark die Bande waren, mit denen der Irrtum durch seine Verkettung mit christlicher Wahrheit die Gemüter gefesselt hielt, und nimmt man hinzu, daß diese armen Leute von Lyon zumeist ungelehrte Laien waren, so muß man die Kraft des göttlichen Wortes bewundern und preisen, das mit seinem Lichte diese Unmündigen von Erkenntnis zu Erkenntnis geführt und mit der Kraft todesmutigen Bekenntnisses vor der Welt ausgerüstet hat. Hielten sie sich auch, der Natur der Anfänger ensprechend, vielfach zu ängstlich mehr an den Buchstaben statt an den Geist der heiligen Schrift, das ist unwidersprechlich: sie waren Helden in der Treue gegen das göttliche Wort. Es war der Fels, auf den sie sich stellten, so ließen sie die Wellen über sich zusammenschlagen. Sie hielten sich an den Fels, und der Fels hielt sie.

Betrachten wir nun ihre Lehre im einzelnen. Als erster Grundsatz galt ihnen, daß die H. Schrift die einzige Richtschnur für Glauben und Leben sei. Alle Gläubigen haben durch die Taufe ein Priestertum erlangt. Das Wort Gottes und nicht die Priesterweihe macht die Sakramente kräftig. Nur Jesus hat ein Verdienst für uns bei Gott. So erklärten sie denn die Lehren von der Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes, von einem mittlerischen Priestertum, vom Sakrament der Priesterweihe, die Meinung, daß die Gnade noch an andere Dinge als Wort und Sakrament gebunden sei, für Irrtümer; sie verwarfen die Anrufung der Heiligen, die Bilder- und Reliquienverehrung, die Anbetung der Hostie und mit der Lehre vom Fegfeuer die damit zusammenhängenden Fürbitten und Messen. Als wider Gottes Wort streitend erschien ihnen auch der Eid und die Todesstrafe. Wie die Taufe das allgemeine Priestertum begründete, so begründete sie ihnen auch die höchste geistliche Gewalt, welche bei der Gesamtheit war, als der Gemeinde aller Getauften. Das Ziel der Gemeinde war, in Lehre, Verfassung und Leben das biblische, das apostoChristentum in seiner ganzen Einfalt und Innigkeit zu verwirklichen. Die Weisungen, mit denen einst der Herr die Jünger zur Predigt aussandte, nach dem Buchstaben nehmend, durchzogen nun „die Armen von Lyon" zunächst das südliche Frankreich. Schon nach wenigen Jahren predigten sie auch in Spanien, in Italien, in Deutschland. Da war es nun besonders Italien, wo ihnen der Boden schon bereitet war und ihre Aussaat bald eine reiche Ernte fand.

Hier hatte etwa dreißig Jahre vor Waldez Arnold, ein Priester der Stadt Brescia, durch seine Predigten wider die verweltlichte Kirche große Aufregung hervorgerufen. Nur dadurch, so hatte er gelehrt, sei dem Verderben zu steuern, doß man der Kirche die weltliche Macht, die sie gewonnen hatte, wieder entziehe. „Die wahre Kirche war ihm allein die arme Kirche der ersten Jahrhunderte; die verweltlichte Kirche zu seiner Zeit war ihm nicht das

Haus Gottes und ihre verweltlichten Bischöfe und Priester keine wahren Bischöfe und Priester." *) Nur von Priestern, die dem Evangelium gemäß lebten, könnten die Sakramente heilskräftig verwaltet werden. Aus Brescia vertrieben kam Arnold nach Paris, nach Zürich, nach Rom, und er gewann überall zahlreiche Anhänger, aber auch erbitterte Feinde. In Rom verband er sich mit der extremen Volkspartei, die nach Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstes strebte und einen Staat nach altrömischem Muster herstellen wollte, an dessen Spitze ein vom Volke erwählter Kaiser stehe. Hier in Rom glaubte Arnold endlich den Ort gefunden zu haben, wo er den Hebel zur Reformation der Kirche einsetzen könne. Auf gewaltsame Weise wollte er sie bewirken. Aber „wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen." Eine gemäßigte Partei siegte über die Extremen und Arnold, über welchen der Papst als über einen „Schismatiker und Häretiker" den Bannfluch ausgesprochen hatte, sollte dem Papste ausgeliefert werden. Er entfloh und fand Schutz und Versteck bei Freunden. Aber Friedrich Barbarossa, welcher in jener Zeit mit einem Heere gegen Rom zog und mit dem Papste noch in Frieden stand, bewirkte seine Auslieferung. Der Papst übergab ihn dem Blutrichter. Arnold wurde im J. 1155 gehängt, sein Leichnam verbrannt und die Asche in den Tiber gestreut. Noch lange blieb seine Forderung an die Kirche im Gedächtnis des Volkes; sorgten doch auch seine Anhänger, die s. g. Arnoldisten, welche eine eigene Sekte bildeten, dafür, daß die Forderung Arnold's nicht in Vergessenheit kam. (Schluß folgt.)

Die neueste Umwälzung der Pentateuchfrage
durch Prof. J. Wellhausen.

Von P. O. Becher.

(Fortsetzung.)

Wenn es nun von manchen Königen erst heißt, sie „thaten ab die Höhen," aber nachher über die Regierung derselben berichtet wird: „nur die Höhen wurden nicht abgethan," so wird doch W. dem Chronisten nicht solche Borniertheit zutrauen, daß er in seinem Bericht sich so offenbar selbst widersprochen hat; vielmehr ist dies nur ein Beweis dafür, wie tief der Höhendienst eingefleischt war, sodaß er unmöglich mit einem Schlag abgethan werden konnte. Dafür spricht auch das gewaltsame Verfahren Josias. Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um aussprechen zu können, daß „das Exil eine vollständige Durchschneidung des Zusammenhangs der ererbten Zustände war." Allein nicht deshalb kam das Volk ins Exil, damit diese Verhältnisse durchschnitten werden können, sondern weil das Volk ins Exil kam, wurden auch diese Verhältnisse selbstverständlich durchschnitten. Israel selbst aber hat das Exil als Strafe für die Nichtdurchschneidung jener Verhältnisse aufgefaßt. Ganz von selbst versteht sich auch, daß die aus dem Exil zurückgekehrte „religiöse Sekte" keinen Gedanken haben konnte, jene Verhältnisse

*) Vgl. Giesebrecht, „Arnold von Brescia." München 1873.

wieder herzustellen, für welche sie eben gebüßt hatte. Das ist der Grund, daß der Kultort auf Jerusalem beschränkt blieb; nicht aber die Begeisterung für die reformatorische Idee und die Lokalisierung in der nächsten Umgebung von Jerusalem, wie W. meint.

Die centralisierende Tendenz, die in der Entstehung des Königtums sich zeigte, und auch auf das Heiligtum sich übertrug, damit zu begründen, daß schon „der erste, der beinahe König wurde," Gideon, gleich in seiner Vaterstadt ein kostbares Heiligtum stiftete, und auch David gleich die Lade nach seiner Burg Zion verbringen ließ, ist W. sehr mißlungen, denn erstens hat Gideon kein bestehendes Heiligtum gegründet, und zweitens ist auch David bei der Überführung der Lade in seine Burg, nicht von solchen egoistischen, politischen Centralisationsduseleien erfüllt gewesen, wie Wellhausen sie ihm zuschreibt; denn wie sollte sich Davids ausgesprochene Furcht vor dem Kommen der Lade, und sein Unwille, dieselbe in seine Stadt zu verbringen, erklären? 2. Sam. 6, 9. 10. Für die Behauptung, daß die Stiftshütte erst Abbild vom Tempel sei, soll W. von uns keinen Glauben verlangen. Sind ihm die Hauptstellen, die für das Vorhandensein derselben zeugen, 1. Sam. 2, 22; 1. Kön. 8, 4 einfach Interpolationen, so kann es uns nicht in den Sinn kommen, seinen Textvergewaltigungen auch nur einen Schein von Wahrheit zuzutrauen. Ebensowenig wird uns die alte Aufwärmung, daß zur mosaischen Zeit die Kostbarkeiten der Stiftshütte des P. C. unmöglich hätten vorhanden sein können, verblüffen. Die geläufigen Einwände der Kritiker, „der Bau war für die Hebräer in der Wüste viel zu künstlich, zumal wenn man bedenkt, daß Salomo, Jahrhunderte später, phönizische Künstler kommen lassen mußte, daß sogar im Zeitalter der Richter die Juden Waffen und Eisenwerkzeuge von Nachbarvölkern beziehen mußten, daß die kostbaren Materialien wie z. B. Purpur, die Hebräer damals nicht aufbringen konnten, daß ein großer Teil schon beim goldenen Kalb verwendet wurde, daß die Zeit der Verfertigung viel zu kurz ist, daß der Transport und das Aufschlagen viel zu schwer und umständlich gewesen wäre, hat der gewiß nicht unkritische Winer*) schon längst beantwortet. Ein Brettergerüst, sagt Winer, erforderte nicht so große Baukünstler, wie ein steinernes Prachtzelt; ein Stierbild, das wir uns nicht notwendig sehr groß denken müssen, hat schwerlich den Goldvorrat erschöpft; die Hebräer konnten Spezereien und Materialien von den Handelskarawanen wohl haben; die Hebräer besaßen von Ägypten her höhere Kunstfertigkeiten als ihre Nachfolger zur Richterzeit, wie auch wir die Glasmalerei, im Mittelalter mit großer Virtuosität geübt, jetzt nicht mehr haben ꝛc. Freilich meint dann Winer: „man wird wohl anzunehmen geneigt sein müssen (Warum denn?), daß die Sage vom Tempelzelt ins Wunderbare ausgeschmückt wurde, und aus einem schlichten, tragbaren Heiligtum ein ideales Prachtgebäude in der Tradition „entstanden ist"; daß die Materialien die bei der Stiftshütte und Priesterkleidung in Anwendung kamen, damals schon in Ägypten in Gebrauch, ganz besonders aber, daß die

*) Winer Bibl. Real-Wörterb., Art. Stiftshütte.

hier in Betracht kommenden Künste und Verrichtungen dort schon ausgebildet und bekannt waren, daß die Israeliten den materiellen und geistigen Reichtum der Ägypter mit denselben gemein hatten, ist ganz unwiderlegbar festgestellt.*)

Den Brandopferaltar sollte man allerdings 1. Reg. 7, 48 erwarten. „Der Altar," sagt Graf,†) „war sicherlich ursprünglich auch in der Beschreibung 1. Reg. 7, mit denselben Worten erwähnt und ist nur durch ein Versehen in unserm jetzigen Text ausgefallen." Wellhausen nun ruft: „Nein, Vater Graf, daß der Altar hier nicht genannt ist, beweist, daß er auch nicht vorhanden war." Daß das Fehlen des Brandopferaltars sich daraus vielleicht erkläre, daß hier nur die von Hiram verfertigten Geräte eingehender beschrieben werden, ist ja nur eine Vermutung von Bähr‡). Allein diese Vermutung, daß der Brandopferaltar nicht Hirams Werk war, der nur die feineren Gußarbeiten besorgte, ist doch mehr berechtigt, als W.'s Schluß. 2. Chron. 4, 1 ist der Brandopferaltar genannt, 1. Reg. 8, 22, 64; 9, 25 ebenfalls vorausgesetzt. Wenn derselbe unter den nach Babylon deportierten Erzen der zerbrochenen Gerätschaften, Jerem. 52, 17 ff. nicht erwähnt wird, so mag sich das aus der Minderwertigkeit des Überzugs von Kupfer erklären. Wäre nun in 1. Reg. 8, 22, 64; 9, 25 des Brandopferaltars keine Erwähnung gethan, dagegen in 2. Chron. 4, 1, so könnte man höchstens von einer auffallenden Zufälligkeit in der Abfassung der Königsbücher reden, aber man hätte noch lange kein Recht, von der Nichterwähnung des Brandopferaltars auf das Nichtvorhandensein der Stiftshütte zu schließen. Der Umstand, daß Salomo die Geräte neu gießen ließ, beweist ebenfalls noch nicht, daß vorher keine vorhanden waren. Es ist dieselbe Logik: eine Gemeinde baut eine neue Kirche und läßt in dieselbe weder die Orgel noch die Glocken der alten verbringen, sondern neu anfertigen. Später blättert einer die Gemeindechronik durch, und von der neuen Orgel und den neuen Glocken kommt er zu dem Schluß: vor der neuen Orgel und den neuen Glocken hat die Gemeinde keine Kirche gehabt.

2. Kapitel. Die Opfer. Die Opfergesetze des P. C. stehen im Widerspruch mit der Geschichte. Die mosaischen Opfergesetze wurden in Israel nicht befolgt, ergo sind sie auch nicht vorhanden gewesen.

Neben dem ersten argumentum e silentio ist dieses die zweite Stütze der Operationen W.'s, nämlich der Schluß von der Nichtbefolgung eines Gesetzes auf dessen Nichtvorhandensein. Mit treffenden Beispielen hat Böhl¶) diese Stütze umgeworfen, indem er zeigt, wie die Kirchengeschichte ganz ähnliche Erscheinungen aufweist, wie hochwichtige Faktoren der Lehre lange Zeit brach liegen, und die offizielle Kirche stellt sich denselben gegenüber, als wären sie gar nicht vorhanden.

*) E. W. Hengstenberg, die Bücher Moses und Ägypten, Berlin 1841 S. 136 ff.
†) C. H. Graf, die Geschichtl. Bücher des A. T., S. 129 f.
‡) Langes Bibelwerk, B. der Könige S. 67, No. 12.
¶) E. Böhl, a. a. O. S. 42 ff.

Denken wir an das Bilderverbot des Dekalogs, die Rechtfertigungslehre, die Einzigkeit des Opfers auf Golgatha, die alleinige Autorität des Wortes Gottes; alle diese Gebote führten eine leblose Existenz während vieler Jahrhunderte, bis zur Reformation und darüber hinaus, gerade wie das mosaische Gesetz bis zum Exil. Durch die Waldenser, die in ihrem Siegel das Wort führten: lucet in tenebris, wurde der Leuchter des Heiligtums auf seine Stelle gesetzt, allein es währte nicht lange. Antinomismus und Werkgerechtigkeit liefen neben einander her und als Luther die Rechtfertigungslehre wieder lebendig machte, war es Agricola, der behauptete: das Gesetz Moses brauche nicht gelehrt zu werden, weder zu Anfang, Mitte noch Ende der Rechtfertigung.

Melanchthon redete in seiner locis wiederum von der nova obedientia und aus Schrecken vor dem Antinomismus von Werken als causa sine qua non. In der lutherischen und reformierten Kirche begnügte man sich nicht mit der Rechtfertigungslehre Luthers, Pietismus und Methodismus wurden derselben als Nachträge angehängt. Der große Gedanke des Apostels Paulus und Luthers, die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, sola fide, wurde aus Angst des Guten zu viel zu thun mit Anhängseln bereichert, und in der römischen Kirche lebt und lehrt man bis heute, als wäre der Römerbrief und die Rechtfertigungslehre gar nicht vorhanden. Wäre nur Bellarmin so schlau gewesen, wie der Verfasser des P. C., so hätte er den Beweis zu liefern verstanden, daß die Rechtfertigungslehre vor Luther nicht vorhanden war, sondern erst das Fabrikat eines schlauen, lutherischen Theologen ist. So hat es ja zu aller Zeit schon Gesetze gegeben, die immer, oder lange Zeiten nur Theorie gewesen sind. Schumann *) weist auch auf das Sabathgesetz und fragt: „Existiert ein Sabathgebot nur im englischen oder amerikanischen Dekalog, weil es auf dem europäischen Kontinent allgemein ignoriert wird?" Was soll das heißen: „Alle Propheten stimmen darin überein, daß Jahve nicht befohlen habe mit Leistanstrengungen der gangbaren Art sich zu befassen?" Was sind denn diese Leistanstrengungen, und wie war denn die gangbare Art? Es ist ganz durchsichtig, daß W. sagen will: Die Propheten gaben es selbst zu, daß Jahve keine Opferthora gegeben hat. Aber warum muß eine solche Behauptung mit dialektischen Argutien gespickt werden? W. hat hier die Unsicherheit seines argumentum a tuto wohl gefühlt nach dem bekannten nihil probat qui nimium probat. Denn wenn W. aus den Hauptstellen wie Amos 4, 4; 5, 21 ff., Micha 6, 6, ff., Jerem. 6, 19; 7, 21; beweisen will, daß eine Opferthora nicht vorhanden war, so wird nach W.'s unbeschränkter Auffassung dieser Stellen, das Opferwesen überhaupt verworfen; dann haben weder die vorexilischen Frommen, noch die Patriarchen geopfert, und die Propheten haben keinerlei Opferhandlungen anerkannt. Diese Hauptstellen wie Jerem. 7, 21 ff: „Ich habe euern Vätern, des Tages da ich sie aus Ägypten führte, weder gesagt noch geboten von Brandopfern und Schlachtopfern rc.," wollen nur sagen, daß Israel niemals durch irgend

*) Korrespondenzblatt f. d. ev. Konferenz in Baden, S. 42 a.

welchen Dienst sich bei Gott angenehm gemacht hat, und wenn das selbst nicht geschah zur Zeit der Wüstenwanderung, wo Moses noch lebte, wie viel weniger sollte später von solchem Verdienste die Rede sein können; denn nach Ps. 40, 7; 50, 9 ff., Jes. 43, 23. 24, Hosea 6, 6, Amos 6, 8. 1. Sam. 15, 22, Ps. 51, 8 hat der Herr nicht Lust an Opfergaben, sondern an gebrochenem Geist und zerschlagenem Herzen des Darbringers der Gaben, und diese gottgefällige Gesinnung allein verleiht auch dem äußeren Opfer den rechten gottgefälligen Wert. Aber diese Gesinnung hat Isreal immer gefehlt. Es ist nicht und nie der Kultus an sich, sondern nur der Kultus bestimmter Individuen, der verworfen wird, nicht eure Feste und eure Tage, sondern eure Feste und eure Tage sind dem Herrn ein Greuel*). Für diese gottgefällige Gesinnung läßt sich aber von W. kein Verständnis erwarten, denn ex abundantia cordis os loquitur. Wenn Hosea, Amos und Jeremia von einer mosaischen Gesetzgebung nichts wußten, ist ihre Wirksamkeit so unverständlich, als es undenkbar ist, daß Israel in seiner klassischen Zeit ohne Gesetz gewesen sein soll. Ein Hausvater stellt für die Erziehung seiner Kinder eine Hausordnung auf, und Jahve, Israels Vater, soll sein Volk ohne Gesetz mitten unter heidnischen Stämmen zur Ruhe gebracht haben?

„Nur das Dasein der Thora reichte aus, die Gewissen immer wieder zu schärfen; ohne diese Thora, die freilich die meiste Zeit nur auf dem Papier stand, hätten die Propheten über einem leeren Nichts gehangen, Hunde, denen die Zähne ausgebrochen sind, wären die Propheten gewesen, Messer ohne Schneide ihre Worte†).“

Bei Hosea sind die 4 ersten Kapitel, wo das Verhältnis Jahves zu Israel unter dem Bilde der Ehe, und der Abfall als Hurerei und Ehebruch dargestellt wird, nur deshalb verständlich, weil der Prophet dieses Symbol, auf Grund von Exod. 34, 15. 16; Lev. 20, 5; Num. 14, 33, als bekannt voraussetzen kann, deshalb kann er oft auch ohne weiteres das Leibliche auf das Geistliche übertragen Confer. Hosea 2, 1 mit Gen. 22, 17, Hosea 4, 8 mit Lev. 6, 17 ff. Hosea 8, 12 heißt es: אכתוב-לו רבו תורתי „ich schreibe ihm Myriaden meines Gesetzes vor, doch wie etwas Fremdes werden sie geachtet;“ dies ist wohl etwas hyperbolisch geredet, zeigt aber immerhin, daß eine große Menge von Gesetzen schriftlich vorhanden war, und wird verstanden aus 2. Reg. 22, 13, „weil unsre Väter nicht gehorcht haben den Worten dieses Buches, zu thun nach allem, was uns vorgeschrieben ist.“

Bei Amos finden sich viele buchstäbliche Spuren des Pentateuchs, die um so überzeugender sind, als Amos ein Hirte aus Thekoa, ein Mann vom niedersten Volk war, bei dem die Vertrautheit und Bekanntschaft mit dem Pentateuch eine allgemeine war. Allerdings finden sich die meisten Anklänge

---

*) So darf man aber nicht auf Grund des hebräischen Textes argumentieren, denn dann müßten die betreffenden Stellen doch etwas anders lauten. Nicht gegen die Individuen, welche die Opfer bringen, sondern gegen die Gesinnung in der die Opfer gebracht werden, wenden sich die Propheten. D. R.

†) Böhl a. a. O., S. 43.

an das Deuteronomium, das man immer als das späteste Buch aufgefaßt hat. Soll es aber Hosea, wie Amos, nicht am ehesten gestattet sein, auf das volksgesetzgebende Deuteronomium Bezug zu nehmen, da es eben die beste übersichtliche Rekapitulation des Gesetzes war, und als solche am meisten gelesen wurde? Auch ist dieses Buch mit seinem paränetischen Charakter eine Art von Mittelglied zwischen Gesetz und Prophetentum; confer. Amos 1, 11 mit Deut. 23, 7; Am. 2, 2 mit Num. 21, 28; Am. 2, 4 kündigt der Prophet deshalb den Zorn Gottes an, weil sie das Gesetz und die Gebote des Herrn nicht gehalten haben; confer. Am. 2, 11 mit Deut. 18, 15. Eingehend und treffend hat Hengstenberg*) die Spuren des Pentateuchs bei Hosea und Amos nachgewiesen.

Bei Jeremia beweisen gerade die Stellen, die W. hauptsächlich zu seinen Beweisen benützen will, daß der Prophet den Pentateuch kennt, Kap. 6, 19 f.; 7, 22. Hier beweist W. wieder zu viel und darum nichts. Denn wie er diese Stellen auffaßt, würde Jeremias ja den ganzen Opferkultus verwerfen, was doch dem Volk als ganz unsinnig hätte erscheinen müssen. Wie hätte auch der P. C. nachträglich verfaßt werden können, wenn er so gewichtige Zeugnisse gegen sich gehabt hätte?

Auch Ezechiels, des exilierten Priesters Tempelentwurf, ist kein Beweis für das Nichtvorhandensein des entworfenen Kultus- und Tempelbildes. Ezechiel 40 ff. wäre doch ohne Voraussetzung des salomonischen Tempels und dessen Kultus seinen Zuhörern ganz unverständlich gewesen. Dieser Tempel mit seinem Kultus lag in Trümmern; diese Zertrümmerung ist aber nur ein Suspendieren des Offenbarungsverhältnisses zwischen Gott und Israel. Dieses Verhältnis muß aber in herrlicherer Weise wieder hergestellt werden, daher muß Israel zurückkehren zu dem wiederhergestellten Heiligtum. Oder soll das nicht ein berechtigtes Motiv sein, „in den Exulanten mitten im babylonischen Götzendienste die Idee des einigen Tempels und des diesem geheiligten Priesterinstitutes als Mittelpunkt der Religion des Einigen lebendig zu erhalten, und bei der Rückkehr nach Palästina durch Entfernung aller Streitelemente und durch Annäherung an die mosaischen Zustände das Leben des Volkes in seinem Beruf zu befestigen"? (Philippson.) Ezechiel hat die nationale Bekehrung Israels vorausgesehen, und wie sollte denn Israel seinen Bekehrungs- und Glaubensgehorsam gegen Jahve anders zeigen, als durch die Formen und Ordnungen, welche Jahve selbst gegeben hat? Mit dieser nationalen Bekehrung wird aber auch das Gesetz in allen seinen Teilen dieselbe Erfüllung empfangen, die es bis dahin zu allen Zeiten vergeblich gefordert hat. Die Propheten schweigen ferner vom Rauchaltar und vom Weihrauchopfer. Ob sie das alles nun so hübsch zufällig vergessen, oder auf Verabredung ignoriert haben, fragt W. spöttisch. Hier sieht man die Vergewaltigungen des Textes, vor denen W. nie zurückschreckt. Denn Jes. 1, 13 kann Ketoret als stat. absol. im Unterschied von mincha verstanden werden; oder auch als stat. constr. bedeuten, was eben

*) Die Authentie des Pent. 1., S. 48 ff.

die minchat shaw Jahve für Räucheropfer ist, nämlich Greuel-Räuchwerk. Es wäre hier auch eine Lücke in der Aufzählung der Kultusmomente, wenn das so wichtige Räucheropfer ausgelassen wäre. Auch Jesaja 6, 6 ist dem Sinn nach unmöglich etwas anderes als der Rauchaltar gemeint, da andere Opfer im himmlischen Heiligtum nicht denkbar sind. Winer*) meint zwar, „es sei schicklicher hier an den Brandopferaltar zu denken, wäre es der Räucheraltar, so müßte angegeben werden, daß Steinplatten auf ihm ausgebreitet waren," hat aber fast alle Ausleger†) gegen sich. Wenn Amos 4, 5 und Hosea 4, 13 eben Klage geführt wird, daß Israel statt dem Herrn den Götzen Rauchopfer bringt, so ist sicherlich der Rauchaltar vorausgesetzt; ebenso Jes. 65, 3; 1. Sam. 2, 28; 1. Chron. 7, 49; 28, 18; 2. Chron. 26, 16.

In betreff der Sünd- und Schuldopfer können wir der ganzen Beweisführung W.'s keine weitere Bedeutung beilegen als die, daß die אָשָׁם und חַטָּאת in der Genesis gar nicht vorhanden sind, sondern erst der mosaischen Zeit angehören, und daß dieselben in der nachmosaischen Zeit nicht, bis zum Exil nicht häufig erwähnt werden. Dies hat man aber schon sehr lange vor W. gewußt. „Die Ascham und Chattath kommen vor Ezechiel nirgends vor." Dies ist zunächst gar nicht wahr. Denn 1. Sam. 6, 3; Ps. 40, 7; 2. Reg. 12, 16; 2. Chron. 20, 21; Hos. 4, 8 werden dieselben ausdrücklich genannt.‡) Allerdings werden 2. Reg. 12, 16 Geldgaben erwähnt, aber daraus mag nur gefolgert werden, daß der Ritus etwas geändert und die Sitte der Geldgaben weiter ausgedehnt worden war. Ist nun, nach W., hier vom Opfer im technischen Sinn des P. C. auch keine Rede, so wird eben doch das Sündopfer vorausgesetzt. Wenn die Schelamim und Sebachim hinter das Holocaustum zurück zu treten scheinen, so ist das eben nur Schein. עֹלָה im weiteren Sinne begriff auch die Sündopfer mit. Unter Oloth und Schelamim oder Sebachim wird oft die Gesamtheit der Opfer, Sündopfer eingeschlossen, bezeichnet. Exod. 10, 25; Lev. 17, 18; Jos. 8, 31 und Ps. 51, 18 sind gewiß Sündopfer nicht auszuschließen; Esra 8, 35 werden die Sündopfer geradezu zum Brandopfer gerechnet. „Im P. C. wird der Tempeldienst direkt aus der Kopfsteuer der Gemeinde bestritten, während vor dem Exil die

*) Bibl. Real. Wörterb. Art. Rauchaltar.

†) cfr. Weber, der Prophet Jesaias in Bibelstunden ausgelegt, S. 51. Nägelsbach in Langes Bibelwerk, und Gerlachs Bibelwerk, zu dieser Stelle.

‡) So darf man aber doch nicht argumentieren, wenn man nicht die eigene Sache schädigen will. 1. Sam. 6, 3 findet sich das Wort im Munde der heidnischen Philister, die dort ganz und gar nicht von einem asham im Sinne des mosaischen Ritualgesetzes reden, sondern von jenen bekannten zehn goldenen Weihgeschenken, durch welche nach der Meinung der Philister der Gott Israels begütigt und in Geldeswert entschädigt werden sollte. 2. Kön. 12, 16 ist von einem ritualen Opfer gar nicht die Rede, sondern von Geld. Sodann ist die Chronik doch ohne allen Zweifel nachexilisch. Es bleibt also nur noch Hosea 4, 8 eine Stelle, über deren Auslegung keineswegs Einstimmigkeit herrscht, und Ps. 40, 7, eine Stelle, die bei der bekannten Ansicht Wellhausens über die Abfassungszeit der Psalmen für ihn nicht in Betracht kommt. D. R.

Könige das rechtmäßige Opfer zu bezahlen hatten. Dies kann nur daher kommen, daß es zur Zeit der Verfassung des P. C. keine Könige mehr gab." Mit derselben Logik schließen wir: In Deutschland bezahlt heute der Staat die Kirchen und besoldet die Pfarrer. Wenn aber einmal die christliche Gemeinde sich ihr lange entzogenes Recht nimmt und die Jünger Wellhausens über die Klinge springen läßt, weil sie längst mit dem Geiste der christlichen Gemeinde zerfallen sind; und wenn die gläubige Gemeinde anfängt ihre Kirchen selbst zu bauen, ihre Pfarrer aus eigenen Mitteln besoldet, ihre theologischen Professuren mit Männern besetzt, die den Geist der Gemeinde teilen: dann wird sich das nur daraus erklären, daß es keinen deutschen Kaiser noch König noch Staat mehr geben wird.*)

3. Kapitel. Die Feste.

Auch bezüglich der Feste ist W.'s Hauptbeweis das argumentum e silentio. „Zwischen dem P. C. und der übrigen Gesetzgebung besteht eine unüberbrückbare Kluft." Das Deuteronomium wie das Bundesbuch erwähnen nur drei Feste, und gehen sogar über den Sabbath und die Neumonde mit Stillschweigen hinweg. Allein da das Deuteronomium, wie W. selbst sagt, die Einheit des Heiligtums fordert, so galt es auch hauptsächlich, die diesbezüglichen Kultusgebote einzuschärfen und auf den Wallfahrtsfesten ausdrücklich hervorzuheben. Es ist klar und noch nie bestritten worden, daß die Feste in der mosaischen Gesetzgebung eine Naturbasis haben, aber daneben haben sie auch eine Heilsthatsache zur Voraussetzung. Und dies ist eine weise praktische Einrichtung. Denn es geschah lediglich, um die Erinnerung an die Heilsthaten lebendig zu erhalten, die mit Ostern, Pfingsten und mit Laubhütten verbunden waren. Nur durch diese Anlehnung der Heilsthatsachen an die stets wiederkehrenden agrarischen Feste war dem so leicht vergeßlichen Volk eine beständiges Memento vorgehalten.

Keineswegs aber mündet die geschichtliche Motivierung in die natürliche aus. Letzteres zu behaupten ist von W. eben so gedankenlos, als wenn er vom Passah speziell behaupeet: „die Sitte wird zu einem geschichtlichen Faktum verdichtet." Wo in aller Welt kann sich eine Sitte zu einem geschichtlichen Faktum verdichten? Soll das heißen, aus der Sitte ist eine geschichtliche Thatsache geworden, so hätte doch W. auch klar machen sollen, wie eine Sitte ohne Voraussetzung eines Faktums überhaupt sich bilden kann. Es wäre derselbe Unsinn, wenn wir sagen würden: die mittelalterliche, kirchliche Sitte, das Fest der Geburt Christi, an das heidnische Julfest angelehnt, hat sich im Jahre 1892 zu einem geschichtlichen Faktum verdichtet. Die drei

*) Der Schluß ist nicht so unsinnig, wie er wohl nach der Meinung des Verfassers sein sollte. Die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen sind in Deutschland so eng verwachsen, daß eine förmliche Aufhebung dieses Verhältnisses nur dadurch herbeigeführt werden kann, daß entweder die Kirche zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinkt, oder an der Stelle des jetzigen Staatswesens ein ganz neues entsteht, das keinerlei rechtliche Verpflichtungen vom alten übernimmt. Zudem ist ein großer Teil der staatlichen Ausgaben für die Kirche auf zivilrechtliche Ansprüche gegründet und die Kirche wird diese Einkünfte annehmen, solange Kirche und Staat existiert. D. R.

Feste werden Exod. 23, 14—17, und bei der Wiederholung Exod. 34, 18 ff., nachdrücklich als Dankopfer für den göttlichen Natursegen bezeichnet und die geschichtliche Bedeutung tritt mehr in den Hintergrund, ebenso ist es mit dem Sabbathgebot. Der Sabbath wird als Ruhetag für Menschen und Vieh in mehr humanem Sinne aufgefaßt. Wenn nun in Leviticus alle Bestimmungen strenger gefaßt werden, wäre das wohl eine Differenz, wenn die geschichtlichen Beziehungen in früheren Geboten ganz fehlen würden. Wo nun solche historische Beziehungen hervortreten, hilft sich W. einfach darüber hinweg als über Interpolationen. Dies tritt besonders beim Mazzoth und Passahfest klar zu Tage. Denn die geschichtlichen Anlässe sind nach Exod. 12, 13 ganz klar; auch Lev. 23, 43 beim Laubhüttenfest werden beide Unterscheidungen, die Naturbeziehung und die heilsgeschichtliche, neben einander gestellt. Allein hier ist selbst im P. C. eine unliebsame Thatsache, deshalb muß Lev. 17—26 nicht von P. C. selbst herkommen, sondern nur recipiert und überarbeitet sein. Kein ehrlicher Bibelleser wird daran zweifeln, daß der Ursprung des Passah in der Verschonung der Erstgeburt der Israeliten durch den Würgengel, der die Erstgeburt der Ägypter schlug, zu suchen ist. W. aber sagt: „Diese Vorstellung ist der jahvistischen Tradition unbekannt.“ Dies ist zunächst eine grobe Unwahrheit. Selbst wenn auch das vorgeschützte in der Wüste zu feiernde Fest Exod. 5, 1: „Laß mein Volk ziehen, daß es mir ein Fest halte in der Wüste,“ Motivierung des Auszugs wäre, so wird doch bald nachher, Kap. 13, 9, der Auszug geschichtliche Motivierung des Festes. Dies ist nun doch auch in der jahvistischen Schrift. W. ist hiermit gleich fertig, das ist einfach „spätere deuteronomische Überarbeitung.“ Wo ist denn der Beweis dafür? Ist das die „litterarhistorische Untersuchung? Die Forderung Exod. 5, 1 soll keineswegs Anlaß des Auszugs sein, sondern ist nur ein diplomatischer Zug, der psychologisch ganz begreiflich ist. Die Israeliten hatten, auf Grund der Verheißungen, ein Recht zum Auszug, sie sollten Kanaan besitzen und nur mit des Königs Erlaubnis ausziehen. Moses stellte zunächst die billigste und geringste Forderung an Pharao; sagte er nein, so wird dadurch seine ungerechte Tyrannei nur um so heller ans Licht treten; sagte er ja, so hätte Moses alsbald auch um Größeres bitten können. Hätte aber Moses gleich die höchste Forderung gestellt, so würde er sein Volk von vorn herein der Gefahr einer allgemeinen Vernichtung ausgesetzt haben. Hätte Moses eine Täuschung beabsichtigt, so wäre psychologisch unbegreiflich, wie er in den folgenden Verhandlungen die Forderung immer steigert und bestimmter verlangt, das Volk aus dem Lande zu entlassen: „Entlaß mein Volk, daß sie mir dienen in der Wüste,“ 6, 10; 7, 16; 8, 26; 9, 1. 13. Zugleich geht aus den Verhandlungen mit Pharao hervor, daß Israel schon vor dem Auszug eigene Feste kannte und feierte. Die Differenz zwischen dem P. C. und Exod. 12, 13, daß dort das Zwillingsfest nicht nach dem Passah, sondern nach den ungesäuerten Broten benannt wird, erklärt sich aus dem sachlichen Zusammenhang. Exod. 34, 11. 12. ist gewarnt vor Vermischung mit dem heidnischen Götzendienst. Die

ungesäuerten Brote aber waren das Symbol der mit der Entsagung verbundenen Scheidung von Ägypten und dem Heidentum, deshalb wird diese Idee hier in den Vordergrund gestellt, wo es sich um Befestigung und Einschärfung des bleibenden Gegensatzes gegen das Heidentum handelt. Mit dem faktischen Anspruch Jahves auf alle männliche Erstgeburt ist auch Jahves Rechtsanspruch auf alle Erstgeburten ausgesprochen, d. i. das Bewußtsein der völligen Abhängigkeit Israels von ihm mit seinem Besitz. Hieraus erklärt sich das Passah als Fest der Erstlinge der Herden. Wenn das Passah Exod. 23, 24 und in der Parallelstelle 34 nicht genannt ist, sondern einfach heißt: „Das Fest der ungesäuerten Brote sollst du halten," so kann das unmöglich der locus classicus über eine Festfeier sein, denn das Mazzotheſſen wird ja gar nicht motiviert, und an der Grundstelle sollte man eine Motivierung notwendig erwarten. Es ist ferner bei W.'s willkürlichen Gewaltthätigkeiten nicht befremdend, wenn er das Passah erst in der Zeit Josias aufkommen läßt, indem er sich auf 2. Kön. 23, 22 stützt. „Denn es war kein Passah gehalten wie dieses von der Zeit der Richter an und in allen Zeiten der Könige Israels und Judas." Diese Stelle will keineswegs sagen, daß in dieser ganzen Zeit überhaupt kein Passah stattgefunden hat, sondern nur, daß die Feier des Passah, in jeder Beziehung nach den Vorschriften des Gesetzes eingerichtet, nicht stattgefunden habe. Diese Stelle spricht im Gegenteil stark gegen W., denn sie sagt, daß in der Richterzeit, also der Zeit, wo jeder that, was ihm recht däuchte, das Passah gehalten wurde und zwar vom ganzen Volk und nach den Vorschriften des Gesetzes. Nun ist es doch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß das Passah auch nachher in der Blütezeit des Königtums gehalten wurde, wie auch andererseits das Gesetz schon vorhanden gewesen sein muß. Benutzt W. diese Stelle zu seinem Beweis, so nimmt er sie auch für echt, und sein Beweis ist entkräftet. W. ist mit seinen Behauptungen in De Wette's Fußstapfen getreten; es soll uns nicht überraschen, wenn bald ein Jünger W.'s kommt mit der Behauptung: Israel hat gar keine religiösen Feste gefeiert, von der Richterzeit bis auf Josua, denn auch der Versöhnungstag und das Pfingstfest wird in den historischen Büchern nicht erwähnt, und das Laubhüttenfest kommt nur einmal, bei der Einweihung des Tempels, 1. Reg. 8, 2, vor. Wenn aber ein Fest gefeiert wurde, so war es gewiß das Passah mit seiner historischen und agrarischen Bedeutung. Außerdem wird aber das Passah in den historischen Büchern mehrfach erwähnt, Richter 21, 19: „Siehe, das Fest des Herrn ist in Silo von Jahr zu Jahr." Man mag freilich einwenden, wenn es das Passah war, warum ist es nicht genannt. Allein ein solches nationales Fest kann nur eines der im Pentateuch vorgeschriebenen sein und חַג־יהוה kann nur das Fest des Herrn sein, und die Rede von der *ἑορτή κατ' ἐξοχήν* führt auf das Passah. Geht diese Stelle auf das Osterfest, so spricht das מִיָּמִים יָמִימָה dafür, daß es auch regelmäßig jährlich gefeiert wurde. Richter 6 findet sich eine Spur des Passah. Die Rede des Propheten paßt sehr gut für eine Passahpredigt, die Beziehung V. 8 zur Erlösung aus

Ägypten, und die Zeit, da Gideon Weizen drischt, in die Zeit des Passah. Auch Richter 11, 10 „von Jahr zu Jahr," dieser Ausdruck kommt nie anders vor als vom Passah. Am Ende der Richterzeit wurde es ohne Zweifel regelmäßig von ganz Israel beim Heiligtum gefeiert. Wir haben auch durchaus keinen Grund, die Glaubwürdigkeit der beiden Erzählungen von der Passahfeier in Jos. 5 und 2. Chron. 30 antasten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Hebung der Gemeindeschulen.

(Konferenz-Referat von Lehrer J. H. König.)

(Schluß.)

Ad II. a. Wenn eine Schule gedeihen soll, so muß zur Liebe und Achtung gegen den Lehrer noch die Liebe und Achtung des Kindes zur Schule hinzukommen. Wenn ein Kind in die Schule tritt, dann hat es in der Regel noch keine Liebe zu derselben; oft haßt und verabscheut es dieselbe, veranlaßt durch eine falsche häusliche Erziehung. Deshalb suche der Lehrer in dem Kinde Liebe zur Schule zu erregen. Hierzu gehört vor allem, daß er interessant unterrichte. Interesse haben heißt: dabei sein; also mit dem Geiste bei einer Sache sein. Was die Kinder interessiert, darauf merken sie, und das halten sie fest im Gedächtnis. Hingegen, ohne Aufmerksamkeit keine Aneignung, ohne Interesse keine Aufmerksamkeit. Gelingt es, das Interesse der Kinder für eine Sache zu gewinnen, dann ist viel gewonnen. Nicht durch allerlei Späßchen und Anekdoten soll das Interesse geweckt und erhalten werden, sondern der Kindesgeist muß die richtige Nahrung in rechter Weise und wohl zubereitet erhalten. Hierzu gehört vor allem, daß sich der Lehrer gut vorbereitet, den für die Kinder geeigneten Unterrichtsstoff auswählt, und denselben nach einer guten Methode in den Kindesgeist überleitet. Wer sich wohl vorbereitet und Liebe zum Amte und zu den Kindern hat, wird auch mit Interesse, mit Lust und Liebe lehren; dann werden die meisten Kinder auch mit Lust und Liebe lernen, gerne in die Schule gehen und die Schule lieben.

Ad II. b. Man soll die Kinder in der Schule möglichst viel und zweckmäßig selbst beschäftigen. Wenn der Lehrer diese Arbeit nicht allein bewältigen kann, dann darf er Helfer aus den Schülern anstellen, die er aber beaufsichtigen muß, ohne daß diese viel davon merken. Im Kindesgeist liegt der Trieb zur Selbstthätigkeit. Kinder haben Lust und Freude an einer selbstgemachten Arbeit. Ich denke, in den meisten Schulen sollte weniger gelehrt und mehr gelernt werden. Den Kindern sollte mehr Gelegenheit gegeben werden, ihre Kräfte zu üben. Übung macht den Meister. Nicht das Wissen allein, sondern das Können ist die Hauptsache. Nicht für die Schule, sondern für das Leben soll gelernt und geübt werden. Nur von dem, was man weiß und kann, hat man gewöhnlich Nutzen. Zum Können aber gelangt man nur durch Üben. Geben wir unsern Kindern täglich Gelegenheit, ihre Kraft durch Übung zu stärken, dann werden die Kinder selbst Freude an ihren Fortschritten haben, und dem Lehrer wird dadurch die Handhabung der Disciplin be=

deutend erleichtert. Dagegen werden sie gewöhnlich Lust und Liebe zur Schule verlieren, wenn sie keine Fortschritte bemerken.

Ad II. c. Der Lehrer beobachte in allen Unterrichtsgegenständen ein zwar langsames aber sicheres Fortschreiten. Um sicher Fortschreiten zu können, muß der Unterricht gründlich und lückenlos sein. Wenn nicht gründlich unterrichtet wird, dann werden die schwachbegabten Kinder nicht folgen können. Wer lückenhaft unterrichtet, wird oft statt der Forschritte Rücksprünge machen müssen und sauere Gesichter bei den Kindern sehen können. Um gründlich und lückenlos unterrichten zu können, sollte jeder Lehrer ein Wochenbuch führen. In dies Buch gehört das Verzeichnis des von Woche zu Woche behandelten Unterrichtsstoffes in den verschiedenen Abteilungen und Lehrfächern. Es veranlaßt den Lehrer, den Unterrichtsstoff genau abzugrenzen und die Zeit haushälterisch zu gebrauchen. Es ist ein sicherer Führer und beständiger Wegweiser auf dem Unterrichtspfade. Es giebt ihm jederzeit darüber Aufschluß, was er bereits erledigt hat; verhütet unfreiwillige Wiederholung und Lückenhaftigkeit. In dem Wochenbuche sind die einzelnen Unterrichtsfächer der verschiedenen Abteilungen aufgeführt, zu welchen nur das betreffende, in der Woche erledigte Pensum notiert zu werden braucht.

Ad III. Um die Schule zu heben, halte der Lehrer auf Ruhe und Ordnung.

Wo in einer Schule etwas Ordentliches ordentlich gedeihen soll, da muß Ruhe und Ordnung sein. Es giebt eine äußerliche und eine innerliche Ruhe. Die äußerliche Ruhe besteht in dem Vermeiden alles lauten, unnötigen Redens, Lachens und Schwatzens. In einer Schule soll aber doch keine Grabesruhe sein, sondern ein reges Leben und emsiges Arbeiten gehört in die Schule. Die innerliche Ruhe, die wichtiger ist als die äußerliche, besteht in der Sammlung der Gedanken des Herzens. Die äußerliche Ruhe sollte eigentlich nur Folge der innerlichen sein. Da man aber bei den Kindern solche anhaltende innerliche Ruhe nicht immer erwarten kann, so ist hauptsächlich auf die Erhaltung der äußerlichen Ruhe zu achten. Nie sollte der Unterricht beginnen, ehe die nötige Ruhe herrscht. Um die nötige Ruhe zu erhalten, vermeide der Lehrer selbst alles zu laute Reden und Poltern, und suche durch seine eigene Demut die Herzensstille in die Kinder zu pflanzen. Auch hier gilt, was von den guten Beipielen des Lehrers gesagt wurde. Besonders hüte sich der Lehrer vor allen Schimpf- und Spottreden und allen unfreundlichen, bittern Worten und Mißhandlungen. Solches Treiben des Lehrers ist seiner nicht nur unwürdig, sondern wird auch bei den Kindern nur zu bald Nachahmung finden. Alle Heftigkeit des Lehrers gegen die Kinder, und der Kinder gegen einander, und alle Streitigkeiten sind dem Lehrzweck sehr schädlich und sollten verhütet werden. Der Lehrer lasse sich vom Geiste der Sanftmut und Demut regieren, dann wird sein gutes Beispiel einen segensreichen Einfluß auf seine Kinder und Umgebung ausüben.

Neben der Ruhe soll auch eine gute Ordnung in der Schule sein. Der Volksreim: Lerne Ordnung, übe sie, Ordnung spart dir Zeit und Müh'!

gilt auch der Schule. In der Schule, wo die Zeit so kurz und köstlich ist, und das Lehren und Lernen oft viel Mühe macht, muß eine gute Ordnung sein. Viel köstliche Zeit geht durch Unordnung verloren. Ordnung dagegen spart dir Zeit und Mühe. Jedes Kind soll zur rechten Zeit in die Schule kommen; anständig gehen, stehen, sitzen und sprechen. Jedes Kind soll die nötigen Bücher und Schreibmaterialien am rechten Platze haben und reinlich halten. Alle Aufgaben sind ordentlich zu geben und ordentlich zu machen. Gegebene Aufgaben müssen nachgesehen werden, ob sie auch gut und ordentlich gemacht worden sind. Geschieht dies nicht, so werden viele Aufgaben nachlässig oder gar nicht gemacht. In der Schule müssen die Kinder an Ordnung gewöhnt werden. Gewöhnt wird man etwas durch tägliche Übung, oder durch öftere Wiederholung. Deshalb soll der Lehrer immer konsequent auf Ordnung sehen. Jung gewohnt, alt gethan. Man mache die Kinder auf ihre Pflichten, jetzt als Schüler und später als Bürger, aufmerksam. In der Schule soll besonders Gewicht auf Ordnung in kleinen Dingen gelegt werden. In allen Sachen halte man Ordnung. Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen zur Folge. Weil ein Nagel fehlte, ging ein Eisen verloren, rc. Wohl dem Menschen, der in seiner Jugend in der Schule Ordnung lernte. Ein solcher Mensch ist gewöhnlich im späteren Leben brauchbar und kommt in der Regel gut vorwärts, während unordentliche Menschen oft viel unnötige Mühe haben und doch nicht vorwärts kommen können. Wohl der Schule, in der die Kinder an Ordnung und Ruhe gewöhnt werden! —

Dies sind einige Punkte, die zur Hebung der Schule dienlich sind, und vom Lehrer selbst ausgeführt werden können. Ein geschickter, tüchtiger Lehrer wird noch mehr finden können, denn der Stoff ist hier unerschöpflich. —

Ferner giebt es außer dem Lehrer noch eine ganze Anzahl anderer Faktoren, von denen das Wohl oder Wehe der Schulen mehr oder weniger abhängig sein kann. Hierzu gehört die Ausbildung der Seminaristen zum Lehramt, die Stellung der Lehrer in der Synode und in den Gemeinden, das Interesse der Pastoren und Gemeinden für die Schule; die Wahl und Besoldung der Lehrer, rc. Dies alles kann viel zur Hebung der Schulen beitragen, aber der Lehrer bleibt doch selbst der Hauptfaktor.

Thun wir unsere Pflichten und arbeiten mit ganzer Kraft an diesem großen, schönen Werke. Wir sollen uns nie durch den geringen Erfolg oder zu wenig Anerkennung abhalten lassen, unserm Herrn an den Kindern zu dienen. Wenn der Mut sinken, die Freudigkeit schwinden und die Kraft ermatten will, dann lasset uns zu dem gehen, der gesagt hat: „Bittet, so wird euch gegeben." Lasset uns treu und fleißig arbeiten und wirken so lange es Tag ist, dann werden auch wir zu seiner Zeit ernten ohne Aufhören.

Der aus Büchern erworbene Reichtum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr wert, als Millionen von jener. Lessing.

Ehe du dein Kind züchtigest, wickle die Rute in ein Vaterunser. Luther.

Sind die Versuche, welche man macht, die sociale Wirkungssphäre der Frauen zu erweitern, durch die Natur der letzteren gerechtfertigt? — und hat die Pädagogik hierin Aufgaben zu lösen?

(Zur Lehrschwesterfrage Frage von A. Dröse.*)

Bei den Versuchen, die sociale Wirkungssphäre der Frauen zu erweitern, die naturgemäß zu Versuchen führen müssen, eine vollständige sociale Gleichstellung der Geschlechter herbeizuführen, ist man von der Voraussetzung ausgegangen, daß es nicht etwas Wesentliches und Naturgemäßes sei, daß das weibliche Geschlecht in der bürgerlichen Gesellschaft zurücktritt, sondern daß dieses zufällig und willkürlich sei. Die Begründung dieser unserer Sitte und Verfassung bis jetzt entgegenstehenden Ansicht ist nicht so leicht, hat aber schon von alters her ihren beredten Verteidiger gefunden. (Platonis de republ. Lib. V.)

Schleiermacher, indem er der Lösung dieser Frage näher tritt, sagt folgendes: „Wir haben zwei große Erscheinungen zu betrachten. Das eine ist eine Naturbasis, die Bestimmung des weiblichen Geschlechts rücksichtlich der Fortpflanzung. Diese macht ein zeitweiliges Zurücktreten aus dem öffentlichen Leben notwendig. So ist denn allerdings das öffentliche Leben des weiblichen Geschlechts durch die Natur schon in gewissem Grade begrenzt.

Das zweite ist eine geschichtliche Erscheinung. Gehen wir auf frühere Zustände zurück, und halten wir uns die allmähliche Entwickelung des menschlichen Geschlechts vor, so finden wir auf der niedrigsten Kulturstufe das Weib zurückgedrängt bis nahe an Knechtschaft. Dagegen fast überall, wo eine höhere Bildung Eingang gefunden hat, nimmt die Ungleichheit ab. So lange daher die Kultur fortschreitet, müssen wir es natürlich und notwendig finden, daß die Ungleichheit und das Zurücktreten des weiblichen Geschlechts im Abnehmen sein werde. Wir können keine andere notwendige Grenze setzen, als die von der Natur selbst bestimmte. Dann ist also das verschiedene Verhältnis des weiblichen Geschlechts zum öffentlichen Leben anzusehen, teils auf einem nationalen Grunde ruhend, teils als einen verschiedenen Zustand der Bildung anzeigend."

Sonach präsumiert Schleiermacher dem weiblichen Geschlecht eine sociale Gleichstellung mit dem männlichen, die sich mit dem Fortschreiten der Kultur schon finden werde, und hält nur ein zeitweises Zurücktreten des Weibes in der Zeit der Geschlechtsfunktionen für angezeigt. Den Grund der Ungleichheit zu allen Zeiten sucht und findet er teils in nationalen Ansichten, teils in

*) Die ehrwürdige General-Synode hat diese Frage als „noch nicht spruchreif" zurückgelegt.

Der Lehrerverein behauptet, daß die Verwendung von Lehrschwestern zum Schuldienst als ein Rückschritt zu bezeichnen sei und zur Hebung der Gemeindeschulen nicht beitragen könne. Der Verfasser dieser Behauptung wird später mit seinen Ansichten und Begründungen hervortreten. — (Anmerkung des Hülfs-Redakteurs.)

pädagogischen Verkehrtheiten. Dieser Ansicht kann ich mich durchaus nicht anschließen; und da es fast den Anschein hat, als läge schon in der Form des Themas die Erwartung einer Bejahung der ersten Frage desselben, so mag in dem Versuch, die Behauptung Schleiermachers zu widerlegen, zugleich der Hinweis liegen, daß ich die Frage im verneinenden Sinn zu beantworten gedenke.

Das verschiedene Verhältnis des weiblichen Geschlechts zum öffentlichen Leben im Gegensatz zum männlichen sieht Schleiermacher zunächst als auf einem nationalen Grunde ruhend an. Ist das ohne weiteres als richtig anzuerkennen? Giebt es ein Volk des Altertums oder der Neuzeit, welches bis jetzt dem weiblichen Geschlecht sociale Gleichstellung mit dem männlichen oder gar hervorragende Stellung über das letztere angewiesen hätte? Außer den sagenhaften Amazonen wüßte ich nichts Wesentliches, das mir angeführt werden könnte; im Gegenteil bestätigt die Geschichte ein Zurücktreten des Weibes in der menschlichen Gesellschaft bei allen Nationen, und nur inwieweit dies geschieht, finden wir einen Unterschied, der in der verchiedenen Höhe der Kultur der Völker seinen Grund findet. Wenn nun ein solches Zurücktreten eines ganzen Geschlechts nicht nur einzelnen Nationen eigen ist, sondern sich bei allen Völkern des Erdballs findet, so ist der Grund dafür wohl nicht im Nationalen, sondern im allgemein Menschlichen zu suchen.

In den homerischen Frauengestalten erscheinen sittliches Gefühl und edler Sinn ganz rein ausgeprägt; die Frauen besitzen bei Homer die volle Anerkennung ihrer Würde und ihrer wohlthuenden Stellung im Familienleben. Bei der Andromache erblicken wir die einzige Liebe zum Gatten und zum Kinde sowohl bei der schmerzlichen Trennung von Hektor, als er in den Kampf geht, wie auch in den herzzerreißenden Klagen um den gefallenen Gatten und in der Wehklage bei seiner Totenbestattung, aus welcher der Schmerzenslaut eines auf immer gebrochenen Herzens wiedertönt. Das Gefühl der alten Mutter spricht ergreifend aus den Klagen der Hekabe, welche sich den Tod wünscht, als sie die schmähliche Behandlung sieht, die dem Leichnam des Sohnes von Achilleus zu teil wird. Selbst Helena versöhnt mit ihrem Fehltritte durch das Geständnis ihrer Schuld, durch Reue über ihr Vergehen und durch ihr reines, natürliches Gefühl. Deshalb sehen wir sie in Troja auch allgemein geachtet, obschon sie die Ursache des Krieges und des Verderbens ihrer Beschützer ist. Das weibliche Mitgefühl tritt am reinsten hervor in ihrer Klage um Hektor, von dem sie immer eine milde und freundliche Behandlung erfahren, während ihr von anderen Seiten auch kränkende Begegnung wurde. Ähnlich entfaltet des Achilles Freundin, die im Kampfe erbeutete Briseis, echt weibliches Gefühl, als sie um den gefallenen Patroklus die thränenreiche Klage erhebt. Hochgefeiert unter den Frauen der Odyssee glänzt Penelope, deren eheliche Treue und Keuschheit unter Thränen und Herzeleid, durch ausdauernden Sinn, hoffendes Vertrauen und List genährt und bewährt, die ganze Dichtung verherrlicht. Der holde Zauber der weiblichen Natur im anmutsvollen Bilde reiner Jungfräulichkeit ist

trefflich geschildert in der Naivetät der lieblichen Nausikaa. Wie bedeutungsvoll ist die stille Gewalt, welche Alkinoos' Gattin im Königshause übt! Endlich vollendet die rührende Treue, die Anhänglichkeit und unermüdete Thätigkeit der alten Amme und Schaffnerin Eurikleia das Gemälde dieser Frauenwelt.

Auch aus der Geschichte der alten Zeit verehren wir nur Frauengestalten, welche die Mission ihres Geschlechts nach unserer Meinung in edler Weise erfüllten, und preisen eine Kornelia hoch, die Mutter der Gracchen, welche auf Befragen einer putzsüchtigen Freundin, wo sie ihre Juwelen habe, die blühenden Kindergesichter ihrer Knaben an ihr Mutterherz zog und mit Stolz erwiderte: „Hier!"

Wenn aber im späteren Rom die Frauen ganz andere geworden waren, „ihre sociale Stellung gehoben hatten," und nicht nur in den Bädern von Bajae und Puteoli, wo im April der Sammelplatz aller vornehmen Römer war, die Herrschaft führten, sondern sich auch in die Politik mischten, in den Parteizusammenkünften erschienen und in jeder Weise sich an dem ränkevollen Parteitreiben beteiligten, so können wir uns dafür nicht begeistern, sondern sehen nur den baldigen Verfall des Staates voraus. Wer kann einer Fulvia Geschmack abgewinnen, die die Zunge am abgehauenen Kopfe Ciceros, die Zunge, die ihrer Unweiblichkeit wohl oft die Wahrheit gesagt, mit Haarnadeln durchstach! —

Hören wir nun noch einige Aussprüche berühmter Männer des Altertums über die sociale Stellung des Weibes:

Aristoteles: „Es ist von der Gottheit die Natur des Mannes und Weibes dadurch zur Gemeinschaft vorherbestimmt und eingerichtet worden, daß nicht jedes allein zu allem geschickt gemacht worden, sondern jedes zu dem, was dem andern fehlt, damit beide zusammen den ganzen Zweck erreichen. Das eine ist stärker, das andere schwächer; das eine schafft das Nötige von außen, das andere bewahrt im Hause das Erworbene. Schon frühzeitig soll in der Erziehung die Verschiedenheit der Geschlechter die erforderliche Rücksicht finden."

Pythagoras: „Da vorzugsweise das weibliche Geschlecht infolge seines tieferen Gefühls zur Frömmigkeit bestimmt ist, so soll das Weib zur Priesterin des Hauses gebildet werden."

Thucydides: „Die beste Frau ist die, von der man weder im Bösen noch Guten spricht. Der Name einer rechtschaffenen Frau muß, so wie ihr Leib, in ihrem Hause eingeschlossen sein."

Sokrates: „Die Hausfrau soll einer Bienenkönigin gleichen. Wie diese immer in ihrem Stocke bleibt und, was die ausgesendeten Bienen einbringen, zu bewahren sucht; so soll eine Hausfrau das Innere der Wohnung hüten, das Erworbene in Empfang nehmen, was gebraucht wird austeilen und darauf sehen, daß nicht in einem Monat draufgehe, womit man das ganze Jahr auskommen kann."

Petrus: (1 Petri 3 V. 3) „Der Weiber Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängung oder Kleideranlegen; sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott."

Paulus: (1 Tim. 2, V. 9—15) „Desselbigen gleichen die Weiber, daß sie in zierlichem Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken, nicht mit Zöpfen oder Gold oder Perlen oder köstlichem Gewand; sondern wie sich's ziemet den Weibern, die da Gott-

seligkeit beweisen durch gute Werke. Ein Weib lerne in der Stille mit aller Unterthänigkeit. Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei; denn Adam ist am ersten gemacht, darnach Eva. Und Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet und hat die Übertretung eingeführt. Sie wird aber selig werden durch Kinderzeugen, so sie bleibet im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung samt der Zucht."

Hierbei kann ich die vielleicht etwas boshafte Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Apostel aus derselben Thatsache (Prämisse): „denn Adam ist am ersten gemacht, darnach Eva," zu einem ganz anderen Schlusse gelangt als Frau Julie Burow, welche sagt: „Sehr sinnig läßt Moses in seiner Schöpfungsgeschichte, in der überall das vollkommnere und bedürftigere Geschöpf dem unvollkommenen und minder bedürftigen nachfolgt, die Schöpfung des Weibes das letzte Werk Gottes sein."

Ganz derselben idealen Anschauung von der Bestimmung und socialen Stellung des Weibes wie im Altertum begegnen wir im Mittelalter, und betrachten kurz die Frauengestalten im Nibelungenliede und der Gudrun. Da erscheint uns Kriemhilde in dem ersten Teile als ein Weib, dessen Gedanken und Empfindungen nur nach dem einen Ziele streben, Rache zu nehmen an den Mördern ihres Gatten. Sie die Holde wird zur „Unholdin" zur Furie, vergißt der Bruderliebe über der Gattenliebe und zerreißt alle Lebensbande, um die Treue zu halten. Ja, das ganze Lied, insofern es die Urbilder deutscher Kraft, deutscher Treue und deutschen Gemütes enthält, kann mit Recht ein Spiegel deutschen Wesens genannt werden. Ebenso prägt sich in der Gudrun der deutsche Volkscharakter mit seiner heldenmütigen Tapferkeit und seiner Gemütstiefe aus. Neben der Kraft und dem stolzen Heldenmute des Mannes begegnen wir der Zartheit und Reinheit des Weibes. Namentlich ist es die ausdauernde Treue der Gudrun, die uns aus diesem Liede hell entgegenstrahlt. Wenn im Nibelungenliede sich die treue Liebe der Kriemhilde zu einer Leidenschaft steigert, die nur im Mord Ruhe, aber auch blutigen Lohn findet, so stellt sich uns in Gudrun die still duldende, unter allen Mühseligkeiten und Leiden ausharrende Liebe und Treue dar, die endlich ihren Lohn in dem Wiederfinden des Geliebten findet, und selbst Frieden und Versöhnnng stiftet. Ein Kenner sagt: „Insofern bildet das Lied von Gudrun den versöhnenden Gegensatz zu dem Nibelungenliede, als dort zwar der vollste Zauber, aber auch der vollste Schrecken der Tiefe des weiblichen Gemütes — hier die strengste Treue, das demütige Dulden und der niemals entwürdigte Adel einer deutschen Frauenseele zur Erscheinung kommt."

Zwei treibende Elemente hat das Mittelalter, das Christentum und das Germanentum. Dem ersteren verdankt das weibliche Geschlecht die Anerkennung der gemeinsamen Menschenwürde, und dem letzteren, dem ja eine größere Achtung des weiblichen Geschlechts von jeher eigen gewesen, in seiner Verbindung mit dem Christentum die Verehruug reiner, heiliger Jungfräulichkeit, die im Marienkultus ihren Gipfelpunkt erreichte, und mächtigen Einfluß auf die Ausbildung jener romantischen Zartheit behauptete, die im Ritterwesen, in der höfischen Minne ihren Ausdruck fand und häufig in Schwärmerei

ausartete. Im Gegensatz gegen diese Richtung wurde zwar von den Mönchen und manchen Geistlichen das Weib als die Urheberin der Sünde bezeichnet, das man fliehen müsse, um sich seine männliche Würde und Freiheit zu bewahren, und wenn es auch nicht mehr wie zur Zeit der Merowinger vorkam, daß eine Kirchenversammlung allen Ernstes untersuchte, ob man die Frauen Menschen nennen dürfe, so wird doch noch in Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert oft behauptet, das weibliche Geschlecht sei hinfällig und gegen Besserungsmittel ungeduldig. Inmitten dieser Gegensätze aber gestaltete sich im allgemeinen ein würdevoller, auf züchtige Sitte und gegenseitige Achtung gegründeter Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht, die Grundlage eines glücklichen, wohlgeordneten Familienlebens. Und wenn sich auch das stille Wirken der deutschen Frauen jener Zeit, ausgezeichnet durch Häuslichkeit, Unschuld und Frömmigkeit, im allgemeinen der geschichtlichen Kunde entzieht, so ist uns doch das Bild mehrerer durch jede weibliche Tugend ausgezeichneter Frauen erhalten worden. Dahin gehören die heilige Hedwig und die heilige Elisabeth, deren Lebensbild, ein Prototyp der Frauenwelt, ich als bekannt voraussetze.

Betrachtet man nun noch dieses Zurücktreten genauer, so möchte man wohl herausfinden, daß wiederum, wie bei den Nationen so auch bei den verschiedenen Kulturstufen, immer ein gewisses Gleichmaß im Abstand zwischen Mann und Weib herrscht, welches meiner Meinung nach keine Zufälligkeit, sondern nur die Konsequenz eines allgemeinen Naturgesetzes sein kann. Betrachte man die Sklaverei des Weibes eines amerikanischen Wilden im Gegensatz zu der einer Griechin im Altertum, welch ein Kontrast! Man stelle sich eine Römerin zur Zeit der Cäsaren, eine Jüdin aus derselben Zeit, eine deutsche Frau zur Zeit der Völkerwanderung, eine eben solche zur Zeit des Minnesanges und eine von heute im Geiste zusammen, wie kontrastieren diese Gestalten! Ebenso aber kontrastieren die Männergestalten dieser Zeiten. Es macht sich nie ein Hervortreten aus der von der Natur dem Weibe bestimmten Wirkungssphäre bemerkbar, sondern nur, daß mit den Kulturfortschritten des die Welt beherrschenden männlichen Geschlechts das Weib mitgehoben wurde, wie es soll; aber es scheint ein starres, ein ewiges Naturgesetz zu sein, daß sich stets eine bestimmte Entfernung zwischen der Stellung des Mannes und des Weibes befindet, eine Kluft, bei der sich der Versuch der Ausfüllung schon furchtbar an der ganzen menschlichen Gesellschaft rächen würde.

Hieraus ergiebt sich aber auch, daß die Bildung des weiblichen Geschlechts nicht ein Grund für das Zurücktreten desselben in socialer Beziehung ist, sondern eine Folge der Anschauungen über die Wirkungssphäre der Frauen. Wäre nun nachzuweisen, daß die bisherigen Anschauungen über Frauennatur und Frauenrecht trotz ihres Alters nicht richtig sind, so ist allerdings das Bestreben, den Wirkungskreis des weiblichen Geschlechts zu erweitern, ein berechtigtes, und demgemäß wäre auch ihre Bildung eine andere.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Das wichtigste Ereignis für unseren engeren kirchlichen Kreis seit Schluß der letzten Nummer ist die Versammlung der Generalsynode in Indianapolis gewesen. Wie groß die Erwartungen in betreff derselben gewesen sind, läßt sich natürlich nicht genau bestimmen; so viel aber kann man gewiß sagen, daß nicht alle diese Erwartungen in Erfüllung gegangen sind. Wenn der Gang der Dinge in dieser Hinsicht ein weniger rascher geworden ist, als er es etwa vor einem oder auch zwei Jahrzehnten war, so hat das zum Teil seine sehr natürlichen, man könnte sagen, selbstverständlichen Ursachen. Es sind nicht mehr drei oder auch sieben, sondern fünfzehn Distrikte, die ihre Abgeordneten zur Generalsynode senden. Diese fünfzehn Distrikte verteilen sich ebenso über ein entsprechend größeres Gebiet. Da sind Bedürfnisse, da ist die Arbeit, die Vorteile, die man sich zunutze machen will, die Hindernisse, mit denen man zu kämpfen hat, die Maßregeln, welche man einschlagen will: das alles gestaltet sich jetzt viel verschiedenartiger als früher und darum wird die ganze Bewegung eine viel langsamere; es nimmt nicht nur in den Debatten, sondern auch in dem synodalen Leben mehr Zeit, um tiefer eingreifendere Dinge zu bewerkstelligen, als es früher der Fall war.

Was die einzelnen Beschlüsse betrifft, so können wir uns auf das beschränken, was die Theol. Zeitschrift unmittelbar angeht. Seit November 1884 betrug der Umfang der Zeitschrift zwei Bogen. Jene Vergrößerung ist aber nicht der Zeitschrift im engeren Sinn zu gute gekommen, sondern war für pädagogische Artikel reserviert. Von Neujahr 1893 an soll nun aber der ganze Raum der Zeitschrift ihrem früheren Zwecke gewidmet werden und der pädagogische Teil als Beiblatt zur Zeitschrift erscheinen, wodurch in der Zeitschrift selbst mehr Raum geschafft wird. Es ist wohl zu hoffen, daß nicht nur Leser und Mitarbeiter diese Erweiterung der Zeitschrift mit Freuden begrüßen werden, sondern daß auch der Verlag über eine entsprechende Erweiterung der Abonnentenzahl berichten kann, da der größere Raum es ermöglichen wird, dem Blatte einen mannigfaltigeren Inhalt zu geben.

Die Erneuerungsarbeiten der Schloßkirche in Wittenberg haben sieben Jahre lang gedauert. Die Ärmlichkeit des inneren Raumes war der weltgeschichtlichen Bedeutung der Stätte keineswegs angemessen. Von der alten Reformationskirche war infolge der Belagerungen von 1760 und 1813—14 vieles zerstört. Der Ursprung des Gotteshauses reicht bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück, wo Herzog Rudolph I. aus dem Hause Sachsen-Wittenberg an dieser Stelle eine Kapelle erbauen ließ. Nachdem Wittenberg an die Wettiner gefallen war, wurde an Stelle der Kapelle durch Kurfürst Friedrich den Weisen in den Jahren 1490—99 die Stiftskirche Aller Heiligen in gotischem (spätgotischem) Stil und ohne Pfeiler im Schiff erbaut. Ablaß und die unsinnigsten Reliquien (mehr als 5000) fehlten natürlich nicht. Bei der Belagerung im Siebenjährigen Kriege geriet durch das Bombardement die Kirche in Brand; ein Kranachsches Altarbild mit der Darstellung der Dreieinigkeit, von dem jüngeren Kranach gemalt, Bilder Luthers und Melanchthons, mehrere Dürersche Bilder, die Thür, woran Luther die Thesen angeschlagen hatte, u. a. gingen verloren. Die jetzigen mit den Thesen versehenen Metallthüren sind ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV. Nur die „Krönung der Maria“ wurde gerettet. Zehn Jahre nach dieser Zerstörung wurde die Kirche restauriert, wenn auch keineswegs in früherer Schönheit. Der damals erbaute Turm wurde bald wieder zerstört, nämlich bei dem zweiten Bombardement in den J. 1813—14. Auch nachdem die Stadt an Preußen gefallen war, wurde der Herstellung des Inneren wenig Sorgfalt zugewendet. Der Turm blieb bis in die neuere Zeit als Festungswerk in der Hand der Militärbehörde. Die jetzigen Erneuerungsarbeiten, zu welchen erst Kaiser Friedrich die Anregung gab, konnten nur die Außenmauern stehen lassen; der Turm wurde erhöht und mit gotischer Spitze versehen, das Dach wieder mit einem Dachreiter versehen. Das Innere ist historisch genau nach den Entwürfen des Geh. Oberbaurats Adler in Berlin von dem Kgl. Regierungsbaumeister Groth wieder-

hergestellt. Der prachtvolle Altar, in reich durchbrochener kunstvoller Arbeit in französischem Kalkstein ausgeführt, zeigt im Mittelfeld den Heiland, an den Seiten Petrus und Paulus, vor den Pfeilern stehen acht andere Apostel. In dem 54 m. langen und 13 m. breiten Schiff stehen an den Emporpfeilern auf verzierten Säulen die lebensgroßen Figuren Luthers, Melanchthons, Jonas', Buchenhagens, Spalatins 2c. Die 92 Grüfte — auch Melanchthon, Friedrich der Weise, Johann der Beständige ruhen hier — unter dem Fußboden sind nicht mehr zugänglich und daher unberührt gelassen. Die Tafel, welche Luthers Grabstätte kennzeichnet, ist auf einem Sandsteinsockel eingelassen, sodaß sie jedem sofort in die Augen fällt. Die schöne Kanzel zeigt die Figuren der vier Evangelisten. Der Thesenthür gegenüber wird eine große Bronzetafel mit der lebensgroßen Figur Luthers angebracht werden, eine genaue Nachbildung der auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrichs des Großmütigen angefertigten Gedächtnistafel, zu deren Aufstellung es aber nicht kam, und die sich jetzt in der Michaelskirche in Jena befindet. Eine eigenartige Auszeichnung wird der Kirche dadurch zuteil, daß die evang. Landesfürsten Deutschlands und die Vertreter der freien Städte zwischen den ersten zwei Pfeilern zu beiden Seiten des Schiffes eigene kostbare Sitze in altdeutschem Stil, s. g. Fürstenstühle (je elf an der Zahl) sich anfertigen lassen; der des Kaisers steht dem Altar etwas näher. Die Empore zeigt acht Medaillons mit den Bildnissen von Fürsten, welche die Reformation in ihren Landen einführten, 14 andere Medaillons von berühmten Zeitgenossen der Reformation, sowie 52 farbige Wappen von Geschlechtern, die in Beziehung zur Schloßkirche gestanden oder sich um die Reformation verdient gemacht haben. Die prachtvollen Chorfenster zeigen Geburt, Kreuzigung und Auferstehung des Herrn. Auf den zwölf Fenstern des Schiffs sind 200 Wappen evang. Städte dargestellt. Der Gesamteindruck des inneren Raumes ist ein erhebender und imponierender. Auch der Turm ist historisch genau erneuert. Die Dicke der Mauern (am Grunde 10 Fuß) erlaubte das Einbauen einer Wendeltreppe; seine Höhe bis zur Spitze beträgt 88 m. Die Kosten von 900,000 Mk. sind im Verhältnis zum Geleisteten gering.

Die ritualistische Partei in England scheint wieder von einer Spaltung bedroht zu sein. Vor einigen Jahren entschlossen sich einige Vertreter dieser Partei zur Herausgabe eines Buches, welches die Grundzüge der ritualistischen Theologie darstellen sollte. Dasselbe wurde aus den Arbeiten verschiedener Persönlichkeiten zusammengesetzt und zeigte sich namentlich der modernen Bibelkritik gegenüber sehr nachgiebig. Das Werk führt den Titel: "Lux mundi" (Licht der Welt); es scheint aber für die "English Church Union" eher zu einem Feuerbrand werden zu wollen, indem eine Anzahl Glieder dieser bedeutendsten ritualistischen Körperschaft gegen die kritischen Ansichten, welche in "Lux mundi" dargelegt sind, Widerspruch erhoben. Eines der ältesten Mitglieder des Vorstandes der Church Union, der Archidiakonus von Taunton, Denison, beantragte einen Beschluß zu fassen, in welchem die Kritik des Alten Testaments verworfen werden sollte. Der Vorstand erklärte aber, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen es nicht angebracht sei, diese Frage in einer Körperschaft wie die Church Union zu verhandeln. Damit schien man die unbequeme und gefährliche Frage los zu sein, um so mehr, als Denison nun sein Amt als Vorsteher der Church Union niederlegte und aus derselben austrat.

Die Anhänger Denisons suchten aber ihren Zweck auf andere Weise zu erreichen, sie wollten eine Änderung des ersten Paragraphen der Statuten der Gesellschaft beantragen. Derselbe giebt nämlich an, der Zweck der Vereinigung sei, „Verteidigung und Aufrechterhaltung der Lehre und der Disciplin der Kirche von England gegen alle Angriffe von innen und außen." Der Beschluß des Vorstandes gebe aber die Lehre thatsächlich auf; darum wurde beantragt, das Wort „Lehre" aus dem betr. Paragraphen zu streichen. Dadurch sollte die Gesellschaft gezwungen werden, sich über ihre Stellung zur Kritik klar und bestimmt auszusprechen; sie hat es aber dennoch abgelehnt, worauf noch weitere Austritte erfolgt sind.

Es ist dies freilich nicht die einzige Differenz, welche jene nach außen so fest und geschlossen erscheinende Partei in ihrem Innern birgt. So hat es sich neuerdings

wieder herausgestellt, daß die Mitglieder des anglikanischen „Ordens vom heil. Erlöser“ aus ihrer Übereinstimmung mit Rom gar keinen Hehl machen und nur deswegen nicht öffentlich übertreten, weil sie meinen, innerhalb der englischen Kirche besser im Interesse Roms wirken zu können. Es wurde nämlich ein Brief eines Gliedes dieses Ordens veröffentlicht, in welchem sich u. a. folgendes findet: „Im Jahre 1887 trat ich in den Orden vom heil. Erlöser ein, der mit bischöflicher Sanktion innerhalb der englischen Kirche arbeitet Ich liebe von ganzem Herzen und von ganzer Seele die Kirche von Rom, welche nach meiner festen Überzeugung trotz zufälliger, ihr nicht inhärierender Mängel der Disciplin die reinste und am meisten apostolische Gemeinschaft ist, die je bestanden hat, impeccabilis et infallibilis. Ferner glaube ich, daß der Papst vermöge göttlicher Vollmacht das oberste Haupt der Kirche Christi ist und daß alle, welche seine Herrschaft nicht anerkennen, dadurch den Anspruch auf den Namen katholisch verwirkt haben. . . . . Ich glaube, daß in Zucht, Lehre und Sittlichkeit die Kirche von England gänzlich verderbt ist und daß ein Verbleiben in ihr nur für diejenigen gerechtfertigt ist, welche den göttlichen Beruf fühlen, sie zu demütiger und unbedingter Unterwerfung unter den heil. Stuhl zurückführen zu helfen, und eben dies ist das Ziel des Ordens vom heil. Erlöser.“

Die bischöfliche Sanktion des Ordens war freilich eine Lüge. Der Bischof von London und der Bischof von Bedford erklärten, daß sie den Orden niemals sanktioniert hätten, nnd der Leiter des Ordens machte bekannt, daß er niemals behauptet habe, bischöfliche Sanktion für die Arbeit seines Ordens zu haben. Dagegen hat man nicht erfahren, ob der betr. Briefschreiber der böswillige Erfinder oder nur der im Irrtum befangene Verbreiter dieser Unwahrheit ist.

Ein anderes Glied dieses Ordens schickte der ''Church Times'' eine Erklärung seines Glaubens zu, in welcher u. a. behauptet wird, daß es nach der Einsetzung Christi sieben Sakramente gebe.

Es wird dem Orden wohl schwerlich möglich sein, seine Thätigkeit nach diesen Enthüllungen noch lange fortzusetzen. So erwartet die ritualistische Church Times, bedenkt aber nicht, daß der Orden eigentlich nur die letzte Konsequenz des Ritualismus zieht, und daß er sich nicht so ohne weiteres auflösen wird. Ein Beispiel in dieser Hinsicht. In der Parochie Upper Clapton besteht ein Frauenkloster St. Maria in Verbindung mit dem angeführten Orden. Nach den über denselben gemachten Enthüllungen erließ der Pfarrer von St. Thomas ein Schreiben an die Priorin des Klosters, worin er ihr und sämtlichen Angehörigen des Klosters die Teilnahme am heil. Abendmahl verbot, wenn sie nicht ausdrücklich jede Verbindung mit dem Orden aufgeben würden. Er erhielt folgendes Antwortschreiben, das an Dreistigkeit — um nicht mehr zu sagen — nichts vermissen läßt: „Vielen Dank für den Brief, durch welchen Sie allen Gliedern meines Ordens verbieten, in St. Thomas zu kommunicieren. Aber ich erlaube mir zu bemerken, daß Ihr Verbot nicht das Papier wert ist, auf welchem es geschrieben ist. Die Kirche von England nimmt nicht mehr in Anspruch, als notorische Sünder vom Sakrament zurückzuweisen; und auch dazu ist sie leider nicht imstande. Ich werde das Vergnügen haben in allernächster Zeit in Ihrer Kirche zu kommunicieren und werde nicht verfehlen, Ihnen rechtzeitig die gebührende Anzeige zu machen.“

Als der Geistliche der Priorin weitere Vorstellungen machte, erhielt er die Antwort: „Ich habe schon meine feste Überzeugung ausgesprochen, daß, was die Zucht anlangt, die Kirche von England hoffnungslos verderbt ist. Sie denken natürlich anders darüber; um Sie aber zu überzeugen, werde ich aus Ihrer Hand die Kommunion verlangen; und zu meinem Bedauern bin ich vollkommen gewiß, daß Sie es trotz Ihres Verbotes nicht wagen werden mir das Sakrament zu verweigern.“

Schließlich blieb dem Pastor von St. Thomas nichts übrig, als die Priorin darauf hinzuweisen, daß sie es auf ihr eigenes Gewissen zu nehmen habe, wenn sie aus solchen Motiven nnd mit solchen Hintergedanken am Abendmahl Teil nehme. Ob dieser letzte Schritt erfolgreich war oder nicht, ist in dem Bericht nicht angegeben.

Aber wenn auch der Orden vom heil. Erlöser verschwände, so sind noch andere Ver-

einigungen da, die dasselbe Ziel verfolgen. So die „Allerseelengilde“ und die „Bruderschaft vom heil. Sakrament.“

Die gegen den Dreibund gerichtete Politik des Papstes macht sich sogar in der Türkei bemerklich, indem die Kurie das Protektorat, das Österreich über die Katholiken in der europäischen Türkei ausübte, zu beseitigen sucht. Dabei findet sie natürlich bereitwilliges Entgegenkommen bei der hohen Pforte, die herzlich gerne dem österreichischen Staat die Gelegenheit zur Einmischung in die türkischen Angelegenheiten abschneidet. Das genannte Protektorat ist nicht bloß nominell, sondern es sind wichtige Rechte damit verbunden. Wenn z. B. das Amt eines kath. Bischofs von Albanien erledigt ist, so macht die österreichische Regierung Vorschläge bei der Kurie betreffs Wiederbesetzung und sobald eine Verständigung erfolgt ist, sucht Österreich in Konstantinopel um die staatliche Genehmigung nach. In letzter Zeit hat die Türkei infolge russischer und französischer Einflüsterungen dieses österreichische Protektorat unangehehm empfunden und mit dem Papst Verhandlungen angeknüpft, um es abzuändern. Die türkische Regierung machte geltend, daß sie sich mit dem Papste über die Besetzung der vakanten Bischofsstühle ebenso gut direkt verständigen könne, und da das Protektorat Österreichs nicht auf einem österreichischen Rechtstitel, sondern nur auf dem Herkommen und einer Verständigung mit der römischen Kurie beruht, ging der Papst auf dieses Verlangen ein. Vor allen Dingen ist nun bemerkenswert, daß der Papst der türkischen Regierung noch über ihren Wunsch und ihr Erwarten entgegengekommen ist. Er will nicht bloß die Forderung der Türkei erfüllen, sondern auch den Patriarchen der katholischen Armenier in Konstantinopel Mfgr. Azarian, der beim Sultan persona gratissima ist und sich im Yildiz-Kiosk eines großen Einflusses erfreut, zum General-Patriarchen von Konstantinopel mit der Jurisdiktion über die ganze Kirche des Orients und einer hierarchischen Rangstellung gleich nächst dem Papste erheben. — Die Kreuzztg. bezeichnet diese Nachricht als eine von absolut zuverlässiger kirchlicher Seite aus ihr zugegangene und erklärt dieselbe gegenüber jedem etwaigen Dementi vertreten zu können. Papst und Türke in brüderlichem Einvernehmen — was unsere Zeit nicht alles zu Tage fördert?

Die Papstpolitik überhaupt ist in der letzten Zeit vielfach Gegenstand der Erörterung gewesen, besonders da die Schwenkung der Kurie auf die Seite von Frankreich und Rußland zu klar ist, als daß die Versicherung, der Papst mische sich nicht in Politik noch bei irgend Jemanden Glauben finden könnte. Daß die Freundschaft zwischen Papst und Kaiser nicht allzulange dauern würde, konnte man schon denken, und wenn es auch gelungen ist, Bismarck zu beseitigen, so ist man keineswegs zum Frieden geneigt sondern sucht die Nachgiebigkeit Caprivis Rom gegenüber erst recht auszunützen.

Wenn auch Leo XIII. ein feines, weltmännisches, auch staatsmännisches und diplomatisches Benehmen zur Schau zu tragen verstanden hat, so ist er in zwei Stücken ganz derselbe wie es der alle Welt verfluchende nnd alles vernünftige verdammende, beschränkte und polternde Pius IX. gewesen war. Erstlich einmal ist auch unter Leos XIII. Pontifikat der „weiße Papst“ abhängig vom „schwarzen Papst“, d. h. dem Jesuitengeneral, der den „alten Mann im Vatikan“ genau instruiert, wie er „die Welt zu regieren“ habe. Wenn nun Leo XIII. eine zeitlang die Welt im Einverständnis mit dem Kaiser von Deutschland regiert hat, so hat er freilich nichts dabei verloren, er hat es wahrlich nicht umsonst gethan, und als vollends Bismarck ihn zum Schiedsrichter im Karolinenstreit aufrief, da verhalf ihm diese „Lumperei“ zu einem Scheine politischer Machtvollkommenheit und politischen Kredits, nach dem Leo XIII. schon lange getrachtet hatte. Als aber nach Erneuerung des Dreibundes und nach dem Besuch Wilhelms II. im Vatikan die Aussichten auf Wiederherstellung des Kirchenstaates stark zu sinken begannen, da zeigte es sich, daß bei Leo XIII. das Verlangen nach einer Wiederherstellung des Kirchenstaates nicht bloß diplomatischer Kunstgriff und bequemes Agitationsmittel ist, sondern daß es ihm mit diesem kindischen Gedanken ebenso ernst ist, wie es Pius IX. je gewesen war, und daß auch dieser „vicarius Christi“ nichts gegen einen Weltkrieg hätte, wenn er nur sein kleines „Reich von dieser Welt“ wieder erlangen könnte.

Daher die gegenwärtige Franzosenfreundlichkeit des Papstes, daher sein Entgegen-

kommen gegen Rußland, dem er seine Schafe in Polen völlig preisgiebt, um nur ja dem ketzerischen Bundesgenossen die gnte Laune nicht zu verderben. Bei allen diesen Veränderungen ist nur eines gleich geblieben: Die Feindschaft des Papstes gegen Italien, die ihn und die Kurie dem Volke am meisten entfremdet, aus dem er stammt und unter dem er lebt, und den kirchlichen Einfluß in Italien immer mehr vermindert, ohne daß es den Anschein hat, als werde jemals die Wiederherstellung des Kirchenstaates erfolgen.

Die Allgem. Ev. Luth. Kztg., giebt nach der „Revue du Diocese d'Annecy" folgende Übersicht des Kulturkampfes in Frankreich seit 15 Jahren: 1. „Gegen die Weltgeistlichkeit: 1885 Abschaffung der Gehälter der Domherren mit deren Ableben. 1877 teilweise, 1885 vollständige Aufhebung des Kapitels in Saint-Denis, 1885 Aufhebung des Kapitels St. Genovefa in Paris; die Gehaltszahlung erfolgt nur noch auf Grund eines Zeugnisses des Maire; durch mehrere ministerielle Rundschreiben wird eine große Anzahl Pfarreien und Vikariate aufgehoben. 1877 Herabsetzung der Ausgaben für Seelsorge im Heer; Abschaffung der sachlichen Kultusausgaben im Heer; Verminderung der Seelsorge in Heer und Flotte. Alles dies durch einfache Verordnung der Minister. 1880 Abschaffung der Militärseelsorge. 1885 Herabsetzung der Ausgaben für Seelsorge in den Lazareten. 1885 Verminderung der Gefängnisgeistlichen; die noch Beibehaltenen werden auf ein Drittel (5—600 Frks.) ihrer Bezüge gesetzt. 1890: dem Seelsorger der Irrenanstalt Charenton wird der Gehalt entzogen; Abschaffung der Entschädigung für Geistliche in den Kolonien, 1889. ca. 200 Pfarrern wird unter dem Vorwande der Wahlumtriebe der Gehalt entzogen; ein ministerielles Rundschreiben bestimmt, daß die Gemaßregelten keine höhere Stelle einnehmen dürfen. 1891—92: zahlreiche Priester werden bestraft, auch mit Gefängnis, weil sie den unchristlichen Unterricht öffentlicher Schulen getadelt hatten. 1888: der oberste Gerichtshof erklärt die Ehe früherer Priester für gültig. 1889: den Geistlichen wird der Wehrdienst auferlegt. 2. Gegen die Ordensleute: Märzdekret, gewaltsame Vertreibung der Jesuiten und anderer Ordensleute aus ihren Häusern. Den Novizen wird die Wehrbefreiung genommen. 1890: den nichtanerkannten Orden wird der Unterricht in Priesterseminarien verboten. 1886: Ausschließung, binnen fünf Jahren, der Ordenslehrer aus den öffentlichen Volksschulen. Den Orden werden zwei neue Ausnahme- (Ertrags- und Zuwachs-) Steuern aufgelegt. Den anerkannten Orden wir die Annahme von Schenkungen untersagt. Den Notaren wird verboten, ohne jedesmalige Ermächtigung der Regierung einen Kaufvertrag für Ordensgenossenschaften auszufertigen. Den Ordenslehrern wird die Ermäßigung der Fahrpreise auf der Eisenbahn entzogen, welche allen Volksschullehrern gewährt ist. Vorlage eines Genossenschaftsgesetzes, welches den Bestand kirchl. Genossenschaften unmöglich macht. 3. Im Schulwesen: von 1881 ab eine ganze Reihe Gesetze, um den Religionsunterricht von den Volksschulen auszuschließen. 4. 1886: Einführung der Ehescheidung. Der Erzbischof Gouthe-Soulard von Aix erklärt in einem öffentlichen Briefe, die der Geistlichkeit gezahlten Bezüge seien, laut den Beschlüssen der Nationalversammlung von 1789 und 1791, eine Entschädigung für die weggenommenen Kirchengüter, also eine Schuld des Staates, und deshalb ebensowenig zurückzuhalten als die Zinsen der Staatsschuld. Er erhebt deshalb Einspruch gegen die Wegnahme seiner Bezüge und beauftragt seine Erben, dieselben einzuklagen, um sie guten Zwecken anzuwenden."

Man sollte nun denken, daß der Papst gegen Frankreich, daß die römische Kirche viel härter behandelt, als irgend ein deutscher Staat es je gethan hat, vorgehen, aber es geschieht gerade das Gegenteil, er stellt sich gegen die Bischöfe auf Seiten der Regierung um ja den Schimmer von Hoffnung nicht fahren zu müssen, daß nach einem allgemeinen europäischen Krieg, in welchem Frankreich zu den Siegern gehören könnte, der Kirchenstaat wieder hergestellt werden möchte.

In Ungarn wurde im Jahre 1868 in Betreff der Kinder aus Mischehen gesetzlich bestimmt, daß die Knaben der Konfession des Vaters die Mädchen der Mutter zu folgen hätten. Dementsprechend mußte der Geistliche, der ein Kind taufte, das nach dem Gesetz der andern Konfession zugehörte, dem zuständigen Geistlichen der betr. Kon-

fession Anzeige erstatten, damit die Taufe in das richtige Kirchenbuch eingetragen werden könne. Anfangs fügte sich die römisch-katholische Geistlichkeit mit Ausnahme einzelner Fälle. Mit der Zeit nahm die Opposition zu, man taufte die Kinder der evangelischen Kirche weg, indem man namentlich von seiten des niedern Klerus von der Anschauung ausging, daß alles was vom römischen Priester getauft ist, dem Papste angehört. Die Widersetzlichkeit wurde von Rom aus gefördert, und gestützt auf ihre Allgemeinheit, förderte man eine Änderung des Gesetzes. Anfangs beteiligten sich die Bischöfe nicht an dieser Bewegung. Nun ist aber der ungarische Fürstprimes Erzbischof Vaszari im ungarischen Oberhaus auch gegen das Gesetz aufgetreten. Er verlangte freilich nicht Abschaffung des Gesetzes — das wäre auch vollständig aussichtslos — aber er beantragte das Gesetz stehen zu lassen, es dagegen den Eltern der Kinder zu überlassen, ob sie demselben Folge leisten wollen oder nicht. Dabei drohte der Erzbischof mit der Opposition sämtlicher Bischöfe, diese infolge ihres Reichtums bedeutenden Einfluß auszuüben imstande sind. Während es scheint, daß das Oberhaus nicht abgeneigt war den Erzbischof in seinen Plänen zu unterstützen, so verharrte das Abgeordnetenhaus auf seinem Widerstand gegen die päpstliche Politik. Der Kultusmeister erklärte dann, daß bei fortgesetzter Weigerung des katholischen Klerus sich dem Gesetz zu fügen, die Führung der Register über Kinder aus gemischten Ehen in die Hände von Zivilbeamten gelegt werden müßten.

Ein eigentümliches Streiflicht auf die kirchlichen und kirchenpolitischen Verhältnisse in Ungarn wirft folgende Nachricht: Der Vatikan lehnte die Ernennung des agramer Domherrn Vucetic zum Erzbischof ab, weil jener angeblich zugeben mußte, seit drei Jahren keine Messe gelesen zu haben. Der Papst erblickt hierin ein kanonisches Hindernis. Infolge eines neuen Vorschlags des Ministerpräsidenten Kalnocky acceptierte der Vatikan die Kandidatur Handeks für den erzbischöflichen Stuhl. Daß ein Domherr in drei Jahren keine Messe liest, ist schon verwunderlich und kann auch wohl nur in Ungarn vorkommen; aber geradezu erstaunlich ist es, daß ein solcher Domherr von der ungarischen Regierung an erster Stelle für einen Erzbischofsstuhl vorgeschlagen werden konnte!

Nach Versicherung katholischer Blätter sind die Nestorianer nach fünfzehnhundertjähriger Trennung wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrt. (In Wirklichkeit sind sie nie römisch gewesen.) Der römisch-katholische Erzbischof von Urmia nahm das Glaubensbekenntnis des nestorianischen Patriarchen entgegen. Diese mit den römischen Katholiken vereinigten Nestorianer haben ihren eigenen Ritus, den sog. chaldäischen, beibehalten, und werden darum oft auch kurzweg als Chaldäer bezeichnet. Gegenwärtig sollen nun der Erzbischof von Urmia und die Mönche des heil. Hormisdas die kurdischen Gebirge durchziehen, um womöglich auch die Glieder der nestorianischen Kirche in die römische aufzunehmen und so der von Amerika aus betriebenen presbyterianischen Mission ihr Gebiet zu entreißen. Gegen diese Mission scheint man am meisten vorgehen zu wollen. Dieselbe hat durch ihre umsichtige und segensreiche Thätigkeit es bis jetzt verhindert, daß dieser Rest altchristlichen Glaubens nicht von der römischen Propaganda zerstört worden ist.

Außerdem hat sich diese Mission auch Verdienste um die Kenntnis dieser Christen und namentlich ihrer Sprache erworben. Die Missionare brachten die erste Kunde von der interessanten Thatsache nach dem Occident, daß ein Dialekt der alten aramäischen Sprache (des Chaldäischen) bei diesen Nestorianern in Kurdestan und in Urmia noch als lebendige Sprache existiere. Ebenso ist durch ihre Thätigkeit eine Litteratur in dieser Sprache, dem Neusyrischen, entstanden; zumeist Übersetzungen der Bibel sowie verschiedener englischer Erbauungsbücher. Durch Grammatiken, zu denen ebenfalls diese Missionare den Grund legten, ist diese Sprache der Kenntnis des Abendlandes erschlossen worden. — Auf diesem Gebiet entfaltet Rom seine Propaganda, und es ist wohl mehr der Widerstand gegen die Ketzer als die Liebe zu den Brüdern, von der es getrieben wird.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. November 1892. Nro. 11.

Die Waldesier im Mittelalter.

Von Prof. Dr. Wilh. Preger in München.—Aus der Zeitschr. für kirchl. Wissenschaft.

(Schluß.)

Neben den Arnoldisten zieht in Italien noch eine zweite Erscheinung, die der Humiliaten*) oder niedrigen Leute, unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Auch sie wollten wie die Arnoldisten ein Leben der Armut und Selbstverleugnung; aber sie stellten diese Forderung zunächst an sich und waren fern von Gedanken der Gewalt. Sie führten ein nach festen Regeln geordnetes Gemeinschaftsleben, das sich zwischen Gebet und Arbeit bewegte. Es war eine Laienvereinigung. Erst später bildete sich auch eine Abteilung von Humiliaten, die nur aus Priestern bestand. Bei ihren Zusammenkünften konnte jeder, der sich geschickt dazu fühlte, das Wort nehmen, um durch Mahnung und Belehrung die Genossen zu fördern. So sehr der Ernst der Lebensführung sie auszeichnete — sie verwarfen u. a. auch den Eid — bis zu dem Grade der mönchischen Absonderung gingen sie nicht, daß sie auch die Ehe verworfen hätten. Merkwürdig, weil einigermaßen an die christlich-socialen Bestrebungen der Gegenwart erinnernd, waren auch ihre Arbeiterkongregationen. Sie thaten sich in Abteilungen zu gemeinsamer Arbeit zusammen, die gewöhnlich im Weben wollener Tücher bestand. Der Erlös floß in die Kasse der Gemeinschaft, und wurde dann nach Bedürfnis an die einzelnen Familien oder unter die Armen vertheilt. Ihre Ware zeichnete sich so sehr vor andern ähnlichen Erzeugnissen aus, daß sie in den Städten Italiens bald alle Konkurrenz unterdrückte.

Nun hatten die Lehren des Arnold von Brescia auch die Humiliaten nicht unberührt gelassen. Waren sie auch fern davon, die Sachen des Geistes mit fleischlichen Waffen führen zu wollen, so trafen doch beide Kreise in der Anschauung, daß Christentum und Weltentsagung einander forderten, so sehr zusammen, daß die Opposition der Arnoldisten sich leicht in die Humiliatenkreise fortpflanzen konnte. Und so teilten sich denn bald die Humiliaten in zwei Parteien, von denen die eine der herrschenden Kirche sich fügte, die andere ihr feindlich gegenübertrat. So lag die Sache, als noch in der letzten Zeit des 12. Jahrhunderts Prediger der Waldesier auch in Italien ihre Lehre zu

*) Über sie: Tiraboschi, „Vetera Humiliatorum monumenta", 3 Bde. Mailand 1766—69.

verkündigen begannen. Dieselben fanden bei jenen Humiliaten, welche der letztgenannten Richtung angehörten, rasche Annahme. Eine neue Zeit, in welcher die lautere Schriftlehre wieder offenbar geworden, schien ihnen mit Waldez gekommen zu sein. Sie trennten sich von den übrigen Humiliaten, die das Band mit der Kirche nicht lösen wollten und bildeten eine selbständige Religionsgemeinschaft, die in einen Bruderbund mit den französischen Waldesiern trat. Dies sind die s. g. „italischen Armen", welche bei den römischen Schriftstellern zwar auch den Namen der Waldesier tragen, aber doch eine gesonderte Gemeinschaft bildeten und in Lehre und Verfassung manches Eigentümliche hatten. Zu diesen Eigentümlichkeiten gehören ihre Arbeiterkongregationen, die sie von den Humiliaten mit herübergenommen hatten und von denen die französischen Waldesier nichts wissen wollten; sodann ein eigener Priester- oder Dienerstand, der durch die Ordination auf Lebenszeit mit der Verwaltung der Sakramente betraut wurde, während die französischen Waldesier keine auf Lebenszeit angestellten Diener hatten, sondern aus der Mitte der Gläubigen bald diese, bald jene für eine Zeit lang mit dem Vollzug kirchlicher Handlungen betrauten. Auch schrieben die Waldesier den durch römische Priester verwalteten Sakramenten, soweit sie dieselben noch annahmen, eine heilswirkende Kraft zu, weil sie diese Wirkung von der Kraft des Wortes Gottes sich abhängig dachten, während die italischen Armen, wie einst Arnold von Brescia, die Würdigkeit des Spendenden für die kirchlichen Handlungen forderten. Vornehmlich aus diesem Grunde führten die letzteren einen eigenen Priesterstand ein, sodaß sie in einen noch schrofferen Gegensatz zu der herrschenden Kirche traten als die Waldesier. Mit ihrer Ansicht von der Notwendigkeit eines auf Lebenszeit berufenen besondern Priesterstandes hing es dann zusammen, daß sie auch einen auf Lebenszeit von der Gemeinde gewählten Vorsteher aufstellten, den sie Probst nannten und der eine Art bischöflicher Stellung hatte, während die Rektoren oder Leiter der Waldesier nur auf kürzere Zeit gewählt wurden.

So stehen die italischen und französischen Armen als zwei unterschiedene aber mit einander verbundene Gemeinschaften da. Die Verbindung lebendig zu erhalten, traten von Zeit zu Zeit Abgeordnete beider Kreise zusammen, um Lehr- und Lebensfragen zu besprechen und etwa entstandene Mißhelligkeiten auszugleichen. So wurde im Jahre 1218 eine gemeinschaftliche Synode zu Bergamo gehalten, über die wir noch den Bericht haben, welcher etwa zwölf Jahre später von den italischen Armen an deren Brüder nach Deutschland gesendet worden ist. Dieser Bericht *) ist als das einzige ältere Denkmal, das wir aus dem Kreise der Armen selbst besitzen, für die Geschichte der beiden Gemeinschaften von höchstem Wert und läßt uns u. a. die Frage über den Ursprung der Waldesier und über ihr Verhältnis zu den italischen Waldesiern d. i. zu den italischen Armen abschließend beantworten.

Ich sagte, jener Bericht über die Synode zu Bergamo sei von dem

*) In der erwähnten münchener Handschrift Cod. lat. 311. Zuerst in meinen „Beiträgen zur Geschichte der Waldesier".

Kreise der italischen Armen an deren Brüder in Deutschland gerichtet gewesen. Denn der Missionseifer der französischen Waldesier, hatte sehr bald auch die italischen Armen ergriffen, und bei dem regen Verkehr zwischen Deutschland und Italien im Mittelalter waren ihre Prediger auf den Straßen, welche unsere Heere hin und wieder zogen, in kurzer Zeit auch nach Österreich und Bayern gekommen. Die Verhältnisse in Italien und Deutschland lagen damals ziemlich günstig für die Ausbreitung von Lehren, welche von der herrschenden Kirche bekämpft wurden. Das Streben der Bischöfe und Äbte nach Erweiterung ihres Gebiets, ihrer Rechte und ihrer Einkünfte führte überall den Kampf mit dem Adel und den Bürgerschaften der Städte herbei. Und hier erbitterte nun vor allem der Mißbrauch, den der Klerus mit den höchsten kirchlichen Strafen trieb, mit dem Bann, der den einzelnen aus der Kirchengemeinschaft, und mit dem Interdikte, das ganze Gebiete von von dem Genuß des Abendmahls und anderer kirchlicher Segnungen ausschloß. Denn diese Strafen wurden unzählige Mal von dem Klerus verhängt, um streitige Ansprüche in weltlichen Dingen durchzusetzen. Dazu kam noch, daß das Ansehen des Papsttums durch die Leidenschaft, mit welcher die herrschsüchtigen Päpste des 13. und 14. Jahrhunderts gegen das deutsche Kaisertum kämpften, selbst bei vielen Bischöfen erschüttert war. So wurden, um ein Beispiel aus der ersten Zeit des eben erwähnten Sendschreibens zu nennen, der Bischof Rüdiger von Passau mit den übrigen süddeutschen Bischöfen auf die Seite des vom Papste gebannten Kaisers Friedrich II. geführt, als der päpstliche Legat Albert Beham, welcher dem Kaiser Feinde im Reich erwecken sollte, sich die übermütigsten Eingriffe in die bischöflichen Rechte erlaubte. Als er den Bischof Rüdiger an der Abhaltung des Gottesdienstes verhindern wollte, wurde er von diesem mit der Faust zurückgeschlagen.

Wo die Verhältnisse in solcher Weise lagen, da war natürlich der Boden für die Lehren der Sektenprediger ein sehr empfänglicher, und auch an Schutz gegen die Inquisition pflegte es dann nicht zu fehlen. In der Lombardei, in Südfrankreich und anderwärts, so berichtet der ungenannte Priester der Diöcese Passau, haben die Häretiker mehr Schulen als die Theologen und auch mehr Zuhörer. Sie disputieren öffentlich und rufen das Volk zu feierlichen Versammlungen auf den Markt oder das freie Feld. Und niemand wagt sie daran zu hindern wegen der Macht und Menge ihrer Gönner. Diese Gunst verdanken indes die Prediger der Waldesier nicht bloß dem Hasse gegen die herrschende Kirche, sondern auch ihrer Sittenstrenge, zu der das üppige Leben der Kleriker einen scharfen Gegensatz bot. Auch hiefür dient uns der passauer Priester als eine Quelle, über deren Zuverlässigkeit kein Verdacht bestehen kann. Die Schilderung, welche er uns vom Leben der Häretiker giebt, gründet sich auf Erfahrungen, welche er sich bei den Prozessen der Inquisition gesammelt hatte, deren Mitglied er war. Diese Inquisition hatte es vorherrschend mit den italischen Armen zu thun. Diese Häretiker, so sagt unsere Quelle, erkennt man an ihren Sitten. Sie zeigen keinen Stolz in der Kleidung, da sie weder das Auffallende des Reichtums noch der Armut haben,

Was man eigentlich Handel nennt, treiben sie nicht, um der Versuchung zum Lügen, Schwören und Betrügen zu entgehen. Sie arbeiten nur, um leben zu können. Ihre Lehrer sind Weber und Schuhmacher. Sie sind mit dem Nötigsten zufrieden. Sie leben keusch, namentlich die Leonisten (Armen von Lyon). Sie sind mäßig im Essen und Trinken. Zur Schenke, zum Tanz oder anderen Eitelkeiten gehen sie nicht. Sie enthalten sich des Zürnens. Allezeit arbeiten sie, lernen oder lehren, und deshalb, so fügt er für ihn selbst bezeichnend hinzu, beten sie wenig. Der Priester meint hier offenbar unter dem Beten das äußerliche kirchliche Werk, vor dem das Gebet im Geist und in der Wahrheit ganz in den Hintergrund getreten war.

Unser Berichterstatter zeigt uns dann, auf welche Weise die fremden Lehrer ihr Missionswerk betreiben. Sie suchen vornehmlich auch Reiche und Mächtige auf ihre Seite zu ziehen. Als Tabuletkrämer kommem sie auf die Burgen des Adels. Sie bieten Gewandstoffe, Ringe und andern Schmuck an. Frägt man sie, ob sie noch anderes zu verkaufen härten, so antworten sie etwa: Ja, noch größere Kostbarkeiten als jene sind, und ich würde sie euch geben, wenn ihr mich den Klerikern nicht verraten wolltet. Ich habe einen Edelstein, durch den man Gott schauen kann; einen andern, der die Liebe zu Gott im Herzen entzündet. Da bringen sie dann Worte der H. Schrift, in welchen das wahre fromme Leben vorgehalten wird; dann solche, in denen der Herr das Leben der Pharisäer und Schriftgelehrten zeichnet. Sie vergleichen die herrschende Kirche mit ihrer Gemeinschaft; die Unkeuschheit des römischen Klerus und das keusche Eheleben ihrer Lehrer; die Üppigkeit jener mit ihrer Armut; dort finde sich die Gewaltthätigkeit des Verfolgers, bei ihnen das Dulden und Leiden. Selten sei unter den Klerikern ein Doktor der H. Schrift, der auch nur drei Kapitel auswendig wisse, selten unter ihnen ein Mann oder Weib, die den Schrifttext nicht in der Volkssprache anzuführen wüßten. Denn sie haben das Neue und das Alte Testament in die Volkssprache übersetzt und in dieser Form lehren und lernen sie es. Ich sah und hörte, so sagt unser Priester, einen ungebideten Bauer, der das Buch Hiob von Wort zu Wort hersagte, und mehrere andere, welche das ganze neue Testament vollkommen innehatten. „Und weil wir nun" so läßt sie der Priester weitersagen: „den wahren Christenglauben haben und ein heiliges Leben führen, so verfolgen uns diese Pharisäer und Schriftgelehrten bis zum Tode, gleichwie sie Christum verfolgt haben. Sie dringen vornehmlich auf menschliche Traditionen, wie Fasten, Tage halten, Kirchen besuchen und vieles dergleichn, was doch nur Menschengebot ist; wir aber raten die Lehre Christi und der Apostel zu halten." Auf diese Weise, so schließt der passauer Priester seinen Abschnitt, führen sie sich ein und ihre Gönner behalten sie bei sich monatelang und lassen sich von ihnen unterweisen.

Aus unserer Quelle entnehmen wir nun, daß die italischen Armen um das Jahr 1200 in zahlreichen Gemeinden des Herzogtums Österreich verbreitet waren. Der Verfasser macht 42 Orte namhaft, die von den Waldesiern angesteckt seien. Ich nenne davon beispielsweise Enns, Steier, Ips,

Wels, Ardagger, St. Florian, Böheimkirchen. In einer Anzahl dieser Orte hielten sie Gottesdienste. In Enzisbach war ihr Vorsteher, den unser Priester als Bischof bezeichnet. Es war die ursprüngliche Bestimmung der waldesischen Gemeinschaft, eine Missionsgemeinde zu sein. Und auch die italischen Armen sahen das als ihre Aufgabe an. Der passauische Priester stellt ihren Missionseifer der Nachlässigkeit der gläubigen Lehrer gegenüber. Er weist u. a. auf einen Häretiker hin, den er selbst gekannt habe, der im Winter durch den Ips geschwommen sei, um einen jenseits Wohnenden zu unterrichten und für die Sekte zu gewinnen. Unter den 42 Ortschaften, wo die „Armen" ihre Anhänger hatten, liegen mehrere an der Grenze Böhmens. Es läßt sich erwarten, daß sie auch in diesem Lande ihren Samen ausstreuten. Um die Zeit, da unser Priester sein Buch schrieb, bat König Ottokar von Böhmen den Papst um Inquisitoren zur Ausrottung der Ketzer in seinem Lande. Daß diese Ketzer zum großen Teile Waldesier waren, ersehen wir aus den böhmischen Inquisitionsberichten des folgenden Jahrhunderts, die auf eine längere Geschichte der Waldesier schließen lassen. Die Berichte zeigen uns auch, daß diese böhmischen Waldesier den italischen Armen angehörten; denn sie sagen, daß unter denselben Geldsammlungen für ihre Brüder in Italien stattfänden und daß sie ihre Lehrer in der Lombardei ausbilden ließen*). Von Böhmen aus drangen die „Armen" nach der Mark Brandenburg und Pommern und nach Posen vor. Im Jahr 1391 haben die Inquisitoren in Pommern nicht weniger als 400 Waldesier zur Untersuchung gezogen.†) Wie in Pommern, so war in den folgenden Jahren die Inquisition auch in der Mark, in Böhmen und in Österreich thätig. Triumphierend melden die Inquisitionsberichte ‡), daß in diesen Jahren mehrere Tausende von Waldesiern durch die Inquisition „dem Schlunde Leviathans entrissen" und zu der römischen Kirche zurückgebracht worden seien.

Wir besitzen noch die Vorschriften, welche das Verfahren der Inquisition bis ins Einzelne regelten¶); wir haben noch zahlreiche Urteilssprüche über die Angeklagten. Wenn die, welche den Inquisitoren als verdächtig erscheinen, weder auf Versprechungen noch Drohungen hörten, wenn der oft jahrelange Aufenthalt im scheußlichen Kerker, oder die Bitten der von den Inquisitoren geleiteten nächsten Angehörigen ihren Willen nicht hatten wankend machen können, dann wurde die Tortur gegen sie angewendet, wo dann alles, das unterirdische, schwarz verhängte, von Fackeln erleuchtete Gemach, der einem höllischen Dämon gleich verkappte Henker, der Anblick der Marterwerkzeuge, endlich die furchtbarsten Qualen selbst Geständnis und Widerruf erzwingen sollten. Blieben die also Gequälten standhaft, dann wurde das Urteil des

*) Flacius aus Inquisitionsakten vom J. 1330 im „Catalog. testium veritatis". Frankfurt 1666, S. 638.

†) Flacius a. a. O. S. 639.

‡) Maxima bibliotheca veterum patrum. T. XXV, f. 281.

¶) Aus den mittelalterlichen Quellen zusammengestellt im Limborch, „Historia inquisitionis, cui subjungitur liber sententiarum inquisitionis Theolosanae ab a. Chr. 1307 ad a. 1323." Amsterdam 1692.

Todes über sie gesprochen oder sie wurden, wie man sich ausdrückte, dem Arm der weltlichen Obrigkeit übergeben. Die Weise, wie das Urteil zur Ausführung kam, war darauf berechnet, dem Volke den Eindruck zu geben von einer unerbittlich richtenden furchtbaren Gewalt, die den Widerstrebenden vernichtet, indem sie ihn dem zeitlichen und ewigen Tode preisgiebt. Das Volk wurde durch die Geistlichkeit zu dem Schauspiel der Hinrichtung aufgeboten. Ein Sonntag wurde zum Vollzuge des Aktes gewählt. Die Verurteilten werden durch die harrende Menge zur Kirche geführt, wo einer der Inquisitoren die Predigt hält und die Urteile verlesen werden. Dann ziehen die geistlichen und weltlichen Richter in feierlicher Prozession, das Kreuz voran, mit den Unglücklichen, denen ein Knebel den Mund verschließt, hinaus zum Richtplatz. Diese tragen Mützen, die mit Teufeln bemalt sind, und auch die Figuren auf ihren Kleidern zeigen an, daß sie Kinder der Hölle sind. Am Orte ihrer letzten Qual werden sie von den Henkersknechten an den Pfahl gebunden und verbrannt.

In Steier sind im J. 1397 hundert waldesische Männer und Frauen verbrannt worden. Dort hatte der Inquisitor aus dem Cölestinerorden sein furchtbares Tribunal aufgeschlagen. Wir besitzen noch eine Anzahl der Urteile, die unter seinem Vorsitze gefällt worden sind.*) Einige beleuchten in charakteristischer Weise die Richter und ihre Opfer. Els Kumpfner, eine sechzigjährige Witwe, in der Sekte geboren, einst von dem Inquisitor Heinrich von Olmütz absolviert, behauptet, es gebe kein Fegfeuer nach diesem Leben, dieses bestehe vielmehr in den Versuchungen und den Leiden bei Leibesleben; und gefragt von dem Pfarrer, ob sie am Vorabend von Allerheiligen allein zur Ehre Gottes und nicht auch der Heiligen gefastet, antwortet sie mit der Gegenfrage, ob der Herr nicht mächtiger sei, als der Knecht? Mit ihr wurden zugleich drei andere, welche ihre Überzeugung nicht aufgeben wollten, dem Tode überliefert. „Wir urteilen", so heißt es da, „du Gundelinus seiest ein Ketzer, du Els eine Ketzerin, in die vor Gericht abgeschworene Ketzerei zurückgefallen, du Kunigunde rückfällig, hartnäckig, unbußfertig, du Diemut desgleichen; da nun die Kirche nicht weiter hat, was sie thun soll, so überlassen wir euch dem Arme des weltlichen Gerichts und bitten dieses nachdrucksvoll, wie es die kanonischen Bestimmungen raten, daß es euch Leben und Glieder, ausgenommen in der Todesstunde, unverletzt lasse [die Opfer sollen also vor der Hinrichtung nicht noch gefoltert oder gepeinigt werden], wobei euch gewährt werden soll, daß ihr im Falle ernstlicher Reue noch die Sakramente der Buße und der Eucharistie erhalten könnt."

Wir erinnern uns der Worte des mächtigen Liedes, welches Luther im J. 1523 an der Asche der beiden Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Esch, welche von der Inquisition den Flammen überliefert worden waren, gesungen hat: „Die Asche will nicht lassen ab", so lag auch in dem Bekenntnisse der „Armen" in Österreich eine Bekräftigung des Wortes vom Heile, die demselben immer wieder die Herzen öffnete, wie es denn nicht zu bezweifeln ist,

*) Münchener Staatsbibliothek. Cod. lat. 5338.

daß es die vorbereitende Thätigkeit der Waldesier war, welche bewirkte, daß Huß für sein reformatorisches Wirken in Böhmen eine so rasche und allgemeine Zustimmung fand.

Die Geschichte zeigt uns, wie vieler Kräfte es bedurfte, wenn allmählich die Bande gelöst werden sollten, in welche die herrschende Kirche den Glauben der Völker geschlagen hatte, und einer wie langen Arbeit, bis die evangelische Wahrheit in geläuterter Gestalt das Gemeingut eines großen Teils der Christenheit werden konnte. Es würde zu weit führen, die verschiedenen reformatorischen Richtungen mit der waldesischen zu vergleichen, um das Verhältnis ihres Wertes zu einander im einzelnen festzustellen. Wir können hier nur hervorheben, daß die Waldesier zu den erleuchtetsten und treuesten Zeugen der Wahrheit im Mittelalter gehören, und daß sie einen sehr hervorragenden Anteil an dem großen Werke der Vorbereitung für die Reformation auch in Deutschland erlangt haben. Und sie haben die schöne Zeit eines neuen Frühlings der Kirche Christi noch erlebt, mit Freuden haben sie die Reformation begrüßt und sich ihr angeschlossen. In Deutschland verschwindet ihre Geschichte in der großen reformatorischen Strömung, aus welcher die evangelische Kirche sich herausgebildet hat, in Böhmen schon früher in der hussitischen Bewegung. In Südfrankreich und in Italien haben sie die reformierte Lehre angenommen; aber manche Eigentümlichkeiten sich bewahrt. Furchtbar waren die Verfolgungen, welche sie in diesen Ländern in den Zeiten nach der Reformation noch erlitten haben;*) aber unter allen Stürmen sind sie erhalten worden. Die neuere Zeit hat ihnen Religionsfreiheit gebracht. Unter dieser fangen sie von neuem an sich auszubreiten. Möge sie der Herr der Kirche in dem Worte, dem sie unter unzähligen Leiden treu geblieben, Licht und Kraft in stets erhöhter Weise finden lassen, um die Kirche des Evangeliums in den Ländern des Südens mit bauen zu helfen.

Ueber den Erlaß Erzbischof Albrecht's von Mainz und Magdeburg wider den vermessenen Mönch zu Wittenberg vom 13. Dezember 1517.

Von Kirchenrat Dr. Ferd. Körner in Schleiz.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Kaum hatte Luther seine 95 Thesen angeschlagen, kaum waren sie, „gleich als wären die Engel Botenläufer gewesen," nach allen Seiten hin ausgetragen und überall teils mit vollem Beifall, teils mit höchstem Erstaunen gelesen worden, als schon die Vikariatskommission zu Halle, welche Erzbischof Albrecht zur Verwaltung der Diöcesen Magdeburg und Halberstadt während seiner Abwesenheit in Mainz eingesetzt hatte, im Gefühle der Wichtigkeit der Sache sich beeilte, „ein Schreiben mit Traktat und Konklusion eines vermessenen Mönchs zu Wittenberg" dem Erzbischof zu übersenden, „das heilige Negotium

*) Eine übersichtliche Darstellung ihrer Leiden s. in Fr. Nielsen; „Die Waldenser in Italien". Aus dem Dänischen. Gotha 1880.

Indulgenciarum und den Subkommissarien desselben betreffend." Leider kennen wir diesen Bericht nicht, so lehrreich es wäre, ihn und die erste behördliche Auffassung des Luther'schen Handels zu kennen; im magdeburger Staatsarchive findet er sich nicht vor, und Hennes in seinem „Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Magdeburg" (Mainz 1858) hat ihn aus dem mainzer Archive nicht bekannt gegeben, vielleicht nicht bekannt geben können. Um so interessanter ist der Bescheid, den der Erzbischof von Aschaffenburg aus unter dem 13. Dezember 1517 darauf erlassen hat, und der zuletzt, genau dem Wortlaute nach, in meinem „Tetzel, der Ablaßprediger" (Frankenberg 1880, Roßberg, S. 148 fg.) abgedruckt worden ist.

Der Bescheid des Erzbischofs hat sehr verschiedene, ja, sich diametral entgegengesetzte Auffassungen erfahren. Der Katholik Val. Gröne in seinem „Tetzel und Luther" (2. Aufl., Soest 1860, S. 199) betrachtet ihn als einen Schutzbrief für Tetzel, „welcher sich weder in seinem Betragen noch in der Verkündigung des Ablasses eines Vorwurfs schuldig gemacht, keine Unterschleife von Ablaßgeldern begangen, überall des größten Vertrauens genossen habe." Dagegen habe ich in meiner vorgedachten Schrift S. 90 fg. darin einen Schutzbrief für den Ablaß und den Ablaßhandel wider Luther's Angriff auf denselben und eine Zurechtweisung Tetzel's und der Subkommissare sowohl wegen großen Aufwands und Pomps als wegen Anstößigkeiten in Wort und Werk erblicken zu müssen geglaubt. Und durch dieses mein Urteil wie meine Schrift überhaupt hat hinwiederum der Katholik K. W. Hermann sich gemüssigt gefunden, im Heft 4, Bd. III. der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" für Tetzel und Gröne einzutreten („Johannes Tetzel, der päpstliche Ablaßprediger." Frankfurt a. M. 1882) und mich, den Protestanten, dabei gelegentlich mit allerlei Unglimpf zu überhäufen. Im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt," 1882, Nr. 44—46 ist von mir nicht auf die Verunglimpfungen, wohl aber auf einige der mir am meisten aufgefallenen, der Wahrheit widerstrebenden Behauptungen geantwortet worden. Hier jedoch übergehe ich alles andere und beschränke mich auf die von Hermann aufgestellten irrigen Erklärungen jenes Reskripts vom 13. Dezember 1517 als auf den wichtigsten Punkt, dessen Erörterung vor weiteren Kreisen, damit keine bleibende Verdunkelung einer geschichtlichen Thatsache entstehe, mir besonders wünschenswert erscheint.*)

---

*) Die fragliche Stelle des Reskripts lautet wörtlich: „Wir haben ewr schreyben mit zwgesandten tractat vnd conclusion eines vermessen Monichs zw Witenberg das heylig negotium Indulgenciarum vnd unsern Subcommissarien betreffend Inhalts horen leßen. Fügen euch dorauff wissen, wie wol vns berurts Monichs trotzig furnemen vnser person halben wenig anfechtet, haben wir doch fast vngerne erfharen, das arme vnvorstendig volk der gestalt sall geergeret vnnd inn beschwerlichen Irtumb gefurt werden. Dorumb vnd demselbten auß guthem grunde zcw widderstehen, haben wir angezeigte tractat, conclusiones vnd andere schriefte den hochgelertten der heyligen schriest vnd rechte vnnser Vniuersitet zcw Meintz mit zceitigem bedencken fleissig zcw obirsehen vnd zcw Erwegen obirschickt. Auch selbst beneben vnsern gelertten hoferethen vnd andern vorstendigen statlich beratslagt, bedechtiglich erwogen vnd auff derselben aller eynmutigen rath diesen beygelegten erstlich in Irem beywesen vorlesen processum Inhibitorium

Den neuesten Apologeten Tetzels Hermann dünkt (a. a. O., S. 42 fg.) der erzbischöfliche Erlaß schon deshalb „ein glänzendes Zeugnis für seine Unbescholtenheit,“ weil aus diesem Erlasse ersichtlich sei, daß die Vikariats-kommission ganz entschieden für Tetzel und gegen Luther aufgetreten, und der Erzbischof nach vorgenommener Prüfung sich gleichfalls entschieden für den Ablaß und „für seinen Subkommissarius“ ausgesprochen, und weil ferner daraus ersichtlich sei, daß Tetzel, dem der Prozeß gegen Luther zuzuschicken gewesen, der folglich „zum Mitberater gemacht worden,“ wenigstens „das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten besessen habe und diese ihn der behaupteten Schlechtigeiten für unfähig hielten.“

Dem entgegen lehrt eine sorgfältige Vergleichung und Zergliederung des erzbischöflichen Erlasses in bezug auf den ersten Punkt nur, daß Albrecht entschieden für den Ablaß, zum Schutze des durch Luthers Angriff gefährdeten Ablaßgeschäfts, also entschieden gegen Luther, keineswegs, daß er unbedingt,

widder ehrgemelten Monich angestelt, auch do benebin den handel sampt artickeln position vnd tractat Bepstlicher heyligkeit ylends zcwgefertigt, guter hofnung sein heyligkeit werde also zcwr sachen greiffen vnd thun, das solchem Irrsal zceitlich nach gelegenheitt vnnd notturfft widderstanden vnd wir den orden vnd sache nicht auff vns laden, welchs gehalten ratslags wir euch neben dem besiegelten proceß ein auszcog obirsenden Gnediglich begerende solchs by Euch, in beywesen etlicher vorstendigen hochgelerten auch zcw beratslagen vnd mit hohen vleis stadtlich zcw erwegen vnd wo in rathe befunden, das der proceß nach gestalten sachen der massen gut, thugelich vnd nutz sey. Dann wollet ynen vnserm Subcommissarien Ern Johann Tetzell zcw schicken, denselben berurtten Mönche zcw Wittenberg wie forder geburlich zcw intimiren lassen, domit solcher giftiger Irthumb vnder gemeinem volck weither nicht gepflanzt werde. Forder lassen wir vns Ern Tetzels Bestellung in die Margk vnd Preussen zcw dieser zceit gefallen, Nachdem Ir vns dan do neben ein Verzceichnus der versoldten seiner vndergesatzten Commissarien zcw gefertigt, Befinden wir, das die Versoldung fast hoch angestalt vnd der personen vil ist, also das derselben vnder commissarien vnd Ern Tetzels solde sich etwas weyt obir dreyhundert gulden alle Monat erstrecken, Mogen doch bey vns nicht ermessen, das ein solch groß anzcal Subcommissariorum von notthen vnd das negotium ertragen moge. Und wissen euch dorauff nicht zcw bergen. Daß Bepstliche heyligkeit vns durch vnsern freundt hern Johannsen Bischoff zcw Reuell muntlich hat lassen anzceigen wie an sie gelangt, Als solten wir das heylich negotium mit manichfaltigen grossen vnkosten, pompa vnd versoldung vieler personen beswereu. Mit ernstlichem beuell solchs vnnachlesslich zcw messigen vnd den handel nicht hocher, dan so viel die notturfft erfordert zcw beladen. Obir das wirt vns furbracht, wie sich etliche vnter Commissarien in predigen vnd herbergen mit reden vnd anderm vnschicklich sollen halten also das es ynen vnd dem heyligen negotio zcw nachteil verkherlich vnd argem außgelegt. Dorauff ist vnser ernstlich beuel vnd wollen, das Ir solches vnserm gemeynen Subcommissarien Ern Johann Tetzel anzceiget und mit Ime handelt, den grossen vnkosten, versoldung und anzcal der person, so vil dem handel leyedtlich zcw messigen vnd myndern. Auch das er den vndergesatzten Commissarien ernstlich vndersage Sich hinfurder in predigen, wortten, werken vnd sunst allenthalben schicklich zcuchtig, ehrlich vnd nach erheyschung Ires standes wol zcw halten, domit Bepstlicher heylichkeit beuel dermassen gelebt, wir vnd sie derhalb ungeuerdt, auch das heylich negotinm dodurch auß leichtfertigkeit nicht veracht werde. Wurde aber Er Tetzel solchs ewrs vndersagens von euch beswerde tragen. Muget Ihr Ime diesen brief so viel der diesen artickel belanget erzceigen dorauß zcw vermercken das solches vnser gantz meynung vnd beuel sey. Weither Als Ir vns ein form eines Confessionals wbersandt ꝛc.“

und ohne alle Einschränkung mit der nämlichen Entschiedenheit für Tetzel sich ausgesprochen habe. Oder sollte wirklich lediglich aus den Worten im Eingange, daß das Schreiben der Vikariatskommission „das heilige Negotium Indulgenciarum und den Subkommissarien" betreffend, geschlossen werden können, daß der Erzbischof in völlig gleicher Weise seinen Subkommissarius wie den Ablaß, dessen Gefährdung ihm zu Herzen ging, habe verteidigen wollen, während er gleich darauf seine und des Papstes Unzufriedenheit mit den Maßnahmen und dem Thun und Wesen des Subkommissarius ganz deutlich zu erkennen giebt?

Zum zweiten Punkte ist es wahr, daß der Erzbischof befohlen hat, den inhibitorischen Prozeß gegen den vermessenen Mönch zu Wittenberg an seinen Subkommissar Tetzel gelangen zu lassen. Nichts aber, nicht eine Silbe deutet an, daß dies geschehen sei, um ihn zum „Mitberater" zu machen, ihm dadurch das vollste Vertrauen auszudrücken und alle Welt fühlen zu lassen, daß man ihn jeder ihm etwa beigemessenen Unwürdigkeit für unfähig ansehe. Vielmehr liegt es nahe und am nächsten, vorauszusetzen, daß der Oberkommissar des Ablasses nichts anders in Absicht gehabt habe als seinen „gemeinen Subkommissar" von dem gefaßten Beschlusse Kenntnis zu geben, damit der Untergebene wisse, was für Anschauungen bei dem Vorgesetzten obwalten. Höchstens könnte der Erzbischof nach den unmittelbar folgenden Worten der Ansicht gewesen sein, daß Tetzel nach genommener Kenntnis den Prozeß dem Mönche von Wittenberg „zuintimieren" solle; dies aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach weder so geschehen noch von der Vikariatskommission so verstanden worden, wie ich in meinem „Tetzel" S. 93 unter Anführung einer bezüglichen Äußerung des Ablaßkrämers bemerkt habe.*)

Daß hier zunächst die Vikariatskommission veranlaßt wird, im Namen des Erzbischofs und im Sinne des Papstes über die Abminderung der mit der Ablaßverkündigung verknüpften Unkosten mit dem Subkommissar zu verhandeln: dies hält Hermann (a. a. O., S. 43 fg.) für einen Passus in dem erzbischöflichen Erlasse, der „für Tetzel noch ehrenvoller" sei. Denn ihm werde aufgetragen, „soweit er es für nötig finde," die Zahl seiner Subkommissarien zu verringern und nur die Kosten für die ihm untergebenen Gehülfen, nicht Tetzels eigene Ausgaben (soll heißen: nicht die Ausgaben für Tetzel selbst), würden beanstandet. Beides gereiche ihm zu hohen Ehren. Es wird aber im Reskripte nicht dem Tetzel aufgetragen, soweit er es für nötig finde, Abminderungen eintreten zu lassen, sondern der Vikariatskommission wird aufgetragen, Tetzel zu erkennen zu geben, daß Papst und Erzbischof für nötig finden und es ihr übereinstimmender „ernstlicher Befehl und Wille sei, die mannigfaltigen großen Unkosten, Pompa und Versoldung vieler Personen sollten unnachläßlich gemäßiget und der Ablaßhandel nicht höher, denn die Notdurft erfordere, beladen werden." Und daß nur die Kosten für Tetzels

*) In dem Briefe an Miltitz vom 31. Dec. 1518 sagt Tetzel u. a.: „So doch hochbenannter Erzbischof ihn (Luther) bestellt hat zu citieren und nicht ich, wie das Gott mein Gezeug ist."

Unterkommissäre, nicht die bedeutenden Ausgaben für Tetzel selbst *) im erzbischöflichen Schreiben beanstandet würden: dies erscheint mindestens als höchst zweifelhaft und unwahrscheinlich. Heißt es darin: „Wir befinden, daß die Versoldung fast hoch angestellt und der Personen viel ist, also daß derselben Unterkommissarien und Herrn Tetzels Sold sich etwas weit über dreihundert Gulden alle Monate erstreckt — darauf ist unser ernstlich Befehl und wollen, daß — die großen Unkosten, Versoldung und Anzahl der Personen, so viel dem Handel leidlich, gemäßigt und gemindert werden": so können wir unsererseits aus diesen Worten nichts anders entnehmen, als die volle Unzufriedenheit des Erzbischofs damit, daß Tetzel das Ablaßgeschäft bisher zu pompös betrieben, zu viel Leute darin gebraucht und für sich und sie zu hohe Besoldungen beansprucht und bezogen, folglich durch das alles ganz übermäßige Abzüge von dem schließlichen Ertrage des Ablasses zu des Papstes und des Erzbischofs Schaden herbeigeführt habe, was durchaus abgestellt werden müsse. Wie aber im klaren Ausdrucke solcher Unzufriedenheit und des päpstlichen und erzbischöflichen Unmuts über Tetzels mißfälliges Gebahren eine Ehrenbezeigung oder eine Ehrenerklärung für den Ablaßkrämer erblickt werden kann, läßt sich nicht wohl begreifen.

Eines ist noch übrig: die Vikariatskommission soll auch Tetzel anhalten, „daß er den unterstellten Kommissarien ernstlich untersage, sich hinfürder im Predigen, in Worten, Werken und sonst allenthalben (anders als) züchtig, ehrlich und nach Erheischung ihres Standes wohl zu halten, damit dem Befehle päpstlicher Heiligkeit nachgelebt, der Erzbischof und sie selbst deshalb nicht gefährdet und das heilige Negotium dadurch aus Leichtfertigkeit nicht verachtet werde." Hinzugefügt wird noch — ein Satz, den der Katholik Hennes, der das erzbischöfliche Schreiben, gleich mir aus dem magdeburger Staatsarchive, in seinem „Albrecht" wiedergab, aus unbekannten Gründen weggelassen hat —: „Würde aber Herr Tetzel solches eures Untersagens von euch Beschwerde tragen, so möget ihr ihm diesen Brief, soviel der diesen Artikel belanget, erzeigen, daraus zu vermerken, daß solches unsere ganze Meinung und Befehl sei." Unverkennbar leuchtet aus dem zweimaligen Gebrauche des Wortes „untersagen" hervor, daß das Gefühl der Beschwerde, welches nach des Erzbischofs Voraussetzung etwa in Tetzels Seele entstehen könnte, durchaus auf nichts anders bezogen zu werden vermag als auf dasjenige, was im nächsten Satze zuvor als zu untersagen bezeichnet worden ist, also allein darauf, daß die Ablaßprediger hinfort alle bisher vorgekommenen Unziemlichkeiten zu unterlassen haben und ihnen eingeschärft wird, sich in ihrem Predigen wie in ihrem Wandel, in ihren „Reden vor dem Volke wie in den Herbergen" schicklich und züchtig und so zu verhalten, daß niemand an ihrem Thun Anstoß zu nehmen imstande sei, und das Ablaßgeschäft nicht durch sie selbst Nachteil und Schaden erleide. So habe ich es auch in meinem „Tetzel"

*) Bekanntlich belief sich seine Besoldung nach Miltitz's Brief an Pfeffinger vom 22. Jan. 1819 auf monatlich 80 Gulden, alle Kost frei mit einem Wagen und drei Pferden und Beireitern und 10 Gulden für seine Diener.

S. 97 aufgefaßt und daher gesagt: „Ist es nicht, als ob Tetzel, wiewohl er als Vorgesetzter der andern Ablaßprediger und als Beauftragter des Erzbischofs erscheint, doch auch von der letzteren Mahnung zur Beobachtung größerer Vorsicht im Predigen und besserer Züchtigkeit im Leben mitbetroffen würde? Wie könnte sonst vorausgesetzt werden, daß er sich von derartigen Mahnungen, die er nur an andere zu überbringen gehabt, selbst beschwert fühlen möchte? Hermann hingegen, um Tetzel möglichst von jedem Vorwurfe zu reinigen, kontorquiert des Erbischofs Sätze auf merkwürdige Weise und giebt (a. a. O., S. 45) dem Zusammenhange zuwider, die "Auskunft": Tetzel habe sich sehr wohl dadurch beschwert fühlen können, daß man ihm die Zahl der Gehülfen vermindern wolle, die man ursprünglich ihm gegeben, weil dadurch natürlich die Arbeit und Last für ihn, den Mann von 60—70 Jahren, bedeutend vermehrt wurde." Wie dem Zusammenhange, so widerstreitet das auch der Sachlage. Damals ernannten in der Regel nicht die Oberkommissare, Erzbischöfe, Bischöfe 2c. die Gehülfen für ihre Unterkommissare, sondern die letzteren wählten sie sich selbst, wie daraus erhellt, daß erst im Jahre 1547 die zu Bologna versammelten Väter zur Mißbrauchsabstellung beschlossen haben, unter No. 7 ihres Dekretsentwurfs: „nur solche sollten die Abläße verkünden und die Almosen einsammeln dürfen, die der Bischof dazu bestellt hat" (vgl. v. Wessenberg, „Die großen Kirchenversammlungen des 15. u. 16. Jahrhunderts," Konstanz 1840, IV., 151. 156.) Daß aber im vorliegenden Falle nicht Erzbischof Albrecht, vielmehr Tetzel selbst seine vielen Gehülfen sich zugesellt, erkennen wir aus den Worten des Reskripts, das wir besprechen: „Wir mögen bei uns nicht ermessen, daß eine solch große Anzahl Subkommissaren vonnöten und das Negotium ertragen möge." So hätte der Erzbischof nicht schreiben können, wenn er selbst und nicht Tetzel die große Zahl der Gehülfen in Dienst genommen hätte.

Aus dem allen ersehen wir: 1. daß das Reskript unbedingt zum Schutze des Ablaßhandels gegen die Gefahren und Nachteile erlassen ist, womit derselbe durch Luthers Auftreten bedroht ward; 2. daß es die Nachteile abwenden will, die aus der von Tetzel beliebten Anstellung zu vieler Gehülfen und aus der Höhe der an ihn und sie zu zahlenden Besoldungen für die Ablaßkasse entsprangen; 3. daß zu Verminderung derartiger Nachteile und der aus unvorsichtigem Wort und leichtfertigem Werk der Ablaßprediger für das Ablaßgeschäft hervorgehenden Gefahr diese, einschließlich Tetzels, eine ernste Admonition hinnehmen müssen, und daß somit 4. im fraglichen erzbischöflichen Schreiben nichts weniger als eine Ehrenrettung Tetzels oder ein Vertrauensvotum für ihn, eher ein scharfer Tadel seiner Handlungsweise, gewiß ein nicht mißverständlicher Ausdruck der Unzufriedenheit mit ihm enthalten ist.

Die neueste Umwälzung der Pentateuchfrage
durch Prof. J. Wellhausen.

Von P. O. Becher.

(Fortsetzung.)

Der P. C. weicht auch hinsichtlich des Sabbaths von der jahvistischen und deutoronomischen Schicht ab. Wenn nun aber W. behauptet: „Der Sabbath hatte dadurch bei den Israeliten seine ganz besondere Bedeutung, daß er in ganz humanem Sinn Ruhetag wurde, der die Alltagsarbeit alle sieben Tage durchbrach, zuletzt aber sei der Name so gedeutet worden, als käme er von Ruhe her," so ist ersteres nur die halbe, letzteres Entstellung der Wahrheit. Nur aus dem Pentateuch kann die Bedeutung des Sabbaths erkannt und verstanden werden. Die Hauptstellen sind Exod. 20, 11; 31, 13—17. Gen. 2, 3. In dieser letzten Stelle ist zwar nicht die Promulgation des Sabbathgebots für die Menschen, wohl aber die Weihung des 7. Tages mit der Schöpfung in Verbindung gebracht. Die Gedanken dieser Stellen sind aber diese: Wie Gott soll auch der Mensch wirken und ruhen, das menschliche Leben soll sich zum Abbild des göttlichen gestalten. Der israelitische Sabbath war eine göttliche Stiftung, ein göttliches Gnadengeschenk, und enthielt ein sakramentales und sakrificielles Moment. Darum sagt Ezech. 20, 12: Meine Sabbathe gab ich ihnen, daß sie zum Zeichen werden zwischen mir und ihnen, daß man erkenne, daß ich, Jahve, sie heilige." Daß der Sabbath als Ruhetag den Ackerbau und ziemlich angestrengtes Alltagsleben voraussetze, ist wohl nirgends zu finden als bei W., S. 115. W. denkt wohl, die Patriarchen haben das reinste Faulenzerleben geführt, deshalb brauchten sie auch keinen Sabbath.*) Oder ist auch heutzutage das Sonntagsgebot nur für die Farmer und angestrengten Arbeiter gegeben? Es ist mit dem Sabbathgebot eben auch gegangen wie mit den übrigen Gesetzen, daß es die meiste Zeit brach lag. Ist es heute etwa anders damit? Die Stelle Jerem. 17, 19: „Heiligt den Sabbath, wie ich euern Vätern geboten habe, aber sie gehorchten nicht" etc., soll bei W. beweisen, daß zur Väter Zeit und bisher kein Sabbath gehalten wurde. Im Gegenteil aber beweist diese Stelle gerade das Vorhandensein des Sabbathgesetzes, denn Jeremia konnte sich ja gerade nur auf das den Vätern gegebene Gesetz stützen. Ezech. 20, 13 und Nehemia 10, 32 zeigen aber, daß zu jener Zeit strenge Sabbathfeier noch nicht Volkssitte geworden war.

Ähnlich wie mit dem Sabbath verhält es sich mit dem Sabbath- und

---

*) Die Patriarchen haben wahrscheinlich auch keinen Sabbath gefeiert. Öhler sagt, Altt. Theol. II. Aufl., Seite 509: „Der Sabbath, den Manche bereits im Paradiese sein lassen, andere als Saturntag aus dem ältesten Heidentum, namentlich dem ägyptischen ableiten, ist nach dem Pentateuch rein mosaischen Ursprungs. ..... Auch im patriarchalischen Zeitalter fehlt es an jeder Spur des Sabbaths, wie denn schon die Kirchenväter dem Judaismus gegenüber es mit Nachdruck hervorgehoben haben, daß die Gerechten vor Mose Gottes Wohlgefallen erlangt haben, obwohl sie keinen Sabbath gefeiert." D. R.

Jobeljahr, das auch erst im P. C. seine ausgeprägte Gestalt erhalten haben soll. Lev. 25, 1—7 ist die Hauptstelle, da jedoch andernorts W. diese Stelle zu den überarbeiteten und recipierten Partien rechnet, kommt hauptsächlich noch Exod. 23, 10. 11 in Betracht. Ist aber Lev. 25, 1—7 von P. C. nur recipiert, so muß es auch schon vor der Abfassung desselben vorhanden gewesen sein. Das Mißverständnis, das Hupfeld in den Verbalsuffixen entdeckt hat, ist nach W. „nicht zufällig." Die Femininsuffixe תִּשְׁמְטֶנָּה und וּנְטַשְׁתָּהּ können ja nicht aus Verwechselung auf אַרְצֶךָ (Land) bezogen werden, dagegen können sie wohl auf תְּבוּאָתָהּ Ertrag, Einkommen grammatisch zurückgehen. Es ist aber doch einfacher und natürlicher, dieselbe auf das unmittelbar vorhergehende substantivische וְהַשְּׁבִיעִת zu beziehen und zu lesen: „Und das siebente sollst du brach liegen und ruhen lassen." Nach der andern Lesart käme der Sinn heraus: Im siebenten Jahr sollst du dein Land auch besäen, aber seinen Ertrag frei geben. Sprachlich ist dies zulässig, allein offenbar will V. 11 mit V. 10 in ein Verhältnis des Gegensatzes gesetzt sein. Hier ist der Hauptgesichtspunkt allerdings die Sorge für die Armen, in Lev. dagegen die Sorge für das Land. Die Verwendung des Jahresertrags als Gemeingut für Menschen und Vieh schließt aber den Gesichtspunkt im Exod. auch mit ein.

Eine wesentlich neue Veränderung ist aber die Bestimmung der deuteronomischen Verordnung Kap. 15, 1—11; 31, 10—13. Auch hier ist die Bedeutung des Sabbathjahres die Fürsorge für die Armen. Hier wie in Lev. 25 liegt ein Schuldverhältnis zu Grunde. Dort soll das Land, das Gott, der Herr, Israel verleihen wird, liegen bleiben, hier die dem Bruder dargeliehenen Gelder. Diese Vorstellung des Deuteronomiums ist aber zu Lev. und Exod. eine ganz passende Ergänzung. Denn wenn das Land brach liegt und die Landwirte keine Einnahme hatten, konnten auch keine Schulden eingetrieben werden. Hierzu stimmt auch ganz schön die Verordnung Deut. 14, 28, ganz unmittelbar vor dem Gesetz des Erlaßjahres, daß der dreijährige Zehnte an die Armen immer im dritten und sechsten Jahre gebracht werden soll. Darin aber, daß das Jahr des Zehnten nie mit dem siebenten Jahre zusammentreffen konnte, ist die Bekanntschaft des Verfassers mit der Feier des siebenten Jahres vorausgesetzt. Es konnte kein Zehnte gegeben werden, wenn das Land nicht bebaut wurde. Sollte das siebente Jahr nach der deuteronomischen Verordnung bloß Erlaßjahr für die Schulden sein, so ist unbegreiflich, daß für den Erlaß, oder die Stundung der Schulden, was der Text nicht klar sagt, als einzelner Brauch, ein ganzes Jahr sollte gefeiert werden. Liegt das Land brach, so ist es eine Anerkennung des Herrn als Eigentümer und eine Schuldabtragung an denselben vonseiten des Landes. Wenn W. sagt, „eine solche allgemeine Brache war vor dem Exil rein undenkbar," so kann man wohl fragen, inwiefern das Exil die Sache denkbar gemacht habe.

Aus der Fürsorge für die Armen ist auch die Verordnung des Jobeljahrs geflossen. Weder im Exod. und Lev., noch im Deut.

wird die Freilassung der hebräischen Knechte in das Sabbath- und Erlaßjahr verlegt. Nach Exod. 21 sollte der Knecht im siebenten Jahre seines Dienstes frei sein; und im Deut. 15, 12—18 wird der Zusatz gemacht, daß der Herr den Knecht nicht leer entlassen und daß die Freilassung sich auch auf die ebräische Magd erstrecken soll. Dieser neue Zusatz war aber zugleich Anlaß der Verordnung. Es ist eine bodenlose Konfusion, wenn W. sagt: „im P. C. ist die Freilassung der Sklaven vom siebenten auf das fünfzigste Jahr verlegt." Die ältere Bestimmung wird nur dahin ergänzt, daß das Jobeljahr der Dienstbarkeit unbedingt ein Ende machen soll. Deshalb ist auch Lev. 25, 50 der Kaufpreis nach dem Zeitraum bis zum Jobeljahr zu bestimmen. Das Gesetz bestimmte also zwei Zeiten der Freilassung. Nach dem sechsten Dienstjahr, ganz ohne Rücksicht auf das Jobeljahr; „war aber der Knecht z. B. im 46. Jahr, also vier Jahre vor dem Jobeljahr, verkauft, so erwartete er das siebente Jahr nicht, sondern erhielt im Jobeljahr seine Freiheit und mit ihr seinen etwa verkauften Acker wieder.*)

„Die Bestimmung des P. C., Lev. 25, daß in Israel keine Knechtschaft sein soll, da die Israeliten Jahves Knechte sind, kann unmöglich die Freilassung im Jobeljahr als einzige Freilassung gekannt haben. Auch wird in Lev. 25, 41: „Wenn dein Bruder von dir geht mit seinen Kindern zu seiner Familie und dem Erbe seiner Väter zurückkehrt" etc., vorausgesetzt, daß der Knecht das Jobeljahr auch wirklich noch erlebt. Wäre die Freilassung im Jobeljahr die einzige Möglichkeit des Freiwerdens, so müßte doch die Vertröstung auf das fünfzigste Jahr dem Sklaven wie bittere Ironie geklungen haben, und die Bestimmung würde wenigen Knechten geholfen haben, denn ob einer zu 50jährigem Gefängnis oder zu lebenslänglichem verurtheilt wird, gilt wohl so ziemlich gleich." (Hengstenberg.†) Das Schweigen des Jerem. 34, 14 vom Jobeljahr beweist hierfür so viel als das Schweigen des Dekalogs vom Sabbathjahr.

Viertes Kapitel. Die Priester und Leviten.

Zunächst ist hier der Haupteinwurf W.'s zurückzuweisen, „daß es nach den mittleren Büchern kein legitimes Priestertum giebt, daß selbst Leviticus von den Leviten als Priester nichts weiß, sondern erst im P. C. treten die Leviten und Priester als Gilde auf. Auch die große innere Zweiteilung in Aaroniten und Leviten wird hier erst eingeführt. Noch im Deuteronomium tritt der Name Leviten für die Priester auf." Schon De Wette hat in seiner „Geschichte Israels" behauptet, daß in der spätesten Schrift, im Deuteronomium, Levit identisch sei mit Priester und deshalb die Auszeichnung der Familie Aarons als die eigentliche Priesterfamilie in Abrede gestellt. Nach W. nun beschäftigt sich die späteste Schrift hauptsächlich damit, die Einzigkeit und Legitimität der Familie Aarons zu beweisen. Es ist zuvörderst doch ganz natürlich, daß in den mittleren Büchern der Unterschied zwischen den zwölf Stämmen, und innerhalb des geistlichen Stammes zwischen

*) Siehe J. D. Michaelis, Mos. Recht § 127.

†) Die Authentie des Pent. 2., S. 440.

den Söhnen Aarons und den Leviten gemacht wird, und daß die Leviten nicht so in den Vordergrund treten wie in dem im prophetischen Sinn geschriebenen Deuteronomium. Denn so lange Aaron selbst noch lebte und die Priester wirkliche Söhne desselben waren, hatten sie ihr Sacerdotium zunächst, weil sie Söhne Aarons waren. Nach dem Tode Aarons mußten selbstverständlich die Familieninteressen verschwinden und die Zugehörigkeit zum Stamm Levi betont werden. Es konnte aber auch die Unterscheidung von Priestern und Leviten aus den früheren Büchern als bekannt vorausgesetzt werden.

Daß der göttliche Gnadenakt der Erwählung des Stammes Levi zum Priestertum bei andern Stämmen ebenso Neid erregte, wie die Erwählung Aarons im Stamm Levi selbst, ist aus Num. 16, 1 ff. ersichtlich. Wenn deshalb das levitische Priestertum, wie die Versorgung der Leviten, ernstlich legalisiert werden mußte, liegt dies in der Natur der Sache. Solche gesetzliche Bestimmungen befinden sich nun manche im Deuteronomium, wie auch der Unterschied zwischen Priestern und Leviten demselben schon bekannt ist. W. hat keinen Grund zu sagen, „der Name Leviten tritt für die Priester auf.“ Aus dem Ausdruck des Textes kann dies nicht geschlossen werden; denn der Ausdruck „die Priester die Leviten“ besagt nur, daß die Priester Leviten waren, nicht aber daß alle Leviten Priester waren. Deut. 10, 9 ist sicherlich ein Hinweis auf Num. 18, 20. Auch Deut. 18, 1—8 werden ausdrücklich Gesetze gegeben für die Priester und von 6—8 für die Leviten. Wo ferner den Leviten priesterliche Funktionen zugeschrieben werden, fehlt nie die nähere Bezeichnung „die Priester. Deut. 31, 9. 25, womit auch Graf operiert, beweist hingegen gar nichts; und keineswegs steht hier „die Leviten“ für „die Priester — die Leviten;“ denn das Tragen der Bundeslade gehörte materialiter den Leviten zu, principialiter aber den Priestern.

Num. 4, 4—15 ist erzählt, wie den Leviten, die nicht Priester waren, die heiligen Geräte verhüllt übergeben werden müssen; in das Heiligtum und aus demselben durften die bloßen Leviten die Geräthe nie tragen. Es ist also nicht richtig, „daß dem ganzen Stamme Levi in gleicher Weise die priesterliche Funktion, wie das ihm Gebührende zugeschrieben werden, wie Graf*) mit Berufung auf Deut. 18, 1 sagt; gerade hier wäre die Nebeneinanderstellung „die Priester die Leviten“ und „der ganze Stamm Levi“ „eine müßige Tautologie.“

Mit gleicher Unterscheidung wird im Buch Josua 3, 3; 8, 33; 21, 1—40 hiervon geredet. W. rechnet aber vom Josuabuch, was er brauchen kann, zum P. C., somit müssen wir ins Buch der Richter gehen. Nach W. kommen die Leviten hier, wie auch in den andern historischen Büchern, „nur in den Glossen“ vor. Richter 17 beweist nach W. nichts, „da es sich hier nicht um die Leviten, sondern nur um einen Leviten handelt, den die Daniter als Rarität geraubt hatten.“ Aber gerade, daß Micha um dieser „Rarität“ willen so großen Segen vom Herrn erwartet, ist Beweis dafür, daß man den Stamm Levi schon als den privilegierten Stand der Diener Gottes gehal-

*) C. H. Graf a. a. O., S. 42.

ten hat. Ebenso wird 19, 1 ein Levit als Fremdling genannt, wie 17, 7. Hieraus schließt W., daß die Leviten kein eigenes Besitztum hatten. Wären aber alle Leviten noch Fremdlinge gewesen, d. h. nicht im Besitz ihres gesonderten Wohnsitzes, dann hat es keinen Sinn, beim Einzelnen seine Fremdlingschaft ausdrücklich zu erwähnen. Von gleicher Bedeutung ist 19, 18, wonach die Leviten die Dienste am Heiligtum zu versehen hatten, obgleich sie im Lande zerstreut wohnten. „Die Ansprüche, die der Levit macht, die Klage, die er erhebt, zeigt, in welcher Achtung der Stand war, und läßt das unfreundliche Betragen der Leute von Gibea gegen ein einzelnes Mitglied desselben als etwas Abnormes gelten.*)

Eine Hauptstelle gegen W. ist 1. Sam. 6, 13 ff. De Wette hat diese Stelle als „priesterliche Interpolation" beseitigt. Wellhausens Scheingrund beruht auf einem einfachen Hysteron proteron. Gewöhnlich werden die Opfernden, V. 14, auf die Bethschemiten bezogen, richtiger aber scheint uns die Beziehung auf die Philister zu sein. Es kommt dann eine schöne, nicht chronologische aber sachliche Ordnung heraus. Es wird zuerst erzählt, was die Philister thaten, sie spalteten das Holz vom Wagen und opferten ihre Kühe. Dann wird erzählt, was die Israeliten thaten, und zwar zuerst die Leviten, denen das Tragen und Abnehmen der Bundeslade zukam, und zuletzt, was die Bethschemiten thaten †), sie brachten Dankopfer.‡) Damit stimmt Roos ¶) überein: es läßt sich wohl auch annehmen, daß der Erzähler die sofortige Opferhandlung beim Stillstehen des Wagens hervorheben und die Erzählung nicht durch die Erwähnung des Thuns der Leviten mit der Lade unterbrechen wollte, das aber doch als erwähnenswert nachtrug." Daß die

---

*) Hengstenberg. Die Authentie d. Pent. 2., S. 70.

†) Das ist die unmöglichste Erklärung, die es giebt. Sie ist weder nach dem sprachlichen Zusammenhang, noch sachlich möglich. Hätte der Verfasser des betr. Abschnittes sagen wollen, daß zuerst die Philister opferten, so hätte er nicht statt dessen gesagt: „Die fünf Fürsten der Philister sahen zu" (V. 6). Die Philisterfürsten werden sich wohl gehütet haben, einem Gott, den sie gar nicht als den ihrigen anerkannten und der noch obendrein der Gott eines von ihnen besiegten Volkes war, ein rituelles Opfer zu bringen. Außerdem haben sie ihn ja — nach ihrer Meinung — durch die goldnen Weihgeschenke hinreichend entschädigt und er hat durch die wunderbare Zurücksendung des Wagens diese Entschädigung auch acceptiert. Sie sind ihm also — nach ihrer Ansicht — nichts mehr schuldig. Vollends aber die Philisterfürsten, die weder Priester noch Leviten noch Israeliten, sondern — „Unbeschnittene" waren, als Darbringer eines Brandopfers für Jahve zu denken, ist auf dem Boden des alten Testaments das Unmöglichste, was es giebt. Will man den Vers 15 übersetzen, so darf man eben nicht der Vulgata, sondern muß dem hebräischen Text folgen, und es muß heißen: „Die Leviten hatten ‚nämlich' die Lade Jahves herabgehoben." Eine solche Auffassung des Textes ist nicht bloß zulässig; sie ist die allein richtige. Wenn V. 15 eine spätere Einschaltung wäre, so würde der Interpolator entweder haben sehen können, daß er seinen Satz gerade um neun Worte früher hätte einschieben müssen, wenn er an die richtige Stelle kommen sollte, oder er hätte seine Worte genau so gemeint, wie sie oben übersetzt sind. D. R.

‡) cfr. dazu Hengstenberg, A. d. Pent 2., S. 71.

¶) Fr. Roos a. a. O., S. 49.

Leviten alsbald zur Hand waren, kann nicht befremden, denn nach Jos. 12, 16, 1. Kön. 6, 44 war Bethschemesch eine Priesterstadt.

„Eine systematische Absonderung des Heiligen vom Profanen und der Begriff der Unnahbarkeit ist den historischen Büchern unbekannt; im salomonischen Tempel hat man sogar Heiden, wahrscheinlich Kriegsgefangene, zu Hierodulendiensten verwendet.“ (Zach. 14, 21.) Allerdings hat Samuel bei seinen Levitendiensten seine Schlafstelle im Heiligtum gehabt, aber daraus folgt noch nicht, daß er ganz unmittelbar bei der Lade schlief. Das Essen der Schaubrote von David, 1. Sam. 21, ist für W. gar kein Beweis. Zudem hat David die Schaubrote nicht selbst genommen, sondern von dem Hohenpriester erbeten. Dies ist ein ganzer Ausnahmefall und nur die Pflicht der Selbsterhaltung rechtfertigt für David den nach dem Buchstaben des Gesetzes ihm nicht gestatteten Genuß der Schaubrote, wie Pflicht der Nächstenliebe dem Abimelech gebot, von diesem Buchstaben des Gesetzes abzuweichen, um dem notleidenden Flüchtling zu helfen. Es ist so wenig eine Profanierung des Heiligtums, als das Ährenraufen, Matth. 12, 3, eine Profanierung des Sabbaths ist. Die Geschichte der Lade, besonders 2. Sam. 6, 6 ff. beweist, daß die Unterscheidung zwischen heilig und profan bestanden hat, sonst wären solche Fälle mit ihren Bestrafungen nicht als etwas Außerordentliches erwähnt.

Die wenigen ausnahmsweisen Opferungen durch Nichtleviten zum Beweis des Nichtvorhandenseins der Leviten zu machen, ist W. völlig mißglückt. „Daß Saul opfert, ohne daß ihm Vorwürfe gemacht werden,“ ist unbegründete Behauptung. Das Opfer, das Saul im Kap. 13 bringt, zieht ihm einen scharfen Tadel, ja eine Verwerfung seiner Person als König zu. Daß Saul oder David eigenhändige Opferhandlungen vollzogen hätten, die den Priestern zukamen, steht gar nirgends geschrieben. Wohl tritt unter David ein neues Priestergeschlecht neben dem Elis auf. Aber keineswegs ist Zadok nur so ein Eindringling, oder gar vom König aus politischen Gründen eingesetzter Beamter, wie W. meint, sondern Zadok wird von Salomo nur als alleiniger Oberpriester eingesetzt; als Priester ist er dem Abjathar gleichberechtigt schon lange vor Davids Regierung erwähnt.

Bis auf Salomos Zeit ist das Geschlecht Elis das legitime Priestertum. Die Bezeichnung der Söhne Davids als Priester, 2. Sam. 18, beweist nichts; sondern wie 1. Reg. 4, 4 Sabud der Priester, Salomos Freund רֵעֶה הַמֶּלֶךְ, und Ira, Davids „Priester“ כֹּהֵן, 2. Sam. 20, 26, war, so sind auch Davids Söhne nicht eigentliche Priester, sondern Krondiener oder Volkslehrer gewesen.*)

Die Prophetae priores brauchen allerdings den Namen Leviten selten;

---

*) Von solchen Krondienern oder Volkslehrern findet sich weder im alten Testament noch in der jüdischen Tradition etwas. Die Sache wird wohl einfach die sein, daß ebenso gut wie Samuel priesterliche Funktionen ausüben konnte, die Söhne Davids es auch konnten. Der Priesterstand war eben zu Davids Zeiten keine indische Kaste und das Gesetz war noch nicht zu so feinen Fäden ausgesponnen und zu einem so engmaschigen Netze geflochten, wie dies später durch die Thätigkeit der Schriftgelehrten nach dem Exil geschah. D. R.

aber weil sie voraussetzen konnten, daß die Priester nichts anders als zugleich Leviten waren, wäre das auch ganz überflüssig gewesen. Es handelt sich ja bei den Propheten nicht um legitime oder illegitime Priester, sondern um den miserablen Priesterstand überhaupt, der mit dem Volk dieselbe Sünde thut und deshalb auch dieselbe Strafe mit dem Volk tragen soll. Ausdrücklich ist der Unterschied in Jesaja 66, 21: „ich will aus denselben nehmen zu den Priestern und zu den Leviten." Auch der Name Priester kommt bei den älteren Propheten selten vor, im ganzen Jesajas nur sechsmal. Hosea 6, 9: „und der Priester Gilde ist wie ein Räuberhaufen," kennt doch die Priester als einen eigentlichen Priesterstand.*) Die Hauptstelle Jerem. 33, 17—22 wird nun allerdings von W. einfach als unecht beseitigt. Schon Graf†) sagt darüber: „Jerem. 33 ff. verheißt, daß es nie an einem Nachkommen Davids auf dem Thron Israels und nie an Leviten-Priestern zum Vollbringen der Opfer fehlen werde; von Nachkommen Aarons oder einem dem David zur Seite stehenden Hohenpriester, mit besonderen Vorrechten, ist hier keine Rede, und Jes. 66, 21 wird verheißen, daß Jahve sich aus allen aus dem Exil zurückgekehrten Israeliten Leviten-Priester nehmen werde: die Heiligkeit, die jetzt dem Stamm Levi allein zukommt, soll dann allen Israeliten zuteil werden, 61, 6." Wir können hierin Graf wohl beistimmen; nur dadurch, daß er hier auch einen Nachkommen Aarons oder den Hohenpriester noch erwartet, erlaubt er sich, ein unerlaubtes testimonium e silentio zu machen. Zugegeben hat er aber damit, daß dem Stamm Levi in der vorexilischen Zeit eine besondere Heiligkeit zugeschrieben wurde.

„Was endlich den Hohenpriester betrifft, ist eine Figur von so unvergleichlicher Bedeutung wie im P. C. dem ganzen Alt. Testament ganz fremd," sagt W. Doch haben wir gegen Ende der Richterzeit sichere Nachrichten über das Hohepriesterthum, 1. Sam. 1, 9; 2, 19. Eli wird im Unterschied von seinen Söhnen הַכֹּהֵן genannt. Auch Kap. 2, 28 ff. ist der Bestand des Hohenpriestertums Eli bis auf die Ausführung aus Ägypten zurückgeführt und seitdem fortgeführt worden. Num. 25, 17 ff. wird Pinehas, dem Enkel Aarons, und seinem Samen nach ihm ein immerwährendes Priestertum verheißen. Mit Eli aber, der nicht aus Pinehas Geschlecht war, gelangte die Familie Ithamars zum Hohenpriestertum. Sollte nun zwischen Pinehas und Ithamar das Hohenpriestertum gar nicht bestanden haben, so steht man gar nicht ein, warum der P. C. dem Pinehas eine Prophezeiung giebt, die weder vorwärts noch rückwärts eine Bedeutung hat. Was soll man denn mit den aufgezählten Nachkommen Pinehas im Priesterstand in Esra 7, 1—5 und 1. Chron. 6, 4—16 anfangen? Hiermit stimmt auch Josephus‡) überein: *ἡ γὰρ Ἐλεαζάρου οἰκία τὸ πρῶτον ἱερᾶτο, παῖς παρὰ πατρὸς ἐπιδεχόμενοι τὴν τιμήν ..... μεθ' ὃν Ἠλεὶ ἔσχε τὴν ἱερωσύνην ... καὶ τὸ γένος τὸ ἀπ' ἐκείνου, μέχρι τῶν κατὰ τὴν Σολομῶνος βασιλείαν καιρῶν.*

(Schluß folgt.)

*) Das sind aber die Priester des Reiches Israel, die nach 1. Kön. 13, 31 gerade nicht aus dem Stamm Levi, sondern dem ganzen Umfang des Volkes genommen waren. D. R.

†) Graf, Gesch. Bb. d. A. Test., S. 43.

‡) Antiqq. Jud. lib. V. C. XI. § 5.

Konsequenz und Liebe.

(Nach Dr. L. Kellner.)

Diese zwei gehören zusammen wie Mann und Frau, und können eins ohne das andere nicht gedeihlich wirken.

Konsequenz ohne Liebe artet gar leicht in Tyrannei aus; während Liebe ohne Konsequenz nur Zärtelei ist. In Gott finden wir beide vereinigt. Gott ist die Liebe und dennoch erfüllt er alle seine Verheißungen und Drohungen gewiß. Bei uns Menschen stehen und gehen beide nicht sehr häufig miteinander, weil eins dem andern oft zu widersprechen scheint und die Konsequenz vor der Liebe häufig die Segel streicht. — Wie oft hört man wohl eine Mutter sagen: Wart', von morgen an soll's anders werden. Von morgen an sollst Du jeden Tag dies oder das thun und hiezu oder dazu angehalten werden. — Allein das Kind weiß ganz gut, daß dieses „Morgen" immer noch ein Tag voraus ist und eigentlich nie kommt. — When will to morrow come? Auch der Lehrer spricht wohl: von jetzt an sollt ihr alle Tage dies oder jenes thun; von jetzt an darf dies oder das nicht mehr geschehen und wenn es wieder geschieht, dann giebt's u. s. w. Aber es bleibt alles beim alten und ist die erste Aufwallung vorüber, so haben die Schüler nichts weiter zu fürchten. Knaben und Mädchen schreiben nach wie vor herzlich schlecht, toben in der freien Zeit im Schulzimmer herum und kommen ein und jeden Tag zu spät, nach wie vor. — O consistency, thou art a jewel! Ja, die Konsequenz ist eine merkwürdig einflußreiche Macht, ohne welche keine Erziehung gedeihen kann; ohne die jene Achtung fehlt, welche der Zögling vor den Befehlen des Erziehers hegen muß. Die Konsequenz imponiert als Ausfluß eines entschiedenen Charakters jungen und alten, sie unterwirft selbst das Thier und macht es den menschlichen Zwecken dienstbar. Aber worin besteht sie nun und was ist ihr eigentliches Wesen? Sie besteht darin, daß man stets nach denselben leitenden Grundsätzen handelt, somit nicht widerruft oder vergißt, was einmal befohlen, nicht unerfüllt läßt, was versprochen oder angedroht wurde, deshalb auch nicht mit halben Leistungen zufrieden ist.

Was setzt sie beim Lehrer voraus?

a. Ein gutes Gedächtnis, damit er nicht selbst aus Vergessenheit inkonsequent werde.

b. Willensfestigkeit: „Was er sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen 2c."

c. Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, damit er im Zorn nicht etwas befehle, oder androhe, was er später als unausführbar oder zu hart erkennen muß und — widerrufen.

d. Sparsamkeit und Vorsicht im Ge- und Verbieten. Wo alles und jedes durch eine Reihe von Vorschriften und Regeln geordnet werden muß, wovon sich manches ganz von selbst versteht, da ist wenig Ordnung und keine Festigkeit. Je komplizierter die Mechanik, desto schwerfälliger arbeitet die Maschine. Man wird schließlich des vielen Strafens selbst müde — oder

andere Leute werden es müde und bereiten Unannehmlichkeiten — läßt fünf gerade sein, oder aber man vergißt ob der Menge das Einzelne.

e. Endlich rege Thätigkeit und Wachsamkeit. Eine gewisse Allgegenwart des Auges und Ohres, sowohl beim Nach- und Abhören der Aufgaben, als auch beim Verhalten der sonst beschäftigten Schüler.

Und welche Wirkung hat Konsequenz?

Sie flößt Achtung ein. Fragen wir uns nur selbst, um dies zu begreifen. Fangen wir nicht gleich an, an der Aufrichtigkeit, der gute nAbsicht oder der Fähigkeit eines Menschen zu zweifeln, wenn wir Inkonsequenzen an ihm wahrnehmen. Dagegen das stetige, ruhige Sichgleichbleiben Einzelner, erinnert es nicht an den Schöpfer, Erhalter und Regierer des Weltalls in seiner ewigen Ordnung, die er uns besonders offenbart in der Natur? Und fügen wir uns nicht dem konsequenten Menschen fast ebenso willig, wie den Gesetzen der Natur?

Sie hat eine gewöhnende Kraft. Mit dieser wirkt sie also daß zur Notwendigkeit wird, was anfangs nur mit Widerstreben geschah, Sie spart endlich im Schulleben manches Wort und erleichtert Alles, insbesondere den nie zu entbehrenden Mechanismus des Ganzen. Die Konsequenz ist für unsere Schulen um so notwendiger, für die Gegenwart um so unerläßlicher, als das elterliche Haus und dessen Erziehung sie leider wenig genug aufweisen; als ferner der Zeitgeist sich nicht selten in Inkonsequenzen zu gefallen scheint. Obgleich, wie oben gesagt, Konsequenz und Liebe nicht häufig mit einandergehen, so können und müssen sie sich doch verschwistern, wenn das, was man Liebe nennt, eine ernste, heilige Liebe ist, wie jene, von der wir lesen, daß sie strafen konnte, daß, „wer es hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen" — oder von welcher uns der Heiland, der ja auch zürnen konnte, das erhebende Beispiel giebt. Nimmer freilich werden sie beisammen wohnen, wo die Liebe nichts ist, als Schwachheit oder Eitelkeit, die nur sich selbst wohlgefällig in den Kindern betrachtet. Solch' falsche Liebe ist heutzutage in der Mode. Die Lehrer seufzen deshalb mit Recht ob des erschwerten Tagewerkes; aber eben darum wollen wir auch sehen, was not thut.

Ich trat einst in die Mittelklasse einer Schule, welche von zehn- bis zwölfjährigen Knaben bevölkert war. Die Unterrichtsstunden wurden eben geschlossen, und mir blieb nichts weiter übrig, als den jungen Lehrer zu veranlassen, mir die Schreib- und Rechenhefte seiner Schüler zu zeigen. Er that es, und ich sah, was ich noch nie gesehen, aber in allen Schulen finden möchte. Zunächst fiel mir eine überraschende Sauberkeit der gleichfarbigen Umschläge aller Bücher auf. Da waren keine Fettflecken oder Tintenkleckse zu sehen. Alles war innen und außen reinlich und akkurat, nie war zu nahe an den obern oder untern Rand geschrieben, nichts stand schief oder krumm, die Ziffern reihten sich wie Soldaten aneinander, alle Striche unter einzelnen Abschnitten waren sorgfältig, wie mit einem Lineal gezogen, die Überschriften standen gehörig in der Mitte, kurz, alles sprach in seiner festen, durchgreifenden

Ordnung und Symmetrie freundlich an. Ich war erstaunt und griff nach einigen unter den Pulten liegenden Schiefertafeln, auf welche die Kinder erst kürzlich geschrieben hatten. Auch hier dieselbe Augenweide. Wie wohlthätig aufs ganze Leben muß solche Gewöhnung auf die Kinder einwirken, war das erste, was ich dachte. Werden sie nicht im Leiblichen dieselbe Ordnung und Sauberkeit annehmen, und muß nicht das auf der Schulbank Geübte über die Schule hinauswirken? Sollte es nicht selbst auf den Geist seinen heilsamen Einfluß ausüben, und werden nicht aus diesen Kindern geistig und leiblich reine, brauchbare, pünktliche Menschen? Der junge Lehrer freute sich meines sichtlichen Wohlgefallens und antwortete auf die Frage, wie er es angefangen habe, solche Resultate zu erzielen, kurz: „Ich lasse einmal nicht locker, sie müssen's so machen, so ist's einmal bestimmt." Im weitern Verlauf der Unterredung gestand er mir gerne, daß ihn diese Gewöhnung anfangs große Mühe verursacht, und daß er's nur durch die strengste Konsequenz habe dahin bringen können. Jetzt wüßten es einmal die Kinder nicht anders und machten es ohne besondere Zwangmittel nach seinem Wunsche. Nie habe er auch nur die kleinste Nachlässigkeit durchgehen lassen. Unsaubere, schlechte Arbeiten wären stets entweder mit Heruntersetzung oder mit wiederholter Anfertigung bestraft worden. Letztere geschehe an den freien Nachmittagen der Schulwoche unter seiner Aufsicht, und anfangs habe er selbst deshalb fast keinen freien Tag gehabt. Fünf Minuten mehr und ein Pensum könne g u t geschrieben werden, warum solle man die fünf Minuten nicht benutzen? Wenn er diktiere, so mache er's aber auch so, daß er die Kinder nicht durch übertriebene Eile zum Sudelschreiben zwinge. Ich wollte, alle Lehrer hätten die Konsequenz jenes wackern Mannes; die Früchte würden wahrlich nicht bloß an den „Schreibheften" sichtbar sein.

Sind die Versuche, welche man macht, die sociale Wirkungssphäre der Frauen zu erweitern, durch die Natur der letzteren gerechtfertigt? — und hat die Pädagogik hierin Aufgaben zu lösen?

(Zur Lehrschwesterfrage Frage von A. D r ö s e.*)

(Schluß.)

Hören wir nun noch zum Schluß unserer Schilderung die Ansicht des Mittelalters über die Sphäre der Frauen aus dem Munde Johann Fischarts des genialsten deutschen Dichters in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das

L o b d e r h ä u s l i c h e n F r a u.

„Sie geht im Hauß auff wie die Sonn, ist des Hauses Lucifer, versicht das Vihe, melcket die Kü, weckt die Län wie der Han frü, schickt die Knecht ins Feld, schaffet den Mägden jr Tagwerck, ist die vnrhu in der Vhr, ein lebendiger Haspel und Bratspiß, des mans mül vnd vnrhüwiger Beutelsteck, ist ein Hauß Schneck, trägt das Hauß am Halß; ist sie schon leiblich drauß, ist sie mit sinnen zu Hauß; dasselb ist jr Nininuisch großstatt, jr liebgebannte hofstatt, jr einiger spacierplatz, jr Danzboden, jr Lustgarten;

die Thürschwell hält sie für jr heylig verbotten Romulisch Maur, darüber sie zu schreiten jren mehr als Remus ein Gewissen macht ohn; sein willen geht sie nicht aus, ist nit räßzüngig, tachtropfig, widerbleffsam, aufruckig, Adelstolz, treckbatzig, schmäh, zornkäuig, kleyderprächtig, Heimsteurrühmig, Gallkallig, Wortstichig, Wurmstichig, Stichwortgelehrt, Freundschafttrotzig, Redschürpfig .... Was soll ich weiter sagen? Des mans Hertz darf sich auff sie verlassen; da regnets dann eitel Glück, daß man in Treck sitzet bis vber die Ohren; da schneiet und hagelts mit Gelt zu, daß es Beulen giebt; da sitzt St. Peter auff dem Tach, wirffet Bieren herab, und St. Claus faul Öpffel hinauf; da bauet man, da brauet man, da gedeiet alles; dann gewiß zwo getrewe Eheversipte Hende fördern mehr als acht frembde; da gehen die Stätt auf und das Land ab; dieweil eine solche Ehemutter ist wie ein Kaufmannschiff aus Indien, welches Gold vnd Specerei bringt, Ihr Liecht verlescht nicht, wa Öl genug ist; sie hat notturfft in der Not, vorsihet wie ein Sternverkündiger die Theurung, versorget sich wie ein Omeyß vor dem Winter, brauchet den Sommer wie Häuschrecken, fröhlich weil mans hat, hat man nichts, so sauget man die Tapen; sie verwahrt, daß kein Regen noch Schnee jr Haus schädige, trächtet das Feuer zusamen, beschleußt Thor und Thür, die letzt schlaffen, die erst anf; schlaffet mit offenen Hasen Augen, ist die Gans auf dem Capitoli, Anser vigilantior cane, ist der Samier Schaf, welches den Kirchenräuber Apollinis verhiete mit Blecken vngesehen, ist gewahrsamer als ein Kettenhund, und das ichs alles beschließ, bringet jren man zu Ehren, wer wollt sie dann nicht wider ehren?"

Wenden wir uns nun zur Neuzeit, so nimmt Goethe unbestritten den ersten Raug unter denen ein, die nach unserer Ansicht allein befähigt sind, das beste Urteil über die Natur des weiblichen Geschlechts abzugeben. Sehen wir uns seine Frauenzeichnungen an und versuchen wir mit schwachem Griffel auf seine Ideale hinzuweisen. Da sehen wir zunächst Elisabeth, das Weib Götzens von Berlichingen, das treue, edle Weib, in der sich Goethes Mutter wieder erkannte. Ich gebe zwei Scenen ohne Kommentar.

Vor der Belagerung.

Götz: Ich trieb sie und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir?
Elisabeth: Bis in den Tod.
Götz: Wen Gott lieb hat, dem giebt er so eine Frau.

Während der Belagerung.

Götz: Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau. (Elisabeth zuckt die Achseln.) Ist keine mehr da?
Elisabeth: (leise) noch eine, ich hab' sie für dich beiseite gesetzt.

Wer das liebende Eheweib weiter ausgemalt haben will, folge dem Dichter und höre die Angst der Gattin, nicht um den kämpfenden, sondern um den Gatten, der die Ehre verloren haben könnte, sehe sie ihn pflegen und schonen im Gefängnis bis zum Tode, und er findet ein herrliches Bild der Gattin, wie sie sein soll, vorgezeichnet.

In der Iphigenie sehen wir das Weib, das mit seinem ganzen Sein in der Gottheit wurzelt, deren Willen es sich demütig unterwirft, und in deren Dienst es wahrhaft frei ist. Mit der Frömmigkeit paart sich Milde und Menschenfreundlichkeit, Liebe zu Eltern und Geschwistern, Wahrheitsliebe und Dankbarkeit. Die Reinheit und Unschuld ihres weiblichen Gemütes ist es, die veredelnd, versöhnend und sühnend wirkt. Sie hat den trüben Sinn des Königs erheitert, die Barbaren Menschlichkeit gelehrt und ihre rohen Sitten gemildert. Vor allem aber ist sie es, die durch

ihre sittliche Hoheit und Reinheit den Irrsinn des Bruders heilt und den alten Fluch sühnt, der auf ihrem Hause ruht. „Alle menschlichen Gebrechen sühnt die reine Menschlichkeit" — in diesen Worten liegt der Schwerpunkt des Dramas. Ein solcher Charakter wird auch nicht feig fliehen und ein falsches Spiel treiben, so groß auch die Sehnsucht nach der Heimat ist; vielmehr zerreißt sie das Gewebe der Lüge und überwindet durch ihre Lauterkeit und Wahrheit den König Thoas, sodaß er in ihre Heimkehr willigt und versöhnt sie scheiden läßt. So ist der Charakter der Goethe-schen Iphigenie ein durchaus christlicher und deutscher.

Zwei Aussprüche Iphigeniens führe ich an; wer mehr sucht, wird genug charakteristische finden:

Von Jugend auf hab ich gelernt gehorchen, erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei. —

Der rasche Kampf verewigt einen Mann: Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen der überbliebnen, der verlassnen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt von tausend durchgeweinten Tag und Nächten,
Wo eine stille Seele den verlornen, rasch abgeschiednen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehret.

Im Klärchen des „Egmont" zeichnet der Dichter ein einfaches Bürgermädchen, frisch und lebenslustig, das aber in den (Shakespeare nachgebildeten) Volksscenen überraschende Energie entwickelt und sich bis zur Heldin erhebt. Bei der Nachricht von Egmonts Verhaftung und Todesurteil nimmt sie Gift und geht ihm im Tode voran. Das ist die Liebe des Weibes, in der ihr Sein und Wesen aufgeht:

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein
Hangen und bangen in schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt;
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

und:

Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt.

Wir kommen zum „Tasso" und finden, daß dieses Drama im eminenten Sinne „ein Spiegel edler, feiner Bildung ist, die mit allem Zauber schöner Weiblichkeit in dem Bilde der Prinzessin (Leonore von Este) gipfelt". Nur ein paar Worte daraus statt vieler, in denen der Dichter in die Tiefen der Frauennatur blicken läßt.

Prinzessin:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich's verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann der alten Zeit und seiner Thaten Wert,
Es sei von einer Wissenschaft die Rede, die durch Erfahrung ausgebreitet,
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt; wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen. Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust so freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt; gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes, Stoff dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit
Von einem klugen Manne zart entwickelt, statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Prinzessin:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen, daß alles wohl sich zieme, was geschieht,
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer das zarte leichtverletzliche Geschlecht.
Wo Schicklichkeit regiert, regieren sie, und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen: nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Wir eilen zu „Hermann und Dorothea", in welchem Epos uns der Dichter das Bild eines echten deutschen Familienlebens zeichnet. Die Wirtin bietet uns das Bild einer sorgsamen Hausfrau, sparsam, dabei aber wohlthätig, geschäftig und emsig. Durch Freundlichkeit weiß sie den Einfluß auf ihren Gatten zu behaupten, sie ist die Vermittlerin zwischen dem zuweilen aufbrausenden Vater und dem Sohne, der nur der liebevollen Mutter sein Herz ausschüttet. In Dorothea tritt uns die einfache aber volle Weiblichkeit entgegen, voll innern Adels und voll edlen Selbstgefühls; hilfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit sind ihr eigen; auch einen Zug von kühnem Heroismus, der dem Weibe wohl ansteht, hat ihr der Dichter verliehen. Sie spricht die Bestimmung klar und einfach aus:

Dienen lerne das Weib nach ihrer Bestimmung!
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
In der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret,
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre;
Wohl ihr, wenn sie sich daran gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie Stunden der Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern.
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einseh'n.

Zuletzt erinnere ich an das Gretchen im „Faust", diese lieblichste der Gestalten, die Goethe gezeichnet; ein Mädchen voll Naivetät und Unschuld. Aber der reine Spiegel ihrer Seele wird getrübt, die unbegrenzte Liebe zu Faust führt sie in ihrer arglosen Naivetät ab vom Wege der Unschuld. Sobald aber diese verloren ist, fällt Schlag auf Schlag auf das Haupt der Unglücklichen — die Mutter stirbt durch sie, ebenso ihr Bruder, mit dessen Fluch im Herzen sie in furchtbarem Schuldbewußtsein vor dem Bilde der Mutter Gottes steht: „Ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not." Das sind Seelenkämpfe eines Weibes in ihrer Sphäre.

Erklären wir unsere Untersuchung über die Natur des weiblichen Geschlechtes hiermit für beendet, so haben wir daraus nur noch den Schluß zu ziehen. Derselbe aber lautet:

Die Natur des weiblichen Geschlechtes weist demselben eine sociale Stellung an, die ideal bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieselbe ist; als Hausfrau die treue, liebende Gefährtin des Mannes zu sein

und Leid und Freud' mit ihm zu teilen; als Mutter die Kinder zu nähren und zu pflegen, und in gewissen Grenzen zu erziehen; als Tochter den Eltern und Geschwistern zu dienen. Nirgends weist es seine Natur auf Erringung einer eigenen Existenz, immer auf ein scheues Zurückhalten in dem großen Weltgewühl.

Fragen wir aber, woher die Versuche stammen, diese sociale Stellung des weiblichen Geschlechts zu verändern, so finden wir sie in allgemeinen socialen Verhältnissen der Gegenwart begründet, welche Verhältnisse als normal nicht zu betrachten sind. Und — verschweigen wir es nicht — die Erziehung des Geschlechtes selbst trägt einen wesentlichen Teil der Schuld, wenn aus ihm selbst der Ruf nach socialer Gleichstellung mit dem Manne ertönt.

Die heutigen Verhältnisse erschweren es einem jungen Manne ungeheuer, einen eigenen Herd zu gründen; er wird alt, ehe er daran denken kann, Weib und Kinder zu ernähren, noch dazu, wenn er die Prätensionen des weiblichen Geschlechts genauer oder auch nur oberflächlich kennen lernt. Ja, ein prätentiöses Geschlecht ist das weibliche Geschlecht der heutigen Zeit, dem größten Teile nach erzogen zu Modepuppen, Balldamen und Romanleserinnen, aber nicht dazu, dem Manne eine glückliche Häuslichkeit zu schaffen. So lange der Vater (vielleicht ein höherer Beamter) in gutem Gehalt steht, geht's wohl an, daß die Frau Mama mit den wie Äffchen ausstaffierten Püppchen „Staat macht", daß diese später den Tag über Klavier klimpern und Blumen machen, daß sie keinen Ball versäumen und in allen neuen Romanen zu Hause sind. Welche Summen müßte ein Mann in Anrechnung setzen für Putz, für Domestiken und die von ihnen geführte teure Wirtschaft, ehe er sich solche Frau nehmen kann! Wahrlich, man verdenkt es keinem, wenn er Hagestolz wird. Nun aber stirbt der Vater und mit einem Schlage ist die ganze Herrlichkeit vorbei; — da kehren die Liebhaber unbarmherzig den Rücken, und sollte noch etwa gar ein tüchtiger Handwerker jetzt den Mut besitzen, sein Lebensglück zu wagen, und seine Hand nach den feinen Damen ausstrecken, so ist das Nasenrümpfen noch nicht vergessen, das sie einst früher lernten, als das Nasepußen. Aber die Nadel bringt wenig ein und giebt kein Ansehen in der Gesellschaft, da ertönt denn der Ruf nach socialer Verbesserung, Gleichstellung mit dem Manne, und liebliche Bilder von zukünftiger Herrlichkeit als Arzt, Postdirektor, Schulrektor u. s. w. umgaukeln das verblendete Geschöpf.

Ich meine, das Weib, das nicht Gattin und Mutter wird, hat in ihrer weiblichen Sphäre weiter zu wirken, und wird in dieser Sphäre, wenn sie es versteht, sie voll und ganz zu erfüllen, in verwandten oder auch fremden Familien leicht eine ihr genehme und angemessene Stellung zu finden, und nur in den dringendsten und seltensten Fällen wird sie als Ernährerin aufzutreten haben, wo sie Geschäfte eines Mannes verrichtet, um den Lohn eines Mannes zu empfangen; ein Weib wird nur ausnahmsweise und in den seltensten Fällen Mut und Energie genug haben und behalten, hohe Staffeln in der

Wissenschaft zu erreichen; hat sie dieses alles, dann in Gottes Namen, aber die Pädagogik hat für solche Ausnahmen — nichts zu thun.

Die Pädagogik hat es nur mit der Regel zu thun, also das Weib zu bilden, daß es die ihm von Gott und der Natur angewiesene sociale Stellung recht ausfüllen lerne. Ich glaube, die Pädagogik hat in dieser Beziehung gesündigt und vieles gut zu machen,*) die Schulpädagogik in den weiblichen Pensionaten und höheren Töchterschulen, wenn auch häusliche Wünsche und Erziehungspläne die treibende Kraft dafür gewesen sein mögen und noch sind.

Kurz gefaßt lautet wohl die Aufgabe der Pädagogik für Erziehung des weiblichen Geschlechts, wenn dasselbe seine sociale Stellung recht ausfüllen soll, dahin: Sie hat dafür zu sorgen, daß das Weib imstande ist, eine wahrhafte Mutter, Hausfrau und Gattin zu sein. Das sagt viel. Als solche muß sie nicht nur verstehen das Hauswesen zu leiten, ein großes wie ein kleines, soviel von Naturkunde und Chemie gelernt haben, daß sie den Aufgaben der Küche gerecht wird — sondern vor allen Dingen verstehen, ihren Mann zu verstehen, voll und ganz ihn zu verstehen, daß er alle Sorgen, Zweifel, Meinungen u. s. w. in ihr teilnehmend Herz ausschütten und auf Verständniß hoffen kann, auch wenn ihm ein kühner Wurf gelungen, er ein schwierig Problem gelöst; daß er — kaum bemerkbar, ganz leise — Andeutungen vernimmt, die ihn umstimmen, kurz, sie muß auf seinen Ideengang eingehen können, und er wird dann nicht nötig haben, sich solche Leute außerhalb des Hauses zu suchen. Dazu aber gehören mancherlei Kenntnisse, die in der rechten Art zu vermitteln als Aufgabe der Mädchenerziehung zu betrachten ist. „Und als Mutter, zur Erziehung der eigenen Kinder, da bedarf sie wahrlich der Tugenden und Kenntnisse alle." Wie das aber zu machen sei, das zu beantworten, ist hier nicht Aufgabe, auch sehr schwer; ist eine Frage, die ihrer Lösung noch harrt. Soviel aber meine ich, die höhern Töchterschulen würden auf ihrem Lektionsplan manches zu reduziren, von dem Übrigen manches anders handhaben müssen, als es heute geschieht.

Und zum Schlusse noch eins. Wollen die Frauen geehrt sein, dann mögen sie auch thun, wie ihr Lieblingsdichter so schön sagt: „sie mögen flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben." Das thun sie, wenn sie sich dem Kultus des Schönen ergeben, das ihre eigentliche Domäne ist. Dann ist die Frau das milde Gestirn am häuslichen Himmel, in dessen Strahlen sich alles verschönert und verfeinert und das Gemeine nicht aushält; sie ist die Ordnerin des Hauses und schmückt und ziert es unabläßig mit feinem Sinne. Aber das will gelernt sein und die Grazien wohnen nicht nur in der Kehle und in den Fingerspitzen, sondern — in der alltäglichsten Prosa sind sie auch zu finden. Werden uns die in der Küche zubereiteten festlichen Speisen nicht nur kochkunstgerecht, sondern auch kunstreich auf den Tisch gebracht, so kann es wohl vorkommen, daß wir den schönverzierten Heringssalat gar nicht zerstören möchten, wir möchten nur dem Auge den Hochgenuß

*) Soll sie weiter sündigen und einem kommenden Geschlecht das „Gutmachen" dadurch noch mehr erschweren? Anm. d. Hilfs-Red.

des farbenreichen Kunstwerkes gönnen, nicht der Zunge. Oder für alle Tage würde eine solche mit Schönheitssinn begabte Frau ohne Mehrkosten mit geringer Mühe die Speisen unserem Auge wohlgefällig auftischen, wollte sie etwa den Kartoffelsalat von grüner Kresse, Rapunzel, Brunnekresse, jungem Lattich oder einem sonstigen jungen Grün, wie es der Jahreszeit entspricht am Rande wie von einem Kranze umgeben, auftischen, oder rohen und gekochten Schinken auf den zarten Blättern der Petersilie präsentieren. Und unsere Wohnung, gewöhnlich die einzige kleine Welt, in der wir mit Ausnahme kleiner konstitutioneller Beschränkungen Herr und Gebieter sind, sie sollte von kunstverständiger Frauenhand zu einem Tempel der Familie geschmückt sein, damit das Gefühl der Zufriedenheit und Behaglichkeit uns nimmer verlasse.

Kirchliche Rundschau.

Auf unsere Bemerkungen in der Augustnummer, Seite 248, haben wir von den Iowaern eine — wie sie sagen — nötige Rückantwort erhalten. Das freut uns schon deswegen, weil es nach den Schlußworten den Anschein hat, als seien unsere Widersacher im Lager der Iowa-Synode uns sehr wohlgesinnt, indem sie uns, im Fall wir imstande sind, ihnen klar zu machen, welches unser festes und gewisses Bekenntnis ist, „vielleicht“ ein Aufgeben des Kampfes gegen unsere Synode und ihre Glieder in Aussicht stellen. Das ist von einem Lutheraner schon viel einem Unierten gegenüber. Es ist also doch nicht ganz unmöglich, daß wir „vielleicht“ doch mit den Iowaern im Frieden leben könnten, ohne daß wir gerade iowa lutherisch werden müßten. Es wird nämlich von unserer Synode gesagt: „Sie muß demnach“ [da sie weder das lutherische noch das reformierte Bekenntnis in den Unterscheidungslehren hat] „ein drittes, von jenen beiden verschiedenes haben! So erkläre sie uns doch einmal rund und deutlich, welches das feste und gewisse Bekenntnis ist — ! Sie sage uns, was sie denn jenen Schriftstellen für eine Lehre entnimmt und was also ihre Pastoren zu lehren verpflichtet sind. Dann wissen wir, wie wir daran sind, und haben vielleicht fernerhin nicht mehr nötig, gegen sie und ihre Glieder Kampf zu führen. Sie handle in diesem Stück nach 1. Petri 3, 15. „Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.“

Da werden wir nun wohl Rede stehen müssen. Wir wollen aber gleich von vornherein bemerken, daß wir weder das Haupt noch die Stimme der Synode sind, sondern bloß in ihrem Dienste stehen und möglicherweise mit unserer Antwort nicht einmal die Zustimmung aller einzelner Glieder der Synode finden könnten.

Welche Lehre unsere Synode jenen Schriftstellen entnimmt, können wir sagen, ohne viel Widerspruch befürchten zu müssen. Sie findet sich in den betr. Fragen und Antworten unseres Katechismus. Das zu lehren sind unsere Pastoren verpflichtet. Es wird von jedem Synodalpastor erwartet, daß er unseren Katechismus zur kirchlichen Unterweisung gebrauche. Allerdings wird ein Pastor, der aus guten Gründen etwa den kl. Luth. Katechismus oder den Heidelberger in einer Gemeinde, wo er schon war, beibehält, weder gesteinigt noch verbrannt, aber als das Normale wird die Sache nicht angesehen.

Was nun aber die Frage nach dem festen und gewissen Bekenntnis betrifft, so könnten wir einfach antworten: Wir haben es euch schon einmal gesagt. Wollt ihr es noch einmal hören? Wollt ihr auch evangelisch werden? Wunderlich genug verfährt freilich der Schreiber des Artikels im Iowa-Kirchenblatt. Er zitiert aus der Th. Ztschr. von 1884, Seite 259, Zeile 24 bis 34 und fährt dann fort: „Das ist doch weiter nichts

als Spiegelfechterei." Daraufhin aber läßt er sich zu einer ausführlichen Antwort herbei, warum man außer der Schrift noch eine Bekenntnisformel nötig habe. Damit thut er uns entweder einen unverdienten Schimpf oder eine unverdiente Ehre an. Ist eine Behauptung Spiegelfechterei, so ist sie keiner Antwort wert; ist sie aber einer Antwort wert, so ist sie keine Spiegelfechterei. Wir wollen unsern Gegner nach seinen Werken beurteilen. Daß er uns beschimpft, als trieben wir Spiegelfechterei, wollen wir ihm nicht weiter anschreiben, wenn er nur auf unsere Worte eingeht. Er frägt: „Warum hält sie [die Evang. Synode] denn bei jenen Artikeln, um Irrgläubigen gegenüber ein festes Bekenntnis zu haben, es für nötig, sich auch zu den Symbolen der evang.-luth. und der reformierten Kirche zu bekennen?" Das sind beinahe so viele Mißverständnisse als Worte. Zunächst ist unsere Synode nicht aus einer Spaltung hervorgegangen. Man formulierte den Bekenntnisparagraphen nicht mit Rücksicht auf den Gegensatz gegen Kirchengemeinschaften und theologische Richtungen, von denen man sich trennen wollte, sondern mit Rücksicht auf die Glieder der Synode, die sich über eine gemeinsame Lehrgrundlage verständigen wollten. Wenn nun von einem festen Bekenntnis geredet wird, so ist es wiederum verkehrt zu meinen, daß wir die Festigkeit des Bekenntnisses in der Gestaltung der theologischen Bekenntnisformeln suchten. Die Festigkeit der Bekenntnisformeln liegt in ihrer Übereinstimmung mit dem Schriftwort. Sie wächst um so mehr, je mehr sich die Bekenntnisformel dem Schriftwort nähert, und wo das Bekenntnis mit dem Schriftwort zusammenfällt, da ist es ganz naturgemäß eben so unwandelbar wie das Schriftwort selbst. Eine Bekenntnisformel dagegen, die nur das Resultat der Anwendung theologischen Denkens auf das Schriftwort ist, verliert an Gewißheit mit der Anzahl der so vollzogenen Denkoperationen, und die Meinung, daß ein theologisch formuliertes Bekenntnis eine größere Gewißheit biete als die Schrift selbst, ist nur dann richtig, wenn dieses Bekenntnis nicht mit der Schrift übereinstimmt. Die theologische Bekenntnisformel ist nicht gewisser, sondern nur bequemer und manchmal kürzer gefaßt als das Schriftwort.

Wenn dann auf die angeführte Frage die Antwort gegeben wird: „Doch wohl um deswillen, weil über das Verständnis jener Schriftstellen in der Christenheit Streit und Uneinigkeit entstanden ist, weil es für die Kirche nötig wurde, dem irrigen falschen Verständnis der h. Schrift gegenüber das rechte einfältige Verständnis und damit den rechten Glauben festzustellen, der für sie und ihre Glieder Geltung haben und behalten sollte;" und wenn dann weiterhin noch gesagt wird: Das ist der Stand der Dinge, wie der Artikelschreiber in der Theol. Zeitschrift wohl wußte," so hat sich der Artikelschreiber im Kirchenblatt über das Wissen seines Gegners ganz gewaltig getäuscht. Derselbe wußte nämlich etwas ganz anderes. Er wußte sehr wohl, daß keineswegs exegetische Differenzen den Anlaß zur Bildung der Bekenntnisformeln gegeben haben, sondern daß es dogmatische Gegensätze waren, die sich in diesen Formeln fixierten, nicht Resultate der Exegese. Die Schriftauslegung kommt in allen diesen Fällen nur in zweiter Linie in Betracht, insofern die Schrift die Beweismittel liefern sollte, sogar in manchen Fällen für Dinge, die mit ihr im Widerspruch stehen. Zudem haben die streitenden Parteien sich meistens auf verschiedene Stellen der heil. Schrift berufen, die oft nur nach ihren zufälligen Unterschieden aufgefaßt und angewendet wurden.

Was der Schreiber unter dem Ausdruck „die Kirche" versteht, sollte genauer gesagt sein. Er meint doch die lutherische Kirche. Aber welche? Gleichviel; es geht aus dem Satze hervor, daß ohne Hülfe kirchlicher Formeln das „rechte einfältige Verständnis" der heiligen Schrift nicht festgestellt werden kann. Das ist der Sache nach ganz genau dasselbe, was Bellarmin sagt. (Vergl. Th. Ztschr. 1884, Seite 260.) Die Schrift mag also vom ersten bis zum letzten Buchstaben inspiriert sein, wenn aber das rechte Verständnis „und damit der rechte Glaube" nur durch die Kirche festgestellt werden kann, dann ist die Schrift als Richtschnur des Glaubens und Lebens unbrauchbar, weil sie ohne die in den Bekenntnissen festgestellten Formeln nicht richtig verstanden werden kann. Von „untrüglichen Gottesworten" sollte man dann doch nicht mehr reden, denn sie wären in solchem Fall das Trüglichste, was es giebt, und man müßte den Gläubigen

davor warnen, daß er sich unterwinden wolle die Schrift zu lesen und sie zu verstehen. Dann ist freilich ein festes gewisses Bekenntnis nur da vorhanden, wo man neben und über die Schrift noch eine kirchliche Formel setzt, die man als fester und gewisser erklärt als das Schriftwort, dessen richtiges Verständnis ohne jene Formel mindestens sehr fraglich ist.

Fordert man so unbedingt, wie das Kirchenblatt thut, eine Bekenntnisformel neben dem Schriftwort, so spricht man indirekt damit aus, daß daß Schriftwort in sich selbst nicht fest, bestimmt und klar genug ist, so daß das richtige Verständnis in innerem, lebendigem und notwendigem Zusammenhang mit dem Schriftwort stünde. Eine solche Schrift, der „die Kirche" die Möglichkeit richtigen Verständnisses erst noch nachträglich anhängen muß, wird dann wieder in demselben Atem als das untrügliche Gotteswort erklärt, als die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens, als das Wort, das eines Menschen Licht auf dem Lebenswege sein könne und solle. Es ist wohl möglich, daß ein Mensch beides zugleich glaube, aber er kann beides nicht zugleich recht glauben. Dagegen ist es ein vergebliches Unternehmen beweisen zu wollen, daß beides zu gleicher Zeit richtig ist. Entweder hat die Schrift die facultas se ipsam interpretandi, d. h. die Eigenschaft, daß sich aus ihrem Zusammenhange nur eine christliche Wahrheit ergiebt, und daß diese in der Schrift enthaltene Wahrheit sich herausstellt, wenn die Schrift nur auf Grund ihrer selbst betrachtet wird, oder sie hat diese Eigenschaft nicht, dann ist sie eines der unbrauchbarsten Bücher, das es giebt, und die römische Kirche ist mit ihrem Verbot des Bibellesens vonseiten der Laien völlig im Recht.

Aber wenn „die Kirche" es nötig hat, das rechte Verständnis der Schrift festzustellen, wie beweist sie denn, daß die von ihr aufgestellte Formel auch wirklich die richtige ist? Mit Schriftgründen kann sie es nicht beweisen, denn diese sind wieder fraglich, weil man nicht weiß, ob die „Kirche" die Schrift auch richtig verstanden hat. Hat freilich die „Kirche," wie Leo XIII. es verlangt, die potestas judicandi et puniendi, die Macht zu richten und zu strafen, so wird sich jeder, der hinter dem Papst den Büttel und hinter dem Konzil den Scheiterhaufen sieht, besinnen, ehr er das richtige Verständnis „der Kirche" antastet. Hat man bloß die potestas damnandi, die Macht zu verwerfen — wir wollen nicht sagen zu verdammen — so ist das auch schon etwas, denn — ehrlich gesagt, wir geraten der Verdammungstheologie nicht gerne nnter die Zunge oder unter die Feder, und wer seiner Sache nicht ganz gewiß ist, der wird wenigstens solchen Leuten gegenüber seine Zweifel oder seinen Widerspruch zurückhalten. Aber trotzdem müssen wir wiederum sagen: Wenn das Bekenntnis zu den eigenen Worten Christi, wie sie in der Schrift überliefert sind, kein festes Bekenntnis ist, dann giebt es überhaupt keines, und wenn aus den Worten Christi nicht ohne Hilfe „der Kirche" „die rechte Lehre und der rechte Glaube geschöpft" werden kann, dann sind die Worte Christi weder maßgebend für die Lehre, noch sind sie Grund des Glaubens. In solchem Fall wäre es besser, man hielte sich an „die Kirche" und kümmerte sich nicht um die Worte Christi.

Schließlich sagt der Verfasser: „Weiß ich, kann ich wissen, welche Lehre, welchen Glauben die evang. Synode daraus schöpft und genommen haben will — zumal gleich dahinter jene sonderlichen Worte von „Gewissensfreiheit" folgen? Ich muß antworten: ich weiß es nicht und kann es nicht wissen."

Wir wollen das nicht bestreiten. Wer erklärt, daß er das Licht nicht ertragen kann, der kann natürlich auch keine Farbe wahrnehmen, und wer in der Gewissensfreiheit nur die Beliebigkeit aller möglichen Meinungen erkennen kann, der ist freilich so wenig imstande zu erkennen, wie man an dem Schriftwort ein gewisses Bekenntnis haben kann, als der Blinde durch Betasten eines Gemäldes eine Gestalt wahrnehmen kann, er fühlt eben immer nur die gleiche Fläche und kann nicht begreifen, wie andere alle diese Dinge darauf wahrnehmen. Dann möchten wir aber fragen: Wozu will er es denn wissen? Ist er nämlich sicher, daß er nur in seinem Luthertum die reine Lehre

und den wahren Glauben hat, dann ist es für ihn doch selbstverständlich, daß unsere Lehre und unser Glaube falsch ist. Wenn er meint, seinen Glauben und seine Lehre durch Widerlegung der Unierten retten zu müssen, so können wir ihm nur raten, solch unnütze und gefährliche Beschäftigung aufzugeben. Denn wenn ihm das auch wirklich gelänge, so würde sich noch lange nicht daraus ergeben, daß seine Lehre richtig ist; vielmehr würde daraus nur folgen, daß seine Lehre der Hauptsache nach falsch ist und nur in Nebendingen möglicherweise richtig sein könnte. Oder ist es ihm darum zu thun, zu erkennen, was die Schrift lehrt ohne Rücksicht auf die kirchlichen Lehren und Formeln. Nun dann verlasse er sich doch nicht auf unsere Autorität, sondern forsche in der Schrift selbst. Dann wird er auch seiner Gewissensfreiheit froh werden, und wenn er auch seine Erkenntnis nicht mit den Worten unseres Katechismus aussprechen sollte, so wird er dennoch sicher keinen Grund mehr haben, gegen unsere Synode und ihre Glieder zu kämpfen, sondern wir werden imstande sein, die Einigkeit im Geiste zu halten und uns ihrer zu freuen. Dann sind wir beide evangelisch, nicht bloß dem Namen, sondern der That nach. Will er aber das nicht werden, dann bleibe er, wenn er Lust dazu hat, unser Widersacher bis ans Ende; wir sind auf dem Wege zu einem Richter, der einst recht richten wird.

Die 39. Katholikenversammlung in Deutschland, welche in Mainz stattfand, zeigte nur, daß die Willfährigkeit der preußischen Regierung die Begehrlichkeit und Dreistigkeit der Ultramontanen gesteigert hat. Namentlich wurde Parität hinsichtlich der Besetzung der höheren Staatsämter verlangt. Der Antrag auf Zulassung der Jesuiten im deutschen Reich war, wie erklärt wurde, nur eine Zeitlang vertagt worden. Dr Lieber sagte: „Leider Gottes, nach unserer Überzeugung völlig ohne Grund, aber thatsächlich und unbestreitbar ist es, daß das protestantische und speziell das evangelische Gefühl durch nichts mehr gegen die Katholiken aufgeregt wird, als durch die Jesuitenfrage.“ Um die protestantischen Konservativen und das hinter ihnen stehende Volk nicht bedenklich zu machen und abzuhalten, in der Schulfrage mit dem Centrum zu gehen, habe man damals von der Jesuitenfrage abgesehen. Jetzt aber werde man den Antrag keiner Vorlage und keiner politischen Lage zu Liebe mehr außer Verhandlung setzen.

Da haben wir es klar ausgesprochen, daß die Schulvorlage im preußischen Landtag im Interesse des Centrums gemacht war und daß man die Konservativen durch Zurückstellung des Jesuitenantrages hinter das Licht führen wollte und diese zum großen Teil willig waren, sich im Interesse des Centrums benützen zu lassen.

Selbstverständlich durfte ein Beschluß zu Gunsten der Wiederherstellung des Kirchenstaates nicht fehlen. Bedenkt man, mittelst welcher Umtriebe der Papst den Kirchenstaat wieder herzustellen versucht, so erscheint dieser Beschluß der Katholikenversammlung in einem sehr bedenklichen Lichte, wie überhaupt das ganze Treiben dieser Versammlung ihre wahren Absichten klar genug darlegt. Selbst die A. Ev. Luth. Kztg. sagt darüber: „Das religiöse Mäntelchen kann nicht darüber täuschen, daß man es mit einer Volksversammlung zu thun hat, deren Teilnehmer unterhalten sein wollen. Nicht ernsten Beratungen sollen die Versammlungen dienen, sondern, wie ausdrücklich einverstanden wird, zur Heerschau. Die Ohren wollen gekitzelt sein, aber jeder Reiz stumpft sich ab und muß durch einen stärkeren ersetzt werden. So sucht denn jeder Redner den andern zu überbieten nicht in gesalzenem, sondern in gepfeffertem Ausdruck, zumal die Eitelkeit durch den „rauschenden“ und „stürmischen“ Beifall (vgl. Th. Ztschr. 1890, Seite 347) und den nun einmal zu einer Katholikenversammlung gehörenden Pfuiruf zu immer neuen rhetorischen Leistungen angespornt wird.“

Daß der Katholikentag eine „kirchliche Versammlung“ ist, mag im Sinne Roms richtig sein. Er ist aber auch so nur ein zur Erreichung politischer Zwecke Roms aufgeführtes „kirchliches“ Schauspiel.

Die Wahl eines neuen Jesuitengenerals (des schwarzen Papstes) hat am 2. Oktober stattgefunden, obwohl dieselbe angeblich schon für den September angesetzt

war. Der Erwählte ist der seitherige Generalvikar des Ordens, ein Spanier, der den Namen Pater Martin führt. Zugleich erfährt man auch, daß er der erste Theologe der Welt ist, wie das sich ja auch für den Jesuitengeneral geziemt, daß er lateinisch, italienisch, englisch und französisch spreche, als Kanzelredner sehr beliebt sei und sich namentlich für das klassische Drama der spanischen Litteratur interessiere. Dagegen soll über seine politischen Tendenzen nichts bekannt sein, indem er sich seither neutral verhalten habe.

Kurze Mitteilungen.

Vor etwa einem Jahre wurde im Schles. Prov.-Lehrerverein auf Anregung des Vorstandes eine Kommission eingerichtet, welche das Interesse des Volkes für Schule und Lehrerschaft durch geeignete Aufsätze in den politischen Zeitungen erwecken und stärken sollte. Die Kommission sollte sich dieserhalb mit den Lehrern in Verbindung setzen, die eingesandten Aufsätze und Mitteilungen druckfertig machen und in den Zeitungen veröffentlichen. Die Idee hat guten Boden gefunden. Es haben sich bereits 42 politische Zeitungen in Schlesien bereit erklärt, Zusendungen der Kommission aufzunehmen

Allgem. deutsche Lehrerzeitung.

Der Witwenkasse der „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens" in Hamburg, der über 400 Lehrer angehören, ist aus einem Vermächtnis die Summe von rund 20,500 M. zugefallen. Diese seit Jahrzehnten segensreich wirkende Kasse zahlt schon jetzt jährlich jeder Witwe 380 M. und jedem Kinde einer solchen bis zum 18. Jahre 60 Mark und daneben ein Sterbegeld von 200 M. Die Beiträge der Mitglieder sind im Verhältnis zu diesen Summen äußerst gering.

Nach der „Ermländ. Ztg." ist die achtjährige Schulpflicht an den hohen Fleischpreisen schuld. Die „E. Z." schließt so: Wenig Hammel — teures Fleisch. Keine billigen Hüteknaben — wenig Hammel. Strenger Schulzwang — keine billigen Hüteknaben. Also strenger Schulzwang — teures Fleisch. Daraus folgt: „Die Oberscholarche müssen den Schulzwang einigermaßen zu lockern sich herbeilassen." Ja wohl, damit der Landwirt mehr Schafe habe, möchte auch die Regierung Schafe züchten!

In Hamburg sind die Schulen der Cholera wegen geschlossen worden; doch hatte der Unterricht ziemlich von selbst aufgehört, da nur wenig Kinder noch gekommen waren. Infolge der Aufforderung der Oberschulbehörde, es möchten besonders unverheiratete Lehrer sich zur Pflege solcher Kranken, die mit keiner ansteckenden Krankheit behaftet sind, zur Verfügung stellen, haben sich mehr Lehrer gemeldet, als angenommen worden sind.

Allgem. deutsche Lehrerzeitung.

Vom Büchertisch. Von Wangemanns biblischer Geschichte (erster Teil) ist die 25. Auflage bei Georg Reinhardt in Leipzig erschienen. — Die Allgem. deutsche Lehrerzeitung urteilt also darüber: „Alle Lehrer werden dem Verfasser Dank wissen für das dargereichte Material und die Anweisung, die sie dadurch zur eingehenden, das religiöse Gemüt der Kinder erfassenden Behandlung der biblischen Geschichten und des Religionsunterrichts überhaupt erhalten. Die den Geschichten folgenden Sprüche und Lieder sind dementsprechend ausgewählt, die beigegebenen Bilder erleichtern das Verständnis.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

20. Jahrg. December 1892. Nro. 12.

Ueber die Jugendvereinssache.

Von P. J. G. Enßlin.

Was ist zu thun, um die konfirmierte Jugend bei der Kirche zu erhalten? Diese Frage wurde in unsern synodalen Blättern schon zum öfteren behandelt und es möchte manchem scheinen, als wäre ein weiteres Wort darüber nur überflüssig. Allein über eine so wichtige Frage, die sozusagen zur Lebensfrage für unsere Gemeinden geworden, darf auch noch ein weiteres Wort geredet werden, wenn es wirklich zur Lösung derselben dienen mag.

Schon in früheren Artikeln wurde davon geredet, daß in diesem Lande die Art und Weise, wie in Deutschland die Jugend bei der Kirche erhalten wird, nicht leicht nachgeahmt werden kann; denn es lassen sich hier nicht überall Schulen errichten, welche der Kirche in die Hände arbeiten und die Jugend für dieselbe erziehen. Auch haben die Diener der Kirche in diesem Lande nicht eine weltliche Obrigkeit hinter sich, durch welche die Jugend gezwungen werden mag, bis zu einem gewissen Alter dem Religionsunterrichte in der Kirche beizuwohnen. Wir müssen daher auf Mittel und Wege denken, die unsern Verhältnissen angemessen sind und durch die doch ein Ähnliches erzielt wird.

Gott sei Lob und Dank, daß wir in unserer evangelischen Kirche den Konfirmanden-Unterricht und die Konfirmation haben, wodurch es uns möglich ist, die Jugend wenigstens in die Kirche einzuführen und sie zum Bleiben in derselben anzuleiten. Allein in bezug auf das Erhalten bei der Kirche wurde einmal in der Theol. Zeitschrift mit Recht gesagt, daß die christlichen Lehrer und Prediger nicht die Hauptfaktoren sind, sondern vielmehr das elterliche Haus, wo die Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen werden sollen; oder das Familienleben, in welchem gute Aufsicht über das Thun und Lassen der Kinder und Jugend geführt und ein reges Interesse für die Kirche geweckt werden sollte. Es ist gewiß wahr, was schon viele in betreff der Jugendfrage gesagt haben: „Wären die Eltern wirklich christlich, sodaß sie die Gehülfen der Pastoren sein möchten und der geistlichen Trägheit und Weltliebe der Jugend durch Zucht und Vermahnung zum Herrn, insbesondere aber durch eigenen Fleiß im Christentum entgegen arbeiteten, dann würde es um die Jugend besser stehen." Wo der Jugend im Elternhause ein wahres Christentum vorgelebt wird, da wird es ihr auch zur Not-

wendigkeit, an Gottes Wort, Predigt und Kirche festzuhalten; denn solcher Wandel zeugt von der Kraft des Wortes Gottes und straft die fleischliche Gesinnung, aus welcher die falsche Aufklärung, der Unglaube und die Entfremdung von der Kirche stammt. Wo aber ein Vater in Wahrheit mit Josua sprechen kann: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen, da werden auch die Kinder zur Nachahmung getrieben. Aber gerade deshalb, weil vonseiten der Eltern so viel versäumt wird, gilt es vonseiten der Kirche und ihrer Diener Wege einzuschlagen, auf welchen die Jugend aus dem alten Geleise der gewohnten Trägheit und Gleichgültigkeit herausgehoben und zu regem Fleiß im Christentum angespornt und herangebildet wird. Da aber überdies vonseiten der englischen Kirche große Anstrengungen gemacht werden, nicht allein ihre eigene Jugend, sondern auch die der Deutschredenden an sich zu ziehen und zwar hauptsächlich durch Sonntagschulen und und Gründung von sogenannten Jugendvereinen für christliche Bestrebungen, so gilt es endlich auch von unserer Seite ein Ähnliches zu thun, um wenigstens unsere eigene Jugend der Kirche zu erhalten. Zwar wird schon da und dort den Amerikanern durch Gründung von Jugendvereinen nachgeahmt, aber doch vielleicht die Hauptsache, die am sichersten zum Ziele führt, nicht berücksichtigt, weil wir uns etwa vor Methodismus und anderem Schein fürchten. Viele Gemeinden und Prediger sehen mit geschränkten Armen dem Bestreben solcher Vereine zu und fragen bedenklich: Werden die jungen Leute wenn sie in ihren Versammlungen öffentlich beten, oder gar ihre Gedanken über ein Bibelwort aussprechen, nicht methodistisch und geistlich stolz, daß sie meinen, sie wissen mehr und seien bessere Christen als die Alten? Werden sie nicht bald den Straßenlichtern, oder den Hängelampen in den Parlors gleichen, anstatt den bescheidenen Hauslichtern? Aber mit solchen Bedenken kommt man so wenig zu etwas, als ein Farmer, der vor lauter Bedenken, daß auf seinem Acker viel Unkraut wachsen möchte, ihn lieber gar nicht bestellt. Kommt man der Jugend vonseiten der Kirche nach ihrem eigentlichen Bedürfnis entgegen, dann kann nur Gutes dabei herauskommen. Es frägt sich nun freilich, was ihr eigentliches Bedürfnis ist, das in der Kirche befriedigt werden soll; denn gerade in diesem Punkte gehen, wie es scheint, die Meinungen auseinander. Daher auch die Wahl der Mittel und Wege, wodurch die Jugend bei der Kirche erhalten werden soll, so verschieden ist und nicht immer das Richtige getroffen wird.

Was vonseiten der Kirche gethan werden soll und kann, liegt eigentlich schon in ihrem Beruf, weshalb sie auch nicht, ohne Schaden zu leiden, über denselben hinausgehen darf. Ihr Beruf aber ist, eine Heils-Anstalt zu sein, in welcher für das Heil der Seele gesorgt werden soll und zwar hauptsächlich durch das Wort Gottes und die heiligen Sakramente. Es ist daher selbstverständlich, daß vonseiten der Kirche nur solchem Bedürfnis Rechnung getragen werden darf, das durch ihren Beruf befriedigt werden kann. Will die Kirche auch das bieten, was die Welt bietet, und gebraucht sie solche Lockspeisen, die nach Weltart schmecken, um die Jugend anzuziehen, dann verfehlt

sie ihren Zweck und richtet nur Schaden an. Wie viele Pastoren, Gemeinden und Vereine glauben der Jugend mit theatralischen Vorstellungen, mit Baseballspiel, Athletik und dergleichen entgegenkommen zu müssen, haben es aber verfehlt und den jungen Leuten eher an der Seele geschadet, als genützt; denn mit solchen Dingen giebt man, wenn auch noch so gut gemeint, dem Weltwesen Raum, daß das Kirchliche ausartet. Das Schlimmste aber ist, daß dadurch vonseiten der Kirche der Schein gegeben wird, als dürfte man es mit der Forderung Christi in betreff seiner Nachfolge, wie sie einst der Jugend im Katechismus, hauptsächlich in der Summe des Glaubens an Christum und im Konfirmationsgelübde nahe gelegt worden ist, nicht so genau nehmen und als wären ernstere Christen und Diener Gottes, die es mit der Wahrheit genau nehmen und nicht am fremden Joche mit den Ungläubigen ziehen wollen, gar einseitig und zu beschränkt. Mit Recht sagt darum der Friedensbote in No. 19, daß es auch in christlichen und kirchlichen Vereinen zu wachen gilt. Allein daraus den Schluß ziehen wollen, daß die Jugendvereine an sich selbst nichts wert sind und es besser ist, solche gar nicht anzufangen, ist denn doch zu weit gegangen; denn wenn die Kirche das Richtige trifft und thut, mögen solche Vereine von großem Segen und zugleich das Mittel sein, wodurch die amerikanische Jugend am ehesten der Kirche erhalten wird.

Das Bedürfnis der Jugend, das durch die Kirche befriedigt werden soll, ist an und für sich kein anders, als das der älteren Leute; denn sie bedarf ebensowohl der Wirkung des heil. Geistes in seinem Strafamt, Trostamt und Lehramt, wie die Alten. Nur die Art und Form, in welcher der Jugend in diesen Stücken am zweckmäßigsten gedient werden kann, muß eine andere sein. In Anbetracht dieser Form hat auch die Kirche Deutschlands es für gut befunden, der Jugend bis zum achtzehnten Lebensjahre mit katechetischem Religions-Unterrichte zu dienen. So etwas läßt sich freilich hierzulande im allgemeinen nicht nachahmen; denn hier fehlt die Einigkeit der Kirche und die Autorität der geistlichen Behörde. Dafür muß aber ein Ersatzmittel gefunden werden, durch das in freier Weise ein Ähnliches erzielt wird. Wohl werden in den sogenannten Bibelklassen der Sonntagschule die größeren Kinder in der Erkenntnis Gottes zu fördern gesucht; allein um die Jugend für immer der Kirche zu erhalten und sie zu lebendigem und thätigem Christentum heranzuziehen, müssen noch andere Einrichtungen getroffen werden, wie sie in Chorabteilungen, Missions-, Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen angestrebt worden sind, neuerdings aber in den sogenannten Jugendvereinen für christliche Bestrebungen zu Tage treten. So wie die Jugendvereine nach Angabe ihres Gründers Dr. Francis E. Clark, Portland, Maine, gehalten werden können und sollen, geben sie der Kirche die beste Garantie für die Erhaltung ihrer Jugend; denn ihr Zweck, den sie zu erreichen streben, ist gerade das, was die Jugend braucht, nämlich I. Unter ihren Mitgliedern lebendiges Christentum zu fördern, II. Die jungen Leute in der christlichen Gemeinschaft zu erhalten, und III. Sie zur Arbeit im Weinberge des Herrn anzuleiten. Um diesen Zweck zu erreichen, bedienen sie sich folgender Mittel: I. Gesang,

welcher schon an und für sich von jungen Leuten gern gepflegt wird, hier aber in geistlichen lieblichen Liedern zum Ausdruck kommt. II. Gebet, welches von jedem Kinde Gottes im Verborgenen und auch in Gemeinschaft mit andern gepflegt werden soll. III. Wort Gottes, mit dessen Schatz die Jugend vertraut werden soll und aus welchem sie Erkenntnis Gottes und Christi schöpfen mag. Außer diesen Mitteln mögen noch ihre geselligen Unterhaltungen erwähnt werden, die aber der Art sein müssen, daß sie sich für christliche Kreise ziemen. Was aber diesen Vereinen ihr entschieden christliches Gepräge giebt, das sind ihre sogenannten Gebets- und Konsekrations-Versammlungen, an welchen die einzelnen Glieder nicht bloß durch Gesang, sondern auch in anderer Weise (durch Gebet und kurze Ansprachen) thätigen Anteil nehmen. In den monatlichen Konsekrations-Versammlungen wird vornehmlich das Gelübde erneuert, das jedes aktive Glied bei der Aufnahme in dem Verein gegeben hat. Es möge hier dasselbe in deutscher Fassung gegeben werden, wie es schon von einzelnen deutschen Jugend-Vereinen angenommen worden ist.

Gelübde der aktiven Mitglieder des Jugendvereins für christliche Bestrebungen.

Ich gelobe meinem Herrn Jesu Christo, im Vertrauen auf seine Kraft:

1. Daß es mein ernstes Bestreben sein soll, nach Gottes Wort und Willen zu leben und in seinem Reiche zu dienen; überhaupt mein Lebenlang nach bestem Wissen und Gewissen einen wahrhaft christlichen Wandel zu führen.

2. Daß es mir zur Regel meines Lebens dienen soll, jeden Tag zu beten und Gottes Wort zu lesen; die Gemeinde, der ich angehöre, nach Kräften zu unterstützen und ihre regelmäßigen Gottesdienste zu besuchen.

3. Daß ich als aktives Glied meine Pflichten gegen den Verein gewissenhaft erfüllen will.

4. Daß ich in den Gebetsversammlungen des Vereins immer anwesend sein und nicht nur durch Gesang, sondern auch in anderer Weise thätigen Anteil daran nehmen will.

5. Daß mich nur solche Gründe vom Besuche der regelmäßigen Gottesdienste (der Gemeinde) und der Gebets-Versammlungen des Vereins abhalten können, welche ich vor meinem Herrn und Meister mit gutem Gewissen verantworten kann.

6. Werde ich der monatlichen Konsekrations-Versammlung durchaus nicht beiwohnen können, so will ich, wenn irgend möglich, wenigstens einen Spruch heiliger Schrift einsenden, der beim Aufruf meines Namens verlesen werden soll. —

Eine treffliche und segenbringende Einrichtung in diesen Vereinen sind die verschiedenen Komiteen, welchen neben den Beamten teilweise die Leitung des Vereins und die Aufsicht über die einzelnen Glieder desselben anvertraut wird. Sie haben fleißig zu arbeiten und gewissenhaft für das äußere und innere Wachstum des Vereins Sorge zu tragen. In diesen Komiteen

finden insbesondere fromme und gottergebene Jungfrauen entsprechende Arbeit und gute Verwendung. Es würde zu weit führen, hier von den Aufgaben der einzelnen Komiteen zu reden. Wer sich für die Jugendvereinssache interessirt, möge sich die Konstitution und The work of the Committees in the Y. P. S. of Christian Endeavor zur Einsicht kommen lassen. Sie sind zu beziehen von der: United Society of Christian Endeavor, No. 50 Bromfield Str., Boston, N. Y. Das, was uns hier noch besonders interessiren und im folgenden zur weiteren Erörterung veranlassen mag, ist das voranstehende Gelübde, welches eigentlich die Tendenz und den Charakter der Vereine bezeichnet.

Obgleich dieses Gelübde dem praktischen Christentum entspricht und nichts anders darin gefordert wird, als was sich bei einem jungen Menschen, der mit dem Christentum ganzen Ernst macht, von selbst ergiebt, so möchte es doch scheinen, als würde dadurch im allgemeinen von jungen Leuten zu viel gefordert werden; denn wenn man in Betracht zieht, wie wenig ernstes Christentum im allgemeinen unter den jungen Leuten zu finden ist, so möchte man wohl daraus schließen, daß es wenige sein werden, die das Gelübde auf sich nehmen wollen. Es liegt darum der Gedanke nahe, daß man weniger fordern sollte, um es allen möglich zu machen, solchem Vereine beitreten zu können. Aber dieser Zweck ist doch bloß menschlich klug; denn der eigentliche Zweck eines Jugendvereins würde durch die Ausführung desselben nicht erreicht werden und zwar darum nicht, weil der Anschluß an einen weniger fordernden, oder halbchristlichen Verein, nicht die Garantie geben könnte, daß der Beitretende auch wirklich Christo nachfolgen und in die Gemeinschaft der Gläubigen treten wollte. Es mag wohl zugegeben werden, daß sich einem so wenig fordernden Verein viel mehr junge Leute anschließen würden, als einem Verein für christliche Bestrebungen. Allein was würde damit gewonnen sein, wenn der Verein seine Glieder nicht einmal zu beständigen und fleißigen Kirchgängern erziehen könnte und wenn nicht die Hauptsache, nämlich lebendiges und thätiges Sein in der Gemeinschaft mit Christo und seinen Gläubigen dadurch erzielt würde? So ein Verein möchte mit seiner Toleranz einem gewissenhaften Seelsorger ebensoviel Not und Unannehmlichkeiten bereiten, wie eine Gemeinde, die durch weltförmige Mittel die Gemeindekasse zu speisen gewohnt ist. Soll in den Jugendvereinen etwas Echtes und Ganzes zustande kommen, so muß in irgend einer Weise das Schiboleth der Jugend-Vereine für christliche Bestrebungen in den Vordergrund gestellt werden; denn dadurch wird von vornherein den Gliedern erklärt und gezeigt, wie mit dem biblischen Christentum und mit dem Gelübde, das einst am Konfirmationstage gethan wurde, Ernst gemacht werden soll und kann. Jeder christliche Verein, der seinen Zweck erreichen will, muß Anleitung zum wahren Christentum geben und darf kein Weltwesen in sich dulden. Warum sollte das nicht durch ein solches Schiboleth gethan werden dürfen, das von vornherein gewissermaßen zu einer Entscheidung für Christum und seine Nachfolge veranlaßt? Wenn die evangelische Kirche für gut und der Wahrheit gemäß

gefunden hat, ihre Jugend durch ein entschieden christliches Konfirmationsgelübde auf den Weg zu stellen, den sie in der Zukunft einzuschlagen hat, um selig zu werden, so muß notwendigerweise solcher Weg und Richtung auch in einem, der evangelischen Kirche zugehörigen, Verein beibehalten und zur Geltung gebracht werden. Der Verein hat dadurch die Aufgabe in seiner Konstitution, oder in einem Gelübde, Anleitung zum wahren Christentum zu geben und die Hauptpunkte zu bezeichnen, die der Wahrheit gemäß in seiner Mitte zur Ausübung kommen müssen. Bei solcher Auffassung des Gelübdes kommt dann freilich weniger in Betracht, ob sich viele oder wenige einem solchen Verein anschließen werden; denn das ist der Hauptsache nach nicht eine menschliche Vorschrift, sondern eine göttliche Forderung, der jeder Christ in geeigneter Weise gerecht werden muß. Das Gelübde, wenn es der Jugend recht erklärt und ans Herz gelegt wird, kann nicht nur so ohne weiteres von ihr zurückgewiesen werden. Es übt immer einen großen Einfluß auf die Herzen der Jugend aus und müssen insbesondere die Konfirmierten wohl erwägen, ob sie nicht ihrer inneren Überzeugung und ihrem Taufgelübde gemäß das Gelübde halten und dem Verein beitreten sollen. Da es aber an und für sich der Jugend leicht ist, die Gottesdienste und solche Versammlungen regelmäßig zu besuchen, in welchen sie ihresgleichen und gute Freunde findet, so lassen sich doch manche aus der angelernten und angewohnten Gleichgiltigkeit und geistlichen Trägheit herausheben und zu regem Eifer im Christentum anspornen. Die Besorgnis, daß sich wenige einem solch entschiedenen christlichen Verein anschließen werden, dürfte darum viel geringer sein und niemand veranlassen, das Gelübde für unzweckmäßig oder hinderlich zu halten; denn durch Ignorierung desselben würde dem Verein seine bestimmte Richtung genommen und auch seine segenbringende Wirkung in der Gemeinde vereitelt werden. Gerade solche junge Leute, die von ganzem Herzen das Gelübde zu halten begehren und darum als sogenannte aktive Glieder dem Verein beitreten, sind gewöhnlich die thätigsten in demselben. Die Treue, die sie dem Herrn gegenüber, dem Gelübde gemäß, an den Tag legen, setzt sie in den Stand, durch Wort und Wandel auch andere davon überzeugen zu können, daß es nicht schwer ist, den Forderungen des Vereins nachzukommen. Es werden darum auch andere durch sie zum Guten angespornt und das innere und äußere Wachstum des Vereins durch sie gefördert.

Nun ist freilich nicht zu erwarten, daß alle jungen Leute in einer Gemeinde sogleich dieses Gelübde auf sich nehmen und von vornherein gleich als aktive Mitglieder dem Verein beitreten wollen; denn es mögen manche schon gewissenshalber es nicht thun wollen, weil sie die Meinung haben, daß sie es nicht halten können. Damit es aber doch jedem jungen Menschen, der ein Christ zu sein begehrt und der Gemeinde treu bleiben will, ermöglicht sein möchte, dem Verein beizutreten, so ist in demselben eine zweite Art von Mitgliedschaft gestattet, nämlich die der sogenannten freundschaftlichen (associate) Mitglieder. Solche haben wohl kein Stimmrecht, gelten aber als Glieder, die an den Vorteilen und Genüssen des Vereins ungeschmälerten Anteil haben

dürfen. Von ihnen wird aber erwartet, daß sie sich mit der Zeit als aktive Mitglieder aufnehmen lassen.

Zum Schluß dürfte noch ein kurzes Wort über das Verhältnis des Vereins zur Gemeinde geredet werden. Es ist zwar gewissermaßen schon im bisherigen durch Angabe des Zweckes des Vereins und der Mittel, deren er sich zu diesem Zwecke bedient, im allgemeinen angedeutet worden, daß er aufs innigste mit der Gemeinde verbunden ist, in ihr lebt und für sie arbeitet. Allein es möchte noch im besonderen gesagt werden, daß der Verein, so selbständig er auch arbeiten und sich bewegen lernt, doch seine Leitung hauptsächlich in die Hände des Pastors der Gemeinde legt, der Vorsitzer des Exekutiv-Komitees ist. Nebst dem Pastor sind auch die Gemeinde-Vorsteher ex officio Ehrenmitglieder des Vereins, denen jede schwierige Frage vorzulegen ist. Das Verhältnis der einzelnen Vereine und das Interesse, welches der Pastor und die Glieder des Vorstandes an der Jugend-Vereinssache nehmen, geben von selbst die Grenzen an, wie weit die Mitwirkung dieser Personen notwendig und thunlich ist. Wenn aber der Jugend aufgeholfen werden soll, dann gilt es auch besonders an ihr zu arbeiten. Doch die Arbeit ist nicht vergeblich, sie erzielt erfreuliche Resultate, die sich im Trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit und durch rege Arbeit im Weinberge des Herrn bemerkbar machen.

Drohender Paganismus in Neuengland.

Von Prof. E. Otto.

Nachfolgender Aufsatz ist eine möglichst wortgetreue Übersetzung eines Essays aus der einflußreichen Monatsschrift Forum von Rev. De Witt Hyde, president and professor of moral philosophy at Bowdoin College. Daß der Aufsatz der Mehrzahl der Leser dieser Zeitschrift gefallen werde, ist wohl kaum zu erwarten, aber er ist so lehrreich und anregend auch für unsere Verhältnisse, daß die Darbietung einer Übersetzung nicht unnützlich zu sein scheint.

Das Wort Paganismus, hergeleitet von paganus, Landbewohner, bedeutet ja ursprünglich etwa „Bauernreligion.“ Es hat seine gegenwärtige Bedeutung, Heidentum, durch die Thatsache erhalten, daß das Christentum von den Städten aus ins römische Reich eindrang und die Landgegenden zuletzt bekehrt wurden. In Neuengland hingegen waren Landstädte die ersten Sitze des Christentums; dennoch steht Neuengland der Gefahr gegenüber, daß die kleinen Landstädte zuerst von der Stufe lebenskräftigen Christentums herabsinken mögen, daß das englische Wort countryman die Geschichte seines Vorgängers in der lateinischen Sprache wiederholen mag, und daß der Begriff Landbewohnerschaft abermals gleichbedeutend werden mag mit Gottlosigkeit und Aberglauben.

Statistische Notizen neuerlich von der Maine Bible Society gesammelt, zeigen, daß Waldo Co., Me., von 6,987 Familien bewohnt ist, die nach ihrem kirchlichen Bekenntnisse folgendermaßen geteilt sind: Adventisten 239,

Baptisten 713, Christians 159, Kongregationalisten 691, Episkopale 24, Frei=Will=Baptisten 734, Methodisten 1,818, Römisch Katholische 136, Unitarier 126, Universalisten 119, anderen Denominationen vereinzelt Zugehörige 541, keinem Sonderbekenntnis Zugehörige 1046, Unbestimmt 141. Von der Gesamtsumme erklären 4577, daß sie gar keine Kirche besuchen. Oxford County zählt 7288 Familien, von denen 4577 erklären, daß sie keine Kirche besuchen. Die statistischen Notizen von 15 Counties zusammengenommen zeigen, daß von 133,445 Familien 67,842 zu keiner Kirche gehören.

Fordert schon die Thatsache, daß ein so großer Procentsatz der Familien sich von der Kirche fern hält, zu ernstem Bedenken auf, so fast noch mehr der Hinblick auf den Zustand, in welchem sich die Kirchen dieser Landdistrikte durchschittlich befinden. Es giebt in diesen Gegenden keine starken lebenskräftigen Kirchengemeinden, welche die Intelligenz, die Hülfsquellen, die Gesellschaft einer ganzen Stadt oder eines Bezirks in sich vereinigten, um Gottesverehrung, herzlichen brüderlichen Verkehr, veredeltes bürgerliches Leben, energische Missionsthätigkeit zu pflegen und auf hohe Stufe zu heben. Dieselbe Verschiedenheit der Vorliebe für diese oder jene Denomination, welche in Waldo County sich vorfindet, waltet in allen diesen Kleinstädten und Bezirken, natür= mit einer durch lokale Ursachen bedingten Abwechselung in der Stärke der einzelnen Denominationen. Die Prediger dieser kleinen Kirchen bilden ja wohl durchschnittlich eine Gesamtheit von achtungswerten, gottgeweihten und selbstaufopfernden Männern. Manche haben ja allerdings ihre Vorbildung zum Predigerberufe mehr von der Farm und Werkstatt her als vom Seminar und College erhalten. Die Gottesdienste sind, was man nennen möchte, mager und nicht begeisternd, die Kirchengebäude und ihre Umgebungen sind oft dürftig und abstoßend; sogenannte weltliche gesellschaftliche Vergnügungen werden principiell verurteilt und empfangen keine Ermutigung, obgleich nichts Besseres an ihrer Stelle dargeboten wird; ja das geistliche Leben der Gemeinden selbst ist mehr abhängig von krankhaften Erweckungsperioden als von einem stetig rege gehaltenen Interesse. Finanziell sind die Kirchen fast beständig am Rande des Bankerotts. Was an Geld eingeht, das kommt weniger direkt von Subskriptionen oder Stuhlmieten her, sondern aus dem Nähvereine, von fairs und sonstigen Festlichkeiten. Die Kirche wird thatsächlich mehr vom Frauenverein als von den Familien und den Männern unterhalten. Die Dienstzeit der Pastoren an ihren betreffenden Stellen ist durchschnittlich kurz und Pastoren und Gemeinden befinden sich im Zustande chronischen gegenseitigen Mißvergnügens an einander. Die Methodistenprediger, obwohl gesetzlich zum Wandern verpflichtet, ist nichtsdestoweniger häufig derjenige Prediger, der am längsten am Orte ist. Die Länge der Dienstdauer der einzelnen Pastoren an ihren jeweiligen Gemeinden steht in geradem Verhältnisse zu der Größe und Bedeutung der Gemeinden. Die Durchschnittszeit, während der die Kongregationalistenprediger Neuenglands an ihren gegenwärtigen Arbeitsfeldern gestanden haben (Studenten und

Vikare nicht mitgerechnet), beträgt sechs Jahre. Der Durchschnitt für Pastoren an Gemeinden von unter 50 Gliedern beträgt 4 Jahre, für Pastoren an Gemeinden von 50—100 Gliedern 5 Jahre, für Pastoren an Gemeinden von 100—250 Gliedern 6½ Jahre, für Pastoren an Gemeinden von über 250 Gliedern 8½ Jahre. In Vermont, welches verhältnismäßig die größte Anzahl eigentlicher Gemeinden hat, stellt sich der Durchschnitt bedeutend niedriger als im übrigen Neuengland. Für den ganzen Staat beträgt er 4½ Jahre, für Gemeinden von weniger als 50 Glieder 2,3 Jahre, für Gemeinden von 50—100 Gliedern 4,3 Jahre, für Gemeinden von über 100 Gliedern 5,3 Jahre. Zu den natürlichen Schwierigkeiten kommt noch hinzu, daß nahezu jeder Bezirk seinen ererbten Kirchenstreit oder Kirchenskandal hat; die Kirchen stehen zu einander in Rivalität, oder die Glieder einer einzelnen Gemeinde für sich sind unter einander gespalten; was darauf angewiesen wäre, sich zusammenzuschließen, das ist durch lokale Eifersüchteleien von einander getrennt, und die gegenseitige Abneigung zwischen Farmern und Stadtleuten streift oft mehr an die Errichtung von Kastenschranken.

Ein Bild, dessen Züge nicht durch die Phantasie ersonnen, sondern der Wirklichkeit entnommen sind, sei als typisches Beispiel hier gezeichnet. In dem Städtchen X. und seiner nächsten Umgebung wohnen ca. 800—1000 Personen. Die religiösen Sympathien derselben sind immer ziemlich gleichmäßig verteilt gewesen zwischen Baptisten, Kongregationalisten, Methodisten und Universalisten. Eine Zeitlang hatten sie ihre Gottesdienste gemeinschaftlich in einer Unionkirche, indem sie je einen Prediger der vier genannten Denominationen abwechselnd wöchentlich predigen ließen. So hatte jeder der geeinten Teile alle vier Wochen einmal seinen besonderen theologischen Geschmack befriedigt, obgleich, wie eine gute Frau bemerkte, man aus den Predigten schwerlich heraushören konnte, which was which, d. h. zu welcher Partei der jeweilige Prediger gehörte. Sektenehrgeiz indes veranlaßte zuerst die Universalisten, dann die Methodisten, sich zurückzuziehen und unmoralische Aufführung eines Baptistenpredigers nötigte, wie wenigstens behauptet wird, auch zur Bildung einer Kongregationalistengemeinde. Die letztere wurde von ihrem ersten Prediger beschwindelt, der ihr die Pläne zu ihrem Kirchengebäude für einen exorbitanten Preis verkaufte; die Methodistenkirche hatte gelegentlich einmal einen Pastor am Orte, dann hatte sie wieder eine Zeitlang keinen; die Baptisten und Universalisten werden von Nachbarpredigern bedient, die Sonntag nachmittags herüberzukommen pflegen; die Kongregationalistenkirche hat drei Monate lang den Sommer über einen Studenten aus dem Seminar. Die stärksten Gemeinden bilden die Universalisten mit einer Gliederzahl von 13 Frauen und 1 Mann, und die Kongregationalisten mit 21 Frauen und 4 Männern. Kaum ein Mann von hervorragender bürgerlicher Stellung befindet sich in diesen vier Gemeinden, obwohl die Freimaurerloge aus dieser Stadt und in den Nachbarstädten ihre hundert Glieder zählt.

Jede Gemeinde hat Sonntags ungefähr 50—60 Personen in ihren Gottesdiensten. Nach dem Urteile meines Gewährsmannes würde es nutz-

los sein für irgend einen Mann, als Pastor an eine der dortigen Kirchen zu gehen, wenn er sich nicht zugleich entschließen könnte, komme es, wie es wolle, für eine längere Reihe von Jahren am Orte zu bleiben; denn jeder Versuch, die pastorale Wirksamkeit über den engen Kreis des eigenen Gemeindleins auszudehnen und auf die Ortsgemeinde als Ganzes zu wirken, würde nur den unmittelbaren Erfolg haben, die übrigen Gemeinden zu krankhaften Gegenanstrengungen aufzustacheln. Mein Gewährsmann teilt hier die Meinung eines meiner Freunde, der als Sendbote des Inneren Missions-Werkes nach Minnesota zog. Nachdem derselbe ein paar Monate lang mit presbyterischen, episkopalen, methodistischen Brüdern in Rivalität gestanden hatte, deren jeder sein kleines, um seine Existenz ringendes Kirchlein innerhalb Steinwurfsweite von der seinigen hatte, schrieb er zurück an seine Freunde im Seminar, das Beste, was ein Missionar hier draußen thun könne, wäre, landauf- und -abzuziehen und die Hälfte aller Kirchen zu verbrennen.

Die Ursachen des Rückgangs kirchlichen und religiösen Lebens mögen sich unter fünf Hauptpunkte zusammenfassen lassen.

1. Einseitige Betonung des transcendenten Wesens Gottes im Gegensatz zu seinen immanenten ist die tiefliegende und weitreichende Wurzel; extremer Individualismus, der das Gegenteil von Gemeinsinn, ist der unschöne faulende Stamm, überflüssige Sekten das mißbildete knotige Gezweig, doktrinelle Abstraktionen die trockenen, saftlosen Blätter, gekünstelte und unlebendige Predigten die mehltaubefallene bittere Frucht, — alles das zusammen bildet den Baum, der jetzt den Boden des Kirchtums ländlicher Kreise überschattet.

2. Gott wird betrachtet als ein Wesen, das gewisse Gesetze gegeben, gewisse Bündnisse geschlossen, einen gewissen Erlösungsplan gezeichnet, an gewissen Übereinkommen beteiligt gewesen ist und vor zwei bis drei tausend Jahren gewisse Bücher publiciert hat.

3. Jedermann fühlt sich besonders beauftragt, Gottes Willen sowohl für sich selbst wie für jedermann neben sich zu entdecken; jedermann muß die Gnade Gottes in den bewußten Bewegungen seines eigenen Herzens erfahren und sich selbst und jedermann neben sich nach dem Maßstabe beurteilen, den er bei sich selbst entdeckt; jedermann muß mit seiner eigenen Intelligenz zu einem faßlich ausgedrückten Glaubensbekenntnisse zustimmen und an jede andere Intelligenz die Forderung stellen, demselben Bekenntnisse zuzustimmen; jedermann muß auf seinem eigenen Wege zum Himmel gehen und jedermann zumuten, daß er ihm auf demselben Wege folge. Da es nicht durchführbar ist, so viel Kirchen zu haben, als es Individuen giebt, so ist das nächst Beste, so viele zu haben, welche sich selbst erhalten oder Andere zu ihrer Erhaltung bestimmen können. Wie sehr hierauf ein Nachdruck gelegt wird, geht aus der Thatsache hervor, daß in Maine aus einer Totalsumme von 246 Kongregationalistenkirchen 113 regelmäßige Unterstützung aus dem Missionsfond erhalten, während 12 gar keine Gottesdienste haben; und doch ist die Kongregationalistenkirche bei weitem die stärkste und reichste im Staate.

4. Da die Theologie, die in diesen Kirchen gelehrt wird, zu ihrem Ge-

genstand die Beziehungen hat, die zwischen einem fernen Gott und dem unanschaubaren Wesen der menschlichen Seele obwalten, so mangelt es ihr an Lebendigkeit und am Vermögen zur Fortbildung. Dieselben abstrakten formalen Beziehungen sind wahr in bezug auf alle Menschen, alle Zeit, alle Umstände.

5. Vermöge dessen ist eine Predigt, die einmal gemacht ist, auch gut für jeden Platz und für jede Zeit. An Stelle des Predigers, des Verkündigers, tritt das Redehalten. Beredtsamkeit wird als ein Selbstzweck gesucht, und das Streben, beredt zu sein, zehrt, wie jegliches Bestreben nach bloßer Formgeschicklichkeit, an der Natürlichkeit eines Menschen. Es ist ein Gnadenwunder, wenn ein Mann diesen Prozeß überlebt, ohne alle Geradheit der Rede, Stärke des Charakters, Einfachheit des Herzens zu verlieren.

Das Heilmittel muß so tief treffen, als der Schaden geht, und muß in der Richtung vorzudringen suchen, in der die Ursachen der Schäden liegen. Gott muß anerkannt werden als lebendiger Wille, alle menschlichen Beziehungen umfassend, sich offenbarend in menschlichen Einrichtungen, zu realisieren durch praktische Bethätigung von Männern und Frauen, zur Geltung zu bringen und geltend in der Gemeinschaft, deren Glieder sie sind. „Unus homo, nullus homo, ein Mensch, kein Mensch," das sollte der Text einer Encyklika an alle Gemeinden sein. Wie es keinen Mann geben kann, der nicht Sohn oder Vater wäre, oder Gatte, Bürger, Nachbar, Freund, Eigentümer, Mittelpunkt irgend welchen wirtschaftlichen, geselligen, intellektuellen Interesses, so sollte die Kirche erklären, daß der einzige Wert eines Mannes, oder die einzige Art, dadurch ein Mann seinen Wert erweisen mag, darin besteht, ein kindlicher Sohn, ein weiser Vater, ein liebender Bruder, ein treuer Freund, ein tüchtiger Arbeiter, ein ehrlicher Geschäftsmann, ein erfreuender Gesellschafter, ein weiser Ratgeber zu sein. Diese konkreten Beziehungen und praktischen Tugenden außer acht lassen und dann versuchen, innerhalb der Kirche ein abstraktes Lehrsystem aufrecht zu erhalten und im Innern des einzelnen Gläubigen eine subjektive Frömmigkeit zu kultivieren, das heißt die Kirche von vornherein zum Tode verurteilen und sie zu der trübseligen Alternative zwischen kaltem formellen Pharisäismus und weichlichem sentimentalen Mysticismus führen.

Solange ein Mensch sich hauptsächlich als Einzelwesen abgesehen von seinen Beziehungen zur Gemeinschaft betrachtet, solange wird er auch sich wenig mehr als dringend nötig ist, um Pflege der Gemeinschaft bekümmern. Sobald er aber lernt, sich mit seinen Mitmenschen wesentlich verbunden zu denken, in gliedlicher Gemeinschaft mit ihnen stehend in Familie, Gesellschaft, Staat, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein, mit ihnen verknüpft durch die unauflöslichen Bande gemeinsamer Sprache, Sitte, Überlieferung, gemeinsamen Einrichtungen, Bestrebungen, Interessen, gemeinsame Ideale, dann wird er auch bestrebt sein, diese Gemeinschaft des inneren Lebens in äußerer sichtbarer Verbindung und Verbrüderung darzustellen. Keine Kirche wird ihm Genüge leisten oder groß genug sein, die nicht auch jedes

andere Glied des socialen Organismus, an dem er selbst ein Glied ist, in sich einschließt oder in sich einzuschließen bestrebt ist. Solch eine Hochflut von Gemeinschaftsbewußtsein würde die einzige genügende Kraft bilden, stark genug, um diese getrennten und gelähmten Kirchen zu der Höhe rechten nnd kräftigen Zusammenwirkens emporzuheben.

Kann nun auch eine gründliche Neubildung nur erreicht werden durch Mächte, über deren Walten wir nicht gebieten können, so kann doch in den Tagen geringer Dinge wertvolle Arbeit geschehen in der Verminderung bestehender Übelstände und in der Verhütung ihres Wachstums. Es ist im Laufe der letzten Monate im Staate Maine mehr geschehen als anderswo, weil man sich allerdings geringere aber auch näher liegende Ziele gesteckt hatte. Wir haben nicht eine Union erstrebt, noch auch schon bedeutendere Leistungen des Zusammenwirkens. Wir haben vielmehr nur einen Stand der Dinge gesucht und im Wesentlichen erreicht, der, wenn er zwischen politischen Körperschaften existierte, mit dem Namen bewaffneter Neutralität bezeichnet werden würde. Jede von fünf in naher Berührung stehenden Konfessionen hat in das Übereinkommen gewilligt, das Werk der andern ungestört zu lassen, vor dem Beginn der Arbeit auf einem neuen Felde die schon an Ort und Stelle oder in unmittelbarer Nachbarschaft wirkenden übrigen Denominationen um Rat zu fragen und bei Übernahme einer neuen Gemeinde deren Traditionen und konfessionelle Neigungen zu achten. Um der Durchführung dieser Vorsätze eine moralische Unterstützung und Nachdruck zu verschaffen, ist die Einrichtung einer ständigen Kommission empfohlen, bestehend aus drei Gliedern von jeder Denomination, deren Urteile solche Fälle, in denen es sich um die Beobachtung interdenominationellen Anstandes handelt, zu unterbreiten sind. Während der anderthalb Jahre, seit diese und ähnliche Principien formelle Anerkennung gefunden haben, sind nur wenige Fälle einer scheinbaren oder wirklichen Verletzung derselben vorgekommen.

Hoffnungerregend ist die Bereitwilligkeit der Kongregationalisten, die bisherige Auffassung der Ortsgemeinden als der höchsten und ausreichenden Realisirung, kirchlicher Einheit aufzugeben und die verstreuten Gemeinden eines County oder eines beträchtlichen Distrikts in eine einzige Kirche zu vereinigen mit einem einzigen Pastor, der mehrere seiner Oberleitung unterstellte Mitarbeiter haben mag. In diesem Monate gehen fünf Graduierte, des Andoverseminars nach den nördlichen Teile von Franklin County, Mo., um mit beträchtlichen Opfern, die sie in finanzieller Beziehung auf sich nehmen, die ersten Jahre ihres Amtslebens der Lösung eben dieses Problems zu widmen. Sie wollen die religiösen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände jener Gegend studieren, sie wollen, kurz gesagt, getrennt marschieren und womöglich vereint schlagen.

Sobald das Erkenntnis gewonnen und beherzigt ist, daß die Idee des Menschen nur in der Gemeinschaft zur vollen Verwirklichung kommt, wird auch die Behandlung der Lehre lebenskräftig und konkret werden. Gottes Wille in bezug auf Zuvorversehung, Erwählung, Heilsplan und die

Probleme der Eschatologie mögen in einer hoch technischen und abstrakten Phraseologie dargestellt werden und sind zweifellos mannigfacher Schattierung der Auslegung zugänglich. Gottes Wille aber, wie er Bezug hat auf das häusliche Leben, gesellschaftlichen Verkehr, die Erziehung der Kinder, auf die Verrichtung ehrlicher Arbeit, den Erwerb ehrlichen Verdienstes, die Pflege der Armen, die Besserung der Lasterhaften, die Ermutigung der Unglücklichen, auf die Handhabung des bürgerlichen Stimmrechts, die Verwaltung der Ämter, die Beteiligung an Verbesserungsplänen für die städtische Gemeinde, auf Zusammenwirkung zu socialen Reformen, kann allerdings nur durch ernsthaftes Nachdenken und fleißige Untersuchung erkannt werden, wenn aber einmal klar verstanden kann er auch ohne Schwierigkeit in klaren und überzeugenden Worten dargestellt werden. Das Mißliche ist, daß bis auf die jüngste Zeit, mit einigen Ausnahmen in den letzten Jahren, die theologischen Seminarien und Colleges wenig oder keine Aufmerksamkeit auf diese Dinge verwendet haben. Die theologische Erziehung ist unverhältnismäßig abstrakt, sprachforschend, antiquarisch gewesen. Sie hat mehr vom Willen Gottes über Israel gelehrt als von Gottes Willen über die amerikanische Republik, mehr den Buchstaben der alten Sprache gelehrt als den Geist moderner Institution. Ein junger Prediger las mir einst eine Predigt vor von Anfang bis Ende voll abstrakter Sätze über das Verhältnis der Seele zu ihrem Schöpfer. Als er geendet hatte, sagte ich ihm: „Das ist eine vortreffliche Predigt in ihrer Art, aber für jede Predigt von dieser Art sollten Sie auch eine von der andern Sorte schreiben." „Von welcher andern Sorte"? fragte er. Nun, antwortete ich ihm, das alles handelt von der Art, wie die Seele gerettet werden soll. Die andere Art der Predigt sollte zeigen, was mit der geretteten Seele anzufangen ist; wie die gerettete Seele sich im Hause benehmen, wie im Geschäfte handeln soll, wie sie ihre Umgebung glücklicher und besser machen, wie sie die Pflichten von Gatte oder Gattin, Vater oder Sohn, Nachbar oder Freund, Arbeiter oder Arbeitgeber, als Besitzer von Eigentum oder Inhaber von Ämtern, als Bürger und Patriot, besser erfüllen soll." „O, sagte der junge Prediger in niedergeschlagenem Tone, „von alle dem weiß ich gar nichts." Das College und das Seminar müssen darauf sehen, d a ß der zukünftige Prediger etwas von diesen Dinge wisse, wenigstens etwas für den Anfang, und was noch richtiger ist, daß er wisse, w i e diese Dinge in Verbindung mit jeder zukünftigen Amtsarbeit gelernt werden müssen.

Wenn diese vorbereitenden Stufen zur Reform erreicht worden sind, dann wird diese selbst mit innerer Notwendigkeit folgen. Man lasse die Kirche selbst das philanthropische, sociale, reformatorische Werk übernehmen, das in der Stadt oder in der Nachbarschaft gethan werden muß, man lasse alle wohlgesinnten Leute Hand anlegen, bestimmte sociale Reformen zu erreichen; man lasse eine solche unternehmende und geeinigte Gemeinde auf ihren Prediger hinblicken als auf ihren Führer und Vorgänger, berufen, sie zu ermuntern und zu begeistern, um dies Werk standhaft und wirksam in göttlicher Weisheit und im Geiste Christi zu treiben — dann wird auch der Prediger etwas

haben, wovon er zu reden wisse, etwas Reales, Lebenskräftiges, Interesse erregendes, Praktisches. Er wird immer noch in seiner Bibel suchen, um seinen Text zu finden, aber er wird wissen, welchen Text er braucht, und warum er ihn braucht; er wird sich wie bisher auf seinen Kommentar stützen, aber nur behufs des Verständnisses, nicht der Anwendung des Textes. Er wird sein Motiv, den Grundgedanken seiner Predigt, wie bisher aus seiner Theologie entnehmen, oder besser von dem Gott, von dem sie redet, aber seine „Anwendung" wird nicht bloß eine kunstgerechte Redewendung am Schlusse der Predigt sein, sondern vielmehr von Anfang bis Ende ein stetiges und inniges Inbeziehungsetzen der höchsten Ideale und der einfältigsten Pflichten. Solch eine Botschaft wird direkt aus dem Denken und aus dem Herzen des Predigers kommen und direkt zum Denken und zum Herzen der Hörer dringen. Solche Predigt basiert auf gründliches Verständnis der gegenwärtigen Lage, nachdruckvoll gemacht durch Belehrung und Beispiel aus der Offenbarung Gottes an sein Volk, vorgetragen mit der Geradheit und Einfachheit, mit der ein Führer und Meister immer über Dinge redet, die er klar versteht, sie wird den Prediger die ihm zukommende Stellung und den ihm zukommenden Einfluß aufs Neue gewinnen.

Giebt es einen praktischen Weg, auf welchem diese Heilmittel angewendet werden möchten? Es giebt einen möglichen Weg; aber man zögert, irgend eine neue Form der Organisation vorzuschlagen, aus Furcht, sie möchte, wenn unternommen, doch wieder nur zu einer der zahllosen rivalisierenden Gemeinschaften verknöchern, die jetzt einander im Wege stehn. Die wirkliche Scheidungslinie unter Christen heutzutage ist nicht der zwischen Denominationen sondern der zwischen weitherzigen und engherzigen Männern in allen Denominationen. Jede Denomination hat ihre Glieder, die auf das Phantastische, das Traditionelle, das Formale, das Willkürliche in der Weise ihres Gottesdienstes, den Artikeln ihres Bekenntnisses, der Form ihrer Verfassung den Hauptnachdruck legen. Jede Denomination hat andererseits Glieder, die zuerst und zuvörderst bedacht sind auf das gemeinsame, christusähnliche Leben, das alle Denomination zu verwirklichen bemüht sind, und deren Zugehörigkeit zur Sekte nur vermittelt ist durch das zufällige Motiv der Geburt und früherer Lebensverhältnisse oder veranlaßt durch die Neigung zu einfacherer oder würdigerer Weise des Auftretens, das ihre betreffende Denomination auszeichnet. Die erst genannte Klasse kann nicht für mehr gehalten werden als für das Lappenflickwerk auf dem abgetragenen und verschossenen Sektenrocke. Sie sind nicht stark genug, das Alte zu erneuern, aber sie sind stark genug eingenäht, um die alte Organisation daran zu hindern, sich neuer organischer Union zu eröffnen und anzuschließen.

Die einzige Hoffnung liegt in der Möglichkeit, daß die weitherzigeren (broader) Männer in allen Denominationen eines Ortes zusammenkommen und mit gänzlicher Beiseitesetzung der denominationellen Scheidelinien sich zu der christlichen Kirche der betreffenden Ortschaft zusammenthun und sich den Prediger erwählen ohne Rücksicht auf dessen denominationelle

Beziehung lediglich auf Grund seiner Tüchtigkeit als Leiter im geistlichen Leben und Wirken. Es würde nötig sein, das Bekenntnis einer solchen Orts-Kirche auf die fundamentalen Principien christlicher Wahrheit und christlichen Lebens zu beschränken: Glaube an einen Vater, der das Heil aller seiner Kinder will, Glaube an Christum als der Verleiblichung des göttlichen Liebeswillens und der Realisation des geistlichen Ideals der Menschheit, Glaube an den Geist der Liebe als die Quelle individueller Glückseligkeit und gesellschaftlicher Wohlfahrt; Glaube an die Familie, den Staat, die Schule, die Bibliothek, das Lesezimmer, den gesellschaftlichen Kreis, den fröhlichen Feiertag, die rechtschaffene Arbeit, den redlichen Handel, die hülfreiche Hand, den ruhevollen Sabbath, an das Gotteshaus, an die Bibel und an die Gemeinde als an wesentliche Mittel zur Realisation von Gottes Willen an die Menschheit, zur Realisation des eigenen Ideals von einem edlen, hochherzigen, fröhlichen Menschenleben. Das würde der wesentliche Glaubensartikel für eine Kirche sein, die es unternehmen wollte, das Reich Gottes in einer Landstadt zur Darstellung zu bringen.

Eine Stadt, die auf einer derartigen breit praktischen Basis einem Prediger ein herzliches Willkommen und ein angemessenes Einkommen darbieten würde, würde ohne Schwierigkeit einen Mann finden, der fähig wäre in der Bevölkerung ein steigendes Bewußtsein dieser geistigen Beziehungen, eine wachsende treue Hingebung an diese geistlichen Institutionen, einen sich ausbreitenden Enthusiasmus für die Vollziehung dieser geistlichen Pflichten zu wecken und zu pflegen. Es giebt solche Männer. Wenn die gegenwärtige Generation der College- und Seminarstudierenden in der Arbeit stehen wird, dann wird es noch viel mehr geben. Der gesteigerte Gehalt und die reichere Ermöglichung, seine Kräfte nützlich zu verwenden, wie sie die Ortskirche darbieten könnte, würde auch die rechten Männer aus der Denominationskirche herüberziehen. Der Übertritt von einer denominationellen Kirche zu einer Ortskirche würde angesehen werden als eine Anerkennung der Fähigkeit zu organisieren im Unterschiede von der bloßen Fähigkeit zu predigen; es würde den Übertretenden zu erkennen geben als einen ganzen (all round) Mann, befähigt, den Leiter seiner Mitmenschen abzugeben in allem, was ihre geistliche Wohlfahrt betrifft; es würde ein solcher Übertritt geradezu eine Promotion sein.

Die Bewegung muß von den Ortschaften selbst ausgehen, von den Männern und Frauen, in den bestehenden Kirchen und außerhalb derselben, von denen, welche das unübersteigliche Übel des gegenwärtigen Denominationalismus erkennen und entschlossen sind, um jeden Preis ein kräftiges und gesundes geistliches Leben an seine Stelle zu setzen. Solche ernste und vernünftig fühlende Personen giebt es an jedem Orte. Sie sind indessen ohne Führerschaft wie Schafe ohne Hirten. Eine informelle Verbindung von weitherzig denkenden (broad minded) Predigern und hochherzig fühlenden (large hearted) Laien von allen Denominationen möchte etwas thun, der Bewegung vorwärts zu helfen, indem sie die Wege wiese, wie solche Organisatio-

nen an den einzelnen Orten veranstaltet werden können und indem sie solchen „Ortskirchen" Prediger zuwiese, wie sie zu dem Werke verlangt werden, Männer von der nötigen Weitherzigkeit der theologischen Stellung von Takt und Verwaltungsgeschicklichkeit von sociologischer Bildung und praktischer Erfahrung. Zehn solche Prediger könnten heute für jede Kirche gefunden werden, die sie auf diese Bedingungen hin annehmen oder berufen würde. Eine derartige Bewegung würde die religiöse Lage unserer Landstädte und Landdistrikte im Laufe von zwanzig Jahren in eine völlig neue Gestalt bringen. Die Zeit ist reif dafür, die Männer sind zur Hand, die Kolleges und Seminarien sind voll junger Männer, die mit Eifer und Begeisterung in ein Werk so voll Hoffnung und Verheißung eintreten würden. Blanker finanzieller Bankrott zwingt auch die widerstrebendste Gemeinde zu der Wahl, entweder etwas derartiges zu thun oder dem geistlichen Tode entgegenzusehen.

Die engherzige ecclesiastische Faction, die sich begnügt, etlichen wenigen begünstigten Individuen Freipässe für den Himmel zu geben, die sich ausschließlich mit der Form ihres Gottesdienstes und den Ausdrücken ihres Bekenntnisses beschäftigt, die sich mit künstlichen Ceremonien und mit beredten Vorträgen Unterhaltung schafft, hat ihre Zeit gehabt und liegt vor allem in den Landgegenden schon am Sterben an Erschöpfung. Ob Paganismus die leergewordene Stelle einnehmen soll oder ob eine breitere, reichere, edlere Kirche an die Stelle treten soll, das ist das ernsteste geistliche Problem, dem die heutige amerikanische Christenheit gegenüber steht. Denn das Land (country) ist die Quelle des nationalen Lebens. Sociologen sagen uns, daß allein die ackerbauende Klasse dauernde Lebenskräftigkeit besitzt; von ihrem Überflusse bildet und erneut sich die Stadtbevölkerung, jede Stadtbevölkerung, sich selbst überlassen, würde in vier Generationen aussterben. Die Stadt ist ein Inlandsee, genährt durch beständige Zuflusse aber ohne einen Abfluß; wie die Quellen sind, so werden die Flüsse sein und der See. Das Problem des ländlichen Christentums ist das Problem des nationalen Christentums, nur wenige Generationen im voraus gestellt. Für die angemessene Lösung des Problems fehlt es weder an Überzeugungen noch an Männern noch an Geld. Das Einzige, woran es fehlt, sind die Mittel und Wege, durch welche die Kräfte, die jetzt so verschwenderisch zerstreut und hoffnungslos geschieden sind, vereint und angewendet werden mögen.

Die neueste Umwälzung der Pentateuchfrage
durch Prof. J. Wellhausen.

Von P. O. Becher.

(Schluß.)

Hosea 3, 4: „Die Kinder Israel werden lange Zeit ohne Brustkleid sein. Ephod ist ohne Frage das eigentliche hohepriestertiche Schulterkleid mit dem Urim und und Tummim gemeint." Damit ist auch die „unbekannte Figur" W.'s als existierend und bekannt vorausgesetzt. Eine Ämterteilung

und Rangordnung im Priesterstand ist auch nicht erst zur Zeit Jeremias, sondern schon zu Jesajas Zeit vorhanden, Jes. 37, 2 kennt eine solche, wie auch 1. Sam. 2, 36.

Mit Berufung auf Num. 27, 21 behauptet W.: „im P. C. ist der Hohepriester das Oberhaupt der Theokratie und ein theokratischer König neben ihm ist undenkbar.“ Wie so denn? Gerade in dieser Stelle des P. C. ist nichts anders gesagt, als daß Josua die göttliche Entscheidung, nach der er zu handeln habe, durch den Hohenpriester Eleasar einzuholen habe. Aber gerade in dem vorhergehenden V. 20 ist ganz ausdrücklich gesagt, daß die ganze Gemeinde nicht dem Hohenpriester, sondern Josua zu gehorchen habe. Der Hohepriester hat nach Exod. 28, 1 des Herrn Priester zu sein. Hier ist der offene Widerspruch W.'s mit dem P. C. ganz klar. Denn entweder hat der Verfasser wirkliche mosaische Zustände im Auge oder er fingiert dieselben von den wirklichen Verhältnissen seiner nachexilischen Zeit aus, in beiden Fällen aber ist es ein Beweis für die Existenz der Figur des Hohenpriesters.

Josephus *), der das Wort *θεοκρατίαν ἀπέδειξε τὸ πολίτευμα* . . . . con. Ap. lib. II. 16, zuerst gebraucht, zählt die Verrichtungen Aarons als Hoherpriester schön auf. Von einer Hierarchie, die W. immer mit Theokratie verwechselt, ist selbst im P. C. keine Rede. Im Deuteronomium (17, 12) wird die bürgerlich Autorität neben der kirchlichen genannt, aber nur so, daß dem Hohenpriester auch ein gewisser politischer Einfluß gestattet wird, eben als dem höchsten geistlichen Würdenträger. Das war aber unter den mosaischen Verhältnissen ganz natürlich. Dieses Zeugnis des Deut. hätte der Verfasser des P. C. schwerlich nur so umgehen können. „Von einem Einfluß des Hohenpriesters auf die bürgerlichen Angelegenheiten findet sich in dem Zeitraum von Pinehas bis auf Eli keine Spur.“ †) Es ist fast zu bedauern, daß W. hier so viel seines ideenlosen Scharfsinnes unnütz verschwendet hat, denn in dieser Zeit hat ja gar niemand ein politisches Priesterregiment behauptet, als er selbst.

Fünftes Kapitel. Die Ausstattung des Klerus.

Es ist interessant, hier die Übereinstimmung W.'s mit Graf, S. 47 ff., zu beobachten. W. argumentiert zuerst mit dem Ausdruck „Die Hand füllen.“ Dies bezeichnet sicherlich nur eine sympolische Handlung, welche die Überweisung gewisser Opfergaben an die Priester bedeutet, Emolumente, welche die Priester vor allem selbst dem Herrn opfern sollten. Auch im P. C. kommt dieser Ausdruck in der Bedeutung als Inaugurationsceremonie nicht vor, und die Stelle, auf die W. sich beruft, Exod. 29, 29, besagt das keineswegs; dagegen wird in V. 26 der darzubringende Widder אֵיל הַמִּלֻּאִים genannt, es handelt sich also um das Opfer. Lev. 21, 10 giebt nur den gesalbten, aktiven Priestern Verordnungen, ebenso Num. 3, 3 ist der ordent-

*) Antiqq. Jud. lib. III. C. VIII. 1.

†) Hengstenberg. Die Authentie des Pent. 2., S. 261. Dazu siehe auch Öhler, Herzogs Real. E. Artikel: Könige in Israel.

lichen Berufung der Priester ihre dienstliche Fixierung und Bestimmung des Amtes beigefügt. Exod. 32, 26—29 mit der Parallelstelle 1. Chron. 29, 5: seine Hand dem Herrn füllen, heißt hier, dem Herrn in Selbsthingabe Geschenke zubringen, dort, indem Mose sagt: „machet heute eure Hände dem Herrn ganz voll" etc., ist gemeint: Die Ausübung der Strafe an dem Sohne und Bruder ist wie ein schweres Opfer, und wie das Handfüllen sonst dem Herrn wohlgefällig ist, so ist die Folge des Gehorsams das Wohlgefallen und der Segen Jahves. Dies ist ein Beweis für die Symbolik des Ausdrucks. Noch deutlicher aber ist Ezech. 43, 26, wo von dem Altar gesagt ist: ומלאו ידו. Dieser Ausdruck ist in der hebräischen Sprache gar nicht befremdend, wie ja auch in Vers 13 „an seiner Lippe" oder V. 14, 17 „und von dem Busen an" gesagt ist; zumal Ezechiel immer gern in solchen Bildern redet. Er stellt den das Volk in den Priestern repräsentierenden Altar selbst als Person dar, persönlich in Funktion tretend, und will damit einerseits das Amtsrecht der Priester für ihren Dienst, andererseits die Dienstpflichten derselben, nämlich am Altar dem Herrn zu opfern, anzeigen. Es ist die einfache Übergabe des Brandopferaltars zu dem ihm zukommenden Dienst. Mithin ist der Ausdruck „die Hand füllen" nachweislich weder ein ein Spiegel der graduellen Abstufung des eigentlichen Sinnes der Ausstattung des Klerus, noch eine einfache Inaugurationsceremonie, und beweist für W.'s Theorie gar nichts.

Bei der Geschichte der Söhne Elis findet W. einen Unterschied im Opferfleisch, ob roh oder gekocht. Es ist aber klar, daß nicht „die Abgabe roher Fleischstücke, vor der Räucherung des Fettes, als unverschämte Forderung gilt," sondern die Unverschämtheit bestand darin, daß die Buben Elis ihren Teil forderten, ehe Gott den seinen erhielt, und daß sie durch ihr eigenmächtiges Nehmen sich in Gegensatz stellten mit dem Rechte, das ihnen ihr Teil bestimmte. Selbstverständlich mußte das Opfer dadurch beim Volk in Verachtung kommen, weil das Volk die Opfer als Gaben an Jahve ansah. Wenn der Erzähler solches Handeln der Söhne Elis als Frevel schildert, so setzt er aber voraus, daß es feste Bestimmungen darüber gab, was den Priestern gehörte und wann sie ihren Teil erhalten sollten; sonst könnte ja das Unrecht der Söhne Elis gar nicht erkannt werden. Wenn der Priester nahm, „alles was die Gabel heraufbrachte," V. 14, so ist hingewiesen auf Deut. 18, 3, „daß man den Priestern gebe den Arm, die Kinnbacken und den Magen." Das Fettanzünden, V. 15, weist auf Lev. 3; dasselbe hat nämlich immer zuerst zu geschehen „zum süßen Geruch des Herrn." 2. Reg. 12, 16 mag von W. ausgebeutet werden wie es wolle, auf jeden Fall ist dort eine Fixierung der Priesteremolumente vorausgesetzt.

Hinsichtlich des Zehnten liegen die Einwände und Differenzen in den Verordnungen des Deuteronomiums, nicht aber zwischen den übrigen Quellenschriften und dem P. C. Wenn nach W. das unter Josia aufgefundene Buch, das den Antrieb zur Zerstörung der lokalen Heiligtümer gegeben hat, nur das Deuteronomium gewesen sein kann, in demselben Buch-

aber Kap. 13, 3 die Priesteremolumente genau bestimmt sind, so müssen diese Bestimmungen schon bekannt und in Kraft gewesen sein, ehe das Buch vergessen und verloren wurde. Die vorgeblichen Widersprüche zwischen den verschiedenen Zehnten sind schon von Vater, Graf, De Wette und fast allen Kritikern gezeigt worden. Selbst Roos a. a. O, S. 73 sagt: „unleugbar ist aber der Widerspruch zwischen Leviticus und Numeri einerseits und dem Deuteronomium andererseits hinsichtlich der Abgaben für Priester und Leviten." Allein genau besehen beruht auch dieser ganze Widerspruch auf einem bloßen argumentum e silentio. Allerdings wird Num. 18 der Zehnte den Leviten zugesprochen, von dem sie wieder den Zehnten dem Herrn zu geben haben, V. 26, während ihnen nach Deut. 18, 1—4 nur die Erstlinge von Korn, Most und Öl und der Schafschur zukommen sollen. V. 1. 2 sind allgemeine Verordnungen für Priester und Leviten gegeben. In der weiteren Ausführung aber wird der Leviten gar nicht gedacht, sondern nur gesagt, daß sie keinen Teil noch Erbe haben sollen. Es handelt sich nur um die Priester. Daraus folgt aber, daß andern Orts der Versorgung der Leviten gedacht sein mußte, deshalb nun enthalten die früheren Bücher Verordnungen, in denen ihnen der Zehnte als als ihre einzige Einnahme zugeteilt wird. Aber auch das Teil der Priester von den Opfern: Brust, Kinnbacken, Magen und die Erstlinge von Korn, Most, Öl und der Schafschur, hätten sicher nicht zu ihrem Unterhalt ausgereicht. Diese unvolländige Angabe der Priestereinkünfte findet nun ihre Ergänzung in Num. 18. Neu ist in Deut. 18 die Verordnung der Erstlinge der Schafschur, und zur Anfügung dieser Verordnung sind aus Num. 18 die Erstlinge von Korn, Most und Öl noch einmal erwähnt. Wenn nun W. hieraus den Schluß zieht, daß die unbestimmtere, unvollständige, freiere Gesetzgebung des Deuteronomiums die frühere, die vollständige, genauere Bestimmung des P. C. die spätere gewesen sein muß, so ist das dieselbe Logik, als wenn wir behaupten wollten: Bei irgend einer Gesetzesvorlage muß ein etwaiges Amendment vor der Gesetzesvorlage gemacht gewesen sein. Wenn in Deut. nun der vegetabilische Zehnte und die Erstgeburt von opferbaren Tieren jährlich dargebracht und von den Besitzern und Leviten verzehrt werden soll, V. 28, der Zehnte des Einkommens alle drei Jahre für die Armen, Leviten, Fremdlinge, Witwen und Waisen gebracht werden soll, „daß sie essen und satt werden," so ist klärlich von einem doppelten Zehnten geredet, der erste ist freiwillige Gabe zum fröhlichen Opfermahl, klar ist aber auch, daß der zweite Zehnte nicht der alleinige Teil der Leviten war; denn es wäre doch eine bittere Ironie gewesen, wenn das „der Herr ist ihr Erbe" darin bestanden hätte, daß die armen Leviten alle drei Jahre sich einmal hätten satt essen dürfen. Deut. 18, 6—8 ist dem Leviten, der „nach aller Lust seiner Seele dem Herrn am Heiligtum dienen will," verheißen: Daß er gleichen Teil zu essen haben soll, über das er hat von dem verkäuflichen Gut seiner Väter. Dies setzt aber bestimmte, stehende Einkünfte der Leviten voraus. Wenn der levitische Zehnte im Deuteronomium nicht erwähnt wird und deshalb auch wirklich nicht ge-

geben worden wäre, so müßte er doch sicherlich in der Zeit der Entstehung des Deuteronomiums bis auf den P. C. unbekannt gewesen sein. Allein in 2. Chr. 31, 4 ff. ist er von Hiskia zu bringen geboten und die Kinder Israel brachten ihn „von allem in aller Menge.“ Nehemia 10, 29. 37. entschloß sich das Volk auf Grund des Gesetzes, das Gott durch Mose gegeben habe, den levitischen Zehnten zu bringen. Aus dem hier liegenden Widerspruch kann sich W. nicht herauswinden; daß nämlich das Deuteronomium, zur Zeit Jesaias verfaßt, zur Zeit, da die Hierarchie sehr ausgebildet, die Centralisation des Kultus sehr vollendet war, gerade von dieser, für die Hierarchie so wichtige Bestimmung des Zehnten nichts wissen soll.*)

Zur Ausstattung des Klerus gehören auch die 48 Levitenstädte. Allein „dies ist eine sachliche Unmöglichkeit.“ sagt W. Gewiß, W.'s Begründung zu glauben, ist eine sachliche Unmöglichkeit. Es ist zuvörderst kein Widerspruch damit, „daß Levi kein Land besitzen soll.“ Es handelt sich einfach nur um Wohnsitze der Leviten. Num. 35 sind diese Städte genannt, aber erst Jos. 21 die 13 Priesterstädte ausgeschieden. Er ist aber nirgends gesagt, daß in diesen Städten nur Leviten wohnen dürfen, sondern nur, daß ihnen die nötigen Häuser, samt einem kleinen Bezirk für Viehweide gegeben werde. Dies umfaßt aber weder das ganze Ackerland noch alle Häuser. Josua 21, 12 erhielten die Leviten neben der Stadt nur die Triften, das Ackerland, samt den darauf gelegenen Dörfern gehörte Caleb, dem Sohn Jephunne. Daß aber neben den Leviten auch andere Israeliten wohnten, und daß die Leviten Häuser an Nichtleviten verkaufen konnten, zeigt Lev. 25, 32 ff., wonach das von Leviten verkaufte Haus im Halljahr wieder an den Besitzer oder dessen Erben zurückfallen solle.

So erklärt sich auch, daß 1. Sam. 6, 13 unter den Bethschemiten die Leviten von den übrigen Einwohnern unterschieden werden. Die Kanaaniter wurden bei der Eroberung des Landes nicht alle gleich vertrieben und die Israeliten, auch die Leviten, kamen nicht sofort in ihren ungestörten Besitz; daher es wohl kommen konnte, daß sogar viele Leviten in Nichtleviten-Städten wohnen mußten. Dies zeigt 1. Sam. 1, daß Samuels Vater, der Levit Elkana in Rama, das keine Levitenstadt war, wohnte. Auch nach 1. Sam. 6 und Jerem. 1, 1 sind sicherlich Bethschemesch und Anatot Levitenstädte gewesen, siehe 1. Reg. 2, 26, 1. Chron. 7, 60. Auch wenn W. sagt: „Die Leviten konnten gar nicht in kompakten Massen beisammen wohnen, da sie sich ja vom Opfern für andere nährten und ohne Gemeinde ihren Beruf gar nicht ausüben konnten, so ist dies wieder die alte Konfusion, wonach alle Leviten auch Priester sein mußten. Leider hat nun auch der P. C. die Bestimmung, daß die Leviten kein Erbteil haben sollen, Num. 18, 2 ff. Allein „dies ist nur eine aus dem Deuteronomium beibehaltene Redensart und eine will-

*) cfr. dazu bes. Schröder Langes Bibelw. Deut. Einleitung § 4. Hengstenberg Authentie d. Pent. 2. 407 ff. Winer Real-Wörterbuch, Artikel Zehent. Herzogs Real E. Artikil Leviten u. Zehnten bei d. Hebräern. J. F. Michaelis, Mos. Recht. § 192. Von den Zehnten.

kürliche Konzession an die Wirklichkeit.“ Auf Deutsch geredet heißt dies: Leider ist hier der Verfasser des P. C. ein klein wenig aus der Rolle gefallen. Demnach muß es doch eine „Wirklichkeit“ gegeben haben, an die man Konzessionen machen konnte, wenn man wollte. Das Wann sucht W. durch Phrasen zu umgehen.

Auch „die Freistädte, die mit den Levitenstädten zusammenhängen, sind eine vom P. C. recipierte Einrichtung, wobei man aber konsequente, historische Treue auch dem P. C. nicht zutrauen dürfe.“ Hierüber ist aber im Pentateuch die schönste Harmonie. Deut. 4, 43 werden drei genanut: Bezer, Ramoth und Golan, östlich vom Jordan; die andern drei: Kedesch, Sichem, Hebron, westlich vom Jordan, Kap. 19 werden dieselben ausgesondert, aber nicht genannt. „4, 43 kann nicht als genuin in Betracht kommen, aber nur weil es W. unbequem ist.“ „Sechs Freistädte sollen ausgesondert werden nach Num. 35, 14. Drei Städte sollt ihr geben jenseits des Jordans und drei Städte sollt ihr geben im Lande Kanaan; drei Freistädte werden ausgesondert Deut. 4, 41 ff. und drei Freistädte sollen noch ausgesondert werden. Deut. 19“.*)

Drei Ausgangspunkte für die Gebietsabgabe an die Leviten glaubt W. bei Ezech. 45 suchen zu müssen. Allein dies wird schon dadurch entkräftet, daß nach der mosaischen Verordnung die Leviten nicht alle an einem Ort wohnen sollten, damit religiöse Erkenntnis und religiöses Leben dadurch überall gefördert werde, während bei der Gebietsabteilung bei Ezechiel Priester und Leviten auf einen Ort konzentriert werden. Die Leviten sollten nach der mosaischen Verordnung, des Herrn Gesetz überall pflegen, und dies ist bei Ezechiel erfüllt. Im Priester- und Levitenland des Ezechiels wird die Idee zur Wirklichkeit werden. Keiner wird den andern mehr belehren müssen und sagen, erkennet den Herrn, denn sie werden den Herrn alle kennen, beide klein und groß. Bei der W.'schen Geschichtsauffassung läßt sich freilich auch für die heilsgeschichtliche Bedeutung der Propheten, auch des Propheten Ezechiel, kein Verständnis erwarten. Es ist nicht auffallend, wenn ein Profanhistoriker wie Max Dunker †) sagt: „Mit dem Nachlassen der Verfolgungen vonseiten der Könige ließ auch die Spannung und die Ekstase seitens der Propheten nach. Indessen ist es sehr interessant zu verfolgen, wie W. in seiner Auffassung der Geschichte Israels häufig bis auf den Wortlaut hinaus gerade mit Dunker übereinstimmt.

Wenn es sich nun in unserer Arbeit vorzüglich nur um Richtigstellung der von W. verdrehten Thatsachen gehandelt hat, so glauben wir zugleich doch auch jedem Leser klar nachgewiesen zu haben, daß die Hypothese W.'s vom nachexilischen Ursprung des P. C. nur eine pia fraus ist, die weder als „litterargeschichtliche Untersuchung,“ noch als objektive „Geschichte des Kul-

*) Hengstenberg, Authentie d. P. 2. S. 442. Über die Freistädte ist auch die interessante Redseligkeit Michaelis Mos. Recht § 133—136. 279 zu lesen. Cfr. auch Herzogs Real E. Artikel Asyl.

†) Geschichte des Altertums. Zweite Auflage. Berlin 1855 I. S. 422.

tus" zu begreifen ist, und daß das hebräische Altertum ohne Voraussetzung des mosaischen Gesetzes absolut unverstanden bleibt. Vielmehr hat die ganze Hypothese ihren Grund in der prinzipiellen Anschauung W.'s, vom Ursprung und Wesen der alttestamentlichen Religion. Wir haben deshalb das Wort auf W. angewendet und an die Spitze gestellt, das Augustinus an die conjecturas hominum nescientium quid loquantur de natura vel institutione generis humani richtet: Dicunt autem quod putant, non quod sciunt. De civitate Dei lib. XII. X.

Zur Lehrschwesterfrage.

(Von J. F. Riemeier.)

Veranlaßt durch den Jahresbericht seines ehrwürdigen Präses stellte der Evang. Lehrerverein auf seiner diesjährigen Konferenz in Chicago die Behauptung auf, daß die Ausbildung und Verwendung von Lehrschwestern zum Schuldienst der Billigkeit wegen als ein Rückschritt bezeichnet werden müßte und zur Hebung der Gemeindeschulen nicht beitragen könne. Begründet ist diese Behauptung wohl schon genügend durch die kurzen Andeutungen in dem genannten Jahresbericht.

Es ist seit Jahren das Bestreben der Glieder des Evang. Lehrervereins sowohl als das der Freunde der Gemeindeschulen in unserer Synode gewesen, diese Schulen zu heben, d. h. ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Damit ist zugestanden, daß unsere Gemeindeschulen im Durchschnitt noch nicht das sind, was sie sein sollten; und eben weil sie das nicht sind, ist auch so wenig Bedürfnis nach denselben vorhanden. Ich habe das vor vier Jahren an etlichen Beispielen nachzuweisen gesucht (conf. Theol. Zeitschrift 1888, Seite 246), und da ich seitdem nichts Besseres ersonnen habe, so führe ich dasselbe hier nochmals an.

Es heißt da: „Die Stellung, welche man unserem deutschen Lehrerstande, resp. unsern Gemeindeschulen gegenüber einnimmt, ist zwar an verschiedenen Orten verschieden, aber im allgemeinen eine ziemlich gleichgiltige, und wo es besser steht, wo eben die evang. Gemeindeschule in Ansehen und Achtung steht und als ein Bedürfnis betrachtet wird, da hat sie sich eben durch ihre Vertreter zu solcher Stellung und Hochachtung empor gearbeitet. Hieraus geht hervor, daß das Bedürfnis und das Verlangen nach evang. Gemeindeschulen erst durch gute Schulen geweckt und gestärkt werden muß. Wo nie eine gute Gemeindeschule bestanden hat, wird auch kaum ein allgemeines Bedürfnis nach einer solchen vorhanden sein. Denn, was man nicht kennt, das liebt man nicht und hat auch kein Verlangen darnach.

Wo war wohl früher ein Bedürfnis nach Erntemaschinen, als noch keine da waren? Heutzutage kann kein Farmer mehr ohne eine solche fertig werden. Oder wo hätte eine Hausfrau nach einer Nähmaschine verlangt? Heute ist sie, die Nähmaschine nämlich, ein unentbehrliches Hausgerät. Derartige Beispiele könnte man zu Dutzenden anführen, aber diese beiden

mögen genügen, um zu zeigen, daß das Bedürfnis nach einer Sache erst dann recht wach und nachher immer stärker wird, wenn dieselbe ihr Erscheinen gemacht und ihre gute Wirkung und Nützlichkeit gezeigt und bewährt hat. Aber bewähren muß sich die Sache, um populär zu werden. Bewährt sie sich nicht durchweg, so wird man gleich Mißtrauen gegen dieselbe hegen. Als Beispiel hierfür diene die schon vielfach versuchte Luftschiffahrt. Dieselbe hat sich leider immer noch nicht recht bewährt und man verhält sich derselben gegenüber entweder gleichgiltig, oder betrachtet sie gar als etwas Unmögliches, ja Unsinniges und — man wird auch ganz gut ohne sie fertig. Warte man aber, bis dieselbe etwa durch neue Erfindungen und Verbesserungen soweit eingerichtet ist, daß sie mit derselben Sicherheit und Geschwindigkeit betrieben werden kann, wie die Schiffahrt zu Wasser, so wird sie bald allgemeines Bedürfnis werden und man wird sich wundern, wie die Menschheit vorher ohne dieselbe fertig wurde. So auch mit der Gemeindeschule. Dieselbe muß erst ihre gute Wirkung zeigen und sich bewähren, ehe sie zu einem allgemeinen Bedürfnis wird. Soll sie aber dies bewirken, so müssen an ihr würdige und fähige Männer stehen, die durch ihre Wirksamkeit und Thatkraft die Schule zu einer solchen Stellung erheben, in welcher man ihre Nützlichkeit und vorteilhafte Wirksamkeit von allen Seiten anerkennen muß," u. s. w.

Es ist öfters gesagt und betont worden, daß wir mehr Gemeindeschulen haben müssen. Das genügt noch lange nicht. Gemeindeschulen sind ja wohl bald gegründet, aber Gemeindeschulen *halten* und *erhalten*, das erfordert mehr. Es ist leichter *zwei* Kamine zu bauen, als *einen* warm zu halten. Es ist in diesem Lande schwer, sehr schwer Gemeindeschule zu halten, denn wir haben *zwei Sprachen* und *Religion* zu lehren und sollen doch noch mit der Freischule konkurieren. Hierzu ist aber die ganze Kraft eines tüchtigen und geschickten Mannes erforderlich. Man denkt vielleicht, weil Damen in den Freischulen mit Erfolg unterrichten, so ginge das in Gemeindeschulen auch so. Aber hier sind die Verhältnisse wesentlich anders. Schon in bezug auf Zucht und Ordnung heißt es in der Freischule: „Wer nicht Ordre parieren will, bleibt draußen, und die Schule leidet pekuniär keinen Schaden. Wir können das nicht so kurzweg sagen. Die Gemeindeschule ist vom Schulgeld mit abhängig und dann sollen die Schüler, und gerade die bösen, auch erzogen werden und hierzu ist wiederum die ganze Kraft eines Mannes erforderlich. Fortschicken kann man einen unartigen Jungen leicht, aber was ist damit gebessert? In bezug auf Leistungsfähigkeit verhält es sich ähnlich. Wer mit der Freischule nicht zufrieden ist, und seine Kinder nicht hinschicken will, der läßt es eben bleiben, die Schule leidet dadurch keinen Schaden — im Gegenteil. Ist man mit den Leistungen der Gemeindeschule nicht zufrieden, oder ist sonst eine Kleinigkeit nicht recht, flugs wird das Kind herausgenommen und die Schule leidet pekuniären Schaden. Ich bin weit davon entfernt, die Leistungen der Freischul-Lehrerinnen herunterzusetzen, um dadurch den Vergleich für uns günstiger zu gestalten, allein ich habe mir letztes Jahr von einem Schüler, der nach seiner Konfirmation

in die Freischule ging, täglich Bericht erstatten lassen und kann getrost sagen, wenn unsere Gemeindeschule das leistete, was dort geleistet wurde, sie hätte in 10 Monaten keine 10 Schüler mehr. Daß die Anstellung von Lehrerinnen den Gemeinden bedeutend billiger zu stehen komme, scheint mir denn doch noch keine so ausgemachte Thatsache zu sein. In der Freischule wohl, wo der Staat den vollen Gehalt bezahlt; aber in der Gemeindeschule nicht immer. Die besten Lehrer haben die meisten Schüler und „verdienen" somit den größten Teil des Gehaltes, und die Gemeinde legt nur das Fehlende zu. Geht dagegen wenig Schulgeld ein, so muß die Gemeinde doch viel zulegen, auch wenn der Gehalt gering ist. The best is the cheapest, das wird sich auch hier immer bewähren.

Nun endlich sollen die Lehrerinnen in mannigfacher Beziehung dem Pastor und der Gemeinde sich nützlicher erweisen können (z. B. Krankenpflege) als die Lehrer? Das kann ich nicht verstehen! Lehrerinnen, Krankenpflege? Soll vielleicht die Lehrerin am Tage Schule halten und des Nachts Kranke pflegen? Es wäre so schön gewesen, aber es wird wohl nicht können sein. Selbst wenn man die gute Schwester für beide Ämter gründlich vorbereiten und ausbilden würde, so könnte sie doch nur eines verwalten, wie der Lehrer auch.

Nach meinen geringen Erfahrungen aber mit Lehrschwestern bedürfen dieselben nach der Schule eher selbst ein bischen Pflege, als daß sie andere pflegen könnten. Ich hätte über dieses Thema noch viel zu sagen; doch alles, was man sagt muß wahr sein, aber alles, was wahr ist, braucht und darf man nicht immer sagen und so will ichs genug sein lassen. Ich wollte hiermit zeigen, daß es nicht genügt, daß wir Gemeindeschulen haben, sondern daß wir gute Gemeindeschulen haben müssen und um diese zu heben und zu erhalten müssen wir gute und tüchtige Lehrer haben (without regard to cost). Männer, die ihren Beruf als Lebensberuf betrachten, und dürfen uns nicht mit Notbehelfen genügen lassen, sonst geht's mit der Gemeindeschule rückwärts.

Ueber das Abschreiben.

Von Lehrer H. Abele.

„Wie fängst du es an," fragte mich einst ein jüngerer Kollege, „daß deine Schüler so schön schreiben und so wenige Schreibfehler machen in ihren Aufsatzübungen? Du diktierst wohl sehr häufig?"

„Fast gar nie."

„Oder läßt du etwa so viel buchstabieren?"

„Äußerst selten, du weißt ja, daß ich ein grimmiger Feind der vielen geistabstumpfenden und nutzlosen Buchstabiererei bin."

„Was ist es denn? Hast du vielleicht ein Geheimmittel?"

„Ich lasse sehr viel aus dem Buch abschreiben."

„O weh!" meinte er hierauf, „bei dem Kopieren kommt nichts weiter

heraus, als daß die Schüler eine Menge Fehler machen und das „Sudeln" lernen. Was ich beim Schönschreib-Unterricht gut mache, wird bei dieser Abschreiberei wieder verdorben."

„Dem muß ich aber entgegnen: In dem Abschreiben habe ich

1) eine gute Lese-Übung,
2) die beste Übung im Rechtschreiben und
3) eine vorzügliche Schönschreibe-Übung."

Ich bin nun überzeugt, daß nicht wenige Leser über diese Behauptung die Köpfe schütteln werden und ich bin auch der erste, der zugiebt, daß die Abschreib-Übung unter gewissen Umständen schlimmer als Zeitvergeudung sein kann. Wie muß sie aber betrieben werden, damit sie die eben gestellten Anforderungen erfüllt?

Läßt man ein Kind abschreiben, ohne ihm ganz genaue Anweisung zu geben, „wie" abgeschrieben werden sollte, so wird es in der Regel zuerst an den ersten Buchstaben des ersten Wortes zeigen und den abschreiben; dann zeigt es an den zweiten und schreibt auch den ab und so wird Buchstabe für Buchstabe abgeschrieben. Es ist sogar noch gar nicht besonders lange her, daß ich einen lieben Kollegen hörte, wie er seine Kinder anwies, es so zu machen. Bei dieser Übung kommt allerdings im besten Falle nicht viel heraus. Wenn die Kinder dabei sich selber überlassen sind, so verfallen sie sicherlich auch in das „Sudeln."

Wie soll es aber denn gemacht werden?

Orthographie lernt man nicht durch Buchstabieren. Wäre das der Fall, so wäre es bei mir sehr schlecht damit bestellt. (Ich will jedoch diesen Punkt nicht weiter verfolgen, denn er bringt mich stets auf den Kriegspfad.) Rechtschreiben kann man vielmehr erst dann, wenn man sich die Wortbilder vorstellen kann. Ist man je einmal unsicher in betreff der Schreibweise eines Wortes, so schreibt man sich dasselbe nieder und besieht sich das Wortbild und kann alsdann meistens sagen, ob es so aussehen muß oder nicht. Alles hängt dann davon ab, wie fest das Wortbild im Gedächtnis sitzt. Unsere Aufgabe ist es deshalb, das Kind anzuleiten, daß es sich die Wortbilder einprägt, und durch häufige Übung dieses Bild im Gedächtnis des Kindes zu befestigen.

Darauf gründet sich die Anweisung, die ich meinen Schülern immer und immer wieder gebe und deren Ausführung ich genau überwache, bis es den Kindern zur Gewohnheit geworden ist, so und nicht anders abzuschreiben.

Diese Anweisung ist ungefähr folgende:

Besebt euch das erste Wort (später werden mehrere Wörter auf einmal genommen), leset es leise, merkt euch, wie es geschrieben wird; fangt nicht an, an dem Wort zu schreiben, bis ihr euch genau vorstellen könnt, wie es aussieht. Wenn ihr dann das Wort „im Kopf" habt, dann schreibt das ganze Wort. Solange ihr an dem Wort schreibt, dürft ihr aber ja nicht ins Buch sehen, (?) sondern ihr müßt es ganz auswendig schreiben. Wenn ihr

damit fertig seid, dann leset es wieder leise von eurer Tafel ab und seht, ob ihr es auch richtig gemacht habt. Nach diesem vergleicht es nochmal mit dem im Buch und erst, wenn ihr ganz gewiß seid, daß es richtig abgeschrieben ist, dann geht zum nächsten Wort, aber ja nicht vorher. So, wie bei dem ersten Wort, so macht es auch mit jedem andern.

Dies ist ungefähr der Inhalt meiner Anweisung. Sie mag in andere Worte gefaßt sein, je nach dem Jahrgang des Schülers, den man vor sich hat. Man mache es wiederholt vor, wie es zu machen ist, bis man sicher ist, daß es alle verstanden haben. Nun halte man aber auch streng darauf, daß es von allen Schülern durchgeführt wird und zwar nicht bloß für einige Tage, sondern immer. Es erfordert einen guten Teil Geduld und Ausdauer vonseiten des Lehrers, auch darf man nicht schon Früchte erwarten, nachdem man kaum gesät hat, aber der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Läßt man alsdann die Tafeln in richtiger Weise austauschen und das Geschriebene von den Schülern selber korrigieren, so fügt man damit noch eine weitere gute Übung hinzu.

Wird das Abschreiben in dieser Weise betrieben, so hat man dabei eine gute Lese-Übung und die beste Rechtschreib-Übung.

Wo ist aber die Schönschreib-Übung?

Jeder Lehrer weiß gut genug, daß die Schüler bei allem, was sie nicht unter der besonderen Beaufsichtigung des Lehrers schreiben, leicht in Nachlässigkeit verfallen und statt einer guten Abschrift ein erbärmliches Gesudel liefern. Dem ist verhältnismäßig leicht abzuhelfen. Man nehme von Zeit zu Zeit einen Buchstaben heraus, der besonders schlecht gemacht wird, schreibe ihn an der Wandtafel vor, zeige genau, wie er gemacht werden muß, zeige auch die verkehrten Formen und halte die Schüler an, auf diesen Buchstaben ganz besonders achtzugeben. Häufig lasse ich dann lauter Wörter abschreiben, in denen dieser Buchstabe vorkommt. Auf diese Weise nehme man nach und nach alle Buchstaben durch. Ich bin überzeugt, daß eine derartige Schönschreib-Übung noch viel mehr wert ist, als das Abschreiben von den Vorschriften in der Schönschreibstunde, denn dadurch werden die Schüler angehalten, was sie auch immer schreiben, nur schön und gut zu schreiben.

Nun mag der eine oder andere Lehrer denken, daß ein solches Verfahren ja recht gut sein möchte, daß es aber zu viel Zeit des Lehrers in Anspruch nehme. Darauf möchte ich erwidern, daß sich die wenigen Minuten, die man täglich darauf verwendet, reichlich bezahlt machen und daß diese Zeit in anderer Weise wieder eingebracht wird. Überdies hat dann der Lehrer ein Mittel an der Hand, womit er seine Kinder in wirklich nützlicher Weise beschäftigen kann und er ist nicht mehr genötigt, zum nächsten besten Mittel zu greifen, um nur die Kinder wenigstens beschäftigt und ruhig zu halten.*)

*) Es ist hier jedenfalls mehr die Konsequenz des Lehrers, welche die guten Früchte zeitigt, als die Methode. Derselbe Lehrer würde nach einer andern Methode ebenso gute Erfolge erzielen. Siehe Konsequenz und Liebe. Anm. des Hlfs.-Red.

Achtung gegen die Schule.

In den 50er Jahren schrieb Dr. P. Kellner, Regierungs- und Schulrat in seinen Aphorismen: „Die vielgehörte Klage, daß sich das Volk nicht genügend für die Schule interessiere und dieser nur ungern Opfer bringe, ist keineswegs aus der Luft gegriffen. Es giebt in den Landen, wo die deutsche Zunge klingt, noch immer Gemeinden, welche, wenn es ihnen frei stände, nach Belieben zu schalten, keinen Augenblick zögern würden, ihre Schule eingehen zu lassen um sich damit von einem Institut zu befreien, welches sie als eine unnötige Last ansehen. (Gerade wie mit unsern Gemeindeschulen! Anm. der Hülfsred.)

Der Handwerker, welcher durch die Schule dahin gekommen ist, daß er sich seine Rechnungen, Quittungen, Geschäftsbriefe u. s. w. selber schreiben und Ausgabe und Einnahme in sauberem Contobuch berechnen kann, wird vom Unterricht schon anders denken. Der Bauer, welcher wegen seiner aus der Schule mitgebrachten Schreib- und Lesefertigkeit zum Gemeindevorsteher gewählt wird, kann ebenfalls die Schule nicht verachten. Wir dürfen uns über eine Hauptursache, weshalb die Volksschule vom Volke oft nur unzureichend gewürdigt wird, nicht täuschen, sollte die Erkenntnis auch keineswegs der Eitelkeit schmeicheln. —

Laßt uns mit entschiedenem Ernste, mit Besonnenheit, Eifer und zweckmäßiger Methode dahin wirken, daß die Volksschule dem Volke wahrhaft diene, daß sie dem Volksleben Nutzen bringe und den Volksbedürfnisse entspreche; dann wird nach wenigen Jahrzehnten auch die Stimmung des Volkes gegen seine Schulen eine wesentlich andere sein! So lange es aber noch Schulen giebt, aus denen Kinder in die Welt entlassen werden ohne eine andere Mitgabe, als etwas mechanische Lesefertigkeit; so lange es noch Lehrer giebt, die den Schreibunterricht nur ein Ab- und Nachschreiben sein lassen und nicht zum Gedankenschreiben erheben; so lange das Rechnen nicht ein Denkrechnen mit Beziehung auf's praktische Leben ist; so lange wird auch das Volk gegen seine Schulen gleichgültig bleiben.

Darin sind wir alle einig, daß ein gebildetes Volk unmöglich die Schule verachten kann. Wohlan denn: die Schule wirke für die Bildung des Volkes, und das Volk wird mit der Anerkennung nicht zurückbleiben. (Auch auf unsere Gemeindeschulen anzuwenden.) Daß die Bildung eines Volkes und das Streben der Volksschule jedoch nicht blos mit der Gewöhnung zum vernünftigen Lesen, selbstthätigen Schreiben und Denkrechnen abgeschlossen ist, sondern daß noch ein tieferer Grund gelegt werden müsse, bedarf hier keiner weiteren Erörterung. Ich verweise auf Ephes. 4, 14—16, denn da ist mehr gesagt, als man in einem Tage ausdenken kann."

Wenn man es auch bezweifeln darf, ob Mütter „Lehrerinnen" sein sollen, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß sie die ersten Erzieher sein müssen. Kellner.

Kirchliche Rundschau.

Eine neue „Allgemeine evangelisch-lutherische Synode“ hat sich durch Zusammenschluß der luth. Synode von Wiskonsin, Minnesota und Michigan gebildet. In ihrer Art der Benennung und in ihrem Bekenntnis erscheint sie vollkommen orthodox; sie bekennt sich zu den kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments und zur Konkordien formel.

Die Allgemeine Synode versammelt sich alle zwei Jahre. Wiskonsin ist zur Hälfte der 120 Delegaten, Minnesota zu einem Drittel und Michigan zu einem Sechstel derselben berechtigt. Unter den Delegaten ist das Laienelement ebenso stark vertreten wie die Pastoren.

Unter der Leitung der Allgemeinen Synode steht alle Mission. Sie verfügt über alle dabei zur Verwendung kommenden Gelder und erwählt für die Mission einen Superintendenten. Der Betrieb der inneren Mission liegt zunächst in den Händen der einzelnen Distriktssynoden, während der Betrieb der äußeren Mission der allgemeinen Synode verbleibt.

Als weitere Aufgaben der Allgemeinen Synode werden genannt: die Herausgabe eines gemeinsamen Kirchenblattes, einer theologischen Zeitschrift, einer Schulzeitung und eines Kalenders, sowie von Büchern zum kirchlichen und zum Schulgebrauch.

Bei der gemeinsamen Versammlung der drei Synoden wurde der Grund zu einem neuen Seminar der Wiskonsin-Synode gelegt. Dasselbe wird in Wauwatosa bei Milwaukee erbaut werden.

Die Präsidentenwahl ist zwar kein kirchliches Ereignis, aber der kirchliche Beigeschmack, den sie immerhin hat, ist überraschend schnell zu Tage getreten. Der neuerwählte Präsident wurde am Abend des 16. Novembers zu einer Gesellschaft eingeladen, die zu Ehren der Konferenz der Erzbischöfe in New York versammelt war, und hat natürlich dieser Einladung auch Folge geleistet. Es wird wohl nicht behauptet werden können, daß die Sache nur eine bedeutungslose Höflichkeit gewesen sei.

Die betr. Konferenz hat im Palaste des Erzbischofs Corrigan stattgefunden und hat für gut oder (in der Kirchensprache geredet) „opportun“ erachtet folgende beiden Beschlüsse als das Resultat ihrer Beratungen zu veröffentlichen:

„1. Die Errichtung katholischer Kirchenschulen zu fördern, damit mehr und womöglich alle unsere katholischen Kinder darin Aufnahme finden können, nach dem Erlaß des dritten Plenar-Conzils in Baltimore und den Entscheidungen des Heiligen Stuhles.

2. Für die Kinder, welche jetzt nicht katholische Schulen besuchen, sollte durch Sonntagschulen und durch Unterricht an anderen Tagen, sowie durch Aufforderung an die Eltern gesorgt werden, ihre Kinder zu Hause die christlichen Glaubenssätze zu lehren. Diese Sonntag- und Alltagschulen sollen unter strenger Aufsicht der Geistlichkeit stehen, welche durch Laienlehrer, oder womöglich durch Mitglieder kirchlicher Schulorden unterstützt werden.“

Da auch ein päpstlicher Legat, der Erzbischof Satolli, zugegen war, so ist wohl anzunehmen, daß außer diesen beiden sehr zahmen Beschlüssen noch andere Dinge besprochen wurden. Wenn die uns vorliegenden Berichte richtig sind, so soll der päpstliche Legat namentlich auf Mäßigung und Vorsicht gedrungen haben. Das mag vielleicht nötig gewesen sein, denn auf einen so durchgreifenden Sieg der Demokratie hatte im Grunde Niemand gerechnet.

Die N. Y. Mail and Express hilft mit weiteren Angaben über diese Konferenz der Erzbischöfe aus. Wie weit die Angaben richtig sind, läßt sich natürlich nicht sagen. Mindestens sind sie sehr wahrscheinlich. Es heißt da u. a.: „An demselben Tage [16. Nov.] kam eine Depesche aus Rom, welche mitteilt, daß der Vatikan, sobald Cleveland sein Amt angetreten habe, mit unserer Regierung bezüglich eines päpstlichen Nuntius unterhandeln wolle. .... Wie wir [d. h. Mail and Express] schon früher berichtet

haben, sandte Rev. Stephan, Direktor des Büreau der römisch-katholischen Indianermission, ein geheimes Pamphlet an die römisch-katholische Geistlichkeit dieses Landes, worin er schwere Anklagen gegen Präsident Harrison erhob und die Priester aufforderte, alle Hebel für Clevelands Erwählung in Bewegung zu setzen........ Das Konklave der Erzbischöfe in New York hat Vorkehrungen getroffen, daß nach dem 4. März an die Stelle des Indianerkommissärs Morgan, ein Jesuit treten wird. Sie werden beim Kongreß um eine Verwilligung zur Unterstützung der römisch-katholischen Universität in Washington nachsuchen. Sie werden auf eine Controlle des amerikanischen Schulwesens hinsteuern, und überhaupt der Zügel der Bundes- und Staatsregierungen sich zu bemächtigen suchen."

Das Allgemeine Missionskomite der bischöflichen Methodistenkirche war vom 9. bis 14. November in Baltimore versammelt. In den Händen dieses Komites liegen alle Mittel, die zur Ausbreitung der amerikanischen bischöflichen Methodistenkirche zur Verwendung kommen. Dieses Komite besteht aus über fünfzig Gliedern. Zu denselben gehören die Bischöfe, die Hauptbeamten der Missionsgesellschaft, vierzehn Repräsentanten der Generalkonferenz-Distrikte und ebensoviele Repräsentanten des Verwaltungsrates der Missionsgesellschaft. Die Summe der verwilligten Gelder belief sich auf $1,275,000. Die Einnahmen dieser Kirche für Missionszwecke sind in den letzten zehn Jahren von $750,000 auf etwas mehr als $1,250,000 gestiegen, also ein durchschnittliches, jährliches Wachstum von etwa $50,000. Das Verhältnis der Bewilligungen war 55 Prozent für auswärtige und 45 Prozent für einheimische Mission. Der Unterschied dieser Bezeichnungen ist freilich nur ein geographischer und daher kommt es, daß Deutschland, die Schweiz, Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland und Petersburgh in einer Reihe zwischen China und Indien kommen. Für dieses Komite scheidet sich, wie es scheint, die ganze Menschheit in Methodischen und Nicht-Methodisten und da ist es nun ziemlich gleichgiltig, ob der Nichtmethodist ein heidnischer Chinese, ein römischer Katholik oder ein evangelischer Christ ist. Es handelt sich eben um Ausbreitung der bischöflichen Methodistenkirche.

Es ist natürlich sehr leicht begreiflich, wenn manche Christen Europas in dieser Einreihung aller Nichtamerikanischen Missionen in eine Linie eine empörende Demütigung sehen, und es einfach nicht glauben, wenn ihnen vonseiten des Methodismus versichert wird, man wolle gemeinsam mit andern christlichen Kirchen am Bau des Reiches Gottes arbeiten, und wenn sie dann die Wirksamkeit des Methodismus nicht als eine Mitarbeit, sondern als einen Angriff ansehen und sich demgemäß verhalten.

Die Mission der bischöfl. Methodistenkirche hat außerdem noch das Eigentümliche, daß sie vorzugsweise unter Kulturvölkern arbeitet. China und Indien sind ihre hauptsächlichen Felder; für das erstere wurden $125,000, für das zweite $127,000 und für Japan $66,000 bewilligt, während die ganze Summe der auf Afrika verwendeten Mittel $6420 beträgt.

Die einheimische Mission wird nach Sprachen geteilt in 1. walliser, 2. skandinavische, 3. deutsche, 4. französische, 5. spanische, 6. chinesische, 7. japanesische, 8. böhmische und ungarische, 9. portugiesische, 10. indianische und 11. englische Mission.

Für die deutsche Mission in den Vereinigten-Staaten wurde im ganzen $52,750 bewilligt. Die höchsten Bewilligungen waren für die östliche und westliche Deutsche Konferenz nämlich je $7000. Der östlichen Konferenz wurde — wie berichtet wird — diese Summe um so lieber gewährt, als das Verhältnis ihrer Missionsbeiträge zur Zahl ihrer Glieder, sie an die Spitze der 115 Konferenzen der bischöflichen Methodistenkirche stellt.

Am Abend des 10. November fand eine Feier zu Ehren des Missionskomites statt. Bei derselben sprach der phantasiereiche McCabe davon, was er thun würde, wenn jedes Glied der bischöflichen Methodistenkirche nur einen Cent per Tag für die Mission gäbe. „Ich würde," sagte er, „den Great Eastern von England kommen lassen und auf diesem großen Dampfer (derselbe soll nach anderweitigen Nachrichten schon vor einiger Zeit auf Abbruch verkauft worden sein. D. R.) gleich 2000 Missionare an der Pacific-Küste einschiffen und sie in Japan, Korea und China ausladen. Dann würde ich zurückkehren

und noch einmal 2000 Missionare holen und sie nach Indien bringen. Zum dritten Mal würde ich eine Missions-Expedition dieser Art unternehmen und wiederum 2000 Missionare nach Asien bringen. Ja, auch dann hätte ich genug Geld übrig, um zurückzukehren und eine Schiffsladung von 2000 weiteren Missionaren nach den auswärtigen Missionsfeldern unserer Kirche zu bringen. Das gäbe eine Verstärkung von 8000 Missionaren für unser auswärtiges Missionswerk in einem Jahre. Aber meine Kasse wäre noch nicht erschöpft. Ich hätte genug übrig um in jedem Staat dieser Union eine Hochschule nach dem Muster dieser prächtigen Töchterschule in Baltimore zu pflanzen. Auch dann wäre mein Kassenbestand noch nicht aus. Dann würde ich jedem altersschwachen Methodistenprediger $600 in die Hand drücken und ihm sagen: ‚So, nun, du alter, treuer Knecht des Herrn, mache dir es so bequem wie du nur kannst während der nächsten zwölf Monate.‘ Und dann? — und dann? — Ja, dann hätte ich noch $675,000 an Hand und wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte.“

Einesteils war es wohl gut, daß McCabe hier von seiner Phantasie sitzen gelassen und nicht auf einen Punkt geführt wurde, der zwei Tage vorher berührt worden war. „Dr. Buckley“ (heißt es in dem Bericht darüber) „wies hin auf die berüchtigte Weckung eines Missionsgeistes unter den Hochschulen dieses Landes, wovon vor Kurzem so viel geredet und geschrieben wurde. (Sogar in sonst sehr besonnenen auswärtigen Blättern wurde das als ein nachahmungswertes Vorbild hingestellt. D. R.) Etwa 1,300 Studenten sollen sich bereit erklärt haben, in den auswärtigen Missionsdienst zu treten. Es habe sich aber herausgestellt, daß die meisten dieser Kandidaten nicht von dem rechten Missionsgeist beseelt waren, sondern mehr von dem Wunsch, die Vorteile einer mehrjährigen Residenz in diesen fernen Ländern mit gesichertem Gehalt zu genießen. So citiert er auch die Thatsache, daß unter den Kandidaten, die sich Bischof Thoburn meldeten, nur fünf Prozent von ihm als brauchbar gefunden wurden.

Derselbe Dr. Buckley war und redete auch bei dieser Feier. Sein Thema war: „Die Pflicht der Kirche gegenüber den ungeretteten Massen.“ „Er verwehrte sich zunächst gegen die Folgerung aus dem Wortlaut des Themas, daß die ungeretteten Leute alle außerhalb der Kirche seien. Die außen stehenden Ungeretteten teilte er in folgende Klassen ein: 1. Paupers. 2. Tramps. 3. Verbrecher. 4. Bedürftige, welche er auf ein Fünfzehntel der ganzen Bevölkerung schätzte. 5. Irreligiöse Leute, welche gleichgültig gegen die Kirchen sind, ein Viertel der Bevölkerung. 6. Gebildete Ungläubige, Spiritisten und andere Schwarmgeister. Um diese erfolgreicher zu erreichen, machte er geltend: 1. daß der Methodismus seine öffentlichen Gottesdienste anziehender machen müsse, ohne zu sensationellen Mitteln zu greifen; 2. daß unsere Glieder mehr Missionsgeist haben müssen, der sie antreibt, die Ungeretteten persönlich aufzusuchen und mit ihnen zu reden; 3. daß die Kirche ihre Aufmerksamkeit nicht auf ihre eigenen Glieder beschränken dürfe, sondern ihren Einfluß auf die Außenwelt fühlbar machen sollte.“

Ein Ketzerprozeß hat am Montag den 14. Nov. in Cincinnati seinen Anfang genommen. Der Angeklagte ist Henry Preserved Smith Pastor der Presbyterischen Kirche und Professor der hebräischen Sprache am Lane-Seminar in Cincinnati. Das Presbyterium von Cincinnati, das bei diesem Prozeß als erste Instanz gilt, besteht aus etwa 70 Personen. Das Resultat der Klage in der ersten Instanz läßt sich schon etwas voraussehen, indem einige Abstimmungen bei Constituierung der Versammlung ergaben, daß etwa drei Fünftel der Versammlung auf seiten der Ankläger stehen.

Die Anklagen umfassen nach dem Bericht der Reformierten Kirchenzeitung drei Hauptpunkte und sind im wesentlichen folgendermaßen formuliert

„1. Die Presbyterische Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika klagt Pastor Henry P. Smith, D. D., an, daß er in zwei Artikeln des “New York Evangelist” (10. März und 8. April 1892) lehrt, ein Prediger dieser Kirche möge die wesentlichen Punkte des Lehrsystems seiner Kirche, das er zur Zeit seiner Ordination annahm annerkannte, aufgeben und dennoch rechtmäßig seine Stellung in genannter Kirche beibehalten. 2. Die Kirche klagt Prof. Smith an, daß er in einem Pamphlet “Biblical

Scholarship and Inspiration" lehrt, der heilige Geist habe die inspirirten Schreiber in ihren Abfassungen der heiligen Schrift nicht in dem Grade beherrscht, daß ihre Äußerungen absolut wahrhaftig, d. i. irrtumlos sind. 3. Die Kirche klagt Prof. Smith an, daß er in demselben Pamphlet die heilige Schrift zwar als inspiriert und als unfehlbare Richtschnur des Glaubens und Lebens anerkenne, daß er aber thatsächlich die Inspiration leugne in dem Sinne, wie die heilige Schrift selber und das Glaubensbekenntnis lehrt. Diese drei Hauptanklagen werden dann noch des näheren begründet und erläutert durch eine Anzahl von Spezifikationen, worin unter anderm Prof. Smith der Behauptung angeklagt wird, daß der Verfasser der Bücher der Chronika sich geschichtlicher Irrtümer schuldig gemacht habe; daß geschichtliche Irrtümer, wiewohl in geringerem Grade, sie auch im Neuen Testament fänden; daß die Erfahrungen der Psalmisten, wie sie in ihren Gesängen uns vorliegen, nicht ohne weiteres als der Sinn des Heiligen Geistes, ohne jeden moralischen Defekt, aufzufassen seien, sondern als die Erfahrungen unvollkommener und fehlbarer, obwohl frommer Männer. Daß die letzten 27 Kapitel in dem Buche Jesaias unrichtigerweise dem Jesaias zugeschrieben werden u. s. w. Im ganzen sind es 18 Spezifikationen, die aber vielfach im Wesentlichen dasselbe sagen, sich wenigstens enge berühren."

Bezüglich des ersten Punktes der Anklage ist man allerdings versucht zu fragen, wie ein vernünftiger Mensch überhaupt im Stande sein könne eine so unsinnige Behauptung aufzustellen. Die Antwort auf jene Anklage lautet aber:

„Weder in diesem Artikel, noch irgendwo, habe ich die Behauptung aufgestellt, daß daß ein Prediger wesentliche Punkte des Lehrsystems seiner Kirche, das er seit seiner Ordination angenommen und anerkannt hat, verlassen und rechtmäßig seine Stelle in genannter Kirche beibehalten möge."

Die Ankläger werden also entweder die betreffende Stelle aufzuweisen haben, oder, wenn sie das nicht können, so werden sie den Vorwurf hinnehmen müssen, daß es nicht die Aufstellungen des Angeklagten sondern ihre eigenen Unterstellungen waren, auf welche sich ihre Klage stützte.

Was die übrigen Anklagepunkte betrifft, so gehen sie soweit, daß überhaupt auf dem Boden einer solchen Orthodoxie, wie sie nach den Anklagen sein müßte, irgend welche theologische Arbeit eben so unmöglich, wie unnötig wäre. Nach der Anklage wird nicht blos Anerkennung der heil. Schrift gefordert, sondern auch noch die Anerkennung gewisser Sätze, die wohl im Ganzen einer Inspirationstheorie als Konsequenzen derselben erscheinen können und durch ihre Stellung dort sich rechtfertigen mögen, aber ohne die betreffende theoretische Unterlage in der Luft stehen. Namentlich mittelst der Formulierung des dritten Anklagepunktes kann man jeden wegen Ketzerei verdammen denn er mag lehren wie er will; es läßt sich immer wieder ein Satz finden, wodurch er überboten wird und es gehört gar keine Kunst, sondern nur eine gewisse Dreistigkeit dazu zu behaupten, daß die Nichtanerkennung einer solchen Konsequenz die thatsächliche Leugnung des anerkannten Dogmas sei. Daß man damit wieder auf der Grundlage der Inquisition des Mittelalters steht, sollte wenigstens einem Presbyterium, das in solcher Sache zu richten hat, nicht unbekannt sein.

Ueber den Gang der Sache im allgemeinen berichtet die reformierte Kirchenzeitung: Prof. Smiths Antwort auf die erhobenen Anklagen kann, abgesehen von der Richtigkeit oder Verwerflichkeit seiner Ansichten, kaum anders als ein Meisterstück theologischer Gelehrsamkeit und dialektischer Schärfe bezeichnet werden. Mit bewundernswerther Sicherheit und Sachlichkeit greift er in das gegen ihn vorgebrachte Material hinein (beiläufig ein Pamphlet von 30 Druckseiten) kondensirt, zerpflückt, sichtet, scheidet aus, erläutert nach dem Grundtext die etwa 70 gegen ihn in's Feld geführten Schriftstellen, und läßt seine Verteidigung darauf hinauslaufen, daß seine Lehre in keinerlei Weise weder der Heiligen Schrift noch dem Glaubensbekenntnis der Presbyterianer Kirche widerspreche.

Während aller Verhandlungen zeigte Prof. Smith eine merkwürdige Besonnenheit, Klarheit und Liebenswürdigkeit, die ihn in den peinlichsten Augenblicken nicht verläßt

und ihm die Achtung der großen Zuhörerschaft geradezu abzwingt. Als er seine Verteidigung geendet hatte, waren wohl nur wenige, die sich dem tiefen Eindruck derselben entziehen konnten.

Dem vom Presbyterium ernannten Prosekutions-Ausschuß, bestehend aus den Pastoren Wm. McKibbin D. D., Thomas D. Lowe und dem Ältesten D. H. Shields, fiel nun die Aufgabe zu, dem Angeklagten zu erwiedern, resp. seine Beweisführung zu entkräften. Der erste Redner, Dr. McKibbin, laborierte, wie er selber andeutete, unter der Schwierigkeit, daß er sein Manuskript bereits ausgearbeitet hatte, ehe Dr. Smith seine Erwiederung gegeben hatte. Infolgedessen waren seine Argumente weniger eine Entkräftigung des von Dr. Smith Gesagten, als eine Wiederholung des vom Prosekutionsausschuß eingenommenen Standpunktes unter Herbeiziehung neuen Beweismaterials aus der Schrift und dem Glaubensbekenntnis.

Sein Kollege, Pastor Thomas D. Lowe, folgte in einer ebenfalls mehrstündigen Rede und stellte richtig fest, daß es sich in der Hauptsache um die Alternative handle, ob Dr. Smith recht habe mit der Lehre: „Das Wort Gottes ist enthalten in der heil. Schrift," oder ob der Standpunkt des Prosekutionsausschusses der rechte sei: „Jeder Satz und jedes Wort der Bibel ist das Wort Gottes." Die Lehre des Glaubensbekenntnisses und der Bibel selber sei in diesem Falle identisch mit der des Prosekutionsausschusses. Mit andern Worten, Dr. Smith lehre: "The Scriptures breathe God," während die Presbyterianer Kirche auf Grund der Bibel halte: "God breathes the Scriptures," Besonders betonte Pastor Lowe die Gefährlichkeit der vom Angeklagten vertretenen theologischen Richtung, die einer Fundamentallehre der Kirche zuwiderlaufe. Er schloß mit der Ermahnung, die Glieder des Presbyteriums möchten im Auge behalten, daß es zunächst gelte, nicht die Schuld des Angeklagten festzustellen, sondern zu entscheiden, ob die Anklage, wenn begründet, einen groben Verstoß gegen das presbyterianische Glaubensbekenntnis in sich schließe.

Der Mann hat durch seine Anklagerede wenigstens das bewiesen, daß er zum Inquisitor brauchbar ist; und zwar um so mehr als er, wie seine Rede — wenn sie richtig wiedergegeben ist — beweist von den Problemen, um die es sich handelt kein Verständnis hat. Daß die Lehre der Bibel selber mit der Lehre des Prosekutionsausschusses identisch sei, zeugt von der nötigen Dreistigkeit, wie denn auch schließlich die Schuld des Angeklagten als eine ausgemachte Sache hergestellt wird, ehe überhaupt eine Entscheidung erfolgt ist ja noch ehe die Verhandlungen darüber abgeschlossen sind.

„Dr. Smith erhielt Gelegenheit zur Erwiderung. Er beschwerte sich zunächst, daß der Prosekutionsausschuß nach seiner Meinung grade das zu thun scheine, wovor soeben das Presbyterium gewarnt sei, nämlich daß man seine Schuld zu demonstriren suche, während der Prozeß noch gar nicht an diesem Punkte angelangt sei. Er war kaum über die Einleitung seiner Erwiderung hinaus, als Vertagung eintrat."

Berichtigung. In dem Protokoll der 20. Jahres-Konferenz des deutsch. evang. Lehrer-Vereins von Nord-Amerika ist die Disposition zu der vom Herrn P. Jul. Kircher in Chicago gehaltenen Predigt nicht ganz korrekt wiedergegeben und auf Wunsch des Herrn P. Kircher erfolgt hier die Berichtigung:

Der Predigttext war also Matth. 18, 1—11. Die drei Forderungen, welche auf Grund dieser Worte an den Erzieher gestellt wurden, waren:

1. Daß er achte auf das Ziel, das Himmelreich, dem er die Jugend entgegenführen soll. 2. Daß er achte auf die ganze Schaar und keines derselben gering achte oder gar verachte. 3. Daß er achte auf sein eigen Herz, ob er zu solcher Führung geschickt sei. H. Thoms, Sekr.